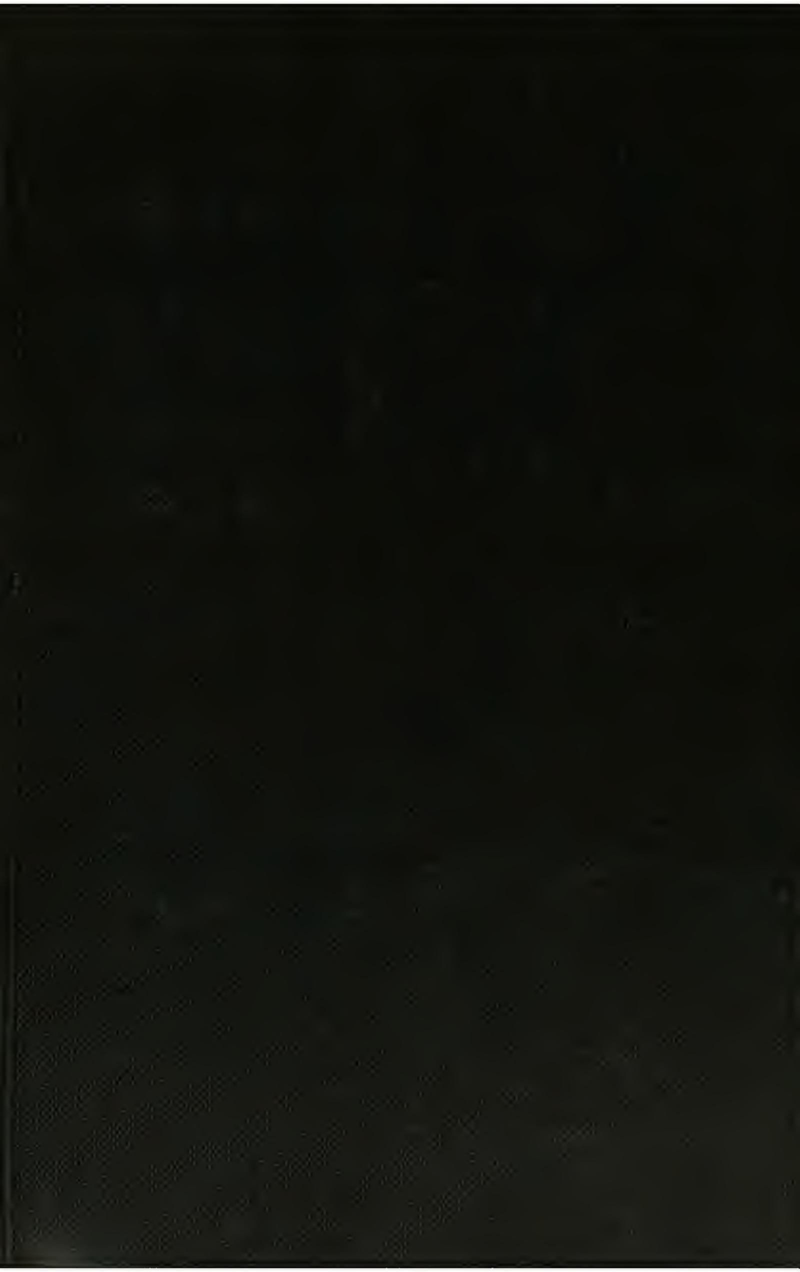
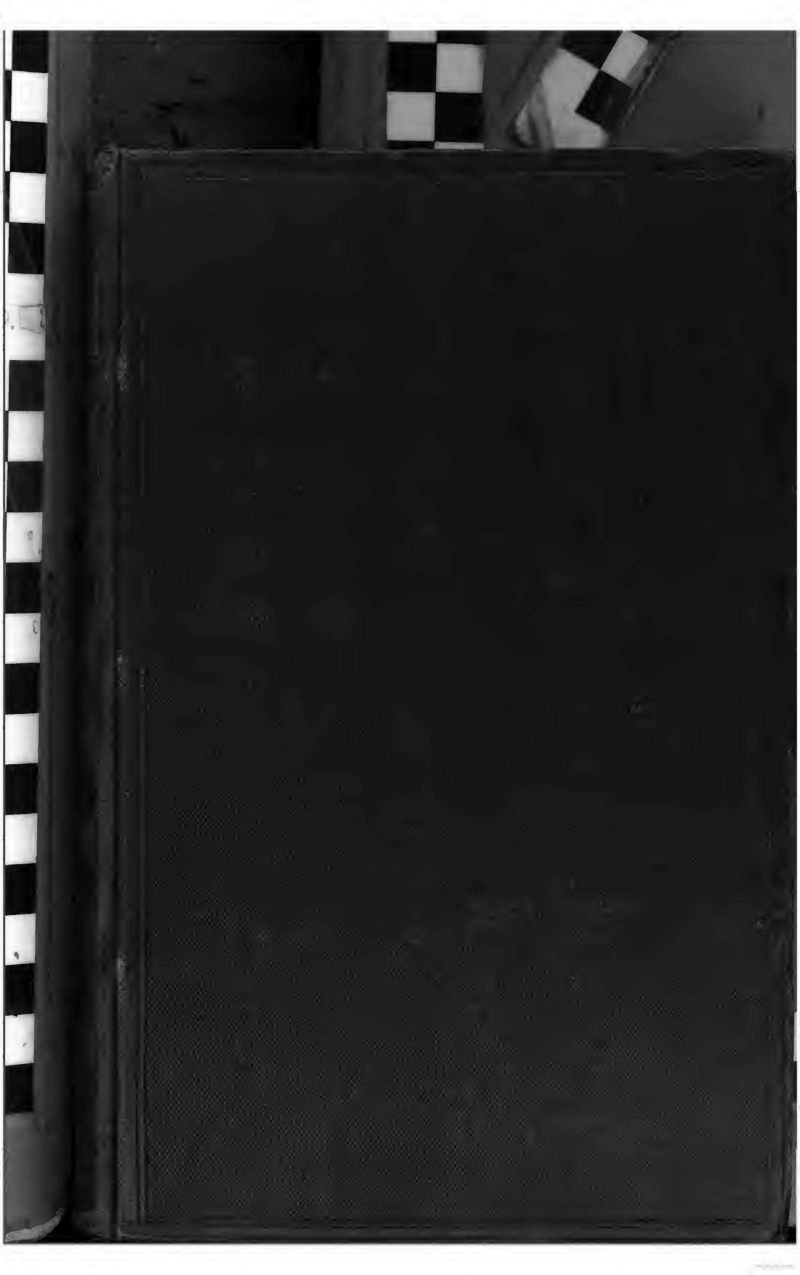




UNIVE
ITY OF WISCONSIN
LIBRARY

MAR 19 1964

Digitized by Google

Inhaltsangabe: [illegible]

Cap I Die ökonom. Wissenschaft
§1 Der Gegensatz d. Thatsache und d. Rechts in der Ökonomie der Gesellschaft
57. §2 Unzulänglichkeit d. Theorien u. Kritiken

Cap II Der Werth.
77. §I Der Gegensatz des Nutz- u. Tauschwerths
96. §II Feststellung d. Werths: Definition des Reichthums
112. §III Anwendung des Gesetzes von der Verhältnißmäßigkeit des Werths
Cap III Die Entwicklungsstufen der Ökonomie 1 Epoche
133. Die Theilung der Arbeit
135. §I Widerstreitende Wirkungen des Princips der Theilung
147 §II Die Ohnmacht der Palliativmittel. Blanqui, Dunoyer, Chevalier, Rossi, Passy
171 Cap III Die 2te Epoche. Die Maschinen.
172. §I Die Rolle der Maschinen in ihrer Beziehung zur Freiheit
186 §II Der Widerspruch der Maschinen — Ursprung des Kapitals.
206 §III Die Schutzmittel gegen den verderblichen Einfluß der Maschinen
218 Cap V dritte Epoche. Die Konkurrenz
219 §I Nothwendigkeit der Konkurrenz
238 §II Zerstörende Wirkung der Konkurrenz. Sie vernichtet die Freiheit
257 §III Die Mittel gegen die Konkurrenz
271 Cap VI Die vierte Epoche. Das Monopol.
272 §I Nothwendigkeit des Monopols.
291 §II Verderblichkeit des Monopols
316 Cap VII fünfte Epoche. Die Polizei oder die Steuer
318 §I Synthetische Idee der Steuer. Ausgangspunkt u. Entwicklung dieser Idee
328 §II Die Antinomie der Steuer
343 §III Verderbliche u. unvermeidliche Folgen der Steuer
388 Cap VIII Von der Verantwortlichkeit des Menschen und Gottes unter dem Gesetz des Widerspruchs, oder die Lösung des Problems der Vorsehung
394 §I Die Schuldhaftigkeit des Menschen. Darstellung des Mythus vom Sündenfall
422 §II Der Mythus von der Vorsehung — der Rückschritt Gottes

Die Widersprüche

der National-Oekonomie

oder

die Philosophie der Noth

von

P. J. Proudhon.

Deutsch

von

Wilhelm Jordan.

Destruam et aedificabo.
(Deuteron. c. 32.)

Erster Theil.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1847.

Digitized by Google

1410507

HB
163
.P965
1-2

Einleitung.

Bevor ich auf den eigentlichen Gegenstand dieser neuen Denkschrift eingehe, finde ich es nothwendig, Rechenschaft zu geben von einer Hypothese, die dem Leser wahrscheinlich befremdend vorkommen wird, ohne die es mir aber unmöglich ist, vorzuschreiten und mich verständlich zu machen. Ich meine die Hypothese eines Gottes.

Gott zu einer blosen Annahme machen, wird man mir erwidern, heißt ihn leugnen. Warum behauptest Du nicht sein Dasein mit Bestimmtheit?

Ist es **meine** Schuld, wenn der Glaube an die Gottheit zu einer verdächtigen Ansicht geworden ist? wenn die blose Vermuthung eines höchsten Wesens schon für ein Zeichen schwachen Geistes gilt und von allen philosophischen Nirgendheims dies das einzige ist, was die Welt nicht mehr duldet?[1]) Ist es meine Schuld, wenn sich unter diesem heiligen Aushängeschild überall Heuchelei und Schwachköpfigkeit verbergen?

Nimmt irgend ein Gelehrter eine im Weltall waltende unbekannte Kraft an, deren Zuge Sonnen und Atome folgen, und aus der die Bewegung des ganzen Räderwerks entspringe, so gilt diese durchaus noch dahinstehende Annahme für ganz natürlich und findet Anklang und Ermuthigung. Ich nenne nur die Hypothese von der allgemeinen Schwere, welche sich niemals wird zur Gewißheit dar-

1) ?¿ Anmerk. d. Uebers. ins Deutsche.

thun lassen, die aber dennoch den Ruhm ihres Entdeckers begründet hat.

Nehme ich dagegen mit aller erdenklichen Zurückhaltung die Einwirkung eines Gottes an, um den Verlauf der menschlichen Dinge zu erklären, so kann ich überzeugt sein, den Ernst der Wissenschaft aufzubringen und alle strengen Ohren zu beleidigen, weil die Frömmelei unserer Zeit die Vorsehung zu sehr in Mißcredit gebracht und das Marktschreierwesen aller Talare kraft dieses Dogmas, oder Fiction wenn man will, zu viele Gauklerstückchen ins Werk setzt. Ich habe sie gesehn, die Gottesbekenner meiner Zeit, — und die Lästerung schwebte auf meinen Lippen; ich habe geachtet auf den Glauben des Volks, dieses Volks, das Brydaine den besten Freund Gottes nannte, und ich schauderte vor der Leugnung, die mir auf der Zunge lag. Umhergeworfen von entgegengesetzten Gefühlen wandte ich mich an die Vernunft, und diese Vernunft ist es, die mir unter so vielen dogmatischen Gegensätzen gegenwärtig die in Rede stehende Hypothese gebietet. Der Dogmatismus a priori ist mit seinem Gott unfruchtbar geblieben: wer weiß, wohin uns nun die Hypothese führen kann? ...

Ich will also angeben, wie mir, während ich stillen Herzens und fern von jeder Rücksichtsnahme das Geheimniß der gesellschaftlichen Revolutionen studirte, Gott, der große Unbekannte, eine nothwendige Hypothese, d. h. eine unentbehrliche dialektische Formel geworden ist.

I.

Verfolge ich die Gottesidee durch ihre verschiedenen Umgestaltungen, so finde ich, daß diese Idee vor allen Dingen eine sociale ist. Ich meine damit, daß sie bei Weitem mehr eine Glaubensbethätigung des Denkens der Gesammtheit, als die Schöpfung einzelner Personen ist. Es fragt sich nun: wie und bei welcher Gelegenheit erzeugt sich diese Glaubensthat? Es ist von Wichtigkeit dies zu bestimmen.

In sittlicher und geistiger Beziehung unterscheidet sich die Gesellschaft oder der Gesammtmensch besonders durch das Unwillkürliche seiner Thätigkeit, durch das was man sonst Instinkt nennt, von dem Einzelmenschen. Der Einzelmensch gehorcht nur solchen Beweggründen, oder glaubt ihnen wenigstens zu gehorchen, deren er sich vollständig bewußt ist, und gegen die er sich sowol verweigernd als zustimmend zu verhalten die Macht hat; kurz, er erachtet sich für frei, und das um so mehr, je mehr er sein Denkvermögen ausgebildet, je besser er sich unterrichtet weiß. Die Gesellschaft dagegen ist dem Walten gewisser Züge unterworfen, in denen uns auf den ersten Blick nichts Ueberlegtes, Planmäßiges bemerkbar wird, die aber allmälig doch den Schein gewinnen, als würden sie gelenkt von einem höheren außerhalb der Gesellschaft vorhandenen Rath, der sie mit unwiderstehlicher Gewalt einem noch unbekannten Ziel entgegendränge. Die Entstehung der Monarchien und Republiken, die Kastenunterschiede, die richterlichen Einrichtungen u. s. f. sind lauter

Darlegungen dieser Unwillkürlichkeit der Gesellschaft, von der sich bei Weitem leichter die Wirkungen anführen, als das Princip anzeigen oder die Begründung in der Vernunft darlegen läßt. Alle Anstrengungen, selbst Derjenigen, die als Nachfolger eines Bossuet, Vico, Herder und Hegel die Philosophie der Geschichte zu ihrem Vorwurf genommen, haben bisher nur das Ergebniß gehabt, das Walten des vorsehenden Schicksals, das alle Regungen des Menschen leite, zu bestätigen. Und ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die Gesellschaft, bevor sie handelt, es nie unterläßt, ihren Genius anzurufen: als wolle sie sich von oben her gebieten lassen, was ihr unwillkürlicher Trieb bereits beschlossen hat. Das Loosen, die Orakel, Opfer, der Zuruf des Volks, die öffentlichen Gebete sind die gewöhnlichste Form dieser Berathungen nach bereits erfolgter Entscheidung durch die Gesellschaft.

Diese geheimnißvolle, durchaus unmittelbare und so zu sagen supra-socialistische Eigenschaft, die in den Personen wenig oder gar nicht merklich wird, über der Menschheit aber wie ein Eingebungen spendender Geist schwebt, ist die Urthatsache aller Psychologie.

Im Unterschiede von den andern lebenden Wesen, die wie er sowol ihren eigenen Begierden als Einzelthiere, als auch zugleich den Trieben der Gesammtheit, der Gattung unterworfen sind, genießt der Mensch den Vorzug, den Instinkt oder das Fatum, das ihn führt, zu gewahren und zum Gegenstande des eigenen Denkens zu machen. Später werden wir sehen, daß er auch das Vermögen besitzt, die Beschlüsse desselben zu durchschauen und sogar Einfluß auf dieselben auszuüben. Und die erste Neigung des Menschen, der sich hingerissen und durchströmt fühlt von Enthusiasmus (vom göttlichen Hauch) ist die, daß er die unsichtbare Vorsehung anbetet, von welcher er sich abhängig fühlt, und die er Gott[1]), Deus, d. h. Leben, Sein, Geist oder auch noch einfacher Ich nennt, denn alle diese Worte sind in den alten Sprachen gleichlautend und gleichbedeutend.

1) Im Deutschen ist der Begriff des Guten (God) in die Bezeichnung der Gottheit eingedrungen, was bei den alten Sprachen noch nicht der Fall ist.

Anmerk. d. Uebers.

Ich bin Ich, sagt Gott zu Abraham, und unterhandle mit Dir ... Und zu Moses: Ich bin das Sein (eigentlich: der ich sein werde). Du sollst den Kindern Israel sagen: Der Seiende sendet mich an Euch. Diese beiden Worte, Sein und Ich haben in der Ursprache, der religiösesten, welche die Menschen jemals gesprochen, dieselbe Bezeichnung [1]). An andern Stellen, wo Je-hovah sich durch den Mund Mosis zum Gesetzgeber macht, seine Ewigkeit versichert und bei seinem Wesen schwört, sagt er als Eidesformel: Ich; oder mit verdoppeltem Nachdruck: Ich, das Sein. Daher ist denn auch der Gott der Hebräer der persönlichste und eigenmächtigste aller Götter, und keiner drückt die unmittelbare Anschauung der Menschheit schärfer aus als er.

Gott erscheint also dem Menschen als ein Ich, als ein reines und dauerndes Wesen, das sich ihm gegenüberstellt wie ein Monarch seinem Diener und sich bald durch den Mund der Dichter Gesetzgeber und Seher (*μουσα*, *νομος*, numen), bald durch den Zuruf des Volkes (vox populi vox dei) vernehmen läßt. Hiedurch läßt sich u. A. auch erklären, wie es wahre und falsche Orakel geben konnte; ferner, warum Personen, die von ihrer Geburt an abgesperrt wurden, nicht von selbst zu der Gottesidee kommen, während sie dieselbe begierig ergreifen, sobald sie ihnen von der Gesammtseele geboten wird; warum endlich Stämme, die dem Stillstand anheimfallen, wie die Chinesen, sie zuletzt verlieren [2]).

---

1) יהוה, Je-hovah (eigentlich: J'haveh) und in der Zusammensetzung יה, das Sein, Wesen; *Ιαω*, Iou-piter, dass.; היה, er war; *εἶ*, er ist, *εἶναι*, sein, אני, und im Verb. תי, ich; ego, *ἐγω*, ich, i, m-i, me, t-ibi, te und alle persönlichen Fürwörter, in denen der Vokal oder Diphthong i, e, ei, oi die Persönlichkeit im Allgemeinen bezeichnet und die Konsonanten m oder n, s oder t angeben die wievielte Person gemeint ist. Uebrigens möge man diese Analogien immerhin anfechten, ich habe Nichts dagegen, denn in dieser Tiefe ist die Wissenschaft des Philologen Nichts als Nebel und Geheimniß. Worauf es ankommt, und worauf ich hinweise, das ist der Umstand, daß das Lautverhältniß der Namen das metaphysische Ideenverhältniß auszudrücken scheint.

2) Die Chinesen haben in ihren Sagen die Erinnerung an eine Religion bewahrt, die etwa im 5. oder 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bei ihnen zu herrschen aufgehört hätte. (S. Pauthier, Chine, Paris, Didot.) Noch überraschender ist aber der Umstand, daß dies merkwürdige Volk, als ihm seine

Was zunächst die Orakel betrifft, so ist es klar, daß ihre ganze Gewißheit aus dem allgemeinen Bewußtsein herfließt, das sie eingiebt, und in Bezug auf die Gottesidee begreift man leicht, warum die Absperrung und der Stillstand ihr gleich tödtlich sind. Dort bewirkt der Mangel jeder Mittheilung, daß die Seele ganz in Anspruch genommen und wie verschlungen wird von der thierischen Selbstsucht; hier verwandelt der Mangel der Bewegung das gesellschaftliche Leben allmälig in den maschinenhaften Schlendrian der Satzung und scheidet dadurch zuletzt die Idee des Willens und der Vorsehung ganz aus. Merkwürdige Thatsache: der Fortschritt läßt die Religion zu Grunde gehen, aber der Stillstand ebenfalls!

Noch sei bemerkt, daß ich mit der Herleitung der ersten Offenbarung der Gottheit aus dem noch unbestimmten und so zu sagen objectiv gewordenen Bewußtsein einer allgemeinen Vernunft durchaus auch nicht das Mindeste vorweg behauptet haben will in Bezug

---

ursprüngliche Religion abhanden kam, begriffen hat, wie es scheint, daß die Gottheit nichts Anderes ist als das **Gesammt-Ich** des Menschengeschlechts, so daß somit seit mehr denn zweitausend Jahren China mit seinem Volksglauben die äußersten Ergebnisse unserer abendländischen Philosophie errungen haben würde.

„Was der Himmel sieht und hört," heißt es im Tschu-King, „ist nur das, was das Volk sieht und hört. Was das Volk für würdig oder schuldig achtet, belohnt oder bestraft zu werden, das ist das, was der Himmel bestrafen und belohnen will. Es findet eine innige Verbindung Statt zwischen dem Himmel und dem Volke: die das Volk regieren, seien daher aufmerksam und wohlbedacht."

Konfuzius hat denselben Gedanken in anderer Weise ausgedrückt: „Erwirb die Liebe des Volks, und Du erwirbst das Reich; — verliere die Liebe des Volks, und Du verlierst das Reich."

Hier ist also die allgemeine Vernunft, die öffentliche Meinung hingestellt als die Königin der Welt, wie anderwärts die Offenbarung. Noch bestimmter ist der Ta-o-tse-King. In diesem Werke, das nichts Anderes ist als ein erster Versuch zur Kritik der reinen Vernunft, verwechselt der Philosoph La-o-Tseu fortwährend als gleichbedeutend unter dem Namen Ta-o die allgemeine Vernunft und das unendliche Sein. Meiner Meinung nach trägt eben dies beständige Identificiren von Grundideen, die unser religiöses und philosophisches Herkommen so scharf und tief von einander geschieden haben, die ganze Schuld, daß uns das Buch La-o-Tseu so dunkel ist.

auf das Dasein oder Nichtdasein Gottes in der Wirklichkeit. Nehmen wir nämlich an, Gott sei nichts Anderes als der Gesammtinstinkt oder die allgemeine Vernunft, so fragt sich erst: was ist denn nun diese allgemeine Vernunft selbst? Denn die allgemeine Vernunft ist, wie wir in der Folge zeigen werden, nicht gegeben in der Einzelvernunft. Mit andern Worten: die Kenntniß der gesellschaftlichen Gesetze oder die Theorie der Gesammtideen, obgleich herfließend aus den Grundbegriffen der reinen Vernunft, ist gleichwohl eine durchaus auf Erfahrung beruhende und würde nie a priori auf dem Wege der Deduktion, Induktion oder Synthese entdeckt worden sein. Hieraus folgt, daß die allgemeine Vernunft, auf die wir diese Gesetze als ihr eigenes Werk zurückführen, daß die allgemeine Vernunft, welche existirt, denkt, wirkt in einer gesonderten Sphäre und als eine von der reinen Vernunft unterschiedene Wirklichkeit, gleich wie das Weltgebäude, obgleich nach mathematischen Gesetzen geschaffen, dennoch eine von der Mathematik verschiedene Wirklichkeit ist, deren Dasein man aus der bloßen Mathematik nicht hätte herleiten können; — daraus folgt, sage ich, daß die allgemeine Vernunft des modernen Sprachgebrauchs genau das ist, was die Alten Gott genannt haben. Das Wort ist ein anderes geworden: was wissen wir von der Sache [1])?

Verfolgen wir jetzt die Entwickelungsstufen der Gottesidee.

Hat sich das höchste Wesen einmal durch ein erstes mystisches Urtheil gesetzt, so beginnt der Mensch dies Thema sofort durch einen andern Mysticismus, die Analogie, zu verallgemeinern. Gott ist gleichsam erst ein Punkt: alsbald aber wird er die Welt erfüllen.

Eben so wie der Mensch, sobald er sein gesellschaftliches Ich fühlte, seinen Urheber begrüßte; eben so legt er, wenn er in den Thieren, Pflanzen, Quellen, Lufterscheinungen und überhaupt im All Ueberlegung und Absicht entdeckt, erst jedem Gegenstande besonders, dann aber dem Ganzen eine Seele, einen Geist oder Genius

---

1) Ein kritisches Eingehn auf diesen, wie auf mehrere andere wichtige Punkte dieses überaus merkwürdigen Werks, das für die Philosophie in Frankreich nothwendig epochemachend werden muß, behält sich der Uebersetzer für einen andern Ort vor.

bei, der es leitet, indem er dieses gottschaffende Schließen vom höchsten Gipfel der Natur, der Gesellschaft beginnend, abwärts fortsetzt bis zu den niedrigsten Daseinsformen, den unbelebten und unorganischen Dingen. Von seinem Gesammt-Ich also, das er für den obersten Pol der Schöpfung nimmt, bis zum letzten Atom der Materie spannt er daher die Gottesidee aus, das heißt die Idee der Persönlichkeit und Geistigkeit, wie die Genesis uns erzählt, daß Gott selbst den Himmel ausspannte, d. h. wie er den Raum und die Zeit als die enthaltenden Möglichkeiten (capacités) aller Dinge erschuf.

Ohne einen Gott also, den unbeschränkt obersten Erzeuger, würden die Welt und der Mensch nicht vorhanden sein: Das ist das gesellschaftliche Glaubensbekenntniß.

Aber auch Gott — wir müssen diese Stufe überschreiten — auch Gott würde nicht gedacht sein ohne den Menschen, würde ohne ihn gar Nichts sein. Bedarf die Menschheit eines Urhebers, so bedarf Gott, die Götter, nicht minder eines Offenbarers: die Theogonie, die Geschichten des Himmels, der Hölle und ihrer Bewohner, diese Träume des menschlichen Gedankens, sind das Gegenstück der Welt, die manche Philosophen umgekehrt den Traum Gottes genannt haben.

Und welcher Prachtaufwand liegt in dieser theologischen Schöpfung, dem Werke der Gesellschaft! Die Schöpfung des Demiourgos wurde wieder ausgelöscht; der, den wir den Allmächtigen nennen, ward besiegt, und Jahrhunderte lang wurde die bezauberte Einbildungskraft der Sterblichen abgezogen vom Schauspiel der Natur durch die Anschauung der olympischen Herrlichkeiten.

Steigen wir herab aus dieser phantastischen Region: die mitleidslose Vernunft klopft an die Pforte; wir müssen Antwort geben auf ihre verfänglichen Fragen.

Was ist Gott? sagt sie; wo ist er? wie viel ist er? was will er? was kann er? was verspricht er? — Und siehe, vor dem Licht der zerlegenden Forschung verflüchtigen sich alle diese Gottheiten des Himmels, der Erde und der Unterwelt zu einem unkörperlichen, gleichgültigen, regungslosen, unbegreiflichen, unsagbaren Schweißnichtwas, zu einer Vereinigung aller Eigenschaften des Daseins. In der That, der Mensch mag jedem Gegenstande einen

besondern Geist oder Genius beilegen; er mag sich das Weltall denken als regiert von einer einzigen Macht: immer thut er nichts Anderes, als daß er ein unbedingtes, das heißt unmögliches Wesen **unterstellt**, um aus demselben irgend eine Erklärung für Erscheinungen abzuleiten, die er anders für unbegreiflich hält. Mysterium Gottes und der Vernunft! Um den Gegenstand seiner abgöttischen Verehrung immer vernunftgemäßer zu machen, entkleidet ihn der Gläubige nach und nach alles dessen, was ihn wirklich machen könnte; und nach Wunderleistungen von Logik und Genie stellt es sich schließlich heraus, daß die Eigenschaften des Wesens *κατ᾽ ἐξοχην* und die des Nichts genau dieselben sind! Diese Entwickelung ist unvermeidlich und verhängnißvoll: jede Rechtfertigung Gottes (Theodicee) hegt in ihrer Tiefe den Atheismus.

Ich will versuchen diesen Verlauf deutlich zu machen.

Gott, der Schöpfer aller Dinge, ist kaum selbst geschaffen vom Bewußtsein, oder mit andern Worten, kaum haben wir Gott von der Idee des gesellschaftlichen Ichs erhoben zur Idee des Welt-Ichs, so beginnt auch unser Nachdenken ihn wieder zu zerstören, unter dem Vorwande, ihn zu vervollkommnen. Die Gottesidee vervollkommnen! Das theologische Dogma läutern! Der Gedanke war das zweite blendende Trugbild (hallucination) des Menschengeschlechts.

Der Geist der Zerlegung, ein unermüdlicher Satan, der fortwährend fragt und widerspricht, mußte früher oder später nach dem Beweise für das religiöse Dogmengebäude suchen. Nun mag aber der Philosoph die Idee Gottes bestimmen oder sie für unbestimmbar erklären; er mag sie seiner Vernunft annähern oder von ihr entfernen: stets, das behaupte ich, erleidet diese Idee einen Angriff, und da die Spekulation unmöglich stillstehen kann, so muß die Idee Gottes auf die Länge nothwendig verschwinden. Die atheistische Bewegung ist also der zweite Akt im Drama der Theologie, und dieser zweite Akt ist durch den ersten gegeben, wie die Wirkung durch die Ursache. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, singt der Psalmist; aber wir müssen hinzusetzen: Das Zeugniß des Himmels stürzt ihn vom Throne.

So wie nämlich der Mensch die Erscheinungen beobachtet, glaubt er Vermittler zu gewahren zwischen der Natur und Gott: es sind die

Verhältnisse der Zahl, der Form und der Reihenfolge, es sind organische Gesetze, Entwickelungen, Analogien, es ist eine gewisse Miteinander-Verkettung, innerhalb welcher die Darlegungen sich erzeugen oder eine die andere unwandelbar hervorrufen. Er bemerkt sogar, daß in der Entfaltung dieser Gesellschaft, von welcher er einen Theil ausmacht, die Willen der Einzelnen und die Berathungen in Gemeinschaft von einiger Bedeutung sind; und so sagt er sich denn, daß der große Geist nicht unmittelbar und durch sich selbst auf die Welt einwirke; sondern mittelbar durch Triebfedern oder merkliche Organe und in Gemäßheit gewisser Regeln. Indem er dann mit seinem Gedanken die Kettenleiter von Ursachen und Wirkungen emporsteigt, stellt er Gott ganz ans äußerste Ende wie an die Spitze eines Wagebalkens.

„Hoch über allen Himmeln thront der Gott der Himmel," hat ein Dichter gesagt. So ist beim ersten Emporschwung der Theorie das Höchste Wesen beschränkt auf die Ausübung der bewegenden Kraft; er wird zur Feder des Uhrwerks, zum Schlußstein des Gewölbes oder, wenn man mir einen noch gewöhnlicheren Vergleich gestatten will, zum konstitutionellen Fürsten, welcher herrscht, aber nicht regiert, der dem Gesetz Gehorsam gelobt und seine vollziehenden Minister ernennt. Allein benommen von dem Eindruck der Fata Morgana, die ihn verzaubert, sieht der Theist in diesem lächerlichen System nur einen neuen Beweis für die Erhabenheit seines Abgotts, der, seiner Meinung nach, die Weisheit der Menschen zu seinem Ruhme wendet.

Bald aber verlangt der Mensch, nicht zufrieden damit, das Regiment des Ewigen aus einer mehr und mehr gottesmörderischen Ehrfurcht zu begrenzen, dieselbe zu theilen.

Wenn ich ein Geist bin, fährt der Theist fort, ein sinnbegabtes und Ideen bethätigendes Ich, so habe ich auch Antheil am absoluten Dasein. Ich bin frei, bin Schöpfer, unsterblich, Gott gleich. Cogito, ergo sum; ich denke, also bin ich unsterblich: das ist die Schlußreihe, die Uebersetzung des Ego sum qui sum, Ich bin der ich bin: die Philosophie trifft auf Eins zusammen mit der Bibel. Das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele werden vom Bewußtsein in einem und demselben Urtheil gegeben: dort spricht der

Mensch im Namen des Alls, in dessen Schooß er sein Ich verlegt, hier in seinem eigenen Namen, ohne zu bemerken, daß er bei diesem Hin und Her weiter Nichts thut, als sich wiederholen.

Die Unsterblichkeit der Seele ist eine wahrhafte Spaltung der Gottheit und erschien auch, als sie nach einer langen Zwischenzeit zum ersten Male hervortrat, den Gläubigen des althergebrachten Dogmas als eine Ketzerei. Nichts destoweniger sah man sie an als die Vervollständigung der göttlichen Majestät, als das nothwendige Erforderniß der ewigen Güte und Gerechtigkeit. Ohne die Unsterblichkeit der Seele, sagen die Theisten, ist Gott nicht zu begreifen, und darin gleichen sie den politischen Theoretikern, denen eine souveräne Vertretung und durchweg unabsetzbare Beamte wesentliche Bedingungen der Monarchie sind. Aber eben so sehr als die Uebereinstimmung der Lehren eine genaue ist, eben so sehr ist der Widerspruch der Ideen ein schneidender: so wurde bald das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele zum Stein des Anstoßes für die philosophischen Theologen, die sich seit dem Pythagoräischen und Orphischen Zeitalter vergebens abmühen, die göttlichen Eigenschaften in Einklang zu bringen mit der menschlichen Freiheit und die Vernunft mit dem Glauben. Welch' ein Anlaß zum Triumph für die Gottlosen! ...

Aber die Illusion konnte nicht so schnell weichen: das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele war ein Fortschritt gerade deshalb, weil es eine Beschränkung des ungeschaffenen Wesens ist. Nun täuscht sich zwar der menschliche Geist durch die theilweise Erringung der Wahrheit, aber er schreitet nie zurück, und diese Beharrlichkeit auf seinem Gange ist der Beweis seiner Unfehlbarkeit. Wir werden einen neuen Beweis für dieselbe ermitteln.

Indem der Mensch sich Gott ähnlich machte, machte er Gott sich ähnlich: Diese Wechselbeziehung, die man Jahrhunderte lang verdammungswürdig genannt haben würde, war die unsichtbare Triebkraft, welche den neuen Mythus bestimmte.

Im Zeitalter der Patriarchen schloß Gott Bündnisse mit den Menschen; jetzt muß Gott, und zwar um den Vertrag neu zu festigen, Mensch werden. Er nimmt unser Fleisch, unsere Gestalt, unsere Leidenschaften, unsere Freuden und Leiden an, er wird geboren von einem Weibe, er stirbt wie wir. Und nach dieser Er-

niedrigung des Unendlichen behauptet der Mensch dennoch das Ideal seines Gottes vergrößert zu haben, indem er vermittelst einer logischen Umkehrung aus dem, welchen er bisher den Schöpfer genannt, einen Erhalter, einen Erlöser gemacht hat. Noch sagt die Menschheit nicht: Ich bin Gott; nein, eine solche Usurpation wäre ihrer Frömmigkeit noch ein Gräuel; aber sie sagt: Gott ist in mir, Immanu-El, nobiscum Dominus. Und in dem Augenblick, wo die Philosophie mit Stolz, das allgemeine Bewußtsein voll Angst rief: die Götter entfliehen, excedere deos, hatte eine Periode von achtzehn Jahrhunderten glühender Inbrunst und übermenschlichen Glaubens ihren Anfang genommen.

Allein der verhängnißvolle Augenblick naht. Jedes Königthum, das sich beschränken läßt, endigt mit der Demagogie; jede Gottheit, die sich begrenzt (definit) löst sich auf in ein Pandämonium. Die Christusanbetung ist die letzte Stufe dieser langen Entwicklung des menschlichen Gedankens. Die Engel, die Heiligen, die Jungfrauen regieren im Himmel mit Gott, sagt der Katechismus; die bösen Geister und die Verworfenen leben in der Hölle unter ewigen Qualen. Die Gesellschaft in der jenseitigen Welt hat ihre Rechte und ihre Linke: es ist an der Zeit, daß die Gleichung sich vollende, daß diese mystische Hierarchie herniedersteige auf die Erde und sich zeige in ihrer Wirklichkeit.

Wenn Milton schildert, wie das erste Weib, als es sein Spiegelbild im Bach erblickte, vor Liebe die Arme ausbreitete, als wolle es die eigene Gestalt umarmen, so zeichnet er damit Zug für Zug das Menschengeschlecht. — Dieser Gott, den du, o Mensch, anbetest, den du gut, gerecht, allmächtig, allweise, unsterblich und heilig gemacht hast, dieser Gott bist du selbst: dies Ideal von Vollkommenheiten ist dein Bild, gereinigt im Flammenspiegel deines Bewußtseins. Gott, die Natur und der Mensch sind die dreifaltige Gestalt des einen und selben Wesens; der Mensch ist Gott selbst, wie er durch tausend Entwickelungsstufen zum Bewußtsein seiner selbst gelangt; in Jesu Christo hat sich der Mensch als Gott empfunden, und das Christenthum ist in Wahrheit die Religion des Gottmenschen. Es giebt keinen andern Gott als den, welcher von Anbeginn gesagt hat: Ich; es ist kein anderer Gott als **du**.

Das sind die letzten Schlüsse der Philosophie, denn indem sie das Geheimniß der Religion und ihr eigenes entschleiert hat, ist sie selber verschieden.

II.

Es scheint, als müßte damit Alles zu Ende, als müsse das theologische Problem für immer beseitigt sein, sobald die Menschheit aufhört, sich selbst anzubeten und für sich zum Mysterium zu machen. Die Götter sind von dannen gezogen: dem Menschen bleibt weiter Nichts übrig als sich zu langweilen und in seinem Egoismus zu sterben. Welche erschreckende Einöde dehnt sich rings um mich her aus und wühlt sich ein in die Tiefen meiner Seele! Meine Erhebung gleicht der Vernichtung, und seit ich mich zum Gotte gemacht, sehe ich mich nur noch als einen Schatten. Es ist möglich, daß ich immer ein Ich bin, aber es fällt mir gewaltig schwer, mich für das Ununschränkte zu halten; und wenn ich das nicht bin, so bin ich nur die Hälfte einer Idee.

Etwas Philosophie, sagt irgend ein ironischer Denker, entfernt von der Religion; aber viel Philosophie führt zu ihr zurück. — Diese Bemerkung hat eine demüthigende Wahrheit.

Jede Wissenschaft entwickelt sich in drei auf einander folgenden Epochen, die man, wenn man sie vergleicht mit den großen Epochen der Civilisation, die religiöse, die sophistische und die wirklich wissenschaftliche Epoche nennen kann[1]). So bezeichnet die Alchemie die religiöse Epoche der Wissenschaft, welche sich später Chemie nennt, und deren schließliches Lehrgebäude noch nicht gefunden ist, ganz wie die Astrologie die religiöse Periode einer anderen Wissenschaft, der Astronomie, ist.

Nachdem sich die Chemiker sechzig Jahre hindurch lustig gemacht über den Stein der Weisen, wagen sie nun doch, von der

1) Vergl. Auguste Comte, Cours de philosophie positive, und P. J. Proudhon, de la Création de l'ordre dans l'humanité.

Erfahrung geleitet, die Verwandelbarkeit der Körper in einander nicht mehr zu läugnen, während die Astronomen durch die Mechanik des Weltgebäudes dahin gebracht sind, auch eine Organik der Welt zu vermuthen, also gerade Etwas wie die Astrologie. Ob man nun nicht ein Recht hat, nach Art des eben angeführten Philosophen zu sagen, etwas Chemie führe ab vom Stein der Weisen, viel Chemie aber führe zu ihm zurück, und ähnlich, etwas Astronomie mache uns lachen über die Astrologen, viel Astronomie aber an sie glauben? 1)

---

1) Es liegt nicht in meiner Absicht, hier mit Bestimmtheit die Umwandelbarkeit der Stoffe behaupten oder sie als ein zu erstrebendes Ziel der Forschungen bezeichnen zu wollen; noch weniger maße ich mir an zu sagen, welcher Ansicht die Sachverständigen hierüber sein sollen. Ich will nur die Art von Skepticismus andeuten, der in jedem nicht vorweg eingenommenen Sinn die allgemeinsten Schlüsse, oder richtiger, die mit einander unverträglichen Hypothesen der Philosophie der Chemie erzeugt, die ihren Theorien zur Unterlage dienen. Die Chemie ist wahrhaftig die Verzweiflung der Vernunft: überall streift sie ans Phantastische, und je mehr die Erfahrung uns dieselbe kennen lehrt, desto mehr hüllt sie sich ein in undurchdringliche Geheimnisse. Dieser Gedanke stieg in mir auf, als ich kürzlich Liebigs chemische Briefe las.

Hr. Liebig verbannt aus der Wissenschaft die hypothetischen Ursachen und alle von den Alten angenommenen Wesenheiten, wie die schaffende Kraft der Materie, den Abscheu vor der Leere, den spiritus erector u. s. w. Gleich darauf aber nimmt er Behufs der Verständlichkeit der chemischen Erscheinungen eine Reihe nicht minder dunkler Wesenheiten an, die Lebenskraft*), die chemische, die elektrische, die Attraktionskraft u. s. w. Es ist gleichsam eine Verwirklichung der Eigenschaften der Körper in der Weise, wie die Psychologen die Fähigkeiten der Seele, als Freiheit, Einbildungskraft, Gedächtniß u. s. f. zu etwas Besonderem, Wirklichem erhoben haben. Warum sich nicht lieber an die Elemente halten? Wenn die Atome an sich schwer sind, wie Hr. Liebig zu glauben scheint, warum sollten sie dann nicht auch an sich elektrisch und lebendig sein? Wunderbar! Die Erscheinungen der Materie wie die des Geistes werden nur begreiflich, wenn man sie annimmt als erzeugt durch unbegreifliche Kräfte und als regiert durch widersprechende Gesetze: das geht aus jeder Seite des Liebigschen Buches hervor.

Die Materie ist nach Liebig wesentlich träge und entbehrt jeder eigenen Thätigkeit: wie aber können dann die Atome ein Gewicht haben, schwer sein? Ist die

*) Liebig kämpft ja vielmehr mit der größten Bestimmtheit gegen die Ansicht, welche die Lebenskraft den chemischen Gesetzen entziehen wolle und dies Wort wie einen faulen Knecht mißbrauche, der überall vorgeschoben wird, wo man aus Bequemlichkeit oder Mangel an Erfahrungen nicht tiefer eindringen möge oder könne.

Anmerk. d. Uebers.

Ich neige mich gewiß weniger zum Wunderbaren hin als manche Atheisten; aber ich kann mich nicht des Gedankens entschlagen, daß

---

den Atomen inhaftende Schwere nicht vielmehr die ewige und freiwillige Eigenbewegung der Materie? und sollte das, was wir für Ruhe halten, nicht vielmehr nur der Zustand des Gleichgewichts sein? Wozu also bald eine Trägheit annehmen, welche die näheren Bestimmungen widerlegen, bald ein äußeres Vermögen, für das kein Zeugniß spricht?

Daraus, daß die Atome schwer sind, schließt Liebig ihre Untheilbarkeit. Welche Logik! Die Schwere ist Nichts als die Kraft, d. h. Etwas, das nicht in die Sinne fallen kann und von sich nur seine Wirkungen, Erscheinungen wahrnehmen läßt, also Etwas, worauf der Begriff von Theilbar- und Untheilbarkeit nicht anwendbar ist; und aus dem Vorhandensein dieser Kraft, aus der Hypothese einer ganz unbestimmten und immateriellen Wesenheit schließt man auf ein untheilbares Materielles!

Uebrigens gesteht Liebig selbst ein, daß es unserm Verstande unmöglich sei, sich schlechthin untheilbare Theilchen vorzustellen; er giebt ferner zu, daß die Thatsache dieser Untheilbarkeit nicht bewiesen ist, aber er fügt hinzu, die Wissenschaft könne ohne diese Hypothese nicht auskommen. So ist also, nach dem Geständniß der Meister selbst, der Ausgangspunkt der Chemie eine Annahme, gegen welche sich der Geist sträubt und von der auch die Erfahrung Nichts weiß. Welche Ironie!

Die Atomgewichte, sagt Liebig, sind ungleich, weil ihre Volumina ungleich sind: gleichwol ist es unmöglich zu beweisen, daß die chemischen Aequivalente die relativen Atomgewichte ausdrücken, oder, mit anderen Worten, daß das, was wir nach der Berechnung der Atomäquivalenzen als Atom ansehen, nicht aus mehreren Atomen zusammengesetzt sei. Dies Alles kommt darauf hinaus, daß mehr Materie mehr wiegt als weniger Materie; da nun die Schwere das Wesen des Materiellen ist, so kann man in aller Strenge daraus schließen, daß, da die Schwere überall mit sich selbst identisch ist, auch der Materie Identität zukommen muß; daß der Unterschied der einfachen Körper lediglich entweder auf der verschiedenen Verbindungsweise oder auf dem verschiedenen Grade der molekularen Dichtigkeit beruht, somit die Atome im Grunde unwandelbar sind, was Liebig nicht annimmt.

Wir haben keinen Grund zu glauben, sagt er, daß ein Element sich in ein anderes Element verwandele. Was wissen Sie davon? Die Gründe an diese Umwandelbarkeit zu glauben können sehr wohl vorhanden sein, ohne daß Sie dieselben wahrnehmen*) und Sie haben keine Sicherheit dafür, daß in dieser Beziehung

*) Diese Möglichkeit soll ja gar nicht in Abrede gestellt werden. So lange der exacten Wissenschaft keine sichern Wahrnehmungen vorliegen, die auf eine Annahme hinführen, ist für sie, d. h. innerhalb ihres streng begrenzten Kreises, kein Grund zu dieser Annahme vorhanden. Damit will sie aber in keiner Weise der Zukunft vorgreifen und weder schlechthin das Vorhandensein gültiger Gründe, noch die Wahrnehmbarkeit derselben für die mehr vervollkommnete Wissenschaft leugnen. Anmerk. d. Uebers.

die Wundererzählungen, Prophezeiungen, Zauberleistungen u. s. f. weiter Nichts sind als entstellte Berichte von außerordentlichen Wirkungen verborgener Kräfte oder, wie man vormals zu sagen pflegte, dunkler Gewalten. Unsere Wissenschaft ist noch so roh und unredlich; unsere Gelehrten thun so aufgebläht mit so geringem Wissen; sie leugnen so schamlos die Thatsachen weg, die ihnen unbequem sind, um nur die Ansicht, welche sie ausbeuten, in Schutz zu nehmen, daß ich gegen diese Freigeister eben so mißtrauisch bin wie gegen abergläubische Leute. Ja, es ist meine Ueberzeugung, unser grober Rationalismus ist nur der Uebergang zu einer Periode, die kraft der Wissenschaft eine wahrhaft wunderthätige sein wird. Die Welt

---

Ihre Einsicht in gleicher Höhe stehe mit Ihrer Erfahrung. — Aber lassen wir den verneinenden Grund Liebigs gelten: was würde daraus folgen? Daß die gesammte Materie mit etwa sechsundfunfzig Ausnahmen, welche bisher nicht weiter zerlegt werden konnten, in einer fortwährenden Umwandlung begriffen ist. Es ist aber ein Gesetz unserer Vernunft, in der Natur eben sowol die Einheit der Substanz als die Einheit der Kraft und die Einheit des Systems anzunehmen; überdies drängt uns die Reihe der chemischen Zusammensetzungen und der einfachen Körper selbst unwiderstehlich zu dieser Annahme hin. Wie kann man sich also sträuben, die von der Wissenschaft gebrochene Bahn bis zum Ziele zu verfolgen und eine Hypothese anzunehmen, welche ein nothwendig gebotener Schluß aus der Erfahrung selbst ist?

Eben so wie Liebig die Umwandelbarkeit der Elemente leugnet, eben so verwirft er das Vonselbstentstehen der Lebenskeime. Verwirft man aber dies, ihr Vonselbstentstehen, so muß man nothwendig ihre Ewigkeit zugeben. Andererseits hat aber die Geologie dargethan, daß der Erdball nicht von Ewigkeit her bewohnt ist. Man müßte also ferner annehmen, daß in einem gewissen Augenblick die ewigen Keime der Thiere und Pflanzen vater- und mutterlos auf der Oberfläche des Erdballs zum Leben aufgeblüht wären. So führt uns die Verneinung der Vonselbstentstehung zur Hypothese eben dieser Vonselbstentstehung: enthält wol die so viel geschmähte Metaphysik einen größeren Widerspruch?

Man glaube darum nicht, daß ich den Werth und die Sicherheit der chemischen Theorien leugne, noch auch, daß ich die Atomenlehre für sinnlos halte, oder daß ich etwa die Ansicht der Epikuräer in Bezug auf die Vonselbstentstehung theile. Ich will, noch einmal sei es gesagt, nur darauf aufmerksam machen, daß vom principiellen Standpunkt aus die Chemie der äußersten Nachsicht bedürfe, weil sie nicht möglich ist, als unter der Bedingung; daß wir uns eine Anzahl von Annahmen gefallen lassen, welche sowol der Vernunft, als der Erfahrung widersprechen und sich gegenseitig aufheben.

ist in meinen Augen nur ein Laboratorium der Magie, in dem man auf Alles gefaßt sein muß . . . Doch nun zurück zur Sache.

Man würde sich also irren, wollte man sich nach dem flüchtigen Ueberblick, den ich von den religiösen Entwickelungsstufen gegeben, einbilden, die Metaphysik habe bereits ihr letztes Wort gesprochen über das Doppelräthsel, das in den vier Worten liegt: Dasein Gottes, Unsterblichkeit der Seele. Hier wie überall führen uns die am Besten begründeten und am Tiefsten eindringenden Schlüsse der Vernunft, Schlüsse, welche die theologische Frage für immer gelöst und beseitigt zu haben schienen, zurück zum anfänglichen Mysticismus, und enthalten die neuen Probleme einer unvermeidlichen Philosophie. Die Kritik der religiösen Ansichten nöthigt uns heutzutage sowol über uns selbst, als über die Religionen ein Lächeln ab; und dennoch ist der Inbegriff dieser Kritik nichts Anderes, als eine Erneuerung des Problems. In diesem Augenblick, wo ich schreibe, steht die Menschheit am Vorabend eines Tages, an dem sie Etwas anerkennen und behaupten wird, was ihr ein Aequivalent sein wird für den alterthümlichen Begriff der Gottheit; und das wird sie diesmal nicht mehr wie weiland in einer unwillkürlichen Bewegung, sondern mit der Ueberlegung und Kraft einer unüberwindlichen Dialektik ins Werk setzen.

Ich will in wenigen Worten versuchen, mich verständlich zu machen.

Giebt es einen Punkt, über den die Philosophen endlich mit einander einig geworden sind, so ist das jedenfalls die Unterscheidung der Vernunft und der Nothwendigkeit, des Subjekts im Denken und seines Objekts, des Ich und des Nicht-Ich; mit gewöhnlichen Worten: des Geistes und der Materie. Wol weiß ich, daß alle diese Worte nichts Wirkliches und Wahres ausdrücken, daß jedes derselben nur eine Spaltung des Absoluten bezeichnet, das allein wahr und wirklich ist, und daß sie, gesondert genommen, alle gleich sehr mit Widerspruch behaftet sind. Aber es steht auch eben so fest, daß das Absolute uns völlig unzugänglich ist, daß wir es nur in seinen gegensätzlichen Darlegungen kennen, die allein unserer Erfahrung anheimfallen, und daß, wenn die Einheit allein unsern Glauben ge-

winnen kann, doch der Dualismus die erste Bedingung der Wissenschaft ist.

Wer also denkt und wer wird gedacht? Was ist eine Seele, was ein Körper? Ich erkläre es für unmöglich, diesem Dualismus zu entkommen. Es ist mit den Wesenheiten, wie mit den Ideen: die ersteren erscheinen getrennt in der Natur, wie die letzteren im Verstande (entendement); und eben so wie die Ideen Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, trotz ihrer Identität, sich nach einander und als Widersprüche in der Philosophie gesetzt haben, eben so setzen sich, trotz ihrer Verschmelzungen (ihres unterschiedlosen Ineinanderseins) im Absoluten, das Ich und das Nicht-Ich gesondert und als Widersprüche in der Natur, und wir haben Wesen, welche denken, und gleichzeitig andere, welche nicht denken.

Nun weiß aber jetzt Jeder, der sich die Mühe genommen hat, darüber nachzudenken, daß ein solcher Unterschied, so verwirklicht er sein mag, doch das Unbegreiflichste, Widersprechendste, Absurdeste ist, was der Vernunft aufstoßen kann. Das Sein begreift sich eben so wenig ohne die Eigenschaften des Geistes, als ohne die Eigenschaften der Materie, so daß, wenn Du den Geist leugnest, weil derselbe, sofern er keiner der Kategorien der Zeit, des Raumes, der Beweglichkeit, der Undurchdringlichkeit u. s. w. anheimfällt, aller der Merkmale entkleidet zu sein scheint, das Wirkliche ausmachen: ich meinerseits dann die Materie leugnen kann, welche, sofern sie mir nichts Bestimmbares darbietet, als ihre Passivität, nichts Erkennbares, als ihre Formen, sich nirgend als Ursache (willenbegabte und freie) offenbart und sich mir als Substanz gänzlich entzieht: und so kommen wir hinaus auf den reinen Idealismus, d. h. auf das Nichts. Aber das Nichts widersteht gewissen Ichweißnichtwas, welche lebendig sind und in einem Zustande, den ich nicht zu benennen vermag, in einem Zustande begonnener Zusammensetzung oder bevorstehender Zerlegung alle widerstreitenden Eigenschaften des Seins in sich selbst vereinigen. So müssen wir also anfangen mit einem Dualismus, von dem wir recht gut wissen, daß seine (einzelnen) Ausdrücke falsch sind, der uns aber unüberwindlich dazu zwingt, sofern er für uns die Bedingung der Wahrheit ist; kurz, wir sind

genöthigt, mit Descartes und dem Menschengeschlecht vom Ich, d. h. vom Geist anzuheben.

Seitdem sich aber die Religionen und Philosophien, durch die Forschung aufgelöst, verschmolzen haben zu der Theorie des Absoluten, wissen wir darum doch um Nichts besser, was der Geist ist, und unterscheiden uns hierin von den Alten nur durch den Reichthum der Sprache, mit der wir die uns umlagernde Dunkelheit ausschmücken. Der Unterschied ist nur, daß die Ordnung den Menschen früher auf eine *außerweltliche*, jetzt aber auf eine der Welt selbst *innewohnende* Einsicht hinzuweisen schien.

Gebe man ihr nun ihren Platz innerhalb oder außerhalb, sobald man ihr Vorhandensein auf Grund der Ordnung behauptet, muß man sie entweder überall annehmen, wo sich Ordnung zeigt, oder sie nirgend zugeben. Dem Haupte, welches die Ilias schuf, ist man um Nichts mehr, als dem Stoff, der sich zu Oktaedern krystallisirt, berechtigt, Einsicht beizulegen; und umgekehrt ist es eben so absurd, den Bau der Welt bloßen Naturgesetzen zuzuschreiben, ohne an ein ordnendes Ich zu denken, als den Sieg bei Marengo strategischen Kombinationen zuzuschreiben, ohne den Ersten Konsul mit in Anschlag zu bringen. Der ganze Unterschied, den man machen könnte, ist der, daß im letzteren Falle das denkende Ich gesondert verörtlicht ist im Gehirn Bonapartes, während in Bezug auf die Welt das Ich keinen eigenen Ort einnimmt, sondern sich durch Alles ausbreitet.

Die Materialisten haben geglaubt, mit der der ihrigen entgegengesetzten Ansicht leichten Kaufs fertig zu werden. Sie sagten, der Mensch habe die Vorstellung von der Welt seinem Körper ähnlich gemacht und seinen Vergleich damit vollendet, daß er dieser Welt eine Seele geliehen, ähnlich derjenigen, in welcher er den Urgrund seines Lebens und Denkens vermuthete. Somit schrumpften denn alle Beweisgründe für das Dasein Gottes zusammen zu einer Analogie, die um so falscher, als der Hauptpunkt der Vergleichung selbst ein hypothetischer sei.

Ich bin wahrlich nicht willens, den alten Syllogismus zu vertheidigen, der so lautet: jede Anordnung setzt eine ordnende Einsicht voraus; nun herrscht aber in der Welt eine bewundernswürdige

Ordnung; folglich ist die Welt das Werk eines einsichtsvollen Wesens. Dieser Schluß, so endlos durchgedroschen seit Moses und Hiob, ist keineswegs eine Lösung, vielmehr nur die Formel des Räthsels, um dessen Lösung es sich handelt.

Wir wissen vollkommen klar, was Ordnung ist, aber durchaus nicht, was wir mit den Worten: Seele, Geist oder Vernunft sagen wollen; wie können wir also logisch von dem Vorhandensein des Einen auf das Dasein des Andern schließen? Ich muß daher den angeblichen Beweis für das Dasein Gottes aus der Ordnung der Welt bis auf eine umfassendere Untersuchung verwerfen, und kann in ihm höchstens eine der Philosophie aufgegebene Gleichung sehen. Zwischen dem Gedanken der Ordnung und der Behauptung des Geistes ist noch ein wahrer Abgrund von Metaphysik auszufüllen, und es fällt mir, ich sag' es noch einmal, nicht ein, das Problem für den Beweis zu halten.

Allein es ist nicht dies, um was es sich in diesem Augenblicke handelt. Ich habe darthun wollen, daß die menschliche Vernunft nothwendig und unwiderstehlich hingeführt wird zu der Unterscheidung des Seins in Ich und Nicht-Ich, Geist und Materie, Seele und Leib. Wer sieht nun nicht ein, daß der Einwurf der Materialisten gerade das beweist, was er zu leugnen bezweckt? Der Mensch unterscheidet in sich selbst ein geistiges und ein materielles Princip: was ist denn dies anders, als die Natur selbst, die abwechselnd ihr zwiefältiges Wesen darlegt und Zeugniß giebt von ihren eignen Gesetzen? Zugleich mache ich auf die Inkonsequenz des Materialismus aufmerksam: er leugnet und ist gezwungen zu leugnen, daß der Mensch frei sei; je weniger Freiheit nun der Mensch hat; desto gewichtiger werden seine Aussprüche, desto mehr müssen sie angesehen werden als der Ausdruck der Wahrheit. Wenn ich diese Maschine sagen höre: Ich bin Seele und Leib; so verwundert und verwirrt mich zwar eine solche Offenbarung, erhält aber in meinen Augen ein unvergleichlich größeres Gewicht, als die Aussage des Materialisten, welcher am Bewußtsein der Natur ändert und sie sagen läßt: Ich bin Materie, Nichts als Materie, und die Vernunft ist weiter Nichts als die Fähigkeit dieser Materie, zu erkennen.

Wie stände es, wenn ich nun zum Angriff überginge und be-

wiese, wie das Dasein des Körpers, mit anderen Worten: die Wirklichkeit einer rein körperlichen Natur eine unhaltbare Ansicht sei? —

Die Materie, sagt man, ist undurchdringlich.

— Undurchdringlich? für wen oder was? will ich fragen.

Nun, offenbar für sich selbst, denn man wird doch nicht zu sagen wagen: für den Geist, denn das hieße ja zugeben, was man beseitigen will. Hierüber stelle ich eine doppelte Frage: Was wißt Ihr davon? und was bedeutet es?

1) Die Undurchdringlichkeit, eine Eigenschaft, mit welcher man die Materie zu definiren beansprucht, ist Nichts als eine Hypothese unaufmerksamer Naturforscher, ein roher Schluß, abgeleitet aus einem oberflächlichen Urtheil. Die Erfahrung zeigt uns an der Materie eine Theilbarkeit bis ins Unendliche, eine Dehnbarkeit bis ins Unendliche, eine Porosität, deren Grenzen wir nicht angeben können, eine Durchdringlichkeit für Wärme, Elektricität und Magnetismus, und gleichzeitig eine Fähigkeit, sie zurückzuhalten, alles dies in unbegrenztem Maße (?), Verwandtschaften, wechselwirkende Beziehungen und Verwandlungen ohne Zahl: lauter Dinge, die wenig verträglich sind mit der Annahme eines undurchdringlichen aliquid. Die Elastizität, die noch leichter als irgend eine andere Eigenschaft der Materie durch die Idee der Feder- oder Widerstandskraft zu jener der Undurchdringlichkeit führen konnte, ist je nach den Umständen tausendfältig verschieden und hängt gänzlich ab von der Molekularattraktion: was aber wäre unversöhnlicher mit der Undurchdringlichkeit als eben diese Attraktion? Endlich giebt es eine Wissenschaft, welche man in aller Strenge definiren könnte als di *Wissenschaft von der Durchdringlichkeit der Materie*: die Chemie. Denn worin unterschiede sich wol das, was man die chemische Verbindung nennt, von einer Durchdringung [1])? Kurz,

1) Die Chemiker unterscheiden *Mischung* und *Verbindung*, ganz wie die Logik die Zusammenstellung der Ideen von ihrer Zusammensetzung (Synthèse) unterscheidet. Freilich wäre nach der Meinung der Chemiker auch die Verbindung Nichts als eine Mischung oder vielmehr eine nicht mehr zufällige, sondern regelmäßig geordnete Aggregation der Atome, die hienach verschiedene Verbindungen nur durch die Verschiedenheit ihrer Anordnung erzeugen würden. Allein auch dies ist wieder eine rein in der Luft schwebende Hypothese, eine Hypothese, die Nichts

man kennt von der Materie weiter Nichts, als ihre Formen; was die Substanz betrifft, vollends gar Nichts.

Wie ist es daher nur möglich, die Wirklichkeit eines Wesens zu behaupten, das unsichtbar, ungreiflich, unhaltbar ist, stets ein anderes wird, stets entflieht und undurchdringlich nur für den Gedanken ist, von dem es Nichts von sich blicken läßt, als seine Vermummungen? Materialist, ich gestatte dir die Wirklichkeit deiner Sinneseindrücke zu versichern: in Bezug auf das, was dieselben veranlaßt, kannst du Nichts sagen, was nicht folgende Doppelbeziehung enthielte: ein Etwas (das du Materie nennst) ist der Anlaß von Eindrücken, die einem andern Etwas (das ich Geist nenne) zukommen.

2) Woher aber kommt denn diese Annahme von der Undurchdringlichkeit der Materie, die durch Nichts in der äußeren Wahrnehmung gerechtfertigt wird, die nicht wahr ist, und welchen Sinn hat sie?

Hier zeigt sich der Triumph des Dualismus. Nicht das Zeug-

---

erklärt und nicht einmal das Verdienst hat, logisch zu sein. Wie sollte eine rein numerische oder geometrische Verschiedenheit in der Zusammensetzung und der Form des Atoms so verschiedene physiologische Eigenschaften zu Wege bringen? Wenn die Atome untheilbar und undurchdringlich sind, wie kommt es dann, daß ihre angeblich nur auf mechanische Wirkungen beschränkte Verbindung sie nicht unveränderlich läßt in Bezug auf ihr Wesen? Wo ist hier die Beziehung zwischen der angenommenen Ursache und der erzielten Wirkung?

Wir müssen Mißtrauen setzen in unsere Geistesoptik: es verhält sich mit den chemischen Theorien wie mit den psychologischen Systemen. Der Verstand arbeitet, um sich Rechenschaft zu geben von den Erscheinungen, mit den Atomen, die er nicht sieht und nie sehen wird, wie mit einem Ich, das er eben so wenig gewahr wird: er wendet auf Alles seine Kategorien an, d. h. er unterscheidet, individualisirt, verleiblicht, zählt einzeln auf und stellt einander gegenüber, was, gleichviel ob materiell oder immateriell, aufs Tiefste identisch und unzerleglich ist. Die Materie sowol, als auch der Geist spielen in unseren Augen alle möglichen Rollen, und da ihre Metamorphosen nichts Willkürliches haben, so nehmen wir daraus Anlaß, diese psychologischen und atomistischen Theorien aufzubauen, die in so weit Wahrheit haben, als sie uns in der Sprache des Herkommens getreulich die Reihe der Erscheinungen darstellen, die aber durchaus falsch werden, sobald sie den Anspruch erheben, ihre Abstraktionen zu verwirklichen und buchstäblich zum Abschluß zu bringen.

niß der Sinne, wie die Materialisten und der große Haufe sich vorstellen, sondern das Bewußtsein ist es, was die Materie für undurchdringlich erklärt hat. Das Ich, eine unerfaßliche Natur, die sich frei, unterschieden und dauernd fühlt und außerhalb ihrer eine andere, ebenfalls unerfaßliche, aber auch unterschiedene und trotz ihrer Verwandlungen dauernde Natur antrifft, spricht kraft der Eindrücke und Ideen, die es von dieser Wesenheit eingegeben erhält, den Satz aus, daß das Nicht-Ich ausgedehnt und undurchdringlich sei. Die Undurchdringlichkeit ist ein figürliches Wort, ein Bild, unter dem der Gedanke, als eine Abspaltung vom Absoluten, die materielle Wirklichkeit, die andere Abspaltung vom Absoluten vorstellt: aber diese Undurchdringlichkeit, ohne welche die Materie sich verflüchtigt, ist in letzter Zerlegung weiter Nichts als ein eigenthätiges Urtheil des innerlichsten Sinnes, ein metaphysisches a priori, eine nicht gerechtfertigte Hypothese — des Geistes.

So mag also die Philosophie, nachdem sie den theologischen Dogmatismus gestürzt hat, die Materie vergeistigen oder den Gedanken materialisiren, das Seyn zur Idee erheben oder die Idee in die Wirklichkeit setzen; oder aber sie mag auch Substanz und Ursache identificiren und überall die Kraft unterstellen, lauter Phrasen, die Nichts erklären und Nichts bedeuten: stets führt sie uns zurück zum ewigen Dualismus und nöthigt uns, indem sie uns zwingt, an uns selbst zu glauben, an Gott, wenn nicht an die Geister, zu glauben. Allerdings ist die Philosophie dadurch, daß sie den Geist in die Natur zurückversetzt, im Unterschiede von den Alten, welche ihn von ihr trennten, zu jenem berühmten Schluß gediehen, welcher so ziemlich die ganze Frucht ihrer Forschungen zusammenfaßt: „Im Menschen weiß der Geist sich selbst, während er, wie es uns scheint, in allem Andern sich nicht weiß. — „Was im Menschen wacht, im Thiere träumt und im Steine schläft . . .“ hat ein Philosoph gesagt.

Die Philosophie weiß also in ihrer letzten Stunde um Nichts mehr, als in der Stunde ihrer Geburt: als wäre sie nur in die Welt getreten, um das Wort des Sokrates zu bestätigen, sagt sie, sich feierlich in ihren Sterbemantel einhüllend: Ich weiß, daß ich Nichts weiß. Ja noch mehr, die Philosophie weiß jetzt, daß alle

ihre Urtheile auf zwei gleich falschen, gleich unmöglichen und dennoch gleich nothwendigen und gebotenen Hypothesen beruhen, auf den Hypothesen vom Geist und von der Materie. Während also früher die religiöse Unduldsamkeit und das philosophische Gezänk, überall Finsterniß verbreitend, den Zweifel verboten und zu einer lüstern-bequemen Gedankenlosigkeit aufforderten, macht jetzt der Triumph der Negation auf allen Punkten diesen Zweifel sogar unmöglich; der von jeder Fessel befreite, aber durch seine eigene Errungenschaft be-siegte Gedanke ist gezwungen, zuzugeben, was ihm als ein klarer Widerspruch und als absurd erscheint. Die Wilden halten die Welt für einen großen Fetisch, der unter der Obhut des großen Ma-nittu stehe. Im Verlauf dreier Jahrtausende haben die Dichter, die Gesetzgeber und Träger der Civilisation, indem sie sich die Lampe der Philosophie von Geschlecht zu Geschlecht überreichten, Nichts ge-schrieben, was erhabener wäre als dies Glaubensbekenntniß. Und siehe, im Augenblick, wo die lange Verschwörung gegen Gott, die sich selbst Philosophie genannt hat, ein Ende nimmt, jetzt schließt die emancipirte Vernunft ganz wie die Vernunft der Wilden: Die Welt ist ein Nicht-Ich, von einem Ich zum Objekt gemacht.

Die Menschheit ist also unausweichlich gezwungen zur Annahme vom Dasein Gottes. Hat sie nun aber während der langen Periode, die mit unserer Zeit abschließt, an die Wirklichkeit ihrer Hypothese geglaubt; hat sie den unbegreiflichen Gegenstand derselben angebetet; besteht sie nun, da sie sich in dieser Glaubensthat erfaßt hat, wissent-lich aber darum nicht freier auf dieser Annahme eines obersten We-sens, von dem sie weiß, daß es weiter Nichts ist, als eine Verpersön-lichung ihres eigenen Gedankens; ja, steht sie im Begriff, ihre ma-gischen Anrufungen aufs Neue zu beginnen: so fühlt man sich ge-drungen zu dem Glauben, daß ein so staunenerregendes Blendebild irgend ein Geheimniß in sich berge, das wol verdiene, ergründet zu werden.

Ich sage Blendebild und Geheimniß, bin aber damit weder gemeint, den übermenschlichen Gehalt der Gottesidee zu leugnen, noch die Nothwendigkeit einer neuen Symbolik, ich meine einer neuen Religion zu behaupten. Denn wenn es allerdings nicht zu bezweifeln ist, daß die Menschheit, indem sie Gott, oder was man sonst will,

unter dem Namen des Ichs oder Geistes behauptet, nur sich selbst behauptet, so läßt sich doch eben so wenig leugnen, daß sie sich damit als ein Anderes, als das, als was sie sich kennt, behauptet. Das geht aus allen Mythologien, wie aus allen Theodiceen hervor. Da diese Behauptung überdies unwiderstehlich ist, beruht sie ohne Zweifel auf geheimen Beziehungen, welche wo möglich wissenschaftlich zu bestimmen von der größten Wichtigkeit ist.

Mit anderen Worten: der Atheismus, auch Humanismus genannt, wäre, wenn er beim Menschen, wie er von Natur ist, stillstände, wenn er die erste Behauptung der Menschheit: ein Sohn, ein Ausfluß, ein Bild, Abglanz oder Wort Gottes zu sein, als eine Täuschung verwärfe, — der Humanismus, sage ich, wäre dann, wenn er so seine eigene Vergangenheit verleugnete, nur ein Widerspruch mehr.

Wir sind also genöthigt, die Kritik des Humanismus zu unternehmen, d. h. zu prüfen, ob die Menschheit, in ihrer Gesammtheit und in allen Perioden ihrer Entwickelung betrachtet, der göttlichen Idee genügend entspricht, selbst wenn man absieht von den hyperbolischen und phantastischen Eigenschaften Gottes. Kurz, wir müssen untersuchen, ob die Menschheit zu Gott *hinstrebt*, wie das alte Dogma sagt, oder ob sie selbst Gott *wird*, wie sich die Modernen ausdrücken. Vielleicht finden wir zuletzt, daß die beiden Systeme trotz ihres scheinbaren Widerspruchs beide wahr und im Grunde identisch sind: dann wäre die Unfehlbarkeit der menschlichen Vernunft in ihren Gesammtdarlegungen wie in ihren überlegten Spekulationen laut bestätigt. — Kurz, so lange wir nicht die Gotteshypothese durch Anwendung auf den Menschen geprüft haben, hat die atheistische Leugnung nichts Entscheidendes.

Es bleibt uns also noch übrig, die Gottesidee wissenschaftlich, d. h. empirisch darzuthun, was bisher noch nicht versucht worden ist; denn die Theologie erging sich im Dogmenstreit über das Gewicht ihrer Mythen, die Philosophie in der Spekulation vermittelst ihrer Kategorien, und so blieb Gott ein *transcendentaler*, d. h. der Vernunft unzugänglicher Begriff, und die Hypothese besteht stets fort.

Sie besteht, sage ich, diese Hypothese, und sie besteht lebendiger und unerbittlicher denn jemals.

Wir sind angelangt bei einer jener prophetischen Epochen, in denen die Gesellschaft, die Vergangenheit verschmähend und qualvoll beunruhigt von der Zukunft, bald in toller Brunst die Gegenwart umklammert und etlichen einsamen Denkern die Sorge überläßt, den neuen Glauben vorzubereiten, bald wieder aus dem Abgrund ihrer Genüsse emporschreit zu Gott und ein Zeichen des Heiles begehrt oder im Schauspiel ihrer eigenen Revolutionen gleich wie in den Eingeweiden eines Opferthieres das Geheimniß ihrer Bestimmung zu enträthseln sucht.

Was brauche ich noch weiter einzudringen? Die Gotteshypothese ist eine berechtigte, denn sie drängt sich jedem Menschen unwillkürlich auf; sie kann mir also von Niemand zum Vorwurf gemacht werden. Der Gläubige kann nicht weniger thun, als mir die Annahme gestatten, daß Gott dasei; der Leugner muß es mir ebenfalls gestatten, weil er dasselbe vor mir angenommen, sofern jede Verneinung eine vorherige Bejahung in sich schließt; der Zweifler endlich braucht nur einen Augenblick nachzudenken, um zu begreifen, daß sein Zweifel nothwendig ein Ichweißnichtwas voraussetzt, das er früher oder später Gott nennen wird.

Besitze ich aber das Recht, Gott anzunehmen durch die Thatsache meines Denkens, so muß ich das Recht, ihn bestimmt zu behaupten, mir erst erobern. Mit anderen Worten: wenn meine Hypothese sich unwiderstehlich aufdrängt, so ist sie vorläufig Alles, was ich beanspruchen darf. Denn fest behaupten heißt bestimmen, und jede Bestimmung muß, wenn sie wahr sein soll, empirisch gegeben werden. Wer nämlich von Bestimmung (determination) spricht, muß damit die Beziehungen, die Bedingtheit durch Eigenschaften, die Erfahrung meinen. Da somit die Bestimmung des Gottesbegriffs für uns aus einer empirischen Darlegung herfließen soll, müssen wir uns alles Dessen enthalten, was bei der Erforschung dieser hohen unbekannten Größe als nicht durch die Erfahrung gegeben über die Erfahrung hinausginge, wofern wir nicht den Widersprüchen der Theologen noch einmal an-

heimfallen, und demnach aufs Neue den Protest des Atheismus herausfordern wollen.

III.

Ich habe noch zu fragen, warum ich in einem Buch über Staatsökonomie von der Grundhypothese aller Philosophie ausgehen mußte.

Zunächst bedarf ich der Gotteshypothese, um der Wissenschaft von der Gesellschaft ihr Daseinsrecht zu begründen.

Der Astronom stützt sich, um das Weltgebäude zu erklären, zunächst ausschließlich auf den Schein, und nimmt in Uebereinstimmung mit der Meinung des Volks den Himmel an als ein Gewölbe, die Erde als eine Fläche, die Sonne als einen ballongroßen Körper, der seine Bahn durch die Luft von Osten nach Westen beschreibe; er setzt also die Unfehlbarkeit der Sinne voraus, mit dem Vorbehalt, die Annahme, von welcher er ausgehen mußte, später je nach Maßgabe der Beobachtungen zu berichtigen. Die astronomische Philosophie konnte nämlich nicht von vorne herein (a priori) annehmen, daß die Sinne uns täuschen, und daß wir nicht sehen, was wir sehen; denn was würde bei einem solchen Grundsatz aus der Gewißheit der Astronomie? Da sich aber die Berichte der Sinne unter gewissen Umständen durch sie selbst berichtigen und ergänzen lassen, so bleibt das Ansehen der Sinne unerschütterlich, und die Astronomie ist möglich.

Eben so giebt die Philosophie der Gesellschaftswissenschaft nicht von vorne herein zu, daß die Menschheit in ihren Thaten sich täuschen oder getäuscht werden können: denn was würde sonst aus der Geltung des Menschengeschlechts, d. h. aus der Geltung der Vernunft, die im Grunde nur ein Synonymum ist für die Souveränität des Volkes? Sie ist aber der Meinung, daß die menschlichen Urtheile, stets wahr in dem, was sie Gegenwärtiges und Unmittelbares haben, sich ergänzen und in ihrem Verlauf einander aufklären können nach Maßgabe der Aneignung von Ideen, so daß sie stets die allgemeine Vernunft mit dem Nachdenken des Einzelnen in Ein-

klang bringen und die Sphäre der Gewißheit unaufhörlich ausdehnen: was jederzeit die Geltung menschlichen Urtheils bestätigen heißt.

Nun lautet aber das erste Urtheil der Vernunft, der Eingang zu jeder Staatsverfassung, die eine Weihe und einen Grundsatz sucht, nothwendig: Es ist ein Gott, das heißt: die Gesellschaft wird mit Ueberlegung, Vorbedacht und Einsicht regiert. Dies Urtheil also, das den Zufall ausschließt, ist das, was die Möglichkeit einer Wissenschaft von der Gesellschaft begründet; mithin muß jedes historische und positive Studium der gesellschaftlichen Thatsachen, welches Verbesserung und Fortschritt zum Zweck hat, mit dem Volke das Dasein Gottes annehmen, unter dem Vorbehalt freilich, später über das Urtheil Rechenschaft zu geben.

So ist denn die Geschichte der Gesellschaften für uns nichts Anderes, als ein langes Bestimmen der Gottesidee, eine fortschreitende Offenbarung der Bestimmung (destinée) des Menschen. Die Weisheit des Alterthums machte Alles abhängig von der willkürlichen und phantastischen Vorstellung von der Gottheit, unterdrückte Vernunft und Bewußtsein, und hemmte die Bewegung durch die Furcht vor einem unsichtbaren Gebieter. Die neue Philosophie dagegen kehrt das Verfahren gerade um: sie bricht eben so sehr die göttliche als die menschliche Autorität, läßt sich keine andere bindende Macht gefallen, als die der Thatsache und Erwiesenheit, und läßt alle Fäden zu der theologischen Hypothese hin als dem letzten ihrer Probleme zusammenlaufen.

Der humanistische Atheismus ist also die letzte Stufe der sittlichen und geistigen Befreiung des Menschen, mithin die letzte Phase der Philosophie, die den Uebergang bildet zum Wiederaufbau oder zur wissenschaftlichen Bestätigung aller gestürzten Dogmen.

Ich bedarf der Gotteshypothese, nicht nur, wie ich so eben gesagt, um der Geschichte einen Sinn zu geben, sondern um auch ferner die Reformen zu rechtfertigen, welche im Namen der Wissenschaft im Staate zu bewerkstelligen sind.

Mögen wir nun die Gottheit ansehen als außerhalb der Gesellschaft stehend, deren Bewegungen sie von oben herab leite (eine durchaus in der Luft schwebende und sehr wahrscheinlich täuschende Ansicht); — mögen wir sie uns denken als der Gesellschaft ein-

wohnend (immanent) und identisch mit jener unpersönlichen, unbewußten Vernunft, die instinktähnlich den Gang der Civilisation bedingt (obgleich die Unpersönlichkeit und das Nichtwissen von sich selbst der Idee der Einsicht widerstreiten); möge endlich Alles, was sich in der Gesellschaft ereignet, hervorgehen aus dem Verhältniß ihrer Elemente (ein System, dessen ganzes Verdienst darin besteht, ein Aktives in ein Passives zu verwandeln, die Einsicht zur Nothwendigkeit zu machen, oder was auf dasselbe hinauskommt, das Gesetz als die Ursache aufzufassen): stets wird daraus folgen, daß die Aeußerungen der gesellschaftlichen Thätigkeit, sofern sie uns nothwendig entweder als Zeichen des Willens des Höchsten Wesens oder als eine Art typischer Sprache der allgemeinen und unpersönlichen Vernunft, oder endlich als Schößlinge der Nothwendigkeit erscheinen, daß diese Aeußerungen für uns von unbedingter Autorität sein werden. Ihre Reihe ist verkettet, sowol in der Zeit als im Geiste, und so bestimmen und rechtfertigen denn die vollbrachten Thatsachen die zu vollbringenden; Wissenschaft nnd Bestimmung (destin) sind in Uebereinstimmung; da Alles, was geschieht, aus der Vernunft hervorgeht und umgekehrt die Vernunft nur nach der Erfahrung des Geschehens urtheilt, so hat die Wissenschaft das Recht, theilzunehmen an der Regierung, und was ihre Zuständigkeit als Rath begründet, rechtfertigt ihr Eintreten als oberste Herrscherin.

Die Wissenschaft, die als göttlich bezeichnet, anerkannt und angenommen wird von der Stimme Aller, ist die Königin der Welt. So ist, Dank der Gotteshypothese, jede Stillstands- oder Rückschritts-Opposition, jedes von der Theologie, der überlieferten Satzung oder dem Egoismus vorgeschlagene Ruheziel, von welchem ab nichts Neues aufzunehmen sei, entschieden und unwiderruflich beseitigt.

Ich bedarf der Gotteshypothese, um das einigende Band zwischen Civilisation und Natur aufzuzeigen.

In der That, diese staunenswerthe Hypothese, durch welche sich der Mensch dem Absoluten verähnlicht, enthält in sich die Identität der Natur- und Vernunftgesetze und gestattet uns dadurch, in der menschlichen Industrie die Ergänzung des Schöpfungswerkes zu sehen, macht den Menschen und den Ball, den er bewohnt, sammtverbindlich

(solidaire) und läßt uns in den Arbeiten zur Nutzung dieses Erbguts, in welches die Vorsehung uns hineingesetzt hat, und welches so zum Theil unser Werk wird, den ersten Grund und Zweck aller Dinge erblicken. Wenn daher die Menschheit nicht selbst Gott ist, so ist sie doch eine Fortsetzung Gottes, oder, wenn man eine andere Ausdrucksweise lieber hat: was die Menschheit heutzutage mit Bewußtsein thut, ist dasselbe, was sie einst instinktmäßig begonnen und was die Natur aus Nothwendigkeit zu leisten scheint. In allen diesen Fällen, und welche Ansicht man auch wählen möge, Eines bleibt unanzweifelbar, die Uebereinstimmung der Thätigkeit und des Gesetzes. Als einsichtbegabte Wesen, als die Spieler eines mit Einsicht geleiteten Dramas können wir keck von uns auf die Welt und das Ewige schließen, und, wenn wir die Arbeit unter uns entschieden organisirt haben, mit Stolz ausrufen: die Schöpfung ist dargelegt.

Somit ist das Gebiet der Philosophie begrenzt: die Ueberlieferung ist der Ausgangspunkt aller Spekulation über die Zukunft; das Nirgendheim ist für immer beseitigt; das Studium des Ich, übertragen vom Bewußtsein des Einzelnen auf die Aeußerungen des gesellschaftlichen Willens, gewinnt den Charakter der Objektivität, dessen es bisher beraubt gewesen ist; die Geschichte wird Psychologie, die Theologie Anthropologie, die Naturwissenschaften Metaphysik, die Theorie der Vernunft leitet sich nicht mehr aus der Leere des reinen Denkens her, sondern aus den zahllosen Gestalten einer der Beobachtung reichlich und unmittelbar zugänglichen Natur.

Ich bedarf der Gotteshypothese um meinen guten Willen zu beweisen, gegenüber einer Menge von Sekten, deren Ansichten ich nicht theile, deren Groll ich aber fürchte, als da sind: Theisten; unter denen ich Manchen weiß, der für die Sache Gottes bereit wäre, das Schwert zu ziehen, und wie Robespierre, die Guillotine spielen zu lassen bis zur Vernichtung des letzten Gottlosen, ohne zu ahnen, daß dieser letzte Gottlose niemand Anders wäre als er selbst; Mystiker, deren Partei zum großen Theil aus Studenten und Frauen besteht und, dem Banner der Herren Lamennais, Quinet, Leroux u. A. folgend, zu ihrem Wahlspruch das Sprüchwort: „Wie der Herr, so der Knecht, wie der Gott, so das Volk" erhoben hat, und um

den Lohn der Arbeiter zu regeln, mit der Herstellung der Religion den Anfang macht; Spiritualisten, die, wenn ich die Rechte des Geistes verkennen wollte, mich beschuldigen würden, den Kultus der Materie zu begründen, wogegen ich mit aller Kraft meiner Seele Protest einlege; — Sensualisten und Materialisten, denen das göttliche Dogma das Symbol des Zwanges und der Grundsatz der Knechtung der Leidenschaften ist, außerhalb welcher es, wie sie sagen, für den Menschen weder Lust noch Tugend noch Geist giebt; — Eklektiker und Skeptiker, die ihren Buchhandel treiben mit allen alten Philosophien, aber, da sie selbst nicht philosophieren, eine weitumfassende approbirte und privilegirte Gilde gebildet haben gegen Jeden, der ohne ihre Genehmigung denkt, glaubt oder behauptet; — endlich Rückschrittsmänner, Egoisten und Heuchler, die aus Nächstenhaß die Liebe Gottes predigen, seit der Sündfluth her alles Unglück der Welt der Freiheit zur Last legen und die Vernunft verläumden im Bewußtsein ihrer Dummheit.

Sollte es wol möglich sein, daß man Anklage erhöbe gegen eine Hypothese, welche weit entfernt ist, die ehrwürdigen Gebilde des Glaubens zu lästern und vielmehr darnach trachtet, sie in ihr volles Licht zu stellen; anstatt die überlieferten Dogmen und Vorurtheile des Bewußtseins zu verwerfen, sie vielmehr prüfend zu bestätigen (vérifier) anheischig ist; welche zwar die ausschließlichen Meinungen von sich ablehnt, dafür aber die Unfehlbarkeit der Vernunft als Axiom aufstellt und, Dank diesem fruchtbaren Grundsatz, sich nie zweifellos aburtheilend gegen eine der (unter sich) gegnerischen (antagonistes) Sekten aussprechen wird? Sollte es wol möglich sein, daß die Konservativen der Religion und Politik mir vorwerfen, ich störte die Ordnung der Gesellschaften, wenn ich ausgehe von der Hypothese einer unbeschränkten obersten Einsicht, als dem Urquell jedes Gedankens der Ordnung; daß die halbchristlichen Demokraten mich verfluchen als einen Feind Gottes und mithin als Verräther an der Republik, wenn ich den Sinn und Inhalt der Gottesidee erforsche; und daß die universell gesinnnten Männer des Handels es mir als Gottlosigkeit auslegen, daß ich die Unhaltbarkeit (non-valeur) ihrer philosophischen Erzeugnisse nachweise, während ich gerade behaupte, daß die Philosophie sich hineinstudiren müsse in ihren Gegenstand,

das heißt in die thatsächlichen Aeußerungen der Gesellschaft und der Natur? . . .

Ich bedarf der Gotteshypothese ferner zur Rechtfertigung meines Styls.

Ich weiß Nichts von Allem, was sich auf Gott, die Welt, die Seele, das Schicksal bezieht; ich muß verfahren, wie der Materialist, d. h. Beobachtung und Erfahrung zu Grunde legen, meine Folgerungen aber in der Sprache des Glaubens ausdrücken, weil es keine andere giebt; ich weiß nicht, ob meine Formeln, die ohne mein Dazuthun theologisch sind, im eigentlichen oder figürlichen Sinne zu nehmen sind; ich bin genöthigt bei dieser fortwährenden Betrachtung Gottes, des Menschen und der Dinge mich der Synonymie aller der Ausdrücke zu unterziehen, welche die drei Kategorien des Gedankens, des Wortes und der Handlung umfassen, will aber doch auf der einen Seite eben so wenig als auf der anderen schon Etwas behaupten: und so erheischt es denn die Strenge der Dialektik, daß ich Nichts mehr und Nichts weniger voraussetze als diese unbekannte Größe, welche man Gott nennt. Wir sind voll der Gottheit, Jovis omnia plena; unsere Denkmale, unsere Ueberlieferungen, unsere Gesetze und Ideen, unsere Sprachen und Wissenschaften, Alles ist durch und durch angesteckt von diesem Aberglauben, außerhalb dessen es uns nicht möglich ist, weder zu sprechen noch zu handeln, ohne den wir nicht einmal denken.

Ich bedarf endlich der Gotteshypothese, um das Erscheinen dieser neuen Druckschrift zu erklären.

Unsere Gesellschaft fühlt, daß sie schwanger geht mit Ereignissen, und beunruhigt sich um die Zukunft: wie läßt sich Rechenschaft geben über diese dunkeln Vorgefühle, wenn man nur eine allgemeine, wenn man will, immanente und fortdauernde, aber unpersönliche und somit stumme Vernunft zu Hülfe nehmen will? — oder vermöge der Idee der Nothwendigkeit, welche ja das enthält, daß die Nothwendigkeit sich kenne, mithin Vorgefühle habe? Es bleibt also noch einmal die Hypothese eines Antreibers oder einer sie besessen haltenden Macht (incube), welche die Gesellschaft vorwärts drängt und sie Visionen erblicken läßt.

Wenn die Gesellschaft weissagt, so fragt sie durch den Mund des

Einen und antwortet durch den Mund der Andern. Und weise ist dann der Mann, der zu hören und zu verstehen weiß, denn Gott selbst hat gesprochen, quia locutus est Deus.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat folgende Aufgabe gestellt.

Es sollen die allgemeinen Thatsachen, welche das Verhältniß des (Rein-) Gewinns zum Lohne regeln, bestimmt und die betreffenden Schwankungen dieses Verhältnisses dargelegt werden.

Vor einigen Jahren fragte dieselbe Akademie: „Welches sind die Ursachen der Noth? In der That, das neunzehnte Jahrhundert hat nur einen Gedanken: Gleichheit und Reform. Allein der Geist weht, wohin er will. Viele machten sich daran, die Frage zu durchforschen, aber Niemand gab eine Antwort. Das Kollegium der Haruspices hat also seine Frage wiederholt, aber diesmal in bestimmteren Ausdrücken. Es will wissen, ob Ordnung herrscht in den Werkstätten; ob die Löhne mit Billigkeit angesetzt sind; ob Freiheit und Privilegium sich richtig ausgleichen und die Wage halten; ob der Begriff des Werths, der das gesammte Gebiet des Austausches beherrscht, in den Formen, in denen ihn die Staatsökonomen ausgedrückt haben, hinlänglich genau bestimmt ist; ob der Kredit die Arbeit schützt oder fördert; ob die Zirkulation regelmäßig ist; ob die Lasten der Gesellschaft alle Schultern gleich drücken u. s. f.

Da nun die Noth zur unmittelbaren Ursache die Unzulänglichkeit des Einkommens hat, so kommt es in der That darauf an, zu erfahren, wie, abgesehen von Unglücksfällen und eigenem Verschulden, das Einkommen des Arbeiters unzureichend ist. Es ist immer dieselbe Frage der Vermögensungleichheit, die schon vor einem Jahrhundert so großen Lärm machte und jetzt vermöge eines merkwürdigen Verhängnisses unaufhörlich wieder auftaucht in den Programmen der Akademien, als liege in ihr der eigentliche Knoten, den die neueste Zeit zu lösen habe.

Die Gleichheit also, ihr Prinzip, ihre Mittel, ihre Hindernisse, ihre Theorie, die Gründe ihrer Vertagung, die Ursachen der Unbilden der Gesellschaft und der Vorsehung: das Alles ist es, was man die Welt zu lehren hat, trotz aller Spöttereien des Unglaubens.

Ich weiß wol, daß die Absichten der Akademie nicht so tief gehen, und daß sie vor Neuerungen einen Abscheu hat, wie ein Konzil; jemehr sie sich aber der Vergangenheit zuwendet, desto mehr spiegelt sie uns die Zukunft, desto mehr also haben wir an ihre Inspiration zu glauben, denn die wahren Propheten sind diejenigen, welche selbst nicht verstehen, was sie verkünden. Hören wir sie an:

„Wie läßt sich," hat die Akademie gefragt, „das Prinzip der freiwilligen Association unter Privatleuten am Besten anwenden zur Minderung der Noth?

Ferner stellte sie die Aufgabe:

„Die Theorie und die Prinzipien des Versicherungsvertrages darzulegen, die Geschichte desselben zu geben und aus dem bisherigen System und den Thatsachen die Weiterentwickelung abzuleiten, die sich diesem Vertrage geben läßt, so wie die verschiedenen nützlichen Anwendungen, welche derselbe auf der Stufe erlaubt, auf der gegenwärtig unser Handel und unsere Industrie stehen.

Die Publizisten gaben zu, daß die Versicherung als eine Keimform der Sammtverbindlichkeit im Handel, eine Association in der Sache, societas in re, ist, d. h. eine Gesellschaft, deren Bedingungen, sofern sie auf rein ökonomischen Verhältnissen beruhen, der freien Willkür des Menschen entschlüpfen. Somit würde eine Philosophie des Versicherungswesens oder der gegenseitigen Verbürgung der Interessen, die aus der allgemeinen Theorie der wirklichen Gesellschaften in re abgeleitet wäre, die Formel der allgemeinen Association enthalten, an welche in der Akademie Niemand glaubt. Und wenn die Akademie, Subjekt und Objekt in einem Gesichtspunkt vereinigend, neben einer Theorie der Association der Interessen zugleich eine Theorie der freiwilligen Association verlangt, so offenbart sie uns, was die vollkommenste Gesellschaft sein muß, und bestätigt eben dadurch gerade das, was ihren Ueberzeugungen schnurstracks zuwiderläuft. Freiheit, Gleichheit, Sammtverbindlichkeit, Association! Welcher unbegreifliche Mißgriff hat es gefügt, daß eine so entschieden konservative Körperschaft den Bürgern dieses neue Programm der Menschenrechte

vorgeschlagen hat? So prophezeite Kaiphas die Versöhnung, indem er Jesum Christum verläugnete.

Auf die erste Frage wurden der Akademie binnen zwei Jahren fünfundvierzig Arbeiten eingereicht, ein Beweis, daß das Thema wunderbar mit der allgemeinen Richtung der geistigen Bestrebungen zusammentraf. Allein von der großen Zahl der Bewerber ist keiner des Preises würdig erachtet worden; die Akademie hat die Frage zurückgezogen, angeblich weil die Bewerber nichts Genügendes geleistet, in Wahrheit aber deswegen, weil das Erfolglosbleiben der Preisausschreibung der einzige Zweck war, den sie sich vorgesetzt hatte: es lag ihr daran ohne weiteren Verzug zu erklären, daß die Hoffnungen der Anhänger der Association aller Begründung entbehrten.

In ihrem Sitzungssaale verläugnen also die Herren von der Akademie, was sie auf dem Dreifuß orakelt hatten! Ein solcher Widerspruch hat Nichts, worüber ich erstaunen könnte, und Gott soll mich davor bewahren, daß ich ihnen daraus ein Verbrechen mache. Die Alten glaubten, daß Revolutionen sich durch furchtbare Zeichen ankündigten, und daß unter anderen Wundern dann auch die Thiere sprächen. Es war dies nur ein Gleichniß, um die plötzlichen Ideen und befremdenden Worte zu bezeichnen, die unversehens von Mund zu Munde gehen in Augenblicken der Krisis, und zu denen, wie es scheint, die Vergangenheit der Menschheit nichts Aehnliches aufzuweisen hat, so weit entfernen sie sich aus dem Kreise der gemeinen Urtheilskraft.

In der Epoche, in welcher wir leben, konnte es nicht fehlen, daß etwas Derartiges zum Vorschein kam. Nachdem die Herren von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, getrieben von einem seherhaften Instinkt, von einer maschinenmäßig unwillkürlichen Regung (— pecudesque locutae —) die Association proklamirt, sind sie zurückgekehrt zu ihrer gewöhnlichen Besonnenheit, und ihr hergebrachter Schlendrian hat die Inspiration verläugnet. Lernen wir also einen Unterschied machen zwischen dem Rath von oben und den eigennützigen Urtheilen der Menschen, und seien wir überzeugt, daß in den Reden der Weisen vorzüglich das unzweifelhaft ist, woran ihr Nachdenken am Wenigsten Antheil gehabt hat.

Gleichwol scheint die Akademie, als sie mit ihren Ahnungen

auf eine so schroffe Weise brach, einige Gewissensbisse empfunden zu haben. An Stelle einer Theorie der Association, an welche sie aus Ueberlegung nicht mehr glaubt, verlangt sie eine kritische Untersuchung des Pestalozzischen Unterrichts- und Erziehungssystems mit besonderer Rücksichtnahme auf die Beziehungen desselben zum Wohlsein und der Moralität der armen Klassen. Wer kann es wissen? Vielleicht findet sich das Verhältniß des Gewinns zum Lohne, die Association, kurz die Organisation der Arbeit wieder in den Grundlagen eines Erziehungssystems. Ist nicht das Leben des Menschen eine beständige Lehrzeit? Sind nicht Philosophie und Religion die Erziehung der Menschheit? Eine Organisation des Unterrichts wäre somit eine Organisation der Industrie, und in der Theorie jenes würde man die der Gesellschaft entwerfen: Darauf kommt die Akademie in ihren lichten Augenblicken stets zurück.

„Welchen Einfluß üben — es ist wiederum eine Frage der Akademie — die Fortschritte und der Hang zum materiellen Wohlsein aus auf die Sittlichkeit eines Volkes?"

In ihrem zunächst auf der Hand liegenden Sinne ist diese neue Frage der Akademie eine Alltagsaufgabe, höchstens zum Thema für eine Redeübung geeignet. Allein die Akademie, die einmal bis ans Ende den revolutionären Sinn ihrer Orakel nicht merken soll, hat in der Glosse den Vorhang etwas gelüftet. Was sieht sie denn so besonders Tiefes in dieser Epikuräischen These?

„Die Neigung zum Luxus, sagt sie, und zum Genuß, die ungemeine Vorliebe, welche die große Mehrzahl dafür hegen, die Richtung der Gemüther und geistigen Kräfte, sich davon ausschließlich in Anspruch nehmen zu lassen, das übereinstimmende Bestreben der Privatpersonen und des **Staats**, es zur Triebfeder und zum Zweck aller ihrer Pläne, aller ihrer Anstrengungen und Opfer zu machen, erzeugen allgemeine und persönliche Ansichten, die, wohlthätig oder schädlich, zu Grundsätzen des Handelns werden, welche vielleicht mächtiger sind als jene, die zu anderen Zeiten die Menschen beherrscht haben."

Noch niemals hatte sich den Moralisten eine schönere Gelegenheit dargeboten, ihre Anklagen zu erheben gegen die Sinnlichkeit dieses

Jahrhunderts, die Käuflichkeit der Gewissen und die zum Regierungsmittel erhobene Bestechung. Was aber thut statt Dessen die Akademie der Moralwissenschaften? Mit wahrhaft automatischer Ruhe stellt sie eine Gedankenreihe auf, in welcher der Luxus, so lange Zeit geächtet von den Stoikern und Asceten, diesen Meistern in der Heiligkeit, nunmehr als ein eben so rechtmäßiges, eben so großes und reines Prinzip des Lebenswandels auftreten soll, als es die Prinzipien waren, auf die sich weiland Religion und Philosophie berufen haben. Bestimmt, sagt sie uns, die Beweggründe des Handelns (die jetzt offenbar veraltet und abgenutzt sind), deren Nachfolgerin in der Geschichte nach dem Willen der Vorsehung die Lust wird, und berechnet nach den Erfolgen der Ersteren die Wirkungen der Letzteren. Kurz beweist, daß Aristipp seiner Zeit weit voraus war, und daß seine Sittenlehre eben so gut ihren Triumph feiern sollte, wie die eines Zeno und Thomas a Kempis.

Also haben wir es zu thun mit einer Gesellschaft, die nicht mehr arm sein will, die sich spöttisch hinwegsetzt über Alles, was ihr weiland theuer und heilig war, Freiheit, Religion und Ruhm, so lange sie nicht den Reichthum hat; die, um ihn zu erlangen, sich jeder Schmach unterzieht, sich jeder Nichtswürdigkeit schuldig macht, und dieser heiße Durst nach Vergnügen, dieses unwiderstehliche Verlangen, des Luxus theilhaftig zu werden, das Symptom einer neuen Periode in der Civilisation, ist das oberste Gebot, kraft dessen wir arbeiten müssen an der Verbannung der Noth: so spricht die Akademie.

Was wird aber dabei von dem Gebot der Buße und Enthaltsamkeit, der Sittenlehre, der Aufopferung, des Verzichtens und der glücklichen Mittelmäßigkeit? Welches Mißtrauen gegen die verheißenen Entschädigungen des künftigen Lebens, welche Lügenbezüchtigung gegen das Evangelium! Besonders aber, welche Rechtfertigung für eine Regierung, die den goldenen Schlüssel zu ihrem System erhoben hat? Wie haben religiöse Männer, Christen, Senekas mit einem Male so viele unsittliche Grundsätze aussprechen können?

Die Akademie vervollständigt ihren Gedanken und antwortet uns:

„Man zeige, wie die Fortschritte der Kriminaljustiz in der Verfolgung und Bestrafung der Verbre-

chen gegen Person und Eigenthum bezeichnend Schritt halten mit den Altersstufen der Civilisation vom wilden Zustande an bis zu dem Zustande der zur höchsten Gesittung gediehenen Völker.

Soll man glauben, daß die Kriminalisten der Akademie der Moralwissenschaften den Schluß vorhergesehen haben, der aus ihren Prämissen folgt? Die Thatsache, die auf jedem Stufenpunkte ihrer Entwickelung studirt werden soll, und welche die Akademie mit den Worten: „Fortschritte der Kriminaljustiz" bezeichnet, ist keine andere, als die fortschreitende Milderung, die theils in den Formen des Kriminalverhörs, theils in der Bestrafung hervortritt, nach Maßgabe des Wachsthums der Civilisation an Freiheit, Aufklärung und an Reichthum. Da nun das Prinzip der Einrichtungen zur Unterdrückung der Verbrechen das umgekehrte von allen denen ist, die zum Wohlsein der Gesellschaften zusammenwirken, so findet ein beständiges (vermindernbes) Ausscheiden aus allen Theilen des Strafsystems wie aus dem ganzen gerichtlichen Rüstzeug Statt, und der letzte Schluß dieser ganzen Bewegung lautet: Die Sicherung der Ordnung ist weder Schrecken noch Strafpein, folglich weder die Hölle noch die Religion.

Welch' ein Umsturz der überkommenen Ideen! Welche Verneinung alles Dessen, das zu vertheidigen die Aufgabe der Akademie der Moralwissenschaften ist! Wenn aber die Sicherung der Ordnung nicht mehr auf der Furcht vor einer, sei es nun in diesem oder im anderen Leben zu erleidenden Strafe beruht: wo sind dann die schützenden Bürgschaften für Person und Eigenthum zu finden? oder vielmehr: was wird ohne Einrichtungen zur Unterdrückung des Verbrechens aus dem Eigenthum? und was wird ohne Eigenthum aus der Familie?

Die Akademie, die von allen diesen Dingen gar Nichts weiß, antwortet, ohne außer Fassung zu kommen:

Man schildere die verschiedenen Phasen der Organisation der Familie auf dem Grund und Boden Frankreichs von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

Das will sagen: man bestimme durch die bisherigen Fortschritte der Familienorganisation die Daseinsverhältnisse der Familie in einem

Zustande der Vermögensgleichheit, der freiwilligen und freien Association, der allgemeinen Sammtverbindlichkeit, des materiellen Wohlseins und des Luxus, der öffentlichen Ordnung ohne Gefängnisse, Gerichtshöfe, Polizei und Henker.

Man wird sich vielleicht wundern, daß die Akademie, nachdem sie in der Weise der verwegensten Neuerer alle Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung, Religion, Familie, Eigenthum, Gerechtigkeitspflege in Frage gestellt, nicht auch die Aufgabe vorgeschlagen hat: Welches ist die beste Regierungsform? Denn die Regierung ist für die Gesellschaft die Quelle, von der jeder Thätigkeitsanstoß, jede Bürgschaft, jede Reform ausgeht. Es war also wichtig zu wissen, ob die Regierung, wie sie in der Charte geordnet ist, zur praktischen Lösung der Fragen der Akademie genüge.

Man würde sich aber schlecht auf Orakel verstehen, wenn man sich einbilden wollte, sie verführen nach den Regeln der Induktion und Analyse; und eben weil dies politische Problem eine Bedingung oder ein nothwendiges Ergebniß der verlangten Darlegungen war, konnte die Akademie es nicht zur Preisbewerbung ausschreiben. Ein solcher Schluß würde ihr die Augen geöffnet haben, und ohne auf die Arbeiten der Bewerber zu warten, würde sie sich beeilt haben, ihr Programm ganz zurückzunehmen. Die Akademie hat mit ihrer Frage weiter ausgeholt. Sie hat sich gesagt:

Die Werke Gottes sind schön vermöge ihres eignen Wesens, justificata in semetipsis; mit einem Wort, sie sind wahr, weil sie von ihm herrühren. Die Gedanken des Menschen gleichen dichten Nebeln, durchzuckt von langen, aber schwachen Blitzen. *Was ist also die Wahrheit in Bezug auf uns, und was ist der Charakter der Knechtschaft?*

Es ist, als ob die Akademie sagte: Untersuche die Hypothese deines Daseins, die Hypothese der Akademie, die die Fragen vorlegt, die Hypothese der Zeit, des Raumes, der Bewegung, des Denkens und der Gesetze des Denkens. Dann untersuche die Hypothese des Pauperismus, der Ungleichheit der Lebensstellungen, der allgemeinen Association, des Glückes, die Hypothese der Monarchie und der Republik, die Hypothese einer Vorsehung! ...

Es ist eine vollständige Kritik Gottes und des Menschengeschlechts.

Ich berufe mich auf das Programm der ehrenwerthen Gesellschaft; nicht ich habe die Bedingungen meiner Arbeit gestellt, sondern die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

Wie aber kann ich diesen Bedingungen ein Genüge leisten, wenn ich nicht selbst mit Unfehlbarkeit begabt, kurz, wenn ich nicht selbst Gott oder Seher bin? Die Akademie giebt also zu, daß die Gottheit und die Menschheit identisch sind oder wenigstens in Wechselbeziehung stehen; es fragt sich aber, worin besteht diese Wechselbeziehung: und das ist der Inhalt des Problems von der Gewißheit, das der Zweck der Philosophie der Gesellschaft.

Also im Namen der Gesellschaft, die unter der Eingebung Gottes steht, stellt eine Akademie Fragen.

Im Namen derselben Gesellschaft bin ich einer der Sehenden, die zu antworten versuchen. Die Aufgabe ist unermeßlich, und ich mache mich nicht verbindlich sie zu lösen: ich werde so weit gehen, als Gott es mir gewährt. Was aber auch meine Rede sei, sie kommt nicht von mir: der Gedanke, welcher meine Feder bewegt, ist kein mir persönlicher, und Nichts von dem, was ich schreibe, darf mir zur Last gelegt werden. Ich werde die Thatsachen so wiedergeben, wie ich sie gesehen habe; ich werde sie nach dem beurtheilen, was ich über sie sage; ich werde jedes Ding bei seinem stärksten Namen nennen, und Niemand darf darin eine Beleidigung finden. Ich werde frei und nach den Regeln der Seherkunst, die ich erlernt, erforschen, was der göttliche Rath zu bedeuten hat, der sich in diesem Augenblick ausspricht durch den beredten Mund der Weisen und in dem unartikulirten Stammeln des Volkes: wenn ich aber alle von unserer Verfassung geheiligten Vorrechte leugne, so werde ich darum doch kein Aufwiegler sein. Ich werde mit dem Finger zeigen, wohin uns der unsichtbare Sporn drängt, aber weder meine That noch mein Wort werden aufreizend sein. Ich werde die Wolke herausfordern, aber wenn der Wetterstrahl aus ihr herabzuckt, bin ich unschuldig. Bei dieser feierlichen Untersuchung, zu der die Akademie mich auffordert, habe ich mehr als das Recht die Wahrheit zu sagen, ich habe auch

das Recht zu sagen, was ich denke. O möchten mein Gedanke, mein Ausdruck und die Wahrheit stets ein und dasselbe sein!

Und du Leser — denn ohne Leser kein Schriftsteller — du mußt mein Werk mit mir durcharbeiten. Ohne dich bin ich Nichts, denn ein tönendes Erz; mit der Gunst deiner Aufmerksamkeit werde ich Wunderdinge sagen. Siehst du den Wirbel an dir vorbeiziehen, den man die Gesellschaft nennt, und aus dem unter furchtbarem Krachen Blitze zucken, Donnerlaute und Stimmen ertönen? Ich will dich die geheimen Federn mit dem Finger berühren lassen, welche sie in Bewegung setzen; aber zu diesem Zwecke mußt du dich unter meiner Anführung zur Stufe reiner Geistigkeit erheben. Die Augen der Liebe und des Vergnügens sind nicht im Stande, die Schönheit zu erkennen an einem Gerippe, die Harmonie in bloßgelegten Eingeweiden, das Leben im schwarzen geronnenen Blute. Gerade so sind die Geheimnisse des gesellschaftlichen Organismus ein verschlossen Buch für Denjenigen, welchem Leidenschaften und Vorurtheile das Hirn verdunkeln. Solche Feinheiten lassen sich nur in schweigsamer und kalter Betrachtung erfassen. Ergieb dich also darein, daß ich erst dann die Blätter vom Buche des Lebens vor deinen Augen aufschlage, nachdem ich deine Seele vorbereitet habe durch jene skeptische Reinigung, welche die großen Volkslehrer aller Zeiten, Sokrates, Christus, Paulus, Baco, Descartes, Galiläi, Kant u. s. f. von ihren Schülern verlangten.

Wer du auch seist, ob mit den Lumpen des Elends bedeckt oder geschmückt mit den köstlichen Kleidern des Luxus, ich führe dich zu der lichtvollen Nacktheit, die weder die Duftwolken des Reichthums noch das Gift der neidischen Armuth trüben. Wie soll man die Reichen überreden, daß die Verschiedenheit der Lebenslagen weiter Nichts sei als ein Rechnungsfehler, und wie soll sich der Arme mit dem Bettelsack vorstellen, der Eigenthümer besitze das Seinige mit gutem Rechte? Sich über die Leiden des Arbeiters zu unterrichten ist für den Müßigen die unerträglichste Zerstreuung, und dem Glücklichen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen ist in gleicher Weise für den Nothleidenden der bitterste Trank.

Du stehst in hohen Würden: ich setze dich ab, und du bist frei. Es steckt zu viel Optimismus unter dieser vorgeschriebenen Tracht,

zu viel Subordination, zu viel geistige Trägheit. Die Wissenschaft erheischt die Empörung des Gedankens, und der Gedanke eines Angestellten ist sein Gehalt.

Deine schöne, begeisterte, kunstsinnige Geliebte gehört, ich will es glauben, nur dir; d. h. deine Seele, dein Geist, dein Bewußtsein sind übergegangen in den reizendsten Luxusgegenstand, den Natur und Kunst erzeugt haben zur ewigen Qual der beherten Menschen. Ich scheide dich von dieser göttlichen Hälfte deines Ichs: heutzutage ist es zu viel auf einmal, die Gerechtigkeit zu wollen und eine Frau zu lieben. Um großer und scharfer Gedanken fähig zu sein, muß der Mann seine Natur entdoppeln und nur in seiner männlichen Persönlichkeit bleiben. Auch würde dich in dem Zustande, in welchen ich dich versetzt, deine Frau nicht mehr kennen: denke nur an die Frau Hiobs.

Zu welcher Religion gehörst du? ... Vergiß deinen Glauben und werde aus Weisheit Atheist. —

Wie? sagst du, Atheist trotz unserer Hypothese?

Nein, sondern eben wegen unserer Hypothese. Man muß seit langer Zeit seinen Gedanken erhoben haben über die göttlichen Dinge, um das Recht zu haben, eine Persönlichkeit über dem Menschen, ein Leben hinter diesem Leben anzunehmen. Uebrigens aber sei ganz unbesorgt um dein Heil. Gott ist nicht böse auf den, welcher ihn aus Vernunft verkennt, eben so wenig, als er sich aus Dem Etwas macht, der ihn aufs Wort hin anbetet; auf der Stufe deines Bewußtseins aber ist es das Sicherste für dich, gar Nichts über ihn zu denken. Siehst du nicht, daß es sich mit der Religion verhält, wie mit den Regierungen, unter denen die beste die sein würde, die eine Verneinung aller wäre? Keine politische oder religiöse Phantasie möge also deine Seele gefangen halten; das ist heutzutage das einzige Mittel, weder ein Gefoppter noch ein Renegat zu sein. Ach, sagte ich in den Tagen meiner Jugendbegeisterung, werde ich nicht die zweite Vesperglocke der Republik ertönen und unsere Priester, von weißen Gewändern umwallt, in dorischer Weise den Hymnus der Rückkehr anstimmen hören: „O Gott, verwandle unsere Knechtschaft, wie du verwandelst den Wind aus der Wüste in einen erquickenden Hauch! ...?"

Doch ich habe sie aufgegeben, die Hoffnung auf die Republikaner, und kenne jetzt weder Religion noch Priester mehr.

Noch möchte ich, um dein Urtheil, lieber Leser, völlig sicher zu stellen, deine Seele gefühllos machen für das Mitleid, erhaben über die Tugend, gleichgültig gegen das Glück. Allein das hieße von einem eben eingeweihten Neuling zu viel verlangen. Erinnere dich daher nur, und vergiß es nie, daß Mitleid, Glück und Tugend, daß selbst Vaterland, Religion und Liebe *Masken* sind. ...

Erstes Kapitel.

Die ökonomische Wissenschaft[1]).

§. 1.

Der Gegensatz der Thatsache und des Rechts in der Oekonomie der Gesellschaften.

Ich behaupte die **Wirklichkeit** einer Wissenschaft der Oekonomie. Es ist dies ein Satz, an dem zu zweifeln gegenwärtig gewiß wenig Oekonomen beikommen wird, und dennoch vielleicht die keckste Behauptung, die ein Philosoph jemals aufgestellt hat. Der Verlauf dieser Untersuchungen wird es, wie ich hoffe, darthun, daß es einst die gröste Leistung des menschlichen Geistes sein wird, diesen Satz bewiesen zu haben.

Ich behaupte andererseits die unbedingte Gewißheit und zugleich den fortschreitenden Charakter der Oekonomie, die meiner Meinung nach die umfassendste, die reinste, am Meisten zur Thatsächlichkeit gediehene aller Wissenschaften ist: ein neuer Satz, der diese Wissenschaft zu einer Logik oder Metaphysik in concreto erhebt und die Grundlagen der hergebrachten Philosophie radikal verändert. Mit anderen Worten: die Oekonomie ist mir die gegen-

1) Der Uebersetzer bemerkt ein für alle Mal, daß er, wo nicht im Original ausdrücklich das Beiwort politique hinzugefügt ist, fortan der Kürze wegen immer nur Oekonomen, ökonomisch u. s. w.: statt Staatsök., staatsök. u. s. w., schreiben wird, unserem gewöhnlichen Sprachgebrauch entgegen, der einen Unterschied macht zwischen Oekonomie und Staatsökonomie.

ständliche Form und die Verwirklichung der Metaphysik; die Metaphysik in ihrer wirkenden Thätigkeit, die Metaphysik, hingezeichnet auf die ewig wechselnde Fläche des Daseins (l. m. projetée sur le plan fuyant de la durée); und wer sich mit den Gesetzen der Arbeit und des Tausches beschäftigt ist in Wahrheit und ganz eigentlich ein Metaphysiker.

Nach dem was ich in der Einleitung gesagt habe wird man darin nichts Ueberraschendes finden. Die Arbeit des Menschen setzt das Werk Gottes fort, der in der Erschaffung aller Wesen nur die ewigen Gesetze der Vernunft äußerlich verwirklicht. Die Wissenschaft der Oekonomie ist daher nothwendig eben so sehr eine Theorie der Ideen als eine natürliche Theologie und eine Psychologie. Diese allgemeine Bemerkung hätte allein schon genügend dargethan, wie ich, im Begriff stehend, ökonomische Materien zu behandeln, erst das Dasein Gottes voraussetzen mußte, und mit welchem Rechte ich, ein einfacher Oekonom, danach trachte das Problem der Gewißheit zu lösen.

Allein ich muß es nur gleich sagen daß ich keineswegs jene zusammenhangslose Sammlung von Theorien, der man seit nahe hundert Jahren den officiellen Namen Staatsökonomie beigelegt hat, für eine Wissenschaft halte, da sie trotz der Bedeutung ihres Namens nichts Anderes ist als das Gesetzbuch oder der einmal hergebrachte Erfahrungskatechismus der Eigenthumsverhältnisse. Diese Theorien bieten uns nur die Keime oder den ersten Abschnitt der ökonomischen Wissenschaft; und eben darum stehn sie, ganz wie das Eigenthum, sämmtlich im Widerspruch gegen einander und sind in der Hälfte der Fälle nicht anzuwenden. Der Beweis dieser Behauptung, die in gewissem Sinne die Negation der Staatsökonomie ist, wie sie uns A. Smith, Ricardo, Malthus, J. B. Say überliefert haben und wie wir sie seit einem halben Jahrhundert stillstehn sehn, — dieser Beweis ist es insbesondere, was meine gegenwärtige Arbeit zu leisten hat.

Die Unzulänglichkeit der Staatsökonomie hat sich beschaulichen Geistern von jeher aufgedrungen; diese waren zu verliebt in ihre Träumereien um die Praxis zu ergründen, beschränkten sich daher darauf, sie nach ihren offenbaren Ergebnissen zu beurtheilen, und bildeten von Anbeginn eine Oppositionspartei, die sich auf eine beharrliche und

systematische Satyre auf die Civilisation und ihre Gebräuche legte. Hinwiederum aber hat es auch dem Eigenthum, als der Grundlage aller gesellschaftlichen Einrichtungen, niemals an eifrigen Kämpen gefehlt, die unter dem pomphaften Titel Praktiker den Tadlern der Staatsökonomie den Krieg mit Krieg vergalten und mit muthiger und oft geschickter Hand daran arbeiteten, das Gebäude zu befestigen, welches die allgemeinen Vorurtheile und die individuelle Freiheit im Einverständniß mit einander errichtet hatten.

Der noch schwebende Streit zwischen den Konservativen und Reformisten findet sein Analogon in der Geschichte der Philosophie in dem Kampf der Realisten und Nominalisten. Es ist beinahe überflüssig es erst zu sagen, daß Recht und Irrthum auf beiden Seiten gleich sind und nur die Nebenbuhlerei, die Engherzigkeit und Unduldsamkeit der Ansichten die einzige Ursache des Mißverständnisses waren.

So machen sich also zwei Gewalten die Weltherrschaft streitig und schleudern die Bannstrahlen gegen einander mit der Brunst feindlicher Religionsbekenntnisse: die Staatsökonomie oder die überkommene Satzung, und der Socialismus oder das Ideal von Nirgendheim.

Was ist nun, näher betrachtet, die Staatsökonomie? Was ist der Socialismus?

Die Staatsökonomie ist die Sammlung der Beobachtungen, welche man bisher in Bezug auf die Erscheinungen der Produktion in der Vertheilung des Reichthums, d. h. also über die allgemeinsten und selbstständigsten, mithin unverdächtigsten Formen der Arbeit und des Tausches angestellt hat.

Die Oekonomen haben diese Beobachtungen klassificirt so gut sie konnten; sie haben die Erscheinungen beschrieben, ihre besonderen Umstände und Beziehungen ermittelt; sie haben an ihnen in mehrfachen Fällen einen Charakter der Nothwendigkeit entdeckt, der sie bewog, dieselben Gesetze zu nennen: dieser Inbegriff von Kenntnissen, die man den so zu sagen unbefangensten Bethätigungen der Gesellschaft abgelauscht hat, ist der Gegenstand und Inhalt der Staatsökonomie.

Die Staatsökonomie ist also die Naturgeschichte der zunächst in die Augen springenden und am allgemeinsten anerkannten Bräuche, Satzungen, Handgriffe und Herkömmlichkeiten des Menschengeschlechts

in Bezug auf die Produktion und die Vertheilung des Reichthums. Hierauf gestützt, erachtet sich die Staatsökonomie für thatsächlich und rechtlich legitim: thatsächlich, weil die Erscheinungen, welche sie studirt, bleibende, selbstständige und allgemeine sind; rechtlich, weil dieselben die gewichtigste Autorität für sich haben, die es gibt: die Autorität der Menschheit. Daher bezeichnet sich denn auch dir Staatsökonomie als Wissenschaft, d. h. als ein vernunftgemäßes und systematisches Lehrgebäude regelmäßiger und nothwendiger Thatsachen. —

Der Socialismus, welcher dem Gotte Wischnu ähnlich, fortwährend sterbend und wieder auferstehend seit zwanzig Jahren zum zehntausendsten Male Fleisch geworden ist in der Person von fünf oder sechs Offenbarern, der Socialialismus behauptet die Regellosigkeit der gegenwärtigen Verfassung der Gesellschaft und somit auch aller ihrer früheren Gestaltungen. Er behauptet und beweist daß die Ordnung der Civilisation eine oberflächliche, widerspruchsvolle und unwirksame ist; daß sie aus ihr selbst Unterdrückung, Noth und Verbrechen gebiert; er beschuldigt — um nicht zu sagen verläumdet — die ganze Vergangenheit des gesellschaftlichen Lebens und arbeitet mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften hin auf eine völlige Umschmelzung der Sitten und Einrichtungen.

Der Socialismus schließt damit, daß er die Staatsökonomie für eine falsche Hypothese erklärt, für eine Sophistik, erfunden behufs der Ausbeutung der Mehrzahl durch die Minderzahl, und unter Berufung auf den Spruch „aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" vollendet er seinen Beweis der Ohnmacht und Nichtigkeit der Staatsökonomie durch das Gemälde des menschlichen Elends, für welches er sie verantwortlich macht.

Wenn aber die Staatsökonomie falsch ist, so ist die Jurisprudenz, die in jedem Lande die Wissenschaft des Rechts und Brauchs ist, ebenfalls falsch; denn sie beruht auf der Unterscheidung des Mein und Dein und macht zu ihrer Voraussetzung die Rechtmäßigkeit der Thatsachen, welche die Staatsökonomie beschreibt und klassifizirt. Die Theorieen des Staats- und Völkerrechts mit allen Abstufungen der Repräsentativregierung sind nicht minder falsch, denn sie beruhen

auf dem Princip des persönlichen Besitzes und der unbedingten Souveränität des Willens.

Der Socialismus läßt alle diese Folgerungen gelten. Ihm ist die Staatsökonomie, von Vielen angesehn als die Physiologie des Reichthums, nichts als die organisirte Praxis des Diebstahls und des Elends, wie die Jurisprudenz, welche die Männer des Gesetzes mit dem Namen der niedergeschriebenen Vernunft ausschmücken, in seinen Augen weiter nichts ist als eine Zusammenstoppelung der verschiedenen Rubriken der gesetzlichen und anerkannten Räuberei, mit einem Worte, des Eigenthums. In ihren Beziehungen betrachtet sind diese beiden angeblichen Wissenschaften, die Staatsökonomie und das Recht, die vollständige Theorie der Ungerechtigkeit und Zwietracht. Indem er dann von der Verneinung zur Bejahung übergeht stellt der Socialismus dem Princip des Eigenthums das Princip der Association entgegen und macht sich anheischig die Oekonomie der Gesellschaft von Grund aus neu zu schaffen, d. h. eine neues Recht, eine neue Politik und Einrichtungen und Sitten in's Leben zu rufen, welche zu den bisherigen Formen, den schnurgeraden Gegensatz bilden.

Die Scheidelinie zwischen Socialismus und Staatsökonomie ist also gezogen, die Feindseligkeit eine offen ausgebrochene.

Die Staatsökonomie neigt hin zur Heiligung der Selbstsucht; der Socialismus hat einen Hang zur Schwärmerei für die Gemeinschaft.

Die Oekonomen sind, abgesehen von einigen Verstößen gegen ihre Principien, deren sie die Regierungen glauben anklagen zu müssen, Optimisten in Bezug auf die vollbrachten, die Socialisten, Optimisten in Bezug auf die zu vollbringenden Thatsachen.

Jene behaupten: was sein *soll*, das *ist*; diese: was sein *soll*, das ist *nicht*. —

Ganz folgerichtig treten daher Jene als Vertheidiger der Religion, der Autorität und der übrigen Principien auf, die mit dem Eigenthum gleichzeitig entstanden sind und es beschirmen, obschon ihre Kritik, sofern sie nur von der Vernunft ausgeht, ihre Vorurtheile häufig angreift; und eben so folgerichtig verwerfen Diese Autorität und Glauben und berufen sich ausschließlich auf die Wissenschaft, obschon eine gewisse ziemlich unduldsame Religiosität und ein, wenig

wissenschaftliches, verächtliches Herabsehen auf das Thatsächliche stets den hervortretendsten Charakter ihrer Lehren bilden.

Im Uebrigen hören sie beide nicht auf einander Unwissenheit und Unfruchtbarkeit vorzuwerfen.

Die Socialisten verlangen von ihren Gegnern Rechenschaft über die Ungleichheit der Lebenszustände, die Ausschweifungen des Handels, wo Monopol und Konkurrenz in unnatürlichem Bunde ewig den Luxus und das Elend erzeugen; sie machen den ökonomischen Theorien, die stets nach der Vergangenheit gemodelt sind, den Vorwurf, sie ließen die Zukunft ohne Hoffnung; kurz, sie bezeichnen die ganze Eigenthumswirthschaft als ein grauenhaftes Blendniß, gegen das die Menschheit seit vier Jahrtausenden protestire und ankämpfe.

Die Oekonomen dagegen erklären die Socialisten für unfähig ein System zu Wege zu bringen, in welchem man ohne Eigenthum, Konkurrenz und polizeiliche Ordnung auskommen könne; die Acten in der Hand, beweisen sie, daß alle Reformpläne weiter nichts gewesen sind, als fragmentarische Zusammenstoppelungen, entlehnt derselben Wirthschaft, welche der Socialismus verläumde, kurz, Plagiate aus der Staatsökonomie, außerhalb deren der Socialismus unfähig sei, eine Idee zu fassen und zu formeln.

Mit jedem Tage häufen sich die Acten dieses bedeutungsschweren Prozesses, mit jedem Tage wird die Frage verwickelter.

Während die Gesellschaft fortschreitet und strauchelt, duldet und sich bereichert auf dem hergebrachten ökonomischen Wege, arbeiten die Socialisten seit Pythagoras, Orpheus und dem unerforschlichen Hermes daran, ihr Dogma im Gegensatz zur Staatsökonomie zur Geltung zu bringen. Es sind sogar hier und da einige Associationsversuche nach ihren Ansichten unternommen; bisher aber sind diese spärlichen Anläufe, die in dem Eigenthumsocean völlig verschwinden, erfolglos geblieben, und als habe das Schicksal beschlossen erst die ökonomische Hypothese zu erschöpfen bevor das socialistische Nirgendheim in Angriff genommen werde, ist die Reformpartei genöthigt, die Spötteleien ihrer Gegner hinzunehmen und zu warten, daß die Reihe an sie komme.

So stehen die Sachen: der Socialismus erhebt rastlos Klage gegen die Missethaten der Civilisation, beweist Tag für Tag die Ohn-

macht der Staatsökonomie, die harmonischen Triebe des Menschen zu befriedigen, und reicht ein Gesuch ums andere ein; die Staatsökonomie dagegen füllt ihren Aktenstoß mit socialistischen Systemen, welche Eins nach dem Andern kommen, verschwinden und hinsterben, weil der gesunde Menschenverstand sie verwirft. Das Fortdauern des Uebels nährt die Klagen der Einen, während die beständig scheiternden Versuche der Reformisten der schadenfrohen Ironie der Andern Nahrung giebt.

Wann wird das Urtheil erfolgen? Der Gerichtshof steht einsam verlassen; indeß benutzt die Staatsökonomie ihren Vortheil und fährt, ohne eine Sicherheit zu stellen, fort, die Welt zu schulmeistern mit ihrem Satze: possideo quia possideo.

Steigen wir aus der Sphäre der Ideen hinab zu den Wirklichkeiten der Welt, so wird uns der Widerstreit noch ernster und drohender entgegentreten.

Als in diesen letzten Jahren der Socialismus, durch lange Stürme heraufbeschworen, bei uns in seine phantastische Erscheinung trat, da warfen sich die Männer, die bis dahin jeder Meinungskampf gleichgültig und lau gelassen, mit Angst wieder den monarchischen und religiösen Ideen in die Arme; die Demokratie, welche man beschuldigte, sie ziehe ihre letzten Konsequenzen, wurde verwünscht und zurückgedrängt. Aber diese von Seiten der Konservativen gegen die Demokraten erhobene Beschuldigung war eine Verläumdung. Die Demokratie ist ihrer Natur nach gleichsehr feindlich gestimmt gegen den socialistischen Gedanken, als sie unfähig ist, das Königthum zu ersetzen: es ist ihr Schicksal sich gegen dieses immerdar zu verschwören, ohne jemals zum Ziele zu gelangen. Das stellte sich denn auch bald heraus und wir werden noch täglich davon überzeugt durch die Bekenntnisse zum Christen- und Eigenthum, welche die demokratischen Tagesschriftsteller ablegen, die übrigens auch von jenem Augenblick ab anfingen, sich vom Volke verlassen zu sehen.

Andererseits trat auch die Philosophie nicht minder fremd, nicht minder feindselig auf gegen den Socialismus als Politik und Religion.

Denn eben so wie in der Politik die Demokratie die Souveränetät der Zahl, die Monarchie die Souveränetät des Fürsten zum

Princip hat; eben so ferner, wie in Sachen des Gewissens die Religion nichts Anderes ist, als die Unterwerfung unter ein mystisches Wesen, genannt Gott, und unter den Priester, der sein Stellvertreter ist; eben so endlich, wie in der Staatswirthschaft das Eigenthum, das heißt die ausschließliche Herrschaft des Individuums über die Erfordernisse der Arbeit, der Ausgangspunkt aller Theorien ist: — ganz eben so gelangt die Philosophie, indem sie die angeblichen apriorischen Bestimmungen der Vernunft zur Grundlage nimmt, mit unausweichlicher Nothwendigkeit dahin, dem Ich allein die Erzeugung und die Eigenherrschaft (autocratie) der Ideen beizulegen, und die metaphysische Geltung der Erfahrung zu leugnen, d. h. überall Willkür und Despotismus an die Stelle des objektiven Gesetzes treten zu lassen.

Eine Lehre nun, welche urplötzlich geboren wurde aus dem Herzen der Gesellschaft, ohne Vorgängerinnen und Ahnen; die aus allen Regionen des Bewußtseins und der Gesellschaft das Princip der Willkür verbannte, um als einzige Wahrheit das Verhältniß des Thatsächlichen an seine Stellen zu setzen; eine Lehre, die mit dem Ueberlieferten brach und sich der Vergangenheit durchaus nicht anders, denn als eines Punktes bedienen wollte, von dem sie ihren Auslauf in die Zukunft nähme: eine solche Lehre mußte nothwendig die bestehenden **Autoritäten** gegen sich in Harnisch bringen, und gegenwärtig ist es ersichtlich wie selbige Autoritäten, die im Grunde nur eine sind, trotz ihrer Zwietracht unter einander darin mit sich einig sind, daß sie gemeinschaftlich das Ungethüm bekämpfen, welches sie zu verschlingen droht.

Den Arbeitern, welche sich beklagen über die Unzulänglichkeit des Lohns und die Ungewißheit der Arbeit, hält die Staatsökonomie die Freiheit des Handels entgegen; den Bürgern, die da trachten nach den Zuständen der Freiheit und Ordnung, antworten die Ideologen mit einem Hinweis auf die Repräsentativsysteme; den zarten Seelen, die, des alten Glaubens baar geworden, Grund und Zweck ihres Daseins zu wissen begehren, bietet die Religion die unergründlichen Geheimnisse der Vorsehung, und die Philosophie hält den Zweifel im Hintertreffen. Immer nur Ausflüchte; niemals lebensvolle Ideen, die für Herz und Geist Beruhigung spenden! Der

Socialismus ruft, es sei Zeit nach dem Festlande zu steuern und in den Hafen einzulaufen: aber es giebt ja gar keinen Hafen! sagen die Antisocialen; die Menschheit wandelt ihre Bahn unter der Obhut Gottes, angeführt von den Priestern, Philosophen, Rednern und Oekonomen, und unser Umherschiffen ist ein ewiges.

So sieht sich die Gesellschaft von Anbeginn in zwei große Parteien gespalten: die eine hält an der hergebrachten Satzung, ist wesentlich hierarchisch, und nennt sich, je nach dem Gegenstande, den sie in Betracht nimmt, Königthum oder Demokratie, Philosophie oder Religion, mit einem Wort Eigenthum; die andere erhebt sich neu bei jedem entscheidenden Knotenpunkt der Civilisation, giebt sich vorzüglich als anarchisch und atheistisch zu erkennen, d. h. als abtrünnig von jeder menschlichen und göttlichen Autorität, und ist eben der Socialismus.

Nun aber hat die moderne Kritik dargethan, daß in einem Conflikt von dieser Art die Wahrheit enthalten ist: nicht in der Ausschließung eines der Widerparten, sondern vielmehr und allein in der Vermittlung beider. Es ist, sage ich, eine Errungenschaft der Wissenschaft, daß jedes Widerspiel (antagonisme), sowol im Gebiete der Natur als in dem der Ideen, seine Lösung findet in einem Allgemeineren, in einer zusammenfassenden Formel, welche die Gegensätze in Einklang bringt, indem sie dieselben so zu sagen in einander aufhebt[1]) (absorbant). Könnten wir daher nicht als Männer von gesundem Menschenverstande, in Erwartung der Lösung, welche die Zukunft ohne Zweifel bringen wird, uns vorbereiten auf diesen großen Uebergang durch die Analyse der mit einander ringenden Gewalten und ihrer positiven und negativen Eigenschaften? Eine derartige Arbeit, wenn sie mit Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in Angriff genommen wird, würde, wenn sie uns auch nicht gleich beim ersten Anlauf zur Lösung führt, doch den unschätzbaren Vortheil gewähren, uns die Bedingungen des Problems zu offenbaren und uns dadurch in den Stand setzen, auf unserer Huth zu sein vor allen Chimären.

---

1) Da hier unverkennbar die Hegelsche Theorie des Gegensatzes zu Grunde liegt, ist es wol angemessen ihre Ausdrucksweise in der Uebersetzung zu benutzen.

Was also liegt Nothwendiges und Wahres in der Staatsökonomie? wohin führt sie? was vermag sie? was will sie uns geben?

Das sind eben die Fragen, die ich mir in diesem Werke zu beantworten vorgesetzt habe.

Und welche Geltung hat der Socialismus? Dieselbe Untersuchung wird es uns lehren.

Da nämlich das Ziel, welches Socialismus und Staatsökonomie verfolgen, letztlich ein und dasselbe ist: Freiheit, Ordnung und Wohlsein des Menschengeschlechts, so leuchtet ein, daß die zu erfüllenden Bedingungen, oder die zur Erreichung dieses Ziels zu überwindenden Schwierigkeiten ebenfalls für Beide die nämlichen sind, und daß weiter Nichts zu thun bleibt, als die Mittel zu erwägen, die auf der einen wie auf der anderen Seite versucht oder vorgeschlagen sind.

Da es jedoch bisher nur der Staatsökonomie vergönnt gewesen, ihre Ideen in Thatsachen zu übersetzen, während der Socialismus sich fast nur auf immerwährende Satyren gelegt hat, so ist es nicht minder klar, daß wir, wenn wir die ökonomischen Arbeiten nach ihrem Verdienst gewürdigt, dadurch zugleich schon die socialistischen Predigten auf ihre richtige Geltung beschränkt haben, so daß demnach unsere Kritik, obschon dem Anschein nach nur einem besonderen Fache geltend, dennoch allgemeingültige und abschließende Urtheile fällen kann.

§. 2.

Unzulänglichkeit der Theorien und Kritiken.

Halten wir zunächst eine wichtige Bemerkung fest: die Streitenden sind darin einig, daß sie sich beide auf eine gemeinsame Autorität berufen, die Jeder auf seiner Seite zu haben meint: Die Wissenschaft.

Plato, der Utopist, organisirte seine ideale Republik im Namen der Wissenschaft, die er bescheiden und euphemistisch Philosophie nannte. Aristoteles, der Praktiker, widerlegte das Platonische Nirgendheim im Namen derselben Philosophie. So reicht der sociale Krieg hinauf bis zu Plato und Aristoteles. Die modernen Socia-

listen berufen sich sämmtlich auf die eine untheilbare Wissenschaft, ohne sich jedoch, weder über den Inhalt, noch über die Grenzen, noch auch über die Methode dieser Wissenschaft einigen zu können. Die Oekonomen dagegen behaupten, die sociale Wissenschaft sei eben nichts Anderes als ihre Staatsökonomie.

Es fragt sich also zunächst was denn eine Wissenschaft der Gesellschaft sein kann?

Wissenschaft im Allgemeinen ist vernünftige und systematische Kenntniß dessen, was ist.

Wenden wir diesen Grundbegriff an auf die Gesellschaft, so werden wir sagen: Die Gesellschaftswissenschaft ist die vernünftige und systematische Kenntniß, nicht dessen, was die Gesellschaft gewesen ist, noch auch dessen, was sie sein werde, sondern dessen, was sie ist in ihrem ganzen Leben, d. h. in der Gesammtheit ihrer aufeinanderfolgenden Bethätigungen: denn hierin allein kann Vernunft und System liegen. Die Gesellschaftswissenschaft muß die menschheitliche Ordnung umfassen, nicht blos in dieser oder jener Periode ihres Daseins, nicht in einigen ihrer Elemente, sondern in allen ihren Principien und in der unverkürzten Gesammtheit ihrer Existenz, etwa so, als wäre der sociale Entwickelungsproceß, der sich in Raum und Zeit ausbreitet, plötzlich zusammengepreßt und festgebannt auf ein Gemälde, das, indem es die Reihe der Zeitalter und die Aufeinanderfolge der Erscheinungen darstellte, ihre Verkettung und Einheit darlegte. So muß die Wissenschaft jeder lebenden und fortschreitenden Wirklichkeit beschaffen sein, und so beschaffen ist unstreitig die Gesellschaftswissenschaft.

Es wäre also wol möglich, daß die Staatsökonomie trotz ihres Sonderstrebens und ihrer ausschließenden Behauptungen ein wesentlicher Theil der Gesellschaftswissenschaft wäre, in welcher die Erscheinungen, die sie beschreibt, gleichsam die ersten Standlinien einer großartigen Vermessung, die Elemente eines organischen und zusammengesetzten Ganzen sein würden. Von diesem Standpunkte angesehen wäre der Fortschritt der Menschheit in seinem Gange vom Einfachen zum Zusammengesetzten durchaus dem Gange der Wissenschaften gemäß, und die widerstreitenden und so oft zerstörenden Thatsachen, welche gegenwärtig die wesentliche Grundlage und den

Gegenstand der Staatsökonomie ausmachen, müßten dann von uns angesehen werden, als eben so viele besondere Hypothesen, welche die Menschheit nach einander verwirklicht, in Absicht (Ab-sehen) einer höheren Hypothese, deren Verwirklichung alle Schwierigkeiten lösen und, ohne darum die Staatsökonomie abzuschaffen, den Socialismus befriedigen würde. — Denn, wie ich in der Einleitung gesagt, wie die Sache auch stehen möge, nie können wir zugeben, daß die Menschheit, sie möge sich ausdrücken wie sie wolle, sich irre.

Verdeutlichen wir dies nunmehr durch Thatsachen.

Die bedeutendste Streitfrage ist gegenwärtig unleugbar die Organisation der Arbeit.

Wie Johannes der Täufer in der Wüste predigte: Thut Buße, so gehen die Socialisten überall herum und rufen die Neuigkeit aus, die so alt ist als die Welt: Organisirt die Arbeit; ohne daß sie jemals im Stande wären, zu sagen, wie denn diese Organisation beschaffen sein solle.

Wie dem auch sei, die Oekonomen haben in diesem Feldgeschrei der Socialisten eine Beleidigung ihrer Theorien gefunden. Es war in der That, als hätte man ihnen vorgeworfen, sie wären in Ungewißheit über das Oberste von Allem, was sie doch kennen müßten, über die Arbeit. Sie haben daher auf die Herausforderung ihrer Gegner zunächst geantwortet, die Arbeit sei organisirt, es gebe keine andere Organisation der Arbeit als die Freiheit der Produktion und des Austausches, theils für eigene Rechnung, theils in Gesellschaft mit Anderen, in welchem Falle das zu befolgende Verfahren durch die Landes- und Handelsgesetze im Voraus bestimmt sei. Als nun diese Berufung bei ihren Gegnern nur Gelächter erregte, gingen sie zum Angriff über, zeigten, daß die Socialisten selbst Nichts verständen von dieser Organisation, die sie zu ihrem Popanz gemacht, und meinten zuletzt, es sei weiter Nichts, als ein neues Hirngespinnst des Socialismus, ein bedeutungsloses Wort, ein Unsinn. Die neuesten Schriften der Oekonomen wimmeln von solchen mitleidslosen Urtheilen.

Dennoch ist es gewiß, daß die Worte: „Organisation der Arbeit", einen eben so klaren und eben so vernünftigen Sinn haben, als die: Organisation der Werkstatt, des Heeres, der Polizei,

der Mildthätigkeit, des Krieges. In dieser Beziehung trägt die Polemik der Oekonomen das Gepräge kläglicher Unvernunft.

Nicht minder sicher ist es, daß die Organisation der Arbeit kein Nirgendheim, kein Hirngespinnst sein kann: denn sobald die Arbeit, die oberste Bedingung der Civilisation, existirt, muß sie nothwendig auch schon irgend einer Organisation unterworfen sein, sie sei, wie sie wolle, einer Organisation, welche die Oekonomen für gut halten können, die aber die Socialisten für abscheulich erklären.

Es bliebe somit in Bezug auf den Vorschlag, den der Socialismus geformelt hat, die Arbeit zu organisiren, nur noch übrig, ihn ganz abzulehnen, mit der Behauptung, die Arbeit sei organisirt. Das aber ist durchaus unhaltbar, denn es ist notorisch, daß in der Arbeit Nichts, weder Angebot noch Begehr, weder Theilung noch Menge und Verhältniß, weder Preis noch Gewährleistung, kurz, durchaus gar Nichts geregelt, vielmehr Alles den Launen der freien Willkür, d. h. dem Zufall überlassen ist.

Wir hingegen folgen der Idee, die wir uns von der Gesellschaftswissenschaft gemacht, und behaupten im Gegensatz zu den Socialisten sowol als zu den Oekonomen, daß die Arbeit weder *erst zu organisiren*, noch *schon organisirt*, sondern im *Sich-Organisiren begriffen* sei.

Die Arbeit, sage ich, organisirt sich: Das heißt, seit Anbeginn der Welt ist sie in der Organisation begriffen und wird sich organisiren, so lange die Welt steht. Die Staatsökonomie lehrt uns die ersten rohen Anfänge dieser Organisation; aber der Socialismus hat Recht, zu behaupten, daß die Organisation in ihrer gegenwärtigen Gestalt ungenügend und nur eine Uebergangsform sei, und die ganze Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, fortwährend zu untersuchen, im Hinblick auf die erlangten Erfolge und die im Laufe ihrer Vollendung begriffenen Erscheinungen, welches die Neuerungen sind, die sich unmittelbar verwirklichen lassen.

Obgleich also Socialismus und Staatsökonomie einen absonderlichen Krieg mit einander führen, verfolgen sie doch im Grunde eine und dieselbe Idee, die Organisation der Arbeit.

Allein sie machen sich beide der Untreue gegen die Wissenschaft und gegenseitiger Verleumdung schuldig, wenn einerseits die Staats-

ökonomie ihr theoretisches Flickwerk für Wissenschaft ausgiebt und sich gegen jeden weiteren Fortschritt sträubt, andererseits der Socialismus sich vom Hergebrachten völlig lossagt und die Gesellschaft ganz neu bauen will auf Grundlagen, die nirgend zu finden sind.

So ist der Socialismus Nichts ohne eine tiefeingehende Kritik und stätige Fortentwickelung der Staatsökonomie, und — um hier den berühmten Satz der Schule anzuwenden: Nihil est in intellectu, quod prius non fuerit in sensu, — es ist Nichts enthalten in den socialistischen Hypothesen, was sich nicht in den praktischen Arbeiten der Oekonomen vorfände. Dagegen ist die Staatsökonomie Nichts als eine aufgeblasene Magisterei, sobald sie die von Adam Smith und J. B. Say gesammelten Thatsachen für unbedingt gültig ausgiebt.

Eine andere, nicht minder durchgestrittene Frage ist die über den Wucher, oder das Darlehn gegen Zinsen.

Wucher ist der Nutzen, gleich viel welcher Art, den der Eigenthümer für die Darleihung seiner Sache bezieht. Quidquid sorti accrescit usura est, sagen die Theologen. Der Wucher, die Grundlage des Kredits, nimmt eine der ersten Stellen ein unter den Triebfedern, welche die freie Thätigkeit der Gesellschaft in ihrem Organisationswerke spielen läßt, und deren Analyse die tiefen Gesetze der Civilisation offenbart. Die alten Philosophen und die Kirchenväter, die hier als die Vertreter des Socialismus in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung anzusehen sind, machten sich darin einer eigenthümlichen, jedoch aus der Armuth an ökonomischen Begriffen hervorgehenden Inkonsequenz schuldig, daß sie die Verpachtung erlaubten, dagegen aber das Zinsennehmen vom Gelde verboten, weil ihrer Meinung nach das Geld unproduktiv war. Sie unterschieden somit das Darlehen von Sachen, die sich bei der Benutzung verbrauchen, und zu denen sie das Geld rechneten, vom Darlehen anderer Sachen, die, ohne sich aufzubrauchen, dem Benutzer durch ihren Ertrag Gewinn bringen.

Es wurde den Oekonomen nicht schwer den Begriff des Miethzinses zu verallgemeinern und zu zeigen, daß in der Oekonomie der Gesellschaft die Wirksamkeit oder Produktivität des Kapitals dieselbe sei, ob es nun als Lohn verbraucht werde oder die Rolle eines Werkzeugs bewahre; daß man mithin entweder die Verpachtung des

Ackers verbieten oder die Verzinsung des Geldes erlauben müsse, weil so Eins wie das Andere mit demselben Rechte die Belohnung des Privilegiums, die Entschädigung für das Darlehen sei. Mehr denn eines und eines halben Jahrtausends hat es bedurft diesem Gedanken Eingang zu verschaffen und die Gewissen zu beruhigen, die sich ängstigten vor dem Anathema, welches der Katholicismus gegen den Wucher schleuderte. Endlich aber stand der überzeugende Augenschein und der allgemeine Wunsch auf Seiten der Wucherer: sie gewannen die Schlacht gegen den Socialismus und unermeßliche, unbestreitbare Vortheile für die Gesellschaft entsprangen aus dieser Anerkennung des Wuchers. Bei dieser Gelegenheit wurde der Socialismus, welcher versucht hatte, das nur für die Israeliten gegebene Mosaische Gesetz: Non foeneraberis proximo tuo, sed alieno, zu einem Allgemeinen zu erheben, geschlagen durch eine Idee, die er vom ökonomischen Herkommen angenommen, nämlich durch die Idee von der Verpachtung, welche bis zu der Theorie der Produktivität des Kapitals ausgedehnt wurde.

Die Oekonomen aber waren minder glücklich als man später in sie drang, sie möchten die Verpachtung selbst rechtfertigen und die Theorie von der Ertragsfähigkeit der Kapitalien begründen. Man kann sagen, daß sie auf diesem Punkt den ganzen Vortheil wieder verloren haben, den sie anfangs gegen den Socialismus errungen.

Gewiß — und ich bin der Erste es anzuerkennen, gewiß ist der Pachtzins für den Acker eben so wie der Zins für das Geld und jeden beweglichen und unbeweglichen Werth, eine unwillkürliche allgemeine Thatsache, die ihren Urquell in der innersten Tiefe unserer Natur hat, und bald durch ihre normale Entwickelung eine der mächtigsten Triebfedern der Organisation wird. Ich werde sogar beweisen, daß der Zins für das Kapital weiter Nichts ist als die Materialisirung des Satzes: Jede Arbeit muß einen Ueberschuß lassen.

Allein gegenüber dieser Theorie, oder besser gesagt, dieser Fiktion von der Produktivität des Kapitals, erhebt sich ein anderer nicht minder gewisser Satz, der in der jüngsten Zeit die gewandtesten Oekonomen betroffen gemacht hat: der Satz, daß jeder Werth aus der Arbeit entspringt und wesentlich aus Löhnen zusammengesetzt ist;

mit anderen Worten: daß kein Reichthum ursprünglich aus dem Privilegium hervorgeht, daß derselbe immer nur durch die Gestaltung Werth erlangt, und mithin die Arbeit allein unter den Menschen die Quelle des Einkommens ist. Wie also eine Versöhnung bewerkstelligen zwischen der Theorie von der Verpachtung oder der Produktivität des Kapitals, einer Theorie, die ihre Bestätigung erhalten hat durch den allgemeinen Gebrauch, und der sich die Staatsökonomie als ein Erfahrungsfach anzunehmen gezwungen ist, ohne sie doch rechtfertigen zu können, und jener anderen Theorie, welche uns beweist, daß der Werth sich normal aus Löhnen zusammensetzt, und die, wie wir zeigen werden, nothwendig dahin führt, daß in der Gesellschaft Rein- und Bruttoertrag gleich sind?

Die Socialisten haben die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen. Sie bemächtigten sich des Princips, daß die Arbeit die Quelle alles Einkommens ist, und begannen von den Inhabern der Kapitalien Rechenschaft zu verlangen über ihren Pachtzins und Reinertrag; und wie die Oekonomen ihren ersten Sieg erfochten, indem sie Pachtzins und Wucher unter einer gemeinsamen Benennung verallgemeinerten, eben so vergalten es jetzt die Socialisten, indem sie unter dem noch allgemeineren Princip der Arbeit die herrschaftlichen Rechte des Kapitals verschwinden ließen. Das Eigenthum wurde von Grund aus abgetragen: die Oekonomen wußten nur zu schweigen. Doch der Socialismus war unvermögend, still zu stehen auf diesem neuen Abhange, und glitt weiter hinunter bis zu den äußersten Grenzmarken des kommunistischen Nirgendheims. So ist in Ermangelung einer praktischen Lösung die Gesellschaft dahin gekommen, daß sie weder ihre hergebrachte Satzung rechtfertigen, noch sich Versuchen hingeben kann, deren mindester Fehler der wäre, sie um einige Jahrtausende zurückschreiten zu lassen.

Was schreibt uns in einer solchen Lage die Wissenschaft vor?

Gewiß nicht etwa stehen zu bleiben bei einem willkürlichen, ungreiflichen, unmöglichen Mittelding; vielmehr gebietet sie uns wieder höher zum Allgemeinen aufzusteigen und ein drittes Princip, eine Thatsache, ein höheres Gesetz zu entdecken, welches die Fiktion des Kapitals und die Mythe vom Eigenthum erklärt und versöhnt

mit der Theorie, welche der Arbeit den Ursprung allen Reichthums zuschreibt.

Das ist es, was der Socialismus unternehmen mußte, wenn er logisch verfahren wollte. Die Theorie der wirklichen Produktivität der Arbeit und der nur eingebildeten des Kapitals sind nämlich beide wesentlich ökonomisch; der Socialismus hatte weiter Nichts zu thun, als ihren Widerspruch aufzuzeigen und brauchte dabei Nichts, weder aus seiner Erfahrung noch aus seiner Dialektik herzunehmen; denn es scheint ihm an beiden gleich sehr zu gebrechen. Nun muß aber bei richtigem Proceßverfahren der Anwalt, welcher die Beweiskraft eines Rechtsgrundes für einen Theil gelten läßt, sie für das Ganze gelten lassen: es ist nicht erlaubt, Documente und Zeugnisse zu zerspalten. Hatte daher der Socialismus das Recht, die Autorität der Staatsökonomie in Bezug auf den Wucher abzulehnen, wenn er sich auf dieselbe Autorität in Bezug auf die Zerlegung des Werths stützte? Nein, gewiß nicht. Alles, was er in diesem Falle verlangen konnte, war, daß entweder die Staatsökonomie beschieden würde, ihre Theorien mit einander zu versöhnen, oder daß dieses heikle Geschäft ihm selbst übertragen würde.

Je tiefer man eindringt in diese ernsten Streitigkeiten, desto mehr hat es den Anschein, daß der ganze Proceß nur aus dem Umstande entspringt, daß die eine Partei nicht sehen will, während die andere sich weigert, vorzuschreiten.

Es ist ein Grundsatz unseres Staatsrechts, daß Niemand seines Eigenthums beraubt werden kann, außer wo es das allgemeine Beste verlangt, und auch da nur gegen vorgängige, angemessene Entschädigung.

Dieser Grundsatz ist ganz vorzüglich ein ökonomischer; denn einerseits nimmt er das klare Herrenrecht des Bürgers an, den man expropriirt und dessen Zustimmung nach dem demokratischen Geiste des Gesellschaftsvertrages nothwendig vorausgesetzt wird. Andererseits regelt sich die Entschädigung oder der Preis für das unbewegliche Gut, das von der Expropriation betroffen wird, nicht nach dem inneren Werth des Gegenstandes, sondern nach dem allgemeinen Gesetze des Handels, welches das Gebot und die Forderung, mit einem Wort, die Meinung ist. Die im Namen der Gesellschaft

Statt findende Expropriation kann verglichen werden mit einem Herkommens-Vertrage, den ein Jeder gegen Alle eingegangen ist: also nicht blos der Preis der Sache muß bezahlt werden, sondern auch das Herkömmliche; und so wird in der That die Entschädigung abgeschätzt. Hätten die römischen Rechtsgelehrten diese Analogie erfaßt, so würden sie gewiß weniger gezaudert haben in Bezug auf die Expropriation zum allgemeinen Besten.

Das also ist die Sanktion des gesellschaftlichen Rechtes der Expropriation: die Entschädigung.

Allein in der Praxis kommt das Princip der Entschädigung keineswegs in allen Fällen, wo es geschehen sollte, wirklich zur Anwendung; ja, dies wäre sogar unmöglich. So hat das Eisenbahngesetz die Entschädigung für den Grund und Boden für die Schienenwege festgesetzt; dagegen hat es Nichts gethan für die Menge von Gewerbszweigen, die das Fuhrmannswesen in Nahrung setzte, obgleich die Verluste derselben den Werth der Ländereien, welchen man den Besitzern vergütet, bei Weitem übersteigen werden. Eben so fiel es, als davon die Rede war, die Runkelrübenzuckerfabrikanten zu entschädigen, Niemand ein, daß der Staat auch die Menge von Arbeitern und Angestellten entschädigen solle, die von der Rübensiederei lebten und vielleicht der Armuth anheimfallen mußten. Dennoch ist es nach dem Begriff vom Kapital und der Theorie der Produktion gewiß, daß eben so wie der Grundbesitzer, dem die Eisenbahn sein Arbeitsinstrument nimmt, das Recht hat, entschädigt zu werden, auch der Industrielle, dem dieselbe Eisenbahn sein Kapital unfruchtbar macht, berechtigt ist, eine Entschädigung zu verlangen. Woran liegt es also, daß man ihn nicht entschädigt? Ach, daran, daß es unmöglich ist, zu entschädigen. Bei diesem System der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit würde die Gesellschaft sich in den meisten Fällen außer Stande sehen, zu handeln, und so zurückfallen in die starre Unbeweglichkeit des römischen Rechts. Es muß Opfer geben . . . Das Princip der Entschädigung wird folglich aufgegeben; es kommt gegen eine oder mehrere Klassen von Bürgern unvermeidlich zum Staatsbankerott.

Nun kommen die Socialisten und werfen der Staatsökonomie vor, sie wisse immer nur das Interesse der Massen zu opfern und

Privilegien zu schaffen; — dann zeigen sie in dem Expropriationsgesetz den ersten Ansatz eines agrarischen Gesetzes auf, und schließen stracks weiter bis zur allgemeinen Expropriation, d. h. zur gemeinschaftlichen Produktion und zum gemeinschaftlichen Verbrauch.

Hier aber verfällt der Socialismus aus der Kritik wieder in sein Nirgendheim und seine Ohnmacht kommt auf's Neue in seinen Widersprüchen an den Tag. Wenn das Princip der Expropriation zum allgemeinen Besten, in allen seinen Consequenzen entwickelt, zu einer völligen Umgestaltung der Gesellschaft führt, so muß man, bevor man Hand ans Werk legt, diese neue Organisation bestimmen: der Socialismus aber, ich wiederhole es, hat weiter keine Wissenschaft, als sein Flickwerk von Physiologie und Staatsökonomie. —

Ferner muß man, dem Grundsatz der Entschädigung gemäß, den Bürgern die Werthe, die sie liefern, wenn nicht vergüten, so doch gewährleisten: mit einem Wort, man muß sie sichern gegen die Wechselfälle einer Veränderung. Und wo will nun der Socialismus außerhalb des öffentlichen Vermögens, dessen Verwaltung er beansprucht, die Kaution für eben dies Vermögen hernehmen?

Bei guter und aufrichtiger Logik ist es unmöglich, diesem Zirkel zu entgehen. Daher haben denn auch die Kommunisten, die in ihrem Verfahren offener sind, als gewisse andere Sektirer mit ihren auf und abwogenden und friedlichen Ideen, den schwierigen Knoten durchhauen und sich vorgenommen, wenn sie einmal die Gewalt in Händen haben, Alle sammt und sonders zu expropriiren, und Niemand weder eine Entschädigung, noch eine Gewährleistung zu bewilligen. Im Grunde könnte das weder ungerecht noch unredlich sein. Unglücklicherweise heißt „verbrennen noch nicht antworten," wie der interessante Desmoulins zu Robespierrre sagte, und bei einer derartigen Verhandlung kommt man stets vom Feuer und von der Guillotine zurück. Es stehen sich hier wie überall zwei gleich heilige Rechte gegenüber, das Recht des Bürgers und das Recht des Staates. Damit ist schon zur Genüge angedeutet, daß es eine Versöhnungsformel giebt, höher als die socialistischen Chimären und die trümmerhaften Theorien der Staatsökonomie, und daß es darauf ankommt, dieselbe zu entdecken.

Was thun unter so bewandten Umständen die streitenden Parteien? Nichts. Man ist fast versucht zu glauben, sie erhöben die Fragen nur um eine Gelegenheit zu gegenseitigen Schmähungen zu bekommen. Was sage ich: die Fragen werden von ihnen nicht einmal verstanden und während das Publikum sich unterhält über die erhabenen Probleme der Gesellschaft und der menschlichen Bestimmung, sind diejenigen, welche die Gesellschaftswissenschaft gleichsam gepachtet haben, Orthodoxe und Schismatiker, über die Grundsätze nicht einig. Ein Zeugniß dafür giebt die Frage, welche diese Untersuchungen veranlaßt hat und die ihre Urheber gewiß um Nichts besser verstehen, als ihre Bekrittler, die Frage über das Verhältniß des Gewinns und des Lohnes.

Wie? Oekonomen, eine Akademie sollte eine Frage gestellt haben, deren Bedeutung sie selbst nicht verstände? Wie hätte ihr dann eine solche Idee nur in den Sinn kommen können? . . .

Gut, ich gebe es zu, es ist unglaublich was ich behaupte, es ist unerhört, aber es ist so. Wie die Theologen, die auf die Probleme der Metaphysik nur mit Mythen und Allegorien antworten, die immer wieder nur die Probleme wiederholen, ohne sie jemals zu lösen, gerade so antworten auch die Oekonomen auf die Fragen, die sie stellen, nur damit, daß sie erzählen, auf welche Weise sie dazu gekommen sind, dieselben zu stellen: wenn sie begriffen, daß man darüber hinausgehen könne, würden sie aufhören, Oekonomen zu sein.

Was ist zum Beispiel der Gewinn? Das, was dem Unternehmer nach Abzug aller Kosten übrig bleibt. Nun setzen sich die Kosten zusammen aus einer Anzahl von Tagesarbeiten und verbrauchten Werthen, oder letztlich, aus Löhnen. Wie groß ist nun der Lohn eines Arbeiters? so klein, als man ihn irgend zahlen kann, das heißt, man weiß es nicht. Wie hoch soll der Preis der Waare sein, den der Unternehmer zu Markte bringt? So hoch als er ihn irgend erhalten kann, d. h. man weiß es wieder nicht. Es ist in der Staatsökonomie sogar verboten, anzunehmen, daß die Waare und der Tagelohn festgestellt (taxées) werden können, obgleich man zugiebt, daß sie veranschlagt (evaluées) werden können; und das deshalb, sagen die Oekonomen, weil die Veranschlagung eine

wesentliche willkürliche Operation sei, die niemals zu einem sicheren und gewissen Abschluß führen könne. Wie soll man nun das Verhältniß zweier Unbekannten finden, die sich nach der Staatsökonomie in keinem Falle von einander absondern lassen? So stellt also die Staatsökonomie unlösbare Probleme; aber gleichwol werden wir bald sehen, wie es unvermeidlich nothwendig ist, daß sie dieselben stellt, und daß unser Jahrhundert sie löst. Darum sagte ich eben, die Akademie der Moralwissenschaften habe, indem sie das Verhältniß des Gewinns und Lohnes zur Preisaufgabe gemacht, ohne Bewußtsein, prophetisch gesprochen.

Aber, wird man sagen, ist es denn nicht wahr, daß, wenn die Arbeit sehr begehrt, die Arbeiter selten sind, der Lohn steigen kann, während dennoch der Gewinn ein geringerer wird? daß umgekehrt, wenn die Konkurrenz die Produktion im Uebermaß steigert, den Markt überschwemmt und mit Verlust verkauft wird, dem Unternehmer gar kein Gewinn bleibt und der Arbeiter sich von Arbeitslosigkeit bedroht sieht? daß dann dieser seine Arbeit für geringeren Lohn anbietet? daß wenn eine Maschine erfunden ist, sie anfangs ihre Nebenbuhler todt macht und dann, wenn das Monopol erreicht ist und der Arbeiter sich abhängig sieht vom Unternehmer, der Gewinn und der Lohn sich in umgekehrtem Verhältniß ändern werden? Lassen sich alle diese Ursachen und noch andere nicht studiren, abschätzen, ausgleichen u. s. w.?

O, mit Monographien, Geschichten sind wir gesättigt seit Ad. Smith und J. B. Say, und man bringt uns weiter Nichts als Variationen ihrer Themata. Allein nicht so ist die Frage zu verstehen, obschon die Akademie ihr keinen anderen Sinn gegeben hat. Das Verhältniß des Gewinns und Lohnes soll in ganz allgemeinem Sinne aufgefaßt werden und nicht von dem zu keinem Abschluß führenden Standpunkt der Handelszufälle und der Theilung der Interessen, zweier Angelegenheiten, welche späterhin ihre Erklärung finden. Ich will mich deutlicher aussprechen.

Betrachten wir den Producenten und den Konsumenten als ein Individuum, dessen Antheil natürlich seinem Produkt gleich ist, und unterscheiden wir dann in diesem Produkt zwei Theile, einen, der dem Producenten seine Vorschüsse vergütet und einen andern, der

seinen Gewinn vorstellt, nach dem Grundsatze, daß jede Arbeit einen Ueberschuß lassen muß: so haben wir das Verhältniß eines dieser Theile zu dem andern zu bestimmen. Ist dies einmal geschehen, so wird es leicht sein daraus die Verhältnisse des Vermögens dieser beiden Klassen von Menschen, der Unternehmer und der Lohnbezieher, abzuleiten, so wie auch Rechenschaft zu geben von allen Handelsschwankungen. Es wird eine Reihe von Folgesätzen sein, die wir zum Beweise zuzufügen haben.

Damit nun ein solches Verhältniß bestehe und erforschbar werde, ist es unumgänglich nothwendig, daß ein Gesetz, ein inneres oder äußeres, sich geltend mache bei der Feststellung des Arbeitslohnes und des Verkaufspreises, und da beim gegenwärtigen Stande der Dinge der Arbeitslohn und der Preis sich unaufhörlich ändern und schwanken, so fragt man: welches sind die allgemeinen Thatsachen, die Ursachen, welche die Aenderung und das Schwanken des Werthes bewirken? und: innerhalb welcher Grenzen bewegt sich diese Schwankung auf und nieder?

Allein diese Frage selbst ist den Principien entgegen: denn wer von einem Schwanken spricht, der nimmt nothwendig eine mittlere Linie an, zu welcher der Schwerpunkt des Werthes unaufhörlich zurückzukehren im Begriff ist: und wenn die Akademie verlangt, man solle die Schwankungen des Gewinns und des Lohnes bestimmen, so verlangt sie eben damit eine Bestimmung des Werthes. Aber das gerade ist es, was die Herren von der Akademie zurückweisen: sie wollen nicht einsehen, daß, wenn der Werth veränderlich ist, er eben dadurch bestimmbar ist, daß die Veränderlichkeit das Anzeichen und die Bedingung der Bestimmbarkeit ist. Sie behaupten, der sich stets ändernde Werth könne nie bestimmt werden. Es ist gerade, als wenn man behaupten wollte: wenn die Zahl der Schwingungen eines Pendels in der Sekunde, der Schwingungsbogen, die Breite und Höhe des Orts, an dem er schwingt, gegeben seien, könne doch die Länge des Pendels nicht bestimmt werden, weil derselbe in Bewegung sei. Das ist der erste Glaubensartikel der Staatsökonomie.

Was nun den Socialismus betrifft, so scheint er die Frage eben so wenig verstanden zu haben, noch sich darum zu kümmern.

Unter der Menge seiner Organe schieben die Einen das Problem ohne Weiteres auf die Seite, indem sie an Stelle der verhältnißmäßigen Berechnung der Antheile die (gegen alle besondern Verhältnisse gleichgültige*[1]) gleiche Vertheilung setzen (en substituant à la repartition le rationnement), d. h. indem sie aus dem gesellschaftlichen Organismus Zahl und Maß verbannen; die Andern ziehen sich dadurch aus der Verlegenheit, daß sie auf den Lohn die allgemeine Abstimmung angewendet wissen wollen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß diese Armseligkeiten Narren zu Tausenden und Hunderttausenden finden, die daran glauben.

Das Verdammungsurtheil der Staatsökonomie hat Malthus in der folgenden berühmten Stelle ausgesprochen:

„Ein Mensch, der geboren wird in einer Welt, die bereits besetzt ist, hat, wenn seine Familie nicht die Mittel besitzt ihn zu ernähren, oder wenn die Gesellschaft nicht seiner Arbeit bedarf, nicht das mindeste Recht irgend einen Antheil an Nahrungsmitteln zu beanspruchen. Er ist überzählig und überflüssig auf Erden. Für ihn ist kein Platz gedeckt am großen Tisch der Natur. Die Natur gebietet ihm, sich fortzuscheeren und wird nicht säumen diesen Befehl selbst in Ausführung zu bringen."

Das ist der nothwendige Schluß, dem die Staatsökonomie nicht ausweichen kann und ich werde denselben beweisen, mit einer Evidenz wie man sie bisher in dieser Art von Untersuchungen noch nicht gekannt hat: Tod dem Nichtbesitzenden.

Um den Gedanken Malthus' besser zu erfassen wollen wir ihn seines rednerischen Schmuckes entkleiden und ihn in philosophische Sätze übersetzen.

„Die Freiheit des Individuums und das Eigenthum, der Ausdruck derselben, sind in der Staatsökonomie gegeben; die Gleichheit und Sammtverbindlichkeit sind es nicht.

„Unter dieser Wirthschaft lebt jeder bei sich, jeder für sich: die Arbeit ist wie jede andre Waare dem Steigen und Fallen des Preises unterworfen: Daher die Gefahr des Proletariats.

„Wer weder Einkünfte noch Lohn bezieht, hat kein Recht irgend

---

1) * bezeichnet umschreibende und erklärende Zusätze des Uebersetzers.

Etwas von den Andern zu verlangen: sein Unglück fällt auf ihn allein zurück; das Spiel des Glückes ist zu seinen Ungunsten ausgefallen."

Vom Gesichtspunkt der Staatsökonomie sind diese Sätze unwiderleglich, und Malthus, der sie mit einer so erschreckenden Schärfe geformelt, kann kein Vorwurf treffen. Vom Gesichtspunkt der Bedingungen der Gesellschaftswissenschaft sind dieselben Sätze grundfalsch und sogar widersprechend.

Der Irrthum Malthus' oder richtiger der Staatsökonomie besteht nicht darin, daß es heißt: ein Mensch, der nichts zu essen hat, muß umkommen; auch nicht in der Behauptung, daß unter der Wirthschaft der persönlichen Aneignung demjenigen, der weder Arbeit noch Einkommen hat, weiter Nichts übrig bleibt, als durch Selbstmord aus dem Leben zu scheiden, wofern er es nicht vorzieht, sich vom Hunger hinausjagen zu lassen: das ist einestheils das Gesetz unseres Daseins, andern Theiles die Folge des Eigenthums, und Hr. Rossi hat sich viel zu viel Mühe gegeben den gesunden Menschenverstand des Malthus in Bezug auf diesen Punkt zu rechtfertigen, wenn gleich es mir allerdings vorkommen will, als sei Hrn. Rossis Absicht bei seiner so langen und liebevollen Vertheidigung die gewesen, die Staatsökonomie in gleicher Weise zu empfehlen, wie sein Landsmann Machiavell in seinem Buche vom Fürsten den Despotismus der Bewunderung der Welt empfahl. Indem uns Hr. Rossi zeigt, wie die Noth die Bedingung sine qua non der Willkür in der Industrie und Handel sei, scheint er uns zuzurufen: da seht, das ist euer Recht, eure Gerechtigkeit, eure Staatsökonomie, euer Eigenthum.

Allein die gallische Unbefangenheit versteht Nichts von diesen Feinheiten und besser wäre es gewesen, Frankreich in seiner unbefleckten Sprache zu sagen: Malthus Irrthum, der Grundfehler der Staatsökonomie besteht, allgemein gefaßt, darin, einen Uebergangszustand, nämlich die Unterscheidung der Gesellschaft in Patriciat und Proletariat, für einen Endzustand auszugeben; oder bestimmter gesagt, zu sagen, daß in einer organisirten, mithin sammtverbindlichen Gesellschaft es möglich sei, daß die Einen besitzen, arbeiten und verbrauchen, während die Andern weder Besitz, noch Arbeit, noch Brod hätten. Endlich irrt sich Malthus, oder die Staatsökonomie — in

seinen Schlüssen, wenn er in der unbeschränkten Fortpflanzungsfähigkeit, deren das Menschengeschlecht nicht mehr und nicht minder als alle Gattungen der Thier- und Pflanzenwelt theilhaftig ist, ein beständiges Hereindrohen der Hungersnoth sieht, während nur die Nothwendigkeit derselben und in Folge dessen ein Gesetz des Gleichgewichts zwischen Bevölkerung und Produktion herzuleiten wäre.

Kurz, die Malthussche Theorie — und das ist das große Verdienst dieses Schriftstellers, ein Verdienst, welches ihm anzurechnen keinem seiner Genossen eingefallen ist — leistet das, daß sie die ganze Staatsökonomie ad absurdum führt.

Was nun den Socialismus betrifft, so ist derselbe schon längst von Plato und Thomas Morus mit dem einen Wort: Utopien, d. i. Nirgendheim, Chimäre, gerichtet.

Dennoch, zur Ehre des Menschengeistes und damit Allen Gerechtigkeit widerfahre sei es gesagt, dennoch war es eben so unmöglich, daß die ökonomische und Gesetzgebungswissenschaft in ihren Anfängen etwas Anderes waren, denn das, als was wir sie gesehen haben, als es unmöglich ist, daß die Gesellschaft stehen bleibe bei dieser ersten Stellung.

Jede Wissenschaft muß zunächst ihr Gebiet umgränzen, ihre Materialien schaffen und sammeln: erst die Thatsachen, dann das System, erst das Jahrhundert des Lernens, dann das Jahrhundert der Kunst. Wie jede andere dem Gesetze der Zeit und den Bedingungen der Erfahrung unterworfen, mußte auch die ökonomische Wissenschaft, bevor sie untersuchen konnte, wie es in der Gesellschaft hergehen *müsse*, uns erst sagen, wie es in ihr *wirklich hergeht*, und alle diese Herkömmlichkeiten, welche die Schriftsteller in ihren Büchern so pomphaft *Gesetze*, *Principien*, *Theorien* betitteln, trotz ihrer Zusammenhangslosigkeit und ihrer Widersprüche, mußten mit gewissenhaftem Fleiße gesammelt und mit strenger Unparteilichkeit beschrieben werden. Diese Aufgabe zu leisten heischte vielleicht mehr Genie, besonders mehr Hingebung als der weitere Verlauf der Wissenschaft verlangen wird.

Wenn daher die Socialökonomie noch heutigen Tages mehr ein Anstreben zur Zukunft ist als eine Kenntniß der Wirklichkeit, so muß man doch auch anerkennen, daß die Elemente dieses Studiums alle

in der Staatsökonomie enthalten liegen und ich glaube die allgemeine Ansicht auszusprechen, wenn ich sage, daß diese Meinung die der großen Mehrzahl der Geister geworden ist. Die Gegenwart findet allerdings wenige Vertheidiger, allein der Ueberdruß am Nirgendheim ist darum nicht minder allgemein und Jeder sieht ein, daß die Wahrheit in einer Formel liegt, welche die beiden Worte: **Erhaltung** und **Bewegung** versöhnen würde.

So sind denn — danken wir dafür Männern wie A. Smith, J. B. Say, Ricardo, Malthus, so wie ihren verwegenen Gegnern — so sind denn die Geheimnisse des Vermögens, atria Ditis, enthüllt; das Uebergewicht des Kapitals, die Bedrückung des Arbeiters, die Umtriebe des Monopols sind in allen Punkten aufgehellt und weichen scheu zurück vor den Blicken der öffentlichen Meinung. Ueber die von den Oekonomen beobachteten und aufgezeichneten Thatsachen ergeht man sich in Erwägungen und Konjekturen: mißbräuchliche Rechte, unbillige Herkommen, geachtet so lange die Finsterniß dauerte, die ihr Leben fristete, sterben dahin unter den Streichen des allgemeinen verwerfenden Urtheils, sobald sie ans Tageslicht gezogen sind; man ahnt, daß die Regierung der Gesellschaft gelernt werden muß, nicht mehr aus einer hohlen Ideologie nach Art des Contrat social, sondern, wie es Montesquieu erkannt, aus dem Verhältniß der Dinge; und schon erhebt sich eine Linke mit entschieden socialen Tendenzen, bestehend aus Gelehrten, Beamten, Rechtsgelehrten, Professoren, ja selbst Kapitalisten und Häuptern der Industrie, die sämmtlich als Vertreter und Vertheidiger des Privilegiums geboren wurden, so wie aus einer Million von Eingeweihten, — schon erhebt sich eine solche Linke in der Nation über und außerhalb der parlamentarischen Ansichten und sucht in der Analyse der ökonomischen Thatsachen die Lebensgeheimnisse der Gesellschaft zu belauschen.

Stellen wir uns die Staatsökonomie vor unter dem Bilde einer weiten Ebene, die bedeckt liegt mit den zugerichteten Stoffen zu einem Bau. Die Arbeiter erwarten das Zeichen, beseelt von Eifer und brennend vor Begierde, das Werk zu beginnen. Allein der Baumeister ist verschwunden und hat keinen Grundriß zurückgelassen. Die Oekonomen haben eine Menge von Dingen im Gedächtniß behalten,

aber leider auch nicht den Schatten eines Anschlages. Sie wissen Ursprung und Geschichte von jedem Stück anzugeben, sie wissen was die Bearbeitung gekostet hat, welches Holz die besten Balken, welcher Thon die besten Ziegel giebt; sie wissen was man für Werkzeug und Anfuhr ausgegeben, wie viel die Zimmerleute verdienten und wie viel die Steinmetzen: aber von keinem Stück kennen sie die Bestimmung und die Stelle, wo es hingehört. Sie können sichs nicht verhehlen, daß sie die durch einander geworfenen Bruchstücke eines Meisterwerks, disjecti membra poetae, vor sich haben, aber es ist ihnen bis auf diesen Tag unmöglich gewesen, den Hauptplan wiederzufinden, und so oft sie noch irgend eine Zusammenfügung versuchten, wollte es immer nicht passen. Zuletzt verzweifelten sie an diesen erfolglosen Kombinationen und erhoben den Mangel architektonischer Uebereinstimmung der Wissenschaft, oder, wie sie sagten, die Unvereinbarkeiten ihrer Principien zum Dogma[1]).

So ist die Theilung der Arbeit, ohne welche die Produktion fast Null sein würde, tausend Uebelständen unterworfen, unter denen der schlimmste die Demoralisation des Arbeiters ist. Die Maschinen erzeugen mit der Billigkeit die Ueberschwemmung des Marktes und das Feiern der Arbeiter; die Konkurrenz führt zur Bedrückung; die Auflagen, das materielle Band der Gesellschaft, sind meistens eine Landplage, die man eben so scheut wie Feuersbrunst und Hagelschlag; neben dem Credit läuft als unzertrennlicher Zwilling der Bankerott her; das Eigenthum ist ein wahrer Ameisenhaufen von Mißbräuchen; der Handel artet aus in ein Hazardspiel, in dem es zuweilen sogar erlaubt ist zu betrügen; kurz, die Unordnung ist überall in gleichem Maße vorhanden wie die Ordnung, ohne daß man wüßte, wie jene von dieser ausgetrieben werden soll — ταξις ἀταξιαν

---

1) „Das Princip, welches das Leben der Nationen leitet, ist nicht die reine Wissenschaft: vielmehr sind es zusammengesetzte gegebene Größen, die aus der Bildungsstufe, den Bedürfnissen und Interessen hervorgehen.“ So drückte sich im December 1844 einer der klarsten Köpfe aus, die Frankreich besitzt, Leon Faucher. Man erkläre es, wenn man kann, wie ein Mann von diesem Schlage durch seine ökonomischen Ueberzeugungen dahin gebracht werden konnte, zu behaupten, daß die „zusammengesetzten gegebenen Größen“ der Gesellschaft der reinen Wissenschaft entgegengesetzt seien.

διωκειν — und so haben sich denn die Oekonomen aus dieser Klemme dadurch herausgeholfen, daß sie schließen, es sei Alles so am Besten und jeden Vorschlag der Aenderung als eine Feindseligkeit gegen die Staatsökonomie ansehen.

Das Gebäude der Gesellschaft wurde daher aufgegeben; die Menge brach in den Bauplatz ein: Säulen, Kapitäler und Sockels, Holz, Stein und Metall wurden vertheilt und verloost, und aus dem ganzen Material, das gesammelt dalag zu einem prachtvollen Tempel, hat das unwissende und barbarische Eigenthum Hütten gebaut. Es gilt also jetzt, nicht nur den Plan wieder zu finden, sondern auch die Besitznehmer aus ihren Wohnungen zu bringen, da sie behaupten, ihre Stadt sei eine ganz herrliche, und bei dem bloßen Worte Herstellung sich sogleich kampfgerüstet vor ihren Thüren aufstellen. Eine so große Verwirrung hat man selbst weiland in Babel nicht erlebt; zum Glück sprechen wir Französisch und sind kühner als die Gefährten Nimrods.

Doch lassen wir jetzt die Allegorie. Die erzählende und beschreibende Methode, die mit Erfolg angewandt wurde, so lange weiter Nichts nöthig war, als eine Durchforschung des Gebiets, ist fortan unbrauchbar. Nach Tausenden von Monographien und Tabellen sind wir noch um keinen Schritt weiter, als zur Zeit Xenophons und Hesiods. Die Phönizier, Griechen, Italiener arbeiteten dazumal ganz wie wir arbeiten: sie legten ihr Geld an, bezahlten ihre Arbeiter, dehnten ihre Besitzungen aus, machten ihre Versendungen und Eintreibungen, hielten ihre Bücher, spekulirten, agiotirten und richteten einander zu Grunde nach allen Regeln der ökonomischen Kunst, denn sie verstanden es eben so gut wie wir, sich Monopole anzueignen und Verbraucher und Arbeiter auszubeuten. Berichte darüber sind in Unzahl vorhanden; und wenn wir ewig nur unsere Statistiken und Zahlen durchkneten wollten, würden wir immer weiter Nichts vor Augen haben als das Chaos, das regungslose und einförmige Chaos.

Allerdings glaubt man, daß von den mythologischen Zeiten an bis auf das gegenwärtige Jahr 57 unserer großen Revolution das allgemeine Wohlsein zugenommen habe. Das Christenthum hat lange Zeit für die Hauptursache dieser Verbesserung gegolten, deren

ganze Ehre gegenwärtig die Oekonomen für ihre Principien in Anspruch nehmen. Welchen Einfluß, sagen sie, hat denn am Ende das Christenthum auf die Religion ausgeübt? In seinen Uranfängen im höchsten Grade utopistisch, hat es sich nur dadurch halten und ausbreiten können, daß es allmälig alle ökonomischen Kategorien annahm, Arbeit, Kapital, Verpachtung, Handel, Eigenthum, mit einem Wort dadurch, daß es dem römischen Gesetz, dem höchsten Ausdruck der Staatsökonomie, die bestätigende Weihe gab.

Das Christenthum hat in seinem theologischen Theil mit den Theorien der Produktion und des Verbrauchs Nichts zu schaffen, doch ist es für die europäische Civilisation das gewesen, was in neuerer Zeit für die herumziehenden Handwerker die Gesellenschaften und die Freimaurerei waren, eine Art Vertrag zu gegenseitiger Versicherung und Unterstützung. In dieser Beziehung verdankt es der Staatsökonomie gar Nichts und das Gute was es gethan, kann von ihr nicht als Zeuge ihrer Richtigkeit angerufen werden. Die Leistungen der Mildthätigkeit und Hingebung liegen außerhalb des Gebiets der Oekonomie, welche das Glück der Gesellschaften durch Organisation der Arbeit und Gerechtigkeit zu erzielen hat. Im Uebrigen bin ich gern bereit die glücklichen Wirkungen des Eigenthums-Mechanismus anzuerkennen; nur bemerke ich, daß diese Wirkungen völlig aufgewogen werden durch das Elend, das dieser Mechanismus seiner Natur nach erzeugen muß, so daß, wie es noch unlängst ein berühmter Minister vor dem englischen Parlament eingestand, und wie wir es bald beweisen werden, in der gegenwärtigen Gesellschaft der Fortschritt des Elends genau neben dem des Reichthums herläuft und ihm die Wage hält, wodurch die Verdienste der Staatsökonomie völlig auf Null heruntersinken.

So rechtfertigt sich die Staatsökonomie weder durch ihre Principien, noch durch ihre Leistungen, und des Socialismus ganzer Werth besteht darin, daß er dies dargethan hat. Daher müssen wir die Untersuchung der Staatsökonomie wieder aufnehmen, weil sie allein, zum Theil wenigstens, die Materialien der Gesellschaftswissenschaft enthält, und ermitteln, ob ihre Theorien nicht irgend einen versteckten Irrthum enthalten, dessen Beseitigung Thatsache und Recht versöhnen, das organische Gesetz der Menschheit offenbaren und den positiven Grundriß der Ordnung ergeben würde.

Zweites Kapitel.

Der Werth.

§. 1.

Der Gegensatz des Nutz- und des Tauschwerthes.

Der Werth ist der Eckstein des ökonomischen Gebäudes. Der göttliche Meister, welcher uns betraut mit der Fortsetzung seines Werkes, hat sich darüber gegen Niemand ausgelassen, allein man vermuthet es auf Grund gewisser Anzeichen. Der Werth erscheint nämlich unter zwei Gestalten: die eine nennen die Oekonomen Nutzwerth oder Werth an sich, die andere Tauschwerth oder eingebildeten Werth. Die Wirkungen, welche der Werth in dieser doppelten Gestalt hervorbringt und die sehr unregelmäßig sind, so lange er nicht fest begründet oder, um uns philosophischer auszudrücken, so lange er nicht festgestellt (constituée) ist, ändern sich völlig durch diese Feststellung.

Worin besteht nun die Wechselbeziehung zwischen Nutz- und Tauschwerth? was ist zu verstehen unter festgestelltem Werthe und durch welche plötzliche Entwickelung bewerkstelligt sich diese Feststellung? Das ist der Gegenstand und das Ziel der Staatsökonomie. Ich bitte den Leser dem nun Folgenden seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, denn dies Kapitel ist das einzige des ganzen Werkes, welches etwas guten Willen von seiner Seite erheischt. Ich dagegen will mich bemühen immer einfacher und klarer zu werden.

Alles, was mir zu irgend Etwas dienen kann, hat für mich Werth und ich bin um so reicher, als die nützliche Sache reichlicher vorhanden ist. Das hat keine Schwierigkeit. Milch, Fleisch, Früchte, Getreide, Wolle, Zucker, Baumwolle, Wein, Metall, Marmor, Erde, Wasser, Luft, Feuer, Sonne, das sind in Bezug auf mich lauter Nutzwerthe durch Natur und Bestimmung. Wenn alle Dinge, die zu meinem Dasein dienen, eben so reichlich vorhanden wären, wie manche derselben, z. B. Licht und Luft; mit andern Worten, wenn die Menge jeglicher Art von Werthen eine unerschöpfliche wäre, so wäre mein Wohlsein für immer gesichert; das Arbeiten wäre überflüssig, ich würde nicht einmal mehr denken. Bei einem solchen Zustande läge noch immer Nutzbarkeit in den Dingen, doch dürfte man nicht mehr in Wahrheit sagen sie hätten Werth; denn der Werth bezeichnet, wie wir es bald sehen werden, eine wesentlich gesellschaftliche Beziehung; ja, selbst den Begriff der Nützlichkeit haben wir einzig durch den Tausch, durch eine Art von Zurückwirkung der Geseschaft auf die Natur erworben. Die ganze Entwickelung der Civilisation ist also abhängig von der Nothwendigkeit, in der sich das Menschengeschlecht befindet unaufhörlich die Erzeugung neuer Werthe zu veranlassen, eben so wie die Uebel der Gesellschaft ihre Grundursache haben an dem fortwährenden Kampfe, den wir zu bestehen haben, gegen unsere eigene Trägheit. Nimm dem Menschen dies Bedürfniß, welches seinen Gedanken herausfordert und ihn zum betrachtenden Leben bildet, und der Gegenherr (contre-maitre; wie Gegenadmiral*) der Schöpfung ist nur noch der Erste[1]) der Vierfüßler.

Wie aber wird der Nutzwerth zum Tauschwerth? Denn es muß bemerkt werden, daß die beiden Arten von Werthen, wenn auch im

---

1) Auch das nicht einmal, denn sinnlich wären dem Menschen, den keine Kultur ausgerüstet hätte, viele Thiere bei Weitem überlegen. Was die Größe der Menschheit bedingt, ist nicht die Vollkommenheit des menschlichen Körpers, welcher erst für die Kultur, die er sich geschaffen, zweckmäßig ist, sondern gerade umgekehrt die verhältnißmäßige Schwäche und Unbehülflichkeit desselben. Eben dadurch, daß er von den angeborenen Fertigkeiten und Kräften der Thiere Nichts besitzt, wird er gezwungen, sie erst zu erwerben.

Anmerk. d. Uebers.

Gedanken gleichzeitig (weil der erste nur bei Gelegenheit des zweiten bemerkt wird), nichtsdestoweniger in einem Verhältniß der Aufeinanderfolge stehen: der vertauschbare Werth ist gegeben durch eine Art Abspiegelung des Nutzwerthes, wie die Theologen lehren, daß Gott in der Dreieinigkeit, indem er von Ewigkeit her sich selbst anschaut, den Sohn erzeugt. Diese Erzeugung der Idee des Werthes ist von den Oekonomen nicht sorgfältig genug aufgefaßt. Wir müssen uns daher Etwas dabei aufhalten.

Da sich von den Gegenständen, deren ich bedarf, ziemlich viele nur in mäßiger Menge oder auch gar nicht in der Natur vorfinden, bin ich genöthigt, die Produktion dessen, was mir fehlt, zu befördern, und da ich nicht so vielerlei vornehmen kann, werde ich andern Menschen, meinen Mitarbeitern in verschiedenen Verrichtungen, den Vorschlag machen, mir einen Theil ihrer Erzeugnisse im Tausch gegen einen Theil der meinigen abzutreten. Ich für meine Person werde also von meinem besonderen Erzeugniß immer mehr haben als ich verbrauche, desgleichen werden die Andern mehr von ihren betreffenden Erzeugnissen haben, als sie benutzen. Dieser stillschweigende Vertrag vollzieht sich durch den Handel. Wir machen bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß die logische Aufeinanderfolge der beiden Arten des Werthes in der Geschichte noch besser hervortritt, als in der Theorie, denn die Menschen haben sich um die Güter der Natur Jahrtausende lang gestritten (was man die Urgemeinschaft, communauté primitive, nennt), bevor ihre Industrie zu irgend welchem Handel Anlaß gegeben.

Die Fähigkeit nun, welche alle, theils von der Natur, theils von der Industrie hergestellten Erzeugnisse besitzen, zum Lebensunterhalt des Menschen zu dienen, heißt ins Besondere Nutzwerth, die Fähigkeit dagegen, sich Eins für das Andere hingeben zu lassen, Tauschwerth. Im Grunde kommen beide auf dasselbe hinaus, weil der zweite Fall zum ersten nur den Gedanken einer Stellvertretung hinzufügt, und Alles dies kann uns leicht vorkommen wie eine überflüssige Spitzfindigkeit; in der Praxis aber sind die Folgen überraschend, und abwechselnd bald Glück bald Unheil bringend.

Der Unterschied im Werth ist also thatsächlich gegeben und hat nichts Willkürliches. Sache des Menschen ist es, indem er sich die-

sem Gesetz unterzieht, es zu Gunsten seines Wohlseins und seiner Freiheit zu wenden. Die Arbeit, sagt Walras so schön, ist ein der Sparsamkeit der Natur erklärter Krieg; aus ihr entspringt sowol der Reichthum als die Gesellschaft. Die Arbeit erzeugt nicht nur unvergleichlich viel mehr Güter als die Natur uns giebt — so hat man angeführt, daß allein die Schuhmacher Frankreichs schon zehnmal so viel produciren, als alle Minen Perus, Brasiliens und Merikos zusammen — sondern bringt es auch, indem sie durch die Umwandlungen, denen sie die natürlichen Werthe unterwirft, und so ihre Rechte ausdehnt und bis ins Unendliche vervielfacht, allmälig dahin, daß aller Reichthum, weil er erst über das Spinnrad der Industrie laufen muß, zuletzt ganz in die Hände dessen gelangt, der ihn schafft, und daß Nichts oder doch so gut wie Nichts übrig bleibt für den Inhaber des Rohstoffes.

Das ist also der Gang der ökonomischen Entwickelung: zuerst Aneignung des Landes und der natürlichen Werthe; dann Association und Vertheilung durch die Arbeit bis zur vollständigen Gleichheit. Zahllose Abgründe gähnen auf unserer Bahn, das Schwert hängt über unsern Häuptern, aber zur Beschwörung aller Gefahren haben wir die Vernunft und die Vernunft ist die Allmacht.

Das Verhältniß des Nutzwerths zum Tauschwerth hat die Folge, daß wenn durch Zufall oder Böswilligkeit einem der Producenten der Austausch abgeschnitten wäre oder die Nutzbarkeit seines Produkts plötzlich aufhörte, derselbe trotz seiner gefüllten Magazine Nichts besitzen würde. Je mehr Opfer er gebracht, je mehr Kraft er aufgeboten hätte, um zu produciren, desto größer wäre seine Noth.

Wenn die Nutzbarkeit des Produkts statt ganz aufzuhören nur eine geringere würde, was auf hundertlei Weise geschehen kann, so würde der Arbeiter, statt durch eine plötzliche Katastrophe gestürzt und völlig zu Grunde gerichtet zu sein, nur ärmer werden; er müßte ein großes Quantum seines Werthes hingeben für ein geringes Quantum fremder Werthe, sein Lebensunterhalt wäre um eben so viel vermindert als der Ausfall seiner Verkaufsbeträge und dies würde ihn stufenweise vom Wohlstande bis zum Verhungern herunterbringen. Wächst endlich die Nutzbarkeit des Produkts oder wird die Produktion minder kostspielig, so neigt sich die Wagschaale

des Austausches zu Gunsten des Producenten, dessen Wohlstand sich so aus dem Zustande fleißiger Mittelmäßigkeit bis zum müßigen Wohlleben des Reichthums steigern kann. Diese Erscheinung der Entwerthung und Bereicherung erscheint in tausend verschiedenen Formen und durch tausenderlei Kombinationen. Auf ihr beruht das leidenschaftliche und hinterlistige Spiel des Handels und der Industrie; sie ist die Lotterie voller Fallstricke, von der die Oekonomen glauben, sie müsse ewig dauern, und deren Aufhebung die Akademie der Staats- und moralischen Wissenschaften verlangt ohne es zu wissen, wenn sie unter der Bezeichnung „Gewinn und Lohn" auffordert, man solle Nutzwerth und Tauschwerth mit einander versöhnen, d. h. man solle das Mittel ausfindig machen, alle Nutzwerthe gleich vertäuschlich und umgekehrt alle Tauschwerthe gleich nützlich zu machen.

Die Oekonomen haben den zwiefachen Charakter des Werthes sehr gut hervorgehoben: was sie aber nicht mit gleicher Schärfe dargestellt haben, das ist seine widersprechende Natur. Hier beginnt unsere Kritik.

Die Nützlichkeit ist die nothwendige Bedingung des Tausches; nimm aber den Tausch fort, und die Nützlichkeit schwindet zu Nichts zusammen: diese beiden Begriffe sind unauflöslich mit einander verbunden. Wo tritt denn nun der Widerspruch hervor?

Weil wir Alle so lange wir sind nur durch Arbeit und Austausch bestehen und um so reicher sind, je mehr wir produciren und umsetzen, so wird Jeder so viel Nutzwerth als möglich produciren, um seinen Umsatz und mit ihm seinen Genuß um eben so viel zu vermehren. Nun ist aber die erste und unvermeidliche Folge der Vervielfältigung der Werthe die, daß dieselben heruntergedrückt werden: je reichlicher eine Waare vorhanden ist, desto mehr verliert sie beim Umsatz, desto mehr entwerthet sie sich im Handel. Ist es also nicht richtig, daß ein Widerspruch obwaltet zwischen der Nothwendigkeit der Arbeit und ihren Erfolgen?

Ich bitte den Leser dringend, bevor er der Erklärung entgegeneilt, seine Aufmerksamkeit der Thatsache selbst zu schenken.

Ein Bauer, der zwanzig Sack Getreide geerntet hat, die er sich mit seiner Familie zu verbrauchen vornimmt, hält sich für doppelt so

reich als wenn er nur zehn Sack geerntet hätte; eben so glaubt eine Hausfrau, die zu fünfzig Ellen Leinwand gesponnen, doppelt so reich zu sein, als wenn sie nur zu fünfundzwanzig gesponnen hätte. In Bezug auf ihre Wirthschaft haben sie Beide recht; allein in Bezug auf ihre Verhältnisse nach außen hin können sie sich um den ganzen Betrag verrechnet haben. Ist die Kornernte im ganzen Lande doppelt reichlich gegen sonst ausgefallen, so werden zwanzig Sack weniger abwerfen als zehn Sack abgeworfen hätten, wenn sie nur halb so groß gewesen wäre, wie in gleichem Falle fünfzig Ellen Leinwand weniger gelten werden als fünfundzwanzig. Somit nimmt der Werth ab wie die Produktion des Nutzbaren zunimmt und ein Producent kann dadurch, daß er immer reicher wird, zum armen Mann werden. Und dagegen scheint es kein Mittel zu geben, denn das einzige Mittel zum Heil wäre, wenn alle Industrieerzeugnisse in unendlicher Menge zum Vorschein kämen, wie Luft und Licht, was aber ein Unsinn ist. Gott meiner Vernunft! würde Jean Jacques Rousseau zu sich gesagt haben: nicht die Oekonomen reden unvernünftig, sondern die Staatsökonomie selbst straft ihre Definitionen Lügen! Mentita est iniquitas sibi.

In den vorstehenden Beispielen übersteigt der Nutzwerth den Tauschwerth; in andern Fällen bleibt er hinter ihm zurück. Dann tritt dieselbe Erscheinung hervor, nur in umgekehrter Weise: die Schaale neigt sich zu Gunsten des Producenten und es trifft den Konsumenten. Das geschieht besonders in Zeiten der Hungersnoth, wo die hohen Preise der Lebensmittel stets etwas Künstliches haben. Auch giebt es Gewerbe, deren ganze Kunst darin besteht, einem Gegenstande von untergeordneter Nützlichkeit, ohne den man sich ganz gut behelfen könnte, einen übertriebenen Meinungswerth zu geben: in diese Kategorie gehören im Allgemeinen die Künste des Luxus. Vermöge seines ästhetischen Sinnes ist der Mensch begierig auf Nichtigkeiten, deren Besitz seine Eitelkeit, seinen angeborenen Hang zum Luxus und seine edlere und mehr achtungswerthe Liebe zum Schönen befriedigt. Darauf spekuliren nun die Lieferanten derartiger Gegenstände. Die Phantasie und Eleganz zu besteuern ist durchaus um Nichts gehässiger oder abgeschmackter als den Handelsverkehr mit Abgaben zu belasten: allein diese Steuer wird erhoben von einigen

Unternehmern, die gerade in der Mode sind und deren Verdienst sehr oft darin besteht, den Geschmack zu verfälschen und die Unbeständigkeit zu befördern. Aber darüber beklagt sich Niemand und aller Fluch der öffentlichen Meinung wird aufgespart für die Monopolisten, denen es durch ihr Genie gelingt, den Preis der Leinwand und des Brotes um einige Pfennige zu steigern. ...

Es will noch wenig bedeuten im Nutz- und Tauschwerth diesen seltsamen Kontrast angedeutet zu haben, in dem die Oekonomen gewohnt sind Nichts als etwas höchst Einfaches zu sehen: es ist auch zu zeigen, daß in dieser angeblichen Einfachheit ein tiefes Geheimniß verborgen liegt, welches zu durchdringen unsere Pflicht ist.

Ich fordere jeden Oekonomen, der es ernst meint, auf, mir zu sagen, aber nicht etwa blos die Frage in andere Worte zu übersetzen oder zu wiederholen, was die Ursache ist, daß der Werth in dem Maaße abnimmt als die Produktion zunimmt; und umgekehrt, daß dieser Werth wächst in dem Maaße als die Produktion geringer wird? Nutzwerth und Tauschwerth stehen, um den technischen Ausdruck zu benutzen, in umgekehrtem Verhältniß zu einander; meine Frage geht also dahin: warum nicht die Nützlichkeit, sondern die Seltenheit mit der Theurung auf eins hinauskommt? Denn wohlgemerkt, das Steigen und Fallen der Waaren ist unabhängig von der auf ihre Erzeugung aufgewendeten Summe von Arbeitskraft und der höhere oder geringere Belauf der Herstellungskosten hilft uns gar Nichts bei der Erklärung der Schwankungen der Marktpreise. Der Werth ist launenhaft wie die Freiheit: weder auf Nützlichkeit noch auf Arbeit nimmt er Rücksicht; im Gegentheil, es scheint sogar als ob im gewöhnlichen Lauf der Dinge und abgesehen von gewissen Störungen, welche zu den Ausnahmen gehören, gerade die nützlichsten Gegenstände immer am Billigsten zu haben sein müssen; mit andern Worten, es scheint als müsse es so sein, daß Diejenigen, die mit dem meisten Behagen arbeiten, am Besten, Diejenigen dagegen, welche Schweiß und Blut dabei hingeben, am Schlechtesten bezahlt werden. Wollte man daher diesen Grundsatz bis in seine letzten Konsequenzen verfolgen, so würde man mit der strengsten Logik von der Welt zu dem Schluß gelangen, daß solche Dinge, deren Gebrauch nothwendig und deren Menge unbegrenzt ist,

für Nichts zu haben sein, Solche dagegen, die gar keine Nützlichkeit besäßen, aber äußerst selten wären, einen unschätzbaren Preis haben müssen. Allein um der Verwirrung die Krone aufzusetzen läßt die Praxis auch diese Extreme nicht zu: denn einerseits kann kein menschliches Erzeugniß in Bezug auf seine Masse wirklich die Unendlichkeit erreichen und andererseits müssen selbst die allerseltensten Dinge irgend einen Grad von Nützlichkeit besitzen und wären ohne denselben keiner Werthung fähig. Nutzwerth und Tauschwerth bleiben daher untrennbar aneinander gekettet, obgleich sie vermöge ihrer Natur unablässig streben, einander auszuschließen.

Ich will den Leser nicht ermüden mit einer Widerlegung der Wortgefechte, die man anstellen könnte, um diesen Gegenstand aufzuklären: es giebt für den dem Werthbegriff inhaftenden Widerspruch keine darlegbare Ursache noch eine mögliche Erklärung. Die Thatsache, von der ich rede, ist eine von denen, welche man ursprüngliche Thatsachen nennt, d. h. die wol dazu dienen können, andere zu erklären, die aber an sich selbst wie die sogenannten einfachen Körper nicht weiter aufzulösen sind [1]. Das ist eben der Dualismus des

1) Es giebt dennoch vielleicht eine Erklärung dieses innern Gegensatzes und läßt sich die angeblich ursprüngliche Thatsache auf eine einfachere zurückführen. Die Entwerthung des Nützlichen durch Ueberfluß und Vertheuerung durch Seltenheit hört auf ein unlösbares Problem, ein blos Gegebenes zu sein, das man hinzunehmen habe, weil es in der Erfahrung liegt, aber nicht aus etwas Anderm ableiten könne, und der Werth verliert den Schein der Launenhaftigkeit, sobald man sich von den relativen Werthen zum absoluten Werthe erhebt. Es giebt aber in der That einen absoluten Werth, weil es ein bestimmt begrenztes Maaß giebt, das alle Werthe der Welt zusammengenommen nicht übersteigen können. Dies Maaß ist das Bedürfniß der Menschheit, welches kein unbegrenztes sein kann, weil die Menschheit eine begrenzte Größe ist. Der Mensch ist ein Leib von bestimmter Größe und verbraucht, um diesen in einem fortwährenden Verflüchtigungs- und Verbrennungsproceß begriffenen Leib in gleichem Maaße mit dem Betrage dieses Processes zu ergänzen, ein bestimmtes Quantum der in der Natur vorhandenen Stoffe, aus denen er besteht. Eine Gesellschaft von gewisser Größe, ein Staat meinetwegen, kann in Jahresfrist durchaus nur ein begrenztes Gewicht an Brot, an Früchten, nur eine begrenzte Zahl von Ochsen, Schafen u. s. w. aufessen, und nicht nach Belieben etwa das doppelte Quantum; denn äße sie auch eine Zeit lang ein Uebermaaß, so würden Krankheiten und Todesfälle die Folge sein und den Mehrverbrauch durch einen entsprechenden Minderverbrauch ausgleichen. Schein-

Geistes und der Materie. Geist und Materie sind zwei Begriffe, die, für sich genommen, jeder eine besondere Ansicht des Geistes anzeigen ohne aber irgend einer Wirklichkeit zu entsprechen. Eben

---

bar nicht ganz so nothwendig begrenzt ist der Verbrauch zur Befriedigung anderer Bedürfnisse, z. B. der Bekleidung, der Wohnung, des Luxusbedürfnisses, in der That aber hat auch er sein Maaß, wie die Erfahrung zeigt, und Zufälle, Launen, Tollheiten vermögen immer nur einzelne im Verhältniß zum Ganzen unbeträchtliche Störungen herbeizuführen. Ein Nero kann den verrückten Einfall haben zu seinem Vergnügen eine Stadt anzustecken und so einen abnormen Verbrauch von Baumaterial bewirken. Man kann zeitweilig einmal so geschmacklos sein, Pluderhosen von 500 Ellen Stoff, Chikoärmel von Tonnengröße, Reifröcke, die selbst im Stadtthore anstoßen, zu tragen; ein Fürst kann plötzlich die Uniform seines ganzen Heeres umzuändern befehlen; allein sogar die unbegreifbar flatternde Mode, der Geschmack und Trieb im Luxus haben ihre Gesetzlichkeit und bewegen sich in einem ihre Extreme ausgleichenden Pendelschwunge, und selbst die kolossalsten Anomalien, die von persönlichen Nicken veranlaßt werden, sind, weil sie immer eine Gegenwirkung erzeugen, eben so wenig im Stande den Gesammtverbrauch bedeutend über seine normale Größe zu steigern, als die Transportirung selbst der gewaltigsten Massen den Schwerpunkt des Erdballs merkbar zu verschieben vermag. Immerhin mag es äußerst mißlich, ja zur Zeit sogar unmöglich sein, das absolute Gesammtbedürfniß eines Volks binnen gegebener Zeit wirklich zu bestimmen; daß es aber eine begrenzte Größe ist, ist darum nicht minder gewiß. Deshalb giebt es für dasselbe einen absoluten Werth. Der bestimmte Mensch selbst ist das bestimmte Werthmaaß, das Leben und seine Erhaltung die absolute Münze, auf die Alles zurückbezogen wird. Nicht der Sack Getreide an und für sich ist schon ein Werth für mich, sondern nur in sofern und in soweit ich ihn zur Ergänzung meines Leibes gebrauchen kann und muß. Nur das ist erst Werth für mich, was irgendwie Ich werden kann; dies mein Ich ist das Urwerthmaaß und die Gesammtheit der Ichs das absolute unübersteigliche Werthmaaß für eine Gesellschaft, für ein Volk, endlich für die Menschheit. Weil nun dies einzelne oder Gesammt-Ich, wie gesagt, nicht eine unendliche, sondern eine bestimmte Größe ist, so ist auch der Gesammtwerth, den es überhaupt giebt, ein zu jeder Zeit bestimmter, wenn auch mit der Zeit sich allmälig ändernder. Die Masse der brauchbaren Dinge aber ist besonders vermöge der Beschaffenheit der Erdnatur, dann auch vermöge der unbeholfenen Blindheit, mit der die Menschen gegenwärtig noch arbeiten, indem sie vielfach aufs Gerathewohl produciren, weil ihnen noch der Ueberblick der gesammten Bedürfnisse fehlt, äußerst beträchtlichen Schwankungen unterworfen. Ist in einem Jahre — denn das Jahr ist von Natur in dieser Beziehung das absolute Zeitmaaß — diese Masse größer als der Gesammtbedarf, so kann sie deshalb unmöglich mehr werth sein, wie man zu verlangen scheint, wenn man die Entwerthung durch Mehrproduktion für einen Widerspruch erklärt, denn der Magen wird nicht größer

so geht, wenn einmal für den Menschen das Bedürfniß einer großen Mannigfaltigkeit von Produkten mit der Nöthigung, dasselbe durch seine Arbeit zu befriedigen, gegeben ist, daraus der Gegensatz zwischen Nutz- und Tauschwerth nothwendig hervor und aus diesem Gegensatz ein Widerspruch schon auf der Schwelle der Staaats-ökonomie. Keine Geisteskraft, kein menschlicher oder göttlicher Wille wäre im Stande, dies zu verhindern.

Anstatt daher eine chimärische Erklärung zu suchen, wollen wir uns begnügen, die Nothwendigkeit des Widerspruchs gehörig fest zu stellen.

Wie groß auch die Fülle der geschaffenen Werthe und das Verhältiß sein mag, in dem sie sich umsetzen: wenn wir unsere Produkte umtauschen sollen, muß dir, wenn du der Begehrende bist, mein Produkt anstehen, wenn du der Anbietende bist, mir das deinige genehm sein. Denn Niemand hat das Recht einem Andern seine eigene Waare aufzudringen: der einzige Richter über die Nützlichkeit oder was auf dasselbe hinauskommt, über das Bedürfniß, ist der Käufer. Im ersten Fall also bist du der Schiedsrichter über die Tauglichkeit, im zweiten bin ich's. Hebe die wechselseitige Freiheit auf, und der Austausch ist nicht mehr die Ausübung der industriellen Sammtverbindlichkeit, sondern eine Beraubung. Der Kommunismus wird, beiläufig bemerkt, über diese Schwierigkeit niemals hinwegkommen.

Allein mit der Freiheit bleibt die Produktion nothwendig unbestimmt, sowol was Quantität als was Qualität betrifft, so daß sowol vom Gesichtspunkt des ökonomischen Fortschritts als in Bezug auf die Angemessenheit für die Konsumenten die Schätzung ewig eine willkürliche bleibt und der Preis der Waaren stets schwanken muß. Nehmen wir einen Augenblick an, alle Producenten verkauften zu festen Preisen, so werden Einige, welche billiger oder besser produci-

---

und man kann sich auch dann eben nur satt essen, vielmehr vertheilt sich der absolute Gesammtwerth auf eine größere Menge und auf jeden Theil derselben muß daher weniger kommen. Die Umkehrung und weitere Anwendung ist leicht, kann aber hier natürlich nicht ausgeführt werden.

Anmerk. d. Uebers.

ren, viel gewinnen, Andere gar Nichts. In jeder Weise aber ist das Gleichgewicht gebrochen. —

Will man endlich, um der Stockung des Handels vorzubeugen, die Produktion genau auf das Nothwendige beschränken? Das hieße der Freiheit Gewalt anthun; denn indem du mir die Möglichkeit benimmst, zu wählen, verurtheilst du mich, ein Maximum zu bezahlen; du zerstörst die Konkurrenz, die einzige Bürgschaft der Billigkeit, und verführst zum Schleichhandel. So müßte man sich, um die Willkür im Handel zu verhindern, der Willkür der Verwaltung in die Arme werfen, um die Gleichheit zu schaffen, die Freiheit vernichten, was gerade wieder die Verneinung der Gleichheit wäre.

Willst du die Producenten gruppiren zu einer einzigen Werkstatt? Ich will annehmen, du besäßest dies Geheimniß. Auch das genügt noch nicht, du wirst auch die Konsumenten zu einer gemeinschaftlichen Wirthschaft gruppiren müssen; damit aber gäbest du die Frage auf. Nicht darum, die Idee des Werthes abzuschaffen, was eben so unmöglich ist, als die Arbeit abzuschaffen, sondern darum, sie zu bestimmen, handelt es sich. Nicht getödtet, sondern vergesellschaftet werden soll die persönliche Freiheit. Nun ist aber bewiesen, daß es die freie Willkür des Menschen ist, was den Gegensatz zwischen Nutz- und Tauschwerth möglich macht: wie ist daher dieser Gegensatz zu lösen, so lange die freie Willkür besteht? Und wie soll man diese aufopfern, wenn man nicht den Menschen selbst aufopfern will? . . .

Schon dadurch allein also, daß ich in meiner Eigenschaft als freier Käufer selbst zu urtheilen habe über mein Bedürfniß, über die Tauglichkeit des Gegenstandes, über den Preis, den ich dafür zahlen will, und daß du andererseits in deiner Eigenschaft als freier Producent zu gebieten hast über die Mittel der Ausführung, mithin die Macht hast, deine Kosten zu verringern, schon dadurch dringt mit Gewalt die Willkür ein in den Werth und bewirkt, daß er hin und herschwankt zwischen der Nutzbarkeit und der Meinung.

Allein dies Schwanken, das von den Oekonomen vollkommen angegeben wird, ist Nichts als die Wirkung eines Widerspruchs, der indem er sich auf eine große Stufenleiter verpflanzt, die unerwartetsten Erscheinungen erzeugt. Drei fruchtbare Jahre hinter einander

sind in einigen Provinzen Rußlands eine Landplage wie in unsern Weingegenden drei ergiebige Jahre ein Mißgeschick für den Winzer sind. Wol weiß ich, daß die Oekonomen diesen Uebelstand einem Mangel an Absatzwegen zuschreiben, weshalb denn auch die Absatzwege eine wichtige Frage bei ihnen bilden. Unglücklicherweise steht es mit der Theorie der Absatzwege wie mit der Auswanderung, welche man Malthus entgegengehalten hat: sie ist eine petitio principii. Die Staaten, denen die reichlichsten Absatzwege offen stehen, sind der Ueberproduktion eben so gut unterworfen wie die isolirtesten Länder. Wo wären Baisse und Hausse besser bekannt als an den Börsen von Paris und London?

Aus dem Schwanken des Werthes und den unregelmäßigen Wirkungen, die daraus hervorgehen, haben Socialisten und Oekonomen entgegengesetzte aber gleichfalsche Folgerungen abgeleitet: die Ersteren haben daraus Anlaß genommen, die Staatsökonomie zu verläumden und sie von der Gesellschaftswissenschaft auszuschließen; die Letzteren stützten sich darauf, um jede Möglichkeit einer Versöhnung zwischen den Begriffen zu verwerfen und die Unmeßbarkeit der Werthe durch einander (incommensurabilité) als hervorgehend aus der Vermögensungleichheit als ein unbedingtes Gesetz des Handels aufzustellen. —

Ich sage, der Irrthum sei auf beiden Seiten gleich.

1. Die in sich widersprechende (kontradiktorische) Idee des Werthes, die so klar ins Licht gestellt wird durch die unvermeidliche Unterscheidung in Nutz- und Tauschwerth, entspringt nicht aus einer falschen Wahrnehmung des Geistes, noch aus einer fehlerhaften Bezeichnungsweise (Terminologie) noch auch aus irgend einer Verirrung von der Praxis: vielmehr ist sie innig verbunden mit der Natur der Dinge und nöthigt sich der Vernunft auf als eine allgemeine Form des Gedankens, d. h. als eine Kategorie. Da nun der Begriff des Werthes der Ausgangspunkt der Staatsökonomie ist, so folgt daraus, daß alle Elemente der Wissenschaft — ich gebrauche das Wort Wissenschaft mit vorwegnehmender Rücksicht auf die Zukunft — in sich selbst widerspruchbehaftet und einander entgegengesetzt sind, so daß sich der Oekonom bei jeder Frage sofort zwischen eine Bejahung und eine Verneinung gestellt sieht, die beide gleich unwiderleglich sind.

Kurz, die **Antinomie**, um mich des Ausdruckes zu bedienen, den die moderne Philosophie dafür eingeführt hat, ist der wesentliche Charakter der Staatsökonomie, d. h. gleichzeitig ihr Todesurtheil und ihre Rechtfertigung.

Antinomie, wörtlich Wider-gesetz, bezeichnet den Gegensatz im Princip, oder den Widerstreit im Verhältniß, wie der Widerspruch oder die Antilogie den Gegensatz oder die Gegentheiligkeit in der Rede bezeichnet. Die Antinomie — ich bitte es zu entschuldigen, daß ich mich auf diese scholastischen Einzelnheiten einlasse, mit denen aber die meisten Oekonomen noch wenig vertraut sind — die Antinomie ist der Begriff eines doppelseitigen Gesetzes, von dem die eine Seite positiv, die andere negativ ist. Ein solches ist z. B. das sogenannte Attraktionsgesetz, nach dem die Planeten um die Sonne schwingen und das die Mathematiker zerlegen in eine Centripetal- und eine Centrifugalkraft; ferner das Problem der unendlichen Theilbarkeit der Materie, von welcher Kant bewiesen hat, daß sie kraft gleich einleuchtender und gleich unwiderleglicher Gründe eben sowol geleugnet als behauptet werden könne.

Die Antinomie drückt nur eine Thatsache aus und nöthigt sich dem Geiste gebieterisch auf: der Widerspruch im eigentlichen Sinne des Worts ist ein Unsinn. Diese Unterscheidung zwischen Antinomie (contra-lex) und Widerspruch (contra-dictio) zeigt, in welchem Sinne man sagen konnte, daß in einer gewissen Reihe von Ideen und Thatsachen die Beweiskraft des Widerspruchs nicht mehr dasselbe Gewicht habe wie in der Mathematik.

In der Mathematik gilt es als Regel, daß ein Satz, dessen Gegentheil als falsch erwiesen ist, richtig ist, und umgekehrt. Es ist dies sogar das Hauptmittel des mathematischen Beweises. In der Socialökonomie kann dies Verfahren nicht mehr gelten. So werden wir z. B. sehen, daß wenn das Eigenthum durch seine Folgen als falsch erwiesen ist, darum die entgegengesetzte Formel, die Gemeinschaft, noch durchaus nicht wahr ist, daß sie vielmehr eben so und mit demselben Recht zu verneinen ist.

Folgt daraus etwa, wie man mit ziemlich lächerlichem Pathos gesagt hat, daß jede Wahrheit, jede Idee aus einem Widerspruch hervorgeht, d. h. aus einem Etwas, das sich in einem und demselben

Augenblick und von demselben Gesichtspunkt behauptet und leugnet, und daß man daher die alte Logik weit von sich werfen müsse, die den Widerspruch zum recht eigentlichen Zeichen des Irrthumes macht? Dies Geschwätz ist der Sophisten würdig, die ohne Glauben und Redlichkeit dahin arbeiten, den Skepticismus zu verewigen, um ihre unverschämte Nutzlosigkeit aufrecht zu erhalten. Da die Antinomie, sobald sie verkannt wird, unfehlbar zum Widerspruch führt, hat man sie mit einander verwechselt, besonders im Französischen, wo man gern jedes Ding nach seinen Wirkungen bezeichnet. Aber weder der Widerspruch noch die Antinomie, welche die Analyse in der Tiefe jeder einfachen Idee entdeckt, ist das Princip des Wahren. Der Widerspruch ist stets gleichbedeutend mit Nichtigkeit; die Antinomie aber, die man zuweilen mit demselben Namen bezeichnet, ist in der That die Vorläuferin der Wahrheit, der sie so zu sagen den Stoff liefert; aber sie ist nicht die Wahrheit und an sich betrachtet ist sie die wirkende Ursache der Unordnung, die eigenthümliche Form der Lüge und des Bösen.

Die Antinomie besteht aus zwei Begriffen, die einander nothwendig aber stets entgegengesetzt sind und sich wechselseitig aufzuheben (detruire) trachten. Ich wag' es kaum hinzuzusetzen, allein der Schritt muß auch gethan sein, daß der erste die Bezeichnung Thesis, Setzung, der zweite die Bezeichnung Antithesis, Gegensetzung, erhalten hat. Dieser Mechanismus ist gegenwärtig so bekannt, daß man ihn, wie ich hoffe, nächstens im Programm der Elementarschulen wird figuriren sehen. Wir werden nunmehr sogleich sehen wie aus der Verbindung dieser beiden Nullen die Einheit oder die Idee hervorspringt, durch welche die Antinomie verschwindet.

So ist in Bezug auf den Werth Nichts nützlich, das nicht vertäuschlich, Nichts vertäuschlich, was nicht nützlich wäre: der Nutz- und Tauschwerth sind unzertrennlich. Während aber durch die Fortschritte der Industrie das Begehren sich bis Unendliche vermannichfaltigt und vervielfacht; während mithin die Fabrikation dahin strebt die natürliche Nutzbarkeit der Dinge zu erhöhen und letztlich jeden Nutzwerth in einen Tauschwerth zu verwandeln, — strebt auf der andern Seite die Produktion, indem sie rastlos die Macht ihrer Mittel vermehrt und ihre Kosten verringert, dahin, die Verkäuflichkeit

der Sachen auf ihre ursprüngliche Nutzbarkeit zurückzuführen, so daß also Nutzwerth und Tauschwerth in einem beständigen Kampfe liegen.

Die Wirkungen dieses Kampfes sind bekannt: Die Handels- und Ausfuhr-Kriege, die Ueberschwemmungen, Stockungen, Verbote, die Morde der Konkurrenz, das Monopol, die Herabsetzung der Löhne, die Maximum-Gesetze, die erdrückende Vermögensungleichheit, das Elend, sie entspringen aus der Antinomie des Werthes. Man wird es mir erlassen hier den Beweis dafür zu führen, zumal er aus den folgenden Kapiteln von selbst hervorspringen wird.

Die Socialisten verlangen mit vollem Recht das Ende dieses Antagonismus, begehen aber dabei das Unrecht, die Quelle desselben zu verkennen und in ihm weiter Nichts zu sehen als einen Mißgriff, der den gesunden Menschenverstand verfehlt und den man durch einen Staatsbefehl gut machen könne. Daher jener Ausbruch jammersüchtiger Empfindelei, durch welche der Socialismus für positive Köpfe so widerlich schaal geworden ist, die aber mit den abgeschmackten Faseleien, die sie in die Welt setzt, doch noch täglich so viele gläubige Narren findet. Nicht das, daß er ohne Begründung aufgetreten, mache ich dem Socialismus zum Vorwurf, sondern daß er so lange und mit solcher Verstocktheit wie vernagelt bleibt (de rester — si obstinément bête).

2. Die Oekonomen aber haben den nicht minder großen Fehler begangen jede Idee, jede Hoffnung der Reform von vorne herein zurückzuweisen, und das gerade kraft des kontradiktorischen oder richtiger antinomischen Satzes vom Werthe, ohne jemals begreifen zu wollen, daß eben deswegen, weil die Gesellschaft die höchste Periode des Widerstreits erreicht hat, die Versöhnung und Harmonie nahe bevorstehe. Gleichwohl hätte eine aufmerksame Prüfung der Staatsökonomie dies den Jüngern derselben bis zur Handgreiflichkeit nahe legen müssen, wenn sie sich nur Etwas mehr hätten bekümmern wollen um die von der modernen Metaphysik errungene Einsicht. Es ist in der That mit den positivsten Gründen, welche der menschlichen Vernunft zu Gebote stehen, bewiesen, daß da, wo sich eine Antinomie offenbart, sich die Verheißung einer Lösung mithin eine Umgestaltung ankündigt. Hierher gehört nun ganz vorzüglich der Begriff des Werthes, wie ihn unter Andern J. B. Say dargelegt hat. Allein

ein unbegreifliches Verhängniß ließ die Oekonomen der philosophischen Bewegung meistens fremd bleiben, und so fiel ihnen die Vermuthung nicht ein, daß der seinem Wesen nach widersprechende oder, wie sie sich ausdrücken, wandelbare Begriff des Werthes, zugleich das untrügliche Zeichen seiner Feststellbarkeit (constitutionnalité), ich meine seiner vorzugsweise harmonischen und bestimmbaren Natur sei. Zu welcher Unehre dies auch den verschiedenen ökonomischen Schulen gereicht, so ist es doch gewiß, daß ihre Opposition gegen den Socialismus einzig aus dieser falschen Auffassung ihrer eignen Principien hervorgegangen ist. Ein Beispiel, das ich aus tausenden herausgreife, wird genügen.

Die Akademie der Wissenschaften (nicht die der Moralwissenschaften, sondern die andere) überschritt eines Tages ihre gewöhnlichen Kreise und ließ eine Denkschrift lesen, in welcher der Vorschlag gemacht war, Werthtafeln für alle Waaren zu berechnen nach dem mittleren Betrage der Produktion eines Mannes und nach dem Arbeitstage in jedem Industriezweige. Das Journal des Économistes nahm (August 1845) aus dieser Mittheilung, die ihm wie ein Eingriff vorkam, sogleich Anlaß gegen das Tarifprojekt, welches die Denkschrift zu ihrem Gegenstande hatte, zu protestiren und seine sogenannten wahren Principien wieder zur Geltung zu bringen.

„Es giebt, hieß es am Schluß des Artikels, es giebt kein Werthmaaß oder Maaßstab; das lehrt die Wissenschaft der Staatsökonomie, gleichwie die Mathematik lehrt, daß es kein perpetuum mobile und keine Quadratur des Zirkels giebt und daß diese ewige Bewegung, diese Quadratur niemals werde gefunden werden. Wenn es aber keinen Maaßstab für den Werth giebt, wenn das Werthmaaß nicht einmal eine metaphysische Illusion ist, was ist denn zuletzt die Regel, die beim Umsatz obwaltet? ... Es ist, wie gesagt, das Anbieten und das Begehren, auf eine allgemeine Weise, das ist das letzte Wort, was die Wissenschaft zu sagen weiß.“

Aber wie bewies das Journal, daß es kein Werthmaaß gebe? Ich bediene mich des herkömmlichen Ausdrucks, aber ich werde alsbald zeigen, daß diese Benennung Werthmaaß etwas Schielendes hat und nicht genau wiedergiebt, was man damit sagen will und soll.

Das Journal wiederholte unter Anführung von Beispielen die oben gegebene Auseinandersetzung der Wandelbarkeit des Werthes, ohne jedoch wie wir bis zum Widerspruch durchzubringen. Wäre der ehrenwerthe Redakteur, einer der ausgezeichnetsten Oekonomen der Say'schen Schule, eine etwas strengere Dialektik gewöhnt; hätte er sich bei Zeiten geübt nicht allein die Thatsachen zu beobachten, sondern auch die Erklärung derselben in den Ideen aufzusuchen, welche dieselben erzeugen, so würde er sich, wie ich ganz und gar nicht zweifle, etwas zurückhaltender ausgedrückt und anstatt in der Wandelbarkeit des Werthes das letzte Wort der Wissenschaft zu sehen, selbst erkannt haben, daß sie vielmehr ihr erstes Wort sei. Hätte er überlegt, daß die Veränderlichkeit des Werthes nicht aus den Dingen, sondern aus dem Geiste hervorgeht, so würde er sich gesagt haben, daß eben so wie menschliche Freiheit ihr Gesetz hat, auch der Werth eins haben müsse; daß mithin die Hypothese eines Werthmaaßes, weil man sich einmal so ausdrückt, nichts Unvernünftiges hat, daß vielmehr gerade die Leugnung dieses Maaßes unlogisch und unhaltbar ist.

Und in der That, worin sollte der Gedanke, den Werth zu messen, mithin zu fixiren, der Wissenschaft widerstreiten? Alle Menschen glauben an diese Fixirung, alle wollen, suchen sie und setzen sie voraus: jeder Kaufs- oder Verkaufsantrag ist zuletzt weiter Nichts als eine Vergleichung zweier Werthe, d. h. eine wenn man will mehr oder minder richtige aber thatsächliche Bestimmung. Die Meinung des Menschengeschlechts über den Unterschied zwischen dem wirklichen Werthe und dem Kaufpreis ist eine, man kann sagen einmüthige. Daher kommt es, daß so viele Waaren einen festen Preis haben; ja, es giebt sogar solche, die selbst in ihren Schwankungen immer festgestellt sind, wie das Brot. Man wird nicht leugnen, daß wenn zwei Industrielle sich gegenseitig auf laufende Rechnung und gegen selbstbestimmten Preis Quantitäten ihrer betreffenden Erzeugnisse liefern können, zehn, hundert und tausend Industrielle es eben so gut im Stande sein werden. Damit aber wäre geradezu das Problem des Werthmaaßes gelöst. Der Preis jeder Sache würde erst verhandelt werden, das gebe ich zu, weil die Verhandlung (débat) für uns noch die einzige Art ist den Preis festzustellen; wie

aber zuletzt jedes Licht der Einsicht aus Stoß und Gegenstoß hervorspringt, so hat auch die Verhandlung, obgleich sie ein Beweis der Ungewißheit ist, abgesehen von der mehr oder minder großen Redlichkeit, mit der sie betrieben wird, den Zweck, das Verhältniß der Werthe untereinander, d. h. ihr Maaß, ihr Gesetz zu entdecken.

Ricardo hat in seiner Theorie der Rente ein vortreffliches Beispiel gegeben für den Satz, daß die Werthe ein gemeinschaftliches Maaß haben. Er hat gezeigt, daß urbare Ländereien sich zu einander verhalten wie, bei gleichen Kosten, ihre Erträge, und die allgemeine Praxis ist darin mit der Theorie einverstanden. Wer will nun behaupten, daß diese positive und sichere Art Ländereien und im Allgemeinen alle angelegten Kapitalien zu schätzen, nicht auch auf die Produkte auszudehnen sei? ...

Man sagt: Die Staatsökonomie richte sich nicht nach apriorischen Grundsätzen, sondern spreche ihr Urtheil immer nur auf Grund vorliegender Thatsachen aus. Nun lehrten aber die Thatsachen, die Erfahrung, daß es kein Werthmaaß gebe und geben könne, und bewiesen so, daß wenn gleich das Entstehen einer solchen Idee natürlich sei, doch die Verwirklichung derselben durchaus chimärisch sei. Gebot und Forderung seien die einzige Regel beim Handel.

Ich will nicht wiederholen, daß die Erfahrung gerade das Gegentheil beweist, daß in der ökonomischen Fortbewegung der Gesellschaften Alles ein Trachten nach Feststellung und Firirung des Werthes anzeigt; daß hierin der Gipfelpunkt der Staatsökonomie liegt, welche durch diese Feststellung verwandelt ist, und das oberste Zeichen der Ordnung in der Gesellschaft: Denn diese allgemeine Bemerkung ohne Beweis zu wiederholen wäre abgeschmackt. Ich beschränke mich einstweilen auf die für diese Streitfrage hergebrachten Ausdrücke und sage: Gebot und Forderung, die man für das ausgiebt, was allein den Werth regle, sind nichts Anderes als ceremonielle Formen, welche dazu dienen den Nutzwerth und den Tauschwerth einander gegenüber zu stellen und ihre Vermittelung zu veranlassen. Es sind die beiden elektrischen Pole, deren Verbindung die Erscheinung der ökonomischen Wahlverwandtschaft erzeugt, die der Austausch oder Umsatz genannt wird. Wie die Pole der galvanischen Säule, so sind Gebot und Forderung einander schnurgerade

entgegengesetzt und streben unaufhörlich einander zu vernichten; und eben ihr Widerstreit übertreibt den Preis der Sachen bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Man will also wissen, ob es nicht möglich ist, diese beiden Mächte in der Art mit einander ins Gleichgewicht zu setzen oder zum Vergleich zu bewegen, daß der Preis der Sachen stets der Ausdruck des wahren Werthes, der Ausdruck der Gerechtigkeit wäre. Hienach sagen, Gebot und Forderung seien das Regelnde beim Handel, hieße nichts Anderes als: Gebot und Forderung regelten Gebot und Forderung; es hieße nicht die Praxis darlegen, sondern sie für unsinnig erklären und ich leugne die Unsinnigkeit der Praxis.

Eben führte ich eine positive Regel für die Vergleichung der Werthe an, welche Ricardo für einen besondern Fall gegeben hat. Die Oekonomen thun noch mehr: sie berechnen jedes Jahr nach den Tabellen der Statistik den mittleren Preis aller Waaren. Was ist nun die Bedeutung eines mittleren Preises? Jeder begreift, daß bei irgend einer besondern Handelsoperation, die man auf gut Glück aus einer Million herausgegriffen hat, Nichts uns darüber Aufschluß geben kann, ob das Gebot, der Nutzwerth, oder der Tauschwerth, d. h. die Forderung bei ihr überwogen hat. Da aber jeder Uebertreibung der Preise früher oder später ein verhältnißmäßiges Sinken folgt, oder, in andern Worten ausgedrückt, in der Gesellschaft der Gewinn an Agio dem Verluste gleichkommt, so kann man den mittleren Preis während einer vollen Periode ganz mit Recht ansehen als den Ausdruck des wirklichen und rechtmäßigen Werthes der Produkte. Freilich stellt sich dieser mittlere Preis zu spät heraus; allein wer weiß, ob es nicht vielleicht möglich wäre ihn im Voraus zu berechnen? Welcher Oekonom will es wagen, darauf mit nein zu antworten?

Wir müssen also, ob wir nun wollen oder nicht, dennoch das Werthmaaß suchen: die Logik gebietet es und ihre Schlüsse lauten gleich gegen die Oekonomen und Socialisten. Die Meinung, welche das Dasein dieses Maaßes leugnet ist eine irrationale, unvernünftige. Ihr mögt so lange es Euch beliebt auf der einen Seite sagen, die Staatsökonomie sei eine Wissenschaft der Thatsachen und die Thatsachen sprächen gegen die Hypothese einer Bestimmung des Werthes,

und auf der andern Seite: diese mißliche Frage komme ganz in Fortfall in einer allgemeinen Association, die jeden Widerstreit aufheben würde: ich werde stets nach rechts wie nach links hin antworten:

1) Wie keine Thatsache entsteht, die nicht ihre Ursache hätte, eben so giebt es auch keine, die nicht ihr Gesetz hätte. Wenn das Gesetz des Handels noch nicht gefunden ist, so liegt die Schuld daran nicht an den Thatsachen, sondern an den Gelehrten.

2) So lange der Mensch arbeiten wird, um sich zu erhalten, und frei arbeiten, wird Gerechtigkeit die Bedingung der Brüderlichkeit und die Grundlage der Association sein: ohne Bestimmung des Werthes aber ist die Gerechtigkeit lahm, ja unmöglich.

§. 2.

Feststellung des Werthes: Definition des Reichthums.

Wir kennen den Werth in seinen beiden entgegengesetzten Gestalten aber wir kennen ihn nicht in seiner Gesammtheit. Könnten wir diese neue Idee erlangen, so hätten wir den absoluten Werth und eine Tarifaufstellung der Werthe wie sie die in der Akademie der Wissenschaften gelesene Denkschrift verlangte, würde möglich sein.

Stellen wir uns daher den Reichthum vor als eine Masse, die durch eine chemische Kraft fortdauernd in zusammengesetztem Zustande erhalten wird, und zu welcher stets neue Elemente hinzukommen, und sich in verschiedenen Verhältnissen, aber nach einem bestimmten Gesetze verbinden: der Werth ist das Größenverhältniß (Maaß), nach dem jedes der Elemente beiträgt, das Ganze zu bilden.

Es folgt hieraus zweierlei. Erstens, daß sich die Oekonomen durchaus getäuscht haben, sowol als sie das allgemeine Werthmaaß im Getreide, im Gelde, in der Rente u. s. w. suchten, als auch indem sie aus dem Beweise, daß ein solcher Maaßstab weder in dem noch in jenem liege, den Schluß zogen, für den Werth gebe es weder einen Grund noch ein Maaß. Zweitens, daß sich das Verhältniß der Werthe ändern kann, ohne daß es deshalb aufzuhören braucht, einem Gesetz unterworfen zu sein, dessen Bestimmung (determ.) eben die verlangte Lösung ist.

Der Begriff des Werthes genügt, wie wir sehen werden, allen Bedingungen, denn er umfaßt sowol den Nutzwerth in demjenigen, was er Positives und Festes hat, als den Tauschwerth in dem, was er Veränderliches hat; ferner hebt er die Gegentheiligkeit auf, die ein unüberwindliches Hinderniß jedes Bestimmens zu sein schien. Außerdem werden wir beweisen, daß der Werth in dieser Ausdehnung gänzlich verschieden ist von Dem, was eine bloße Nebeneinanderstellung der beiden Ideen des Nutz- und Tauschwerthes sein würde, und daß er so völlig neue Eigenschaften besitzt.

Die Verhältnißmäßigkeit der Produkte wollen wir der Welt keinesweges für eine Art von Offenbarung ausgeben noch für eine Neuigkeit, welche wir der Wissenschaft zubrächten, eben so wenig als die Theilung der Arbeit etwas Unerhörtes war, als Adam Smith ihre Wunder darlegte. Die Verhältnißmäßigkeit der Produkte ist, wie wir leicht durch unzählige Anführungen nachweisen könnten, eine sehr gewöhnliche Idee, welche sich überall durch die staatsökonomischen Schriften hindurchzieht; allein bis jetzt ist noch Niemand auf den Gedanken gekommen ihr die Stelle anzuweisen, die sie verdient, und dies ist es eben, was wir gegenwärtig unternehmen. Diese Erklärung soll einestheils den Leser beruhigen hinsichtlich unserer Ansprüche auf Originalität, und uns anderntheils die Gemüther versöhnen, welche ihre Schüchternheit den neuen Ideen wenig geneigt macht.

Die Oekonomen scheinen unter Werthmaaß stets nur einen Maaßstab, eine Art ursprünglicher Einheit verstanden zu haben, die an sich selbst vorhanden sei und auf alle Waaren ihre Anwendung finde, wie unser Metre auf alle Raumgrößen. Deshalb haben denn auch Viele geglaubt, eine solche Rolle spiele das Geld. Allein die Theorie des Münzwesens hat bewiesen, daß das Geld keinesweges das Werthmaaß ist, sondern nur die Arithmetik der Werthe und zwar eine solche, die auf Uebereinkunft beruhe. Das Geld ist für den Werth das, was der Thermometer für die Wärme ist: Der Thermometer mit seiner willkürlichen Gradeintheilung zeigt zwar an, wenn eine Zunahme oder Abnahme des Wärmestoffes stattfindet; welches aber die Gesetze des Gleichgewichts der Wärme, welches ihr Verhältniß in den verschiedenen Körpern ist, welche Menge dazu gehört,

um ein Steigen von 10, von 15 oder 20 Thermometergraden zu veranlassen, das sagt der Thermometer nicht; ja es steht nicht einmal zuverlässig fest, daß die unter sich gleichen Grade der Skala wirklich einer vollkommen gleichen Zunahme des Wärmestoffes entsprechen.

Die Vorstellung, welche man sich bisher vom Werthmaaße gemacht, ist also unrichtig: was wir suchen, ist nicht der Maaßstab des Werthes, wie man so oft gesagt hat, denn dies hat keinen Sinn, sondern das Gesetz, nach welchem sich die Verhältnisse der Produkte im Reichthum der Gesellschaft richten; denn von der Kenntniß dieses Gesetzes hängen Steigen und Sinken der Waaren ab, in sofern und in soweit sie normal und rechtmäßig sind. Mit einem Worte, wie man unter dem Maaß der Himmelskörper das Verhältniß versteht, welches sich aus der Vergleichung dieser Körper mit einander ergiebt, eben so hat man unter dem Werthmaaß das Verhältniß zu verstehen, welches sich aus ihrer Vergleichung herausstellt. Meine Behauptung ist also: daß dies Verhältniß sein Gesetz, diese Vergleichung ihr Princip hat.

Ich nehme also eine Kraft an, welche in bestimmten Verhältnissen die Elemente des Reichthums kombinire und aus ihnen ein gleichmäßiges Ganzes herstelle. Sind diese elementarischen Bestandtheile nicht in dem gewollten Verhältniß vorhanden, so wird die Kombination nichts destoweniger stattfinden; allein anstatt den ganzen Stoff zu verbrauchen, wird sie einen Theil als überflüssig verwerfen. Die innere Bewegung, vermöge welcher die Kombination sich zu Stande bringt und die bestimmt wird durch die Wahlverwandtschaft der verschiedenen Substanzen, diese Bewegung in der Gesellschaft ist der Handel, nicht mehr bloß in seiner elementaren Form als Handel aus einer Hand in die andere angesehen, sondern der Handel als eine Verschmelzung sämmtlicher von der Privatindustrie erzeugten Werthe zu einem und demselben gesellschaftlichen Reichthum. Das Verhältniß endlich, in welchem jedes Element in die Mischung hineinkommt, dies Verhältniß ist das, was wir Werth nennen; der Ueberschuß, welcher übrig bleibt nach der Kombination, ist, so lange er sich nicht durch das Hinzutreten einer gewissen Quantität anderer Elemente kombinirt und umsetzt, Unwerth.

Weiter unten soll auch die Rolle des Geldes erklärt werden.

Unter diesen Voraussetzungen begreift man, daß in einem gegebenen Zeitpunkte das Verhältniß der Werthe, welche den Reichthum eines Landes ausmachen, sich statistisch ermitteln oder wenigstens annähernd auf empirischem Wege berechnen läßt: ungefähr wie die Chemiker auf dem Wege der Erfahrung und Analyse das Verhältniß des Sauerstoffs und Wasserstoffs entdeckt haben, welches zur Bildung des Wassers nothwendig ist. Die Anwendung dieser Methode auf die Bestimmung der Werthe hat nichts Abschreckendes, denn sie wäre zuletzt weiter Nichts als eine Rechnungsaufgabe. Allein wie interessant auch eine solche Arbeit wäre, wir würden doch sehr wenig aus ihr lernen. Einerseits nämlich wissen wir, daß das Verhältniß sich fortwährend ändert, andererseits ist es klar, daß, da eine Uebersicht des öffentlichen Reichthums das Verhältniß der Werthe nur für den Ort und für die Stunde giebt, in welcher die Tabelle entworfen wurde, wir daraus das Gesetz der Verhältnißmäßigkeit des Reichthums nicht würden ableiten können. Nicht nur einzelne Arbeiten dieser Art wären hiezu erforderlich, sondern tausend und hunderttausend ähnliche unter der Voraussetzung, daß dabei in einer Vertrauen verdienenden Weise verfahren würde.

Es verhält sich aber hier mit der ökonomischen Wissenschaft ganz anders als mit der Chemie. Die Chemiker, denen die Erfahrung zur Entdeckung so schöner Verhältnisse verholfen hat, wissen Nichts vom Wie und Warum dieser Verhältnisse, und eben so wenig von der Kraft, welche sie bestimmt. Die Socialökonomie dagegen, welche keine aposteriorische Forschung unmittelbar mit dem Gesetz der Verhältnißmäßigkeit der Werthe bekannt machen könnte, kann dieses Gesetz erfassen in der Kraft selbst, die es erzeugt. Es ist Zeit, mit dieser Kraft bekannt zu machen.

Diese Kraft, welche A. Smith mit so großer Beredtsamkeit gefeiert und die seine Nachfolger verkannt haben, so daß sie ihr das Privilegium als ihres Gleichen an die Seite stellten, diese Kraft ist die **Arbeit.** Die Arbeit verschiedener Producenten ist quantitativ und qualitativ verschieden: es verhält sich mit ihr in dieser Hinsicht wie mit allen großen Principien der Natur und den allgemeinsten Gesetzen, die einfach sind in ihrer Wirkung und in ihrer Formel,

aber unendliche Modifikationen erleiden durch die Menge der besondern Ursachen und sich deshalb in einer unzählbaren Mannigfaltigkeit von Formen darlegen. Es ist die Arbeit, die Arbeit allein, welche alle Elemente des Reichthums erzeugt und sie bis in ihre letzten Molekule nach einem veränderlichen aber sichern Gesetz der Proportionalität kombinirt. Die Arbeit endlich ist es, die als Lebensprincip die Materie — mens agitat molem — des Reichthums in Bewegung setzt und ihr Proportionen giebt.

Die Gesellschaft oder der Gesammtmensch erzeugt eine Menge von Gegenständen, deren Genuß sein Wohlsein ausmacht. Dies Wohlsein entwickelt sich nicht allein nach Maaßgabe der Quantität der Erzeugnisse, sondern auch nach Maaßgabe ihrer Mannigfaltigkeit (Qualität) und Proportion. Aus diesem Fundamentalsatz folgt, daß die Gesellschaft stets, in jedem Augenblicke ihres Lebens nach einer solchen Proportion ihrer Erzeugnisse streben muß, welche die größtmöglichste Summe von Wohlsein mit sich bringt, mit Rücksicht auf die Macht und die Mittel der Produktion. Fülle, Mannigfaltigkeit und Proportion in den Produkten sind die drei Begriffe, welche den Reichthum ausmachen. Der Reichthum, der Gegenstand der Socialökonomie, ist denselben Daseinsbedingungen unterworfen wie das Schöne als Gegenstand der Kunst, die Tugend als Gegenstand der Moral, die Wahrheit als Gegenstand der Metaphysik.

Wie aber kommt dies wunderbare Verhältniß zu Stande, das so nothwendig ist, daß ohne dasselbe ein Theil der menschlichen Anstrengungen verloren, überflüssig, unharmonisch, unwahr, mithin gleichbedeutend ist mit Mangel, mit Nichts?

Prometheus, wie ihn die Mythe darstellt, ist das Bild der menschlichen Thätigkeit. Prometheus entwendet das himmlische Feuer und erfindet die ersten Künste; Prometheus sieht die Zukunft vorher und will sich Jupiter gleich machen; Prometheus ist Gott. Wir wollen daher die Gesellschaft den Prometheus nennen.

Prometheus widmet der Arbeit täglich zehn Stunden im Durchschnitt, sieben der Ruhe, eben so viel dem Vergnügen. Um aus seiner Kraftanstrengung die nützlichsten Früchte zu ziehen, führt er Rechnung über die auf jeden Gegenstand seines Verbrauchs ver-

wendete Mühe und Zeit. Nur die Erfahrung kann ihn darüber belehren und diese Erfahrung wird sein ganzes Leben hindurch währen. Während er daher arbeitet und producirt, wird sich Prometheus unendlich oft irren. Letztlich aber ergiebt es sich doch, daß, je mehr er arbeitet, desto verfeinerter sein Wohlsein, desto idealer sein Luxus wird. Je weiter er seine Eroberungen über die Natur ausdehnt, desto mehr befestigt er in sich selbst das Princip des Lebens und der Einsicht, deren Ausbildung allein ihn glücklich macht. Es kommt so weit, daß wenn die erste Erziehung des Arbeiters einmal stattgefunden hat, arbeiten für ihn nicht mehr sich mühen, sondern leben und genießen heißt. Allein der Reiz der Arbeit zerstört nicht ihre Regel, weil er vielmehr die Frucht derselben ist. Diejenigen, die unter dem Vorwande, daß die Arbeit ihren Reiz haben müsse, zu dem Schluß gelangen, daß die Gerechtigkeit negirt, die Gemeinschaft eingeführt werden müsse, gleichen den Kindern, die sich erst Blumen im Garten pflücken und nachher ihr Beet auf der Treppe anlegen.

In der Gesellschaft ist die Gerechtigkeit nichts Anderes als die Verhältnißmäßigkeit der Werthe: sie hat zur Bürgschaft und Bestätigung die Verantwortlichkeit des Producenten.

Prometheus weiß, daß dies Produkt eine Stunde, das einen Tag, jenes eine Woche, ein Jahr Arbeit kostet; er weiß zugleich, daß alle diese Produkte durch das Anwachsen ihrer Kosten, das Fortschreiten seines Reichthums ausmachen. Er wird also zunächst seine Existenz sichern, indem er sich mit den mindest kostspieligen und folglich nothwendigsten Dingen versieht; je nachdem er sich dann gesichert hat, wird er sein Augenmerk auf Gegenstände des Luxus richten, dabei aber, wenn er verständig ist, nach der natürlichen Abstufung des Preises verfahren, den ihm jede Sache kostet. Zuweilen wird sich Prometheus in seiner Rechnung irren oder auch, von der Leidenschaft hingerissen, ein unmittelbares Gut für einen vorzeitigen Genuß aufopfern und hungern müssen, nachdem er sich schwitzig und blutig gearbeitet. So trägt das Gesetz seine Sanktion in sich selbst: es kann nicht verletzt werden, ohne daß den Uebertreter sogleich die Strafe trifft.

Say hat also Recht gehabt zu sagen: „Das Glück dieser Klasse (der Konsumenten), die aus allen andern zusammengesetzt ist, macht

das allgemeine Wohlsein aus und bedingt die Stufe des Gedeihens in einem Lande.“ Nur hätte er hinzufügen müssen, daß das Glück der Klasse der Producenten, die ebenfalls aus allen andern zusammengesetzt ist, gleichermaßen das allgemeine Wohlsein ausmacht und die Stufe des Gedeihens in einem Lande bedingt. — Dasselbe gilt, wenn er sagt: „Das Vermögen jedes Konsumenten steht beständig in Nebenbuhlerschaft gegen Alles das, was er kauft,“ wo er wieder hätte hinzusetzen müssen: Das Vermögen jedes Producenten wird unaufhörlich von dem angegriffen, was er verkauft. Ohne diese klar ausgedrückte Wechselseitigkeit wird die Mehrzahl der ökonomischen Erscheinungen unverständlich, und ich werde seiner Zeit zeigen, wie in Folge dieser wichtigen Auslassung die meisten Oekonomen in ihren Büchern sich unverständig ausgesprochen haben über das Gleichgewicht des Handels.

Ich habe eben gesagt, daß die Gesellschaft zunächst die mindest kostspieligen, mithin nothwendigsten Dinge producirt. ... Ist es aber auch wahr, daß der Nothwendigkeit die Billigkeit entspricht und umgekehrt? so daß die beiden Worte Nothwendigkeit und Billigkeit eben so wie die beiden andern Theuerheit und Ueberflüssigkeit synonym wären?

Wenn jedes Produkt der Arbeit für sich allein genommen für die Existenz des Menschen ausreichen könnte, so würde die in Frage stehende Synonymie nicht zweifelhaft sein: denn wenn alle Produkte dieselben Eigenschaften besäßen, so würden für uns diejenigen am Vortheilhaftesten zu produciren, mithin die nothwendigsten sein, welche am Wenigsten kosteten. Allein der Parallelismus zwischen der Nützlichkeit und dem Preise der Produkte formelt sich nicht mit dieser theoretischen Schärfe: sei es nun eine Fürsorge der Natur, sei es irgend ein anderer Grund, das Gleichgewicht zwischen Bedürfniß und Produktionsfähigkeit ist mehr als eine Theorie: es ist eine Thatsache, für welche eben sowol die tägliche Praxis, als der Fortschritt der Gesellschaft Zeugniß ablegt.

Versetzen wir uns in die ersten Lebenstage des Menschen, an den ersten Ausgangspunkt der Civilisation: werden da nicht die ursprünglich einfachsten Industrien, welche die geringste Vorbereitung und Aufwand erforderten, Einsammeln der Früchte, Hütung, Jagd

und Fischfang gewesen sein, in Folge deren dann lange Zeit nachher der Ackerbau aufkam? Seitdem sind diese vier ursprünglichen Industriezweige vervollkommnet und die eigenthümliche Beschäftigung Einzelner geworden: ein zwiefacher Umstand, welcher das Wesen der Thatsachen nicht ändert, ihm vielmehr ein schärferes Gepräge giebt. Das Eigenthum hat sich in der That vorzugsweise an die Gegenstände von unmittelbarster Nutzbarkeit geheftet, an die fertigen Werthe, wenn ich so sagen darf, so daß man die Stufenleiter der Werthe nach dem Fortschritt der Aneignung abmarken könnte.

Hr. Dunoyer hat sich in seinem Werk über die Freiheit der Arbeit positiv an dieses Princip gehalten und unterscheidet vier große Kategorien der Industrie, die er nach der Reihenfolge ihrer Entwickelung, d. h. je nachdem bei ihnen die mindeste und die meiste Arbeit aufgewendet wird, ordnet. Es sind: die Extraktivindustrie, welche alle die oben angeführten halbbarbarischen Beschäftigungen umfaßt; die Handels-, die Manufakturindustrie und die Industrie des Ackerbaues. Und aus gewichtigen Gründen hat der gelehrte Schriftsteller ihr die oberste Stelle angewiesen. Denn ungeachtet ihres hohen Alterthums steht es doch fest, daß diese Industrie nicht in demselben Schritt vorwärts gegangen ist wie die übrigen: und die Reihenfolge der Dinge in der Menschheit muß nicht nach dem Ursprunge, sondern nach der ganzen Entwickelung bestimmt werden. Die Industrie des Ackerbaues kann vor den andern entstanden oder diese können mit ihr gleichzeitig sein; dennoch wird diejenige als die letzte aufzuführen sein, die sich später als die andern vervollkommnet hat.

So gab also die Natur der Dinge selbst eben so sehr als seine eignen Bedürfnisse dem Arbeiter die Reihenfolge an, in welcher er die Erzeugung der Werthe in Angriff nehmen mußte, aus denen sich sein Wohlsein zusammensetzt. Unser Proportionalitätsgesetz ist also sowol ein physisches als logisches, ein objektives als ein subjektives; es besitzt den höchsten Grad von Gewißheit. Schreiten wir zur Anwendung desselben.

Von allen Erzeugnissen der Arbeit hat vielleicht keines längere und mehr Geduld erfordernde Anstrengungen gekostet, als der Kalender. Dennoch giebt es keins, dessen Genuß gegenwärtig billiger zu haben

wäre, das mithin nach unserer eignen Definition nothwendiger geworden wäre. Wie erklären wir uns nun diese Veränderung? Wie ist der Kalender, der einen so geringen Nutzen hatte für die Horden der Urzeit, welchen der Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter genügten, mit der Länge der Zeit so unentbehrlich, so billig und so vollkommen geworden? denn vermöge einer wunderbaren Uebereinstimmung lassen sich in der Socialökonomie alle diese Beiworte eines für das andere setzen. Kurz, wie können wir nach unserm Proportionsgesetz Rechenschaft geben von der Veränderlichkeit des Werthes des Kalenders?

Damit die zur Anfertigung des Kalenders nothwendige Arbeit ausgeführt, damit sie möglich würde, mußte der Mensch erst die Mittel finden, seinen ersten Beschäftigungen und denen, die ihre unmittelbare Folge waren, Zeit abzugewinnen. Mit andern Worten, diese Industrien mußten ergiebiger oder minder kostspielig werden als sie Anfangs gewesen: d. h. er mußte das Problem der Anfertigung des Kalenders erst an den Extraktivindustrien selbst lösen.

Ich nehme also an, eine glückliche Kombination der Kräfte, die Theilung der Arbeit, die Anwendung irgend einer Maschine, die verständigere Leitung der natürlichen Triebkräfte, mit einem Wort, seine Industrie habe dem Prometheus plötzlich die Möglichkeit gegeben von einem gewissen Gegenstande in einem Tage eben so viel zu erzeugen, als er sonst in zehn Tagen erzeugte. Was wird die Folge sein? Das Produkt wird eine andere Stelle einnehmen auf der Tabelle der Elemente des Reichthums; da die Macht seiner Wahlverwandtschaft zu andern Produkten, wenn ich so sagen darf, gewachsen ist, so wird sein relativer Werth um eben so viel vermindert sein, und statt mit 100 nur noch mit 10 beziffert werden. Allein dieser Werth wird darum nicht minder und stets streng bestimmt sein, und wiederum wird nur die Arbeit die Ziffer seiner Geltung festsetzen. So ändert sich der Werth, aber das Gesetz der Werthe ist unwandelbar: ja noch mehr, daß der Werth einer Aenderung fähig ist, rührt nur daher, daß er einem Gesetze unterworfen ist, dessen Princip wesentlich beweglich ist, denn es ist die Arbeit, gemessen durch die Zeit.

Dasselbe findet seine Anwendung auf die Fertigung des Kalenders, wie überhaupt auf die Produktion aller möglichen Werthe. Ich

brauche nicht erst zu sagen, wie dadurch, daß die Civilisation, d. h. die sociale Thatsache der Zunahme des Reichthums, unsere Geschäfte vermehrt, unsere Zeit immer kostbarer macht und uns zwingt, ein beständiges und genaues Register über unser ganzes Leben zu halten, wie dadurch, sage ich, der Kalender für uns zu einem der nothwendigsten Dinge geworden ist. Man weiß übrigens, daß diese bewundernswürdige Entdeckung als eine natürliche Ergänzung einen unserer werthvollsten Industriezweige, die Uhrmacherei, angeregt hat.

Hier findet ganz natürlich ein Einwurf seine Stelle, der einzige, der sich gegen die Theorie von der Proportionalität der Werthe erheben läßt.

Say und die Oekonomen, die ihm folgten, haben bemerkt, da die Arbeit selbst der Schätzung unterworfen und eine Waare wie jede andere sei, liege ein fehlerhafter Kreis darin sie als Princip und bewirkende Ursache des Werthes anzunehmen. Man muß also, lautet die Folgerung daraus, sich wieder an die Seltenheit und an die Meinung halten.

Diese Oekonomen mögen mir zu sagen gestatten, daß sie hierin eine erstaunliche Unaufmerksamkeit bewiesen haben. Von der Arbeit heißt es, sie habe Werth, nicht als wenn sie selbst eine Waare wäre, sondern in Aussicht auf die Werthe, die man als möglich in ihr enthalten annimmt. Der Werth der Arbeit ist ein bildlicher Ausdruck, ein Vorwegnehmen der Ursache für die Wirkung, eine Fiktion mit demselben Recht wie die Produktivität des Kapitals. Die Arbeit producirt, das Kapital hat Werth und wenn man mit einer Art von Auslassung sagt „der Werth der Arbeit", so ist das ein Vorgreifen, dem in den Regeln der Sprache Nichts entgegensteht; allein die Theoretiker müssen sich hüten, es als eine Wirklichkeit zu nehmen. Die Arbeit ist wie die Freiheit, die Liebe, der Ehrgeiz, das Genie, etwas seiner Natur nach Vages, Unbestimmtes, wird aber durch ihren Gegenstand qualitativ definirt. Wenn man also sagt: Die Arbeit dieses Menschen ist täglich fünf Franken werth, so heißt das so viel, als ob man sagte, das Produkt der täglichen Arbeit dieses Mannes ist fünf Franken werth.

Die Wirkung der Arbeit ist nun die, daß sie die Seltenheit und die Meinung als zusammensetzende Elemente des Werthes mehr und

mehr ausscheidet und in nothwendiger Folge das natürliche oder unbestimmte Nutzbare (angeeignet oder nicht) in meßbare oder sociale Nutzbarkeiten verwandelt. Daraus geht hervor, daß die Arbeit ein erklärter Krieg gegen die Sparsamkeit der Natur und zugleich eine fortwährende Verschwörung gegen das Eigenthum ist.

Nach dieser Analyse ist der Werth, in Betracht gezogen innerhalb der Gesellschaft, welche vermöge der Theilung der Arbeit und des Austausches die Producenten unter einander bilden, das Verhältniß der Proportionalität der Produkte, welche den Reichthum ausmachen; und was man ins Besondere den Werth eines Produkts nennt, ist eine Formel, die in Münzzeichen die Proportion dieses Produkts im allgemeinen Reichthum anzeigt. —

Die Nutzbarkeit begründet den Werth; die Arbeit stellt sein Verhältniß fest; der Preis ist der Ausdruck, welcher mit Ausnahme der Abweichungen, die wir zu studiren haben, dies Verhältniß übersetzt.

Das ist also der Mittelpunkt, um welchen der Nutzwerth und der Tauschwerth schwanken, das ist der Punkt, bei welchem angelangt sie in einander zerfließen und verschwinden. Das ist das absolute unabänderliche Gesetz, welches die ökonomischen Störungen, die Launen der Industrie und des Handels beherrscht, und den Fortschritt lenkt. Jede Anstrengung der grübelnden und ringenden Menschheit, jede individuelle oder sociale Spekulation verfällt als ein integrirender Theil des Gesammtreichthums unter dieses Gesetz. Es war die Bestimmung der Staatsökonomie dieses Gesetz dadurch, daß sie nach und nach die entgegengesetztesten Ausdrücke derselben entwickelte, zur Anerkennung zu bringen; die Aufgabe der socialen Oekonomie (ich bitte für einen Augenblick um die Erlaubniß dieselbe von der Staatsökonomie zu unterscheiden, obwohl sie im Grunde nicht von einander verschieden sein dürfen) wird es sein dasselbe überallhin zu verbreiten und zu verwirklichen.

Die Theorie des Maaßes oder der Verhältnißmäßigkeit der Werthe ist, man gebe darauf wohl Acht, geradezu die Theorie der Gleichheit.

Es tritt hier in der That ganz derselbe Fall ein, wie in der Gesellschaft, wo wir gesehen haben, daß die Identität des Produ-

centen und Konsumenten eine vollständige ist. Das Einkommen, das man an einen Müßigen auszahlt, gleicht einem Werthe, den man in den Schlund des Aetna wirft; ebenso gleicht ein Arbeiter, dem man einen übertriebenen Lohn bezahlt, einem Schnitter, dem man ein ganzes Brod geben würde, damit er eine Aehre pflücke: mit einem Wort, Alles, was die Oekonomen als eine unproduktive Konsumtion bezeichnen, ist im Grunde Nichts, als eine Verletzung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit.

Wir werden in der Folge sehen, wie der sociale Geist aus diesen einfachen Grundlagen nach und nach das noch unklare System der Organisation der Arbeit, der Vertheilung der Löhne, der Abschätzung der Produkte und der allgemeinen Sammtverbindlichkeit herleitet. Denn die gesellschaftliche Ordnung stützt sich auf die Berechnungen einer unerbittlichen Gerechtigkeit und nicht auf jene paradiesischen Gesinnungen der Brüderlichkeit, Aufopferung und Liebe, welche so viele ehrenwerthe Socialisten sich jetzt im Volke zu erwecken bemühen. Es ist vergebens, daß sie nach dem Beispiele Jesu Christi die Nothwendigkeit der Aufopferung predigen, und darin selbst mit gutem Beispiele vorangehen: der Egoismus ist stärker als sie, und nur das strenge Gesetz, die unwandelbare ökonomische Bestimmung, sind im Stande denselben zu bändigen. Die humanistische Begeisterung kann Erschütterungen bewirken, die dem Fortschritt der Civilisation günstig sind, aber solche Krisen der Gesinnung haben ebenso wie das Schwanken des Werthes nur den Erfolg, daß sie die Gerechtigkeit nur desto fester und unbeschränkter begründen. Die Natur oder die Gottheit setzte Mißtrauen in unser Herz; sie glaubte nicht an die Liebe des Menschen zu seinesgleichen; und, ich sage es zur Schande des menschlichen Bewußtseins, aber unsere Heuchelei muß es einmal zu hören bekommen: alle Aufschlüsse, welche uns die Wissenschaft über die Pläne der Vorsehung in Bezug auf das Fortschreiten der Gesellschaft giebt, deuten auf einen tiefen Menschenhaß von Seiten Gottes hin. Gott hilft uns nicht aus Güte, sondern weil die Ordnung sein Wesen ist. Gott verschafft uns die Güter dieser Welt nicht, weil er uns derselben würdig hält, sondern weil ihn die Religion seiner höchsten Vernunft dazu nöthigt, und, während der große Haufe ihm den süßen Namen: Vater beilegt, ist es

dem Geschichtsforscher und dem philosophisch gebildeten Oekonomen unmöglich zu glauben, daß er uns liebe oder auch nur achte.

Wir wollen diese erhabene Gleichgültigkeit, diese stoische Unerschütterlichkeit Gottes nachahmen, und da das Gebot der Mildthätigkeit bei dem Versuch das sociale Wohlsein zu bewirken stets gescheitert ist, so wollen wir in der Vernunft allein die Bedingungen des Einklangs und der Tugend suchen.

Der Werth als Verhältnißmäßigkeit der Produkte aufgefaßt, oder, mit anderen Worten, der festgestellte Werth setzt nothwendig und zwar in einem gleichmäßigen Grade Nützlichkeit und Verkäuflichkeit voraus, welche beiden Eigenschaften untrennbar und harmonisch mit einander verbunden sind. Er setzt Nützlichkeit voraus, denn ohne dieselbe würde das Produkt nicht jene Verwandtschaft besitzen, welche dasselbe vertauschbar und somit zu einer Grundlage des Reichthums macht; er setzt Verkäuflichkeit voraus, weil, wenn das Produkt nicht zu jeder Stunde und gegen einen bestimmten Preis umgetauscht werden könnte, es nichts weiter als ein Unwerth, d. h. Nichts sein würde.

Aber in dem festgestellten Werthe erlangt jede dieser Eigenschaften eine viel ausgedehntere, eine viel regelmäßigere und viel wahrere Bedeutung als früher. Demnach ist also die Nützlichkeit nicht die so zu sagen träge Fähigkeit, welche die Dinge haben, uns zum Genuß und zur Ausbeutung zu dienen. Die Verkäuflichkeit ist nicht mehr jene Uebertreibung einer blinden Phantasie oder einer grundsatzlosen Meinung; die Veränderlichkeit hat aufgehört sich als ein aller Redlichkeit entbehrendes Feilschen zwischen Gebot und Forderung darzustellen. Alles dieses ist verschwunden, um einer positiven, regelmäßigen und unter allen Modifikationen bestimmbaren Idee Platz zu machen. Durch die Feststellung des Werthes gleicht jedes Produkt, wenn es mir erlaubt ist einen solchen Vergleich aufzustellen, der Nahrung, welche durch den Nahrungstrieb aufgefunden, dann durch die Verdauungswerkzeuge zubereitet, in den allgemeinen Kreislauf eintritt, wo sie sich nach gewissen Verhältnissen in Fleisch, Knochen, Säfte u. s. w. verwandelt und dem Körper Leben, Kraft und Schönheit verleiht.

Was geschieht nun mit dem Gedanken des Werthes, wenn wir uns von den entgegengesetzten Begriffen des Nutzwerthes und des Tauschwerthes zu jener des festgestellten oder absoluten Werthes erheben? Es vollzieht sich, wenn ich so sagen darf, eine Einschachtelung, ein gegenseitiges Durchdringen, wodurch die ursprünglichen Begriffe sich gegenseitig erfassen, wie die gekrümmten Atome Epikurs in einander verschmelzen und verschwinden, um statt ihrer eine Zusammensetzung herzustellen, welche in einem höheren Grade mit allen ihren positiven Eigenschaften begabt und aller ihrer negativen Eigenschaften gänzlich entledigt ist. Ein wirklicher Werth, so wie das Geld, Wechselbriefe erster Hand, Rentenverschreibungen auf den Staat, Aktien in soliden Unternehmungen kann weder ohne Grund steigen noch beim Umtausche fallen; er ist nur noch dem natürlichen Gesetze der industriellen Besonderheiten und dem Zunehmen der Produkte unterworfen. Ja, noch mehr, ein solcher Werth ist nicht mehr das Ergebniß einer Vermittelung, das heißt eines Eklekticismus, eines Mittels oder einer Mischung, sondern er ist das Produkt einer vollkommenen Verschmelzung, ein ganz neues und von seinen Bestandtheilen wesentlich verschiedenes Produkt, so wie das Wasser das Produkt der Mischung von Wasserstoff und Sauerstoff, ein eigener, von seinen Bestandtheilen wesentlich verschiedener Körper ist.

Diese Auflösung von zwei entgegengesetzten Gedanken in einer dritten höheren Ordnung ist das, was die Schule Synthese nennt. Sie allein giebt einen positiven und vollständigen Gedanken, der, wie man gesehen hat, durch die successive Bejahung oder Verneinung, — denn das kommt auf eins hinaus — der zwei sich diametral entgegengesetzten Begriffe zu Stande gebracht wird. Man mag diese sowol für die Theorie, als für die Praxis höchst wichtigen Folgerungen herleiten, woher man immer will: so oft die Analyse im Gebiet der Moral, der Geschichte oder der Staatsökonomie die Antinomie eines Gedankens ermittelt hat, kann man a priori behaupten, daß diese Antinomie einen höheren Gedanken verberge, der früher oder später in die Erscheinung treten werde.

Ich bedauere es mich so lange mit Begriffen aufhalten zu müssen, welche allen jungen Leuten, die sich auf ihr Examen vorbereiten, geläufig sind; aber ich war diese Einzelnheiten gewissen Oekonomen

schuldig, welche bei Gelegenheit meiner Kritik des Eigenthums ein Dilemma über das andere häuften, um mir zu beweisen, daß ich, wenn ich nicht Eigenthümer sei, nothwendigerweise Kommunist sein müsse, und Alles das nur, weil sie nicht wußten, was These, Antithese und Synthese ist.

Den synthetischen Begriff des Werthes, als Grundbedingung der Ordnung und des Fortschrittes der Gesellschaft hatte Adam Smith dunkel geahnt, als er, um mich der Worte des Herrn Blanqui zu bedienen, „die Arbeit als den allgemeinen und unveränderlichen Maaßstab des Werthes hinstellte und zeigte, daß jedes Ding seinen natürlichen Preis habe, nach welchem es bei den Schwankungen des laufenden Preises, welche durch zufällige und dem Kaufpreise der Sache fremde Umstände bewirkt werden, fortwährend hingravitire."

Aber diese Idee vom Werth war bei Adam Smith nur eine glückliche Anschauung. Die Gesellschaft ändert ihre Gewohnheiten nicht auf bloße Anschauungen hin; sie läßt sich dazu nur durch die Autorität der Thatsachen bewegen. Die Antinomie mußte sich also auf eine verständlichere und bestimmtere Weise ausdrücken: J. B. Say ward ihr vorzüglichster Ausleger. Allein trotz der Anstrengungen der Einbildungskraft und der fast erschreckenden haarscharfen Feinheit, welche dieser Oekonom aufgeboten hat, beherrscht ihn doch unbewußt die Definition Smiths und tritt in seinen Darstellungen überall hervor.

„Eine Sache abschätzen, sagt Say, heißt erklären, daß sie eben so hoch angeschlagen werden müsse, als eine andere Sache, die man bezeichnet.... Der Werth einer Sache ist unbestimmt und willkürlich, sobald sie nicht anerkannt ist..." .... Es giebt also eine Art den Werth der Dinge zu erkennen, indem man ihn nämlich feststellt, und da diese Anerkennung oder Festsetzung nur durch die Vergleichung der Dinge mit einander geschieht, so giebt es auch ein gemeinsames Kennzeichen, einen Grundsatz, nach welchem man erklärt, eine Sache sei mehr, weniger oder eben so viel werth als eine andere.

Say hatte Anfangs gesagt: „Das Maaß des Werthes ist der Werth eines anderen Produktes." Später, als er bemerkte, daß

dieser Satz eine Tautologie sei, modificirte er ihn dahin: „Das Maaß des Werthes ist die Quantität eines anderen Produktes," was eben so wenig verständlich ist. An andern Stellen bringt sich dieser Schriftsteller, der gewöhnlich so klar und entschieden ist, durch unnütze Unterscheidungen selbst in Verlegenheit. „Man kann den Werth der Dinge abschätzen, aber man kann ihn nicht messen, das heißt, man kann ihn nicht mit einem unveränderlichen und bekannten Maaßstab vergleichen, weil es einen solchen nicht giebt. Alles was man thun kann, beschränkt sich darauf, die Dinge durch Vergleichung abzuschätzen." Ein anderes Mal unterscheidet er reelle und relative Werthe. Die ersteren sind diejenigen, bei welchen sich der Werth nach den Kosten der Produktion verändert; die zweiten die, bei welchen sich der Werth der Dinge nach dem Verhältniß des Werthes anderer Waaren ändert.

Seltsames Vorurtheil eines genialen Mannes, nicht zu bemerken, daß vergleichen, abschätzen, würdigen, Alles zusammen messen ist; daß, da alles Messen nie etwas Anderes ist als ein Vergleichen, es schon deswegen stets ein wahres Verhältniß anzeigt, wenn die Vergleichung richtig angestellt wurde; daß somit reeller Werth oder reelles Maaß und relativer Werth oder relatives Maaß vollkommen dasselbe sind; und die Schwierigkeit einzig und allein darin besteht, nicht ein Muster des Maaßes zu finden, da alle Quantitäten sich gegenseitig dazu dienen können, sondern den Punkt der Vergleichung zu bestimmen. In der Geometrie ist der Punkt der Vergleichung die Ausdehnung, und die Einheit des Maaßes ist bald die Eintheilung des Zirkels in dreihundert und sechzig Theile, bald der Umkreis der Erdkugel, bald die mittlere Länge des menschlichen Armes, der Hand, des Daumens oder des Fußes. In der ökonomischen Wissenschaft ist, wie wir nach Adam Smith gesagt haben, der Gesichtspunkt, von welchem aus alle Werthe verglichen werden, die Arbeit; was die Maaßeinheit betrifft, so ist dafür in Frankreich der Frank angenommen. Es ist unglaublich, wie viele Männer von Geist sich seit vierzig Jahren gegen einen so einfachen Gedanken sträuben. Aber nein: „Die Vergleichung der Werthe geschieht, ohne daß sie unter einander einen Vergleichungspunkt haben und ohne eine Maaßeinheit;" — das ist

der Satz, den die Oekonomen des 19. Jahrhunderts lieber der ganzen Welt gegenüber und entgegen zu vertreten beschlossen haben, als daß sie sich bekennen zu der revolutionären Theorie der Gleichheit. Was wird die Nachwelt dazu sagen?

Ich will nun durch in die Augen fallende Beispiele darthun, daß der Gedanke des Maaßes oder der Verhältnisse der Werthe, der in der Theorie nothwendig ist, sich in der Praxis bewährt hat und noch täglich bewährt.

§. 3.

Anwendung des Gesetzes von der Verhältnißmäßigkeit der Werthe.

Jedes Produkt ist ein vertretendes Zeichen der Arbeit.

Jedes Produkt kann also gegen ein anderes ausgetauscht werden und die allgemeine Praxis bezeugt es.

Aber man unterdrücke einmal die Arbeit, und es bleibt Nichts übrig, als größere und kleinere Nutzbarkeit, die, kein ökonomisches Kennzeichen, keine Spur menschlicher Einwirkung an sich tragend, durch einander nicht meßbar, d. h. logisch unvertauschbar sind.

Das Geld, wie jede andere Waare, ist ein stellvertretendes Zeichen der Arbeit, und in dieser Eigenschaft konnte es als gemeinschaftlicher Abschätzer und Vermittler beim Umsatz dienen. Aber das eigentliche Amt, welches der Gebrauch den edlen Metallen angewiesen hat, das Amt eines allgemeinen Handelsmittels, beruht lediglich auf der Uebereinkunft und jede andere Waare könnte, vielleicht mit weniger Bequemlichkeit, aber gewiß eben so sicher diese Rolle spielen. Die Oekonomen erkennen dies auch an, und es wird dafür mehr als ein Beispiel angeführt. Welches ist also der Grund dieses den Metallen allgemein zugestandenen Vorzuges als Geld zu gelten, und wie erklärt sich diese eigenthümliche Verrichtung des Geldes, welche in der Staatsökonomie ohne Analogie dasteht? Denn jede einzige und in ihrer Art ohne ihres Gleichen dastehende Sache ist schon dieserhalb sehr schwer zu verstehen und oft sogar ganz unverständlich. Ist es nun möglich die Reihe herzustellen, von welcher das Geld losgelöst worden zu sein scheint, und dasselbe somit auf sein wahres Princip zurückzuführen?

Bei dieser Frage haben die Oekonomen wieder ihrer Gewohnheit gemäß das Gebiet der Wissenschaft überschritten. Sie haben Physik, Mechanik, Geschichte u. s. w. getrieben; sie haben von allem Möglichen gesprochen, nicht aber die Frage beantwortet. Die kostbaren Metalle, sagten sie, gewährten vermöge ihrer Seltenheit, ihrer Dichtigkeit und ihrer Unverwüstlichkeit, Vortheile für die Anwendung zur Münze, welche man bei anderen Waaren bei Weitem nicht in demselben Grade vorfand. Kurz, die Oekonomen haben sich, statt die ökonomische Frage, die ihnen vorgelegt ward, zu beantworten, mit der Lösung der Kunstfrage beschäftigt. Sie haben die mechanische Tauglichkeit des Goldes und Silbers, als Münze zu dienen, trefflich ins Licht gestellt; aber das, was keiner von ihnen weder gesehen noch begriffen hat, ist der ökonomische Grund, der den edeln Metallen das Vorrecht gewährt hat, dessen sie genießen.

Was Niemand bemerkt hat, ist der Umstand, daß Gold und Silber von allen Waaren diejenigen sind, deren Werth zuerst zu seiner Feststellung gelangte. Im patriarchalischen Zeitalter wurde mit Gold und Silber noch gehandelt und sie waren in Barrengestalt Tauschartikel, aber schon mit einer sichtlichen Hinneigung zur Herrschaft und einem deutlich erkennbaren Vorzuge. Nach und nach bemächtigten sich die Herrscher derselben und drückten ihnen ihr Siegel auf und aus dieser Weihe der Herrschaft ging das Geld hervor; d. h. die Waare par excellence, welche ungeachtet aller Schwankungen des Handels einen bestimmten verhältnißmäßigen Werth behält und überall als Zahlung angenommen wird.

Das unterscheidende Merkmal der Münze ist in der That nicht die Härte des Metalles; denn der Stahl ist weit härter als dasselbe, noch seine Nützlichkeit; denn diese ist viel unbedeutender als die des Kornes, des Eisens, der Steinkohle und einer Menge anderer Stoffe, welche im Vergleich mit Gold beinahe für gemein gehalten werden; — eben so wenig ist es die Seltenheit oder die Dichtigkeit, denn sowol die eine, als die andere könnten entweder durch die auf andere Gegenstände verwandte Bearbeitung, oder, wie es heut zu Tage geschieht, durch Bankpapiere, die ungeheure Massen von Kupfer oder Eisen vertreten, ersetzt werden. Das unterscheidende Merkmal des Goldes und des Silbers kommt, ich wiederhole es, daher, daß

sie vermöge ihrer metallischen Eigenschaften *), der Schwierigkeiten ihrer Anslichtförderung, und vor Allem durch Vermittelung der Staatsgewalt zeitig einen festen und authentischen Werth als Waaren gewonnen haben.

Ich behaupte also, daß der Werth des Goldes und Sibers, besonders desjenigen Theiles davon, welcher zu Münzen geprägt wird, obgleich vielleicht auch dieser Werth noch nicht ganz genau ausgerechnet worden ist, doch nichts Willkürliches mehr enthält; daß er ferner nicht mehr, wie andere Werthe, einer Entwerthung ausgesetzt ist, obgleich er fortwährend schwanken kann. Alles, was man an Gründen und Gelehrsamkeit aufgeboten hat, um z. B. vom Gelde zu beweisen, daß der Werth etwas wesentlich Unbestimmbares sei, besteht also aus lauter Trugschlüssen, die aus einer falschen Auffassung der ganzen Frage ab ignorantia elenchi entsprungen sind.

Philipp I., König von Frankreich setzte dem livre tournoi Karls des Großen ein Drittel Legirung bei, denn er bildetete sich ein, da er das Monopol der Münzenprägung allein besäße, könne er auch das thun, was jeder Kaufmann thut, der das Monopol eines Produktes besitzt. Was war denn auch in der That diese Verfälschung der Münzen, die man Philipp und seinen Nachfolgern so sehr vorgeworfen hat? Eine vom Standpunkte des kaufmännischen Brauchs vollkommen richtige Spekulation; eine sehr falsche Spekulation dagegen vom Standpunkte der ökonomischen Wissenschaft. Denn da der Werth durch Angebot und Begehr geregelt wird, kann man die Schätzung und mithin den Werth der Gegenstände steigern, indem man entweder eine künstliche Seltenheit erzeugt, oder die Fabrikation in Beschlag nimmt, und dies gilt eben so gut vom Golde und Silber, als vom Wein, Oel und Tabak. Nichts desto weniger wurde dieser Betrug Philipps nicht eher bemerkt, als bis sein Geld auf seinen wahren Werth herabgesetzt wurde, und er selbst gerade so viel daran verlor, als er von seinen Unterthanen daran zu gewinnnen gehofft hatte. Eben so erging es allen ähnlichen Versuchen. Woher kam nun diese Täuschung?

---

*) Das Bestrittene wird also doch wieder zugegeben.

Anmerk. d. Uebers.

Die Oekonomen sagen, der Grund davon sei der, daß durch die falsche Ausmünzung die Menge des Silbers und Goldes in der Wirklichkeit weder vermindert noch vermehrt, und somit das Verhältniß dieser Metalle zu den anderen Waaren nicht verändert werde, so daß es nicht in der Gewalt des Herrschers liege, das, was früher im Staate nur 2 galt, plötzlich 4 gelten zu lassen. Es ist sogar in Erwägung zu ziehen, daß, wenn es in der Gewalt des Königs gelegen hätte, die Masse der Münzen, statt sie zu verschlechtern, zu verdoppeln, der Tauschwerth des Goldes und des Silbers sofort um die Hälfte gesunken wäre, und zwar immer nach diesem Gesetze der Verhältnißmäßigkeit und des Gleichgewichtes. Die Verschlechterung der Münzen war also von Seiten des Königs nur eine erzwungene Anleihe, oder, um es noch deutlicher auszudrücken, ein Bankerott, eine Betrügerei.

Vortrefflich: Die Oekonomen erklären, wenn sie wollen, die Theorie von dem Maaße der Werthe ganz gut, man braucht sie dazu nur auf das Kapitel vom Gelde zu bringen. Aber wie kommt es nur, daß sie nicht einsehen, daß das Geld das geschriebene Gesetz des Handels, der Typus des Tausches, das erste Glied jener unabsehbaren Kette von Erzeugnissen ist, welche alle unter dem Namen von Waaren die gesellschaftliche Sanction erhalten, und wenn auch nicht thatsächlich, doch mindestens rechtlich bei jeder Art von Handel als baares Geld angenommen werden müssen?

„Das Geld," bemerkt Herr Augier sehr treffend, „kann nur so lange sowohl als Maaßstab für die Feststellung vergangener Geschäftsabschlüsse, als auch als gutes Tauschmittel dirnen, als sich sein Werth dem Ideale der Permanenz genugsam nähert; denn das Geld kauft oder tauscht nie mehr ein, als den Werth, den es besitzt." (Geschichte d. öff. Kredits.)

Wir wollen diese ausgezeichnet scharfsinnige Bemerkung in eine allgemeine Formel übersetzen.

Die Arbeit gewährt nur so lange eine Garantie für Wohsein und Gleichheit, als das Erzeugniß eines jeden Individuums im Verhältnisse mit der Masse steht; denn es kauft oder tauscht immer

nur einen Werth ein, der dem, den es in sich selbst trägt, gleich kommt.

Ist es nicht eigenthümlich, daß man Agiotage und Unredlichkeit im Handel offen in Schutz nimmt, und zu gleicher Zeit ein Zetergeschrei erhebt über den Versuch eines falschmünzenden Herrschers, der doch Nichts that, als daß er das Grundprincip der Staatsökonomie, die willkürliche Unbeständigkeit der Werthe auf das Geld anwandte? Es möge der Regie einmal einfallen, 750 Grammes Tabak für ein Kilogramm zu verkaufen, und die Oekonomen werden sogleich über Beraubung schreien — aber wenn dieselbe Regie von ihrem Privilegium Gebrauch macht und den Preis des Kilogramms um zwei Franken erhöht, so werden sie das zwar theuer finden, aber Nichts darin sehen, was gegen ihr Princip verstieße. Welch ein Wirrwarr ist diese Staatsökonomie!

Es liegt also doch in der Ausmünzung des Goldes und Silbers noch Etwas mehr, als was die Oekonomen davon berichtet haben; es liegt darin die Heiligung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit, der erste Schritt zu einer Feststellung der Werthe. Die Menschheit schreitet in Allem nur durch unendliche Abstufungen vor; nachdem sie begriffen hat, daß alle Erzeugnisse der Arbeit einem verhältnißmäßigen Maaße, welches sie alle gleich leicht austauschbar macht, unterworfen sein müssen, beginnt sie jetzt diesen Charakter der absoluten Austauschbarkeit einem besonderen Produkte zu verleihen, welches für sie der Typus und der Schutzherr aller übrigen werden wird. Eben so fängt sie, um die Glieder der Gesellschaft zur Freiheit und Gleichheit zu erheben, damit an, Könige zu erschaffen. Das Volk hat ein unbestimmtes Gefühl von diesem Gange der Vorsehung, wenn es in seinen Träumen von Glück und in seinen Legenden immer von Gold und von Königthum spricht, und die Philosophen haben nur der allgemeinen Vernunft ihre Huldigung dargebracht, wenn sie in ihren sogenannten moralischen Homilien und in ihren gesellschaftlichen Utopien mit gleichem Lärm gegen das Gold und die Tyrannei donnern. Auri sacra fames! Verfluchtes Gold! ruft komisch genug ein Communist aus. Eben so wahr könnte er sagen: Verfluchter Käse, verfluchte Weintrauben, verfluchte Hammel! Denn eben so gut wie Gold und Silber muß jeder kaufmännische

Werth zu einer genauen und strengen Bestimmung gelangen. Dieses Werk ist schon seit langer Zeit begonnen; heut zu Tage schreitet es sichtbar vorwärts.

Wir wollen nun zu anderen Betrachtungen übergehen.

Ein von den Oekonomen allgemein angenommenes Axiom ist folgendes: Jede Arbeit muß einen Ueberschuß lassen.

Dieser Satz ist für mich von einer allgemeinen und absoluten Wahrheit; er ist die Schlußfolgerung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit, die man als den Gesammtausdruck der ganzen ökonomischen Wissenschaft betrachten kann. Aber die Herren Oekonomen mögen es mir verzeihen — der Satz: daß jede Arbeit einen Ueberschuß lassen müsse, hat in ihrer Theorie keinen Sinn, und ist keines Beweises fähig. Wie kann man, wenn das Begehren und das Angebot die einzige Regel der Werthe ist, erkennen, was Ueberschuß und was Bedürfniß ist?

Wenn weder der Herstellungspreis, noch der Kaufpreis, noch die Besoldung mathematisch bestimmt werden kann, wie ist es dann möglich, einen Ueberschuß, einen Gewinn zu fassen? Der kaufmännische Brauch hat uns eben so den Gedanken wie das Wort Gewinn gegeben, und da wir politisch gleichgestellt sind, so schließt man daraus, daß jeder Staatsbürger ein gleiches Recht hat, aus seinem persönlichen Gewerbsfleiße Vortheile zu ziehen. Aber die Operationen des Handels sind wesentlich unregelmäßig, und man hat unwiderleglich bewiesen, daß der Gewinn des Handels Nichts weiter ist, als eine willkürliche und gezwungene Steuer, die der Producent dem Konsumenten auflegt, mit einem Wort, eine Verwirrung, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen. Man würde dies auch sehr bald einsehen, wenn es möglich wäre, die Totalziffer der Ausfälle jedes Jahres mit dem Betrage der Gewinne zu vergleichen. Im Sinne der Staatsökonomie ist das Princip, daß jede Arbeit einen Ueberschuß gewähren müsse, nichts Anderes, als die Heiligung des constitutionellen Rechtes, seinen Nächsten zu bestehlen, welches wir uns Alle durch die Revolution errungen haben.

Das Gesetz von der Verhältnißmäßigkeit der Werthe kann allein dieses Räthsel lösen. Ich werde bei dieser Frage ein wenig weit

ausholen: sie ist zu wichtig, als daß ich sie nicht mit aller Ausführlichkeit, die sie erfordert, behandeln sollte.

Die meisten Philosophen eben so wie Philologen sehen in der Gesellschaft Nichts, als ein Vernunftwesen, oder noch besser gesagt, einen abstracten Namen, der dazu dient, eine Vereinigung von Menschen zu bezeichnen. Es ist ein Vorurtheil, welches wir Alle schon in der Kindheit mit dem ersten Sprachunterricht eingesogen haben, daß Kollektivnamen, Gattungsnamen und Ortsnamen keine Wirklichkeiten bezeichnen. Es wäre viel über dieses Kapitel zu sagen, aber ich beschränke mich auf meinen Gegenstand. Für den wahren Oekonomen ist die Gesellschaft ein lebendes Wesen, mit einer eigenen Einsicht und einer eigenen Thätigkeit begabt und durch besondere Gesetze, die allein durch Beobachtung zu entdecken sind, und deren Dasein nicht in einer körperlichen Gestalt, sondern allein in dem Einklang und der innigen Sammtverbindlichkeit aller ihrer Mitglieder ans Licht tritt, geleitet. Demnach hatte also unsere Rede, wenn wir so eben unter dem Sinnbilde eines fabelhaften Gottes eine Allegorie auf die Gesellschaft entwarfen, im Grunde nichts Bildliches an sich; es war das sociale Wesen, die organische und synthetische Einheit, der wir einen Namen gegeben haben. In den Augen eines Jeden, der über die Gesetze der Arbeit und des Tausches nachgedacht hat (ich lasse jede andere Betrachtung bei Seite), ist die Wirklichkeit, ich hätte beinahe gesagt die Persönlichkeit des Gesammtmenschen eben so gewiß, als die Wirklichkeit und die Persönlichkeit des einzelnen Individuums. Der ganze Unterschied ist der, daß dieser sich den Sinnen unter der Form eines Organismus, von dem alle Theile sich in materiellem Zusammenhang befinden, darbietet; ein Umstand, der bei der Gesellschaft nicht Statt findet. Aber die Einsicht, die Willensbestimmung, die Entwickelung, das Leben, Alles das, was im höheren Grade die Wirklichkeit des Wesens ausmacht, ist der Gesellschaft eben so eigenthümlich, als dem Individuum, und daher kommt es, daß die Regierung der Gesellschaft eine Wissenschaft, d. h. ein Studium der natürlichen Verhältnisse ist, und nicht eine Kunst, d. h. eine bloße Laune und Willkürlichkeit. Daher kommt es endlich, daß jede Gesellschaft verfällt, sobald sie in die Hände der Ideologen geräth.

Das Princip, daß jede Arbeit einen Ueberschuß gewähren müsse, ein Princip, das für die Staatsökonomie, d. h. für die Routine der Eigenthümer nicht beweisbar ist, ist gerade eines derjenigen, welche am Meisten für die Wirklichkeit der Kollektivperson sprechen; denn, wie wir sehen werden, ist dieses Gesetz nur deshalb für die Individuen gültig, weil es von der Gesellschaft ausgeht, welche ihnen wieder die Wohlthaten ihrer eigenen Gesetze zukommen läßt.

Wenden wir uns zu den Thatsachen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Eisenbahnen weit weniger für die Unternehmer, als für den Staat eine Quelle des Reichthums sind. Diese Bemerkung ist richtig; aber man hätte hinzufügen müssen, daß sie nicht nur auf die Eisenbahnen, sondern überhaupt auf jeden Gewerbfleiß anwendbar ist. Aber diese Erscheinung, welche wesentlich aus dem Gesetz der Verhältnißmäßigkeit der Werthe, und aus der absoluten Identität der Produktion und Konsumtion herzuleiten ist, bleibt unerklärlich, wenn man bei dem gewöhnlichen Begriffe von Nutzwerth und Tauschwerth stehen bleibt.

Der mittlere Preis für den Waarentransport per Axe ist 18 Centimes für die Tonne und ein Kilometer, wenn die Waare aus einem Magazin geholt und in ein anderes abgeliefert werden soll. Man hat berechnet, daß bei diesem Preise eine gewöhnliche Eisenbahnunternehmung nicht ganz 10 Procent reinen Gewinn geben würde, ein Resultat, was beinahe dem eines Transportunternehmens per Axe gleichkommt. Aber nehmen wir einmal an, daß die Schnelligkeit der Eisenbahn sich nach allen möglichen Abzügen zu der der Axe wie 4 zu 1 verhalte, so würde, da in der Gesellschaft die Zeit Werth ist, bei der Gleichheit des Preises die Eisenbahn einen Vortheil von 400 Procent gewähren. Nichts desto weniger steht dieser ungeheure und für die Gesellschaft sehr wesentliche Vortheil in gar keinem Verhältnisse mit dem des Unternehmers, welcher, während er der Gesellschaft einen Vortheil von 400 Procent verschafft, für seine Person nicht ganz 10 Procent genießt. Wir wollen einmal, um die Sache noch augenscheinlicher zu machen, wirklich annehmen, daß die Eisenbahn ihren Tarif auf 25 Centimes erhöhe, während der der Axe 18 bleibt: augenblicklich würde erstere alle ihre Bestel-

lungen verlieren. Spediteure und Absender, kurz Jedermann würde augenblicklich, wenn es sein müßte, wieder zum schwerfälligsten Frachtfuhrwerk zurückkehren. Man würde die Lokomotive aufgeben: ein gesellschaftlicher Gewinn von 400 Procent würde einem Privatverluste von 35 Procent geopfert werden.

Der Grund ist leicht einzusehen. Der Gewinn, welchen die Schnelligkeit der Eisenbahn gewährt, ist ein rein socialer, und jedes einzelne Individuum nimmt daran nur in einem sehr geringen Verhältnisse Theil (man muß hier freilich nicht vergessen, daß hier nur vom Waarentransport die Rede ist), während der Verlust den Konsumenten unmittelbar und persönlich betrifft. Ein gesellschaftlicher Vortheil, der gleich 400 ist, gewährt dem Individuum, wenn die Gesellschaft nur aus einer Millionen Menschen besteht, $^{4}/_{10{,}000}$, während ein Verlust von 35 Procenten, der den Konsumenten trifft, ein sociales Deficit von 33 Millionen voraussetzen würde. Das Privatinteresse und das Kollektivinteresse, welche auf den ersten Anblick so sehr aus einander zu laufen scheinen, sind also vollkommen identisch und adäquat; und dieses Beispiel ist schon dazu geeignet anschaulich zu machen, wie sich in der ökonomischen Wissenschaft alle Interessen vereinigen.

Damit also die Gesellschaft den angegebenen Vortheil genieße, ist es durchaus nothwendig, daß der Tarif der Eisenbahn den Tarif der Axe gar nicht oder doch nur um ein Geringes übersteige.

Aber damit diese Bedingung erfüllt werde, oder mit anderen Worten, damit die Eisenbahn kaufmännisch möglich sei, muß nothwendig genug Waare zu transportiren sein, um wenigstens die Interessen des angelegten Kapitals und die Unterhaltungskosten der Bahn zu decken. Demnach ist also die erste Bedingung des Bestehens einer Eisenbahn eine starke Cirkulation, was wieder eine noch stärkere Produktion, eine große Menge von Umsatz voraussetzt.

Aber Cirkulation, Produktion, Tausch sind nicht Dinge, die sich improvisiren lassen; überdieß entwickeln sich die verschiedenen Formen der Arbeit nicht getrennt und unabhängig von einander; ihr Fortschritt ist nothwendiger Weise verknüpft, sammtverbindlich, verhältnißmäßig. Zwischen den Industriellen kann ein Antagonismus herrschen, aber die sociale Bewegung ist ihnen zum Trotz eine kon-

vergirende, harmonische, mit einem Worte, eine persönliche. Es giebt also einen bestimmten Zeitpunkt, an dem die großen Hebel der Arbeit ins Leben gerufen werden können: derselbe tritt dann ein, wenn die allgemeine Konsumtion das Werkzeug zu ihrer Befriedigung genügend beschäftigen und dadurch erhalten kann. Das heißt, — denn alle diese Begriffe lassen sich einer für den anderen setzen, — es ist der Zeitpunkt, von welchem ab die umgebende Arbeit die neuen Vertriebsmaschinen ernähren kann. Die durch den Fortschritt der Arbeit vorher bestimmte Stunde beschleunigen wollen, hieße denjenigen Thoren nachahmen, welcher, um von Lyon nach Marseille zu reisen, für sich allein einen Dampfer abgehen ließ.

Nachdem diese Punkte erläutert sind, ist Nichts leichter als zu erklären, wie die Arbeit jedem Producenten einen Ueberschuß gewähren müsse.

Zunächst sei, was die Gesellschaft betrifft, Folgendes gesagt: Der aus dem Schooße der Natur hervorgehende Prometheus erwacht zum Leben, in einer Unthätigkeit, die ihren hohen Reiz hat, die sich aber bald genug in Qual und Elend verwandeln würde, wenn er sich nicht beeilte, sie vermöge der Arbeit zu verlassen. In diesem ursprünglichen Müßiggange ist das Produkt des Prometheus gleich Null; sein Wohlsein ist daher mit dem des Thieres identisch und läßt sich durch eine Null ausdrücken.

Prometheus geht ans Werk, und schon am ersten Tage, dem ersten Tage der zweiten Schöpfung ist das Produkt des Prometheus, d. h. sein Reichthum, sein Wohlsein gleich 10.

Am zweiten Tage theilt Prometheus seine Arbeit und sein Produkt wird gleich 100.

Am dritten und an jedem der nächstfolgenden Tage erfindet Prometheus Maschinen, entdeckt neue Nützlichkeiten in den Körpern, neue Kräfte in der Natur; das Feld seines Daseins dehnt sich von dem Gebiete der sinnlichen Empfindung aus in die Sphäre der Moral und des Verstandes; und bei jedem Schritte, welchen sein Gewerbfleiß vorwärts thut, steigt die Ziffer seiner Produktion und zeigt ihm einen Zuwachs an Wohsein an. Und da endlich bei ihm konsumiren produciren heißt, so ist es klar, daß da jeder Tag der Konsumtion

nur das Produkt des vorigen Tages verschlingt, derselbe einen Ueberschuß von Produkten für den nächfolgenden Tag zurückläßt.

Aber wir müssen auch und ganz vorzüglich diese Hauptsache bemerken, daß das Wohlbefinden des Menschen in geradem Verhältniß steht zu der Intensität der Arbeit und der Mannigfaltigkeit des Gewerbfleißes, so daß der Zuwachs an Reichthum und der Zuwachs an Arbeit in Wechselwirkung stehende und gleichlautende Begriffe sind.

Jetzt noch sagen, daß jedes Individuum an diesen allgemeinen Bedingungen der Gesammt-Entwickelung theilnehme, hieße eine Wahrheit wiederholen, die so einleuchtend ist, daß sie abgedroschen scheinen könnte. Wir wollen lieber die zwei Hauptformen der Konsumtion in der Gesellschaft angeben.

Die Gesellschaft, eben so wie das Individuum hat zunächst seine Gegenstände der persönlichen Konsumtion, Gegenstände, deren Bedürfniß sie die Zeit nach und nach fühlen lehrte, und welche zu erschaffen sie von ihren geheimnißvollen Trieben angewiesen wurde. So trat im Mittelalter für eine große Anzahl von Städten ein entscheidender Augenblick ein, wo es zu einem gewaltigen Drange ward, Rathhäuser und Dome zu bauen, zu einem Drange, der um jeden Preis befriedigt werden mußte; die Existenz der Gemeinden hing davon ab. Sicherheit und Kraft, öffentliche Ordnung, Centralisation, Nationalität, Vaterland, Unabhängigkeit, das sind die Bestandtheile, aus denen sich das Leben der Gesellschaft, die Gesammtheit ihres geistigen Vermögens zusammensetzt, das der Gesinnungsinhalt, der seinen Ausdruck und seine Wahrzeichen finden mußte. Diese Bestimmung hatte einst der Tempel in Jerusalem, das wahre Paladium der jüdischen Nation; diesem Zweck diente der Tempel des Jupiter Capitolinus in Rom. Später nach dem rathsherrlichen Palast und dem Tempel, so z. s. den Organen der Centralisation und des Fortschritts, kamen andere Arbeiten für allgemeine Zwecke an die Reihe: Brücken, Theater, Schulen, Spitäler, Straßen u. s. f.

Da die Schöpfungen für öffentliche Zwecke ihrem Wesen nach für die gemeinschaftliche, mithin unentgeltliche Benutzung bestimmt sind, so deckt sich die Gesellschaft für ihre Vorschüsse durch die poli-

tischen und moralischen Vortheile, die aus diesen großen Werken entspringen, und dadurch, daß sie der Arbeit ein Unterpfand der Sicherheit gewähren, den Gemüthern aber ein Ideal vorhalten, die Industrie wie die Künste zu einem neuen Aufschwung anfeuern.

Anders aber verhält es sich mit den Gegenständen des häuslichen Verbrauchs, die allein der Kategorie des Austausches im Handel anheimfallen. Diese sind nur unter den Bedingungen der Gegenseitigkeit erzeugbar, welche den Verbrauch derselben, d. h. die unmittelbare und mit einem Vortheil verknüpfte Bezahlung derselben an die Producenten möglich machen. Diese Bedingungen haben wir zur Genüge entwickelt in der Theorie von der Verhältnißmäßigkeit der Werthe, die man eben so gut auch die Theorie der fortschreitenden Verminderung der Herstellungspreise nennen kann.

Ich habe theoretisch und durch Thatsachen den Grundsatz bewiesen, daß *jede Arbeit einen Ueberschuß lassen muß*; allein obgleich dieser Grundsatz eben so sicher ist als irgend ein Satz der Arithmetik, so fehlt doch noch viel daran, daß er für alle Welt verwirklicht wäre. Während durch die Fortschritte der Gesammtindustrie jeder Arbeitstag des Individuums ein immer größeres Produkt erzielt und, was nothwendig daraus folgt, der Arbeiter bei gleichem Lohn täglich reicher werden müßte, giebt es vielmehr in der Gesellschaft Stände, welche *gewinnen*, und andere, welche in Dürftigkeit gerathen; Arbeiter, die einen doppelten, dreifachen und hundertfachen Lohn erhalten, und andere, die einen Ausfall erleiden; kurz, es giebt überall Leute, die da genießen, und andere, die da dulden und entbehren, und vermöge einer Mißtheilung der industriellen Befähigungen existiren Individuen, welche nur verbrauchen, ohne zu produciren. Die Vertheilung des Wohlseins folgt allen Bewegungen des Werthes, und wiederholt sie im Elend und im Luxus in erschreckendem Maaßstabe und mit grauenhafter Energie. Ueberall aber ist auch der Fortschritt des Reichthums, d. h. die Verhältnißmäßigkeit der Werthe das herrschende Gesetz; und wenn die Oekonomen den Klagen der socialistischen Partei das fortschreitende Anwachsen des allgemeinen Vermögens und die Erleichterungen der Zustände selbst der unglücklichsten Klassen ent-

gegen halten, so verkünden sie damit, ohne es zu ahnen, eine Wahrheit, die das Verdammmungsurtheil ihrer eigenen Theorien ist.

Denn ich beschwöre die Oekonomen, sich einmal in der Stille ihres Herzens, frei von den Vorurtheilen, durch welche sie sich stören lassen, ohne Rücksicht auf die Aemter, die sie inne haben oder erwarten, auf die Interessen, denen sie dienen, auf die Wählerstimmen, um die sie werben, auf die Auszeichnungen, in denen ihre Eitelkeit sich wiegt, die Frage vorzulegen, ob ihnen bis auf diesen Tag der Grundsatz, daß jede Arbeit einen Ueberschuß gewähren müsse, mit dieser Kette von Vorder- und Folgesätzen erschienen ist, die wir aufgestellt haben, und ob sie unter diesen Worten jemals etwas Anderes verstanden haben als das Recht, durch allerlei Manöver mit Angebot und Begehr wucherlichen Aufwechsel mit den Werthen zu treiben? ob es nicht seine Richtigkeit hat, daß sie einerseits den Fortschritt des Reichthums und Wohlseins und somit das Maaß der Werthe und doch zugleich andererseits die Willkührlichkeit der Handelsgeschäfte und die Unmeßbarkeit der Werthe durch einander, also das allerwidersprechendste behaupten? Ist nicht dieser Widerspruch der Anhalt, kraft dessen man im Kurs und in staatsökonomischen Werken unaufhörlich die absurde Hypothese hört und liest: „Wenn der Preis aller Gegenstände ein doppelter wäre ...?" Als ob der Preis aller Dinge nicht eben das Verhältniß dieser Dinge wäre und als ob man ein Verhältniß, eine Beziehung, ein Gesetz verdoppeln könnte! Und ist es nicht der eigenthümerische abnorme Brauch, den die Staatsökonomie vertheidigt, auf Grund dessen auf dem Gebiet des Handels, der Industrie, der Künste, des Staats Jeder unter dem Vorwande seiner der Gesellschaft geleisteten Dienste unaufhörlich danach trachtet, seine Bedeutung aufzuspreizen, auf Grund dessen er Belohnungen, Unterstützungen, hohe Pensionen, große Gehalte beansprucht, als wäre nicht die Vergütung jeder Leistung nothwendig bestimmt durch den Betrag ihres Aufwandes (an Kosten oder Kraft*)? Warum verbreiten die Oekonomen nicht mit aller Kraft, die ihnen zu Gebote steht, die so einfache und lichtvolle Wahrheit: Die Arbeit eines Jeden kann nur den Werth erkaufen, den sie in sich enthält, und dieser Werth steht in Verhältnißmäßigkeit mit den Leistungen aller anderen Arbei-

ten, wenn, wie sie zu glauben scheinen, die Arbeit eines Jeden einen Ueberschuß gewähren muß? ...

Hier tritt uns jedoch ein letzter in Erwägung zu ziehender Punkt entgegen, den ich in wenigen Worten darlegen will.

J. B. Say, welcher unter allen Oekonomen am Hartnäckigsten auf der Unbestimmbarkeit des Werthes besteht, ist doch zugleich Derjenige, der sich die meiste Mühe gegeben hat, diesen Grundsatz umzustoßen. Von ihm, wenn ich nicht irre, rührt die Formel her: „Jedes Produkt ist so viel werth, als es kostet," oder, was auf dasselbe hinauskommt: „Produkte werden mit Produkten erkauft." Dieser Satz, der eine Menge von Folgerungen zu Gunsten der Gleichheit enthält, hat von Seiten anderer Oekonomen Widerspruch gefunden. Wir wollen erst das Für und dann das Wider in Bezug auf denselben untersuchen.

Wenn ich sage: Jedes Produkt ist die Produkte werth, die es gekostet hat, so bedeutet dies, daß jedes Produkt eine Kollektiveinheit ist, die unter einer neuen Form eine gewisse Anzahl anderer fertiger Produkte in verschiedenen Quantitäten zusammengruppirt. Woraus folgt, daß die Produkte der menschlichen Industrie vermöge der Verhältnisse der einen zu den andern Gattungen und Arten sind und eine Reihe vom Einfachen zum Zusammengesetzten bilden, je nach der Zahl und der Proportion der Elemente, die, unter einander sämmtlich gleichwerthig (équivalents), jedes Produkt ausmachen (zusammensetzen). Es hat für die Gegenwart wenig zu bedeuten, daß diese Reihe, so wie die Gleichwerthigkeit ihrer Elemente in der Praxis mehr oder minder genau ausgedrückt wird durch das Gleichgewicht der Löhne und der Vermögen: es kommt vor allen Dingen auf das Verhältniß in den Gegenständen, auf das ökonomische Gesetz an. Denn hier wie überall zeugt die Idee anfänglich und unwillkührlich die Thatsache, welche letztere, indem sie nachher vom Gedanken, welcher ihr das Dasein gegeben hat, erkannt wird, sich allmälig regelt und berichtigt und in Gemäßheit ihres Princips bestimmt (definirt). Der freie und konkurrirende Handel ist nichts Anderes als eine langwährende Operation zur Herstellung der Regelmäßigkeit zu dem Zweck, die Verhältnißmäßigkeit der Werthe in die Wirklichkeit herauszufördern, bis daß das bürgerliche Recht dieselbe

bestätige und zur Regel der Zustände der Personen erhebe. Ich sage also, der Grundsatz Say's: Jedes Produkt ist werth, was es kostet, deutet hin auf eine Reihe der menschlichen Produktion, analog den Reihen des Thier- und Pflanzenreichs, und die elementarischen Einheiten dieser Reihe (die Arbeitsquanta eines Tages) werden als gleich gesetzt. So behauptet also die Staatsökonomie gleich bei ihrem Beginn, wenn schon mit einem Widerspruch, was weder Plato noch Rousseau noch überhaupt ein Publicist der alten oder neuen Zeit für möglich gehalten hat: Die Gleichheit der Zustände und Vermögen.

Prometheus ist abwechselnd bald Feldarbeiter bald Winzer, bald Bäcker bald Weber. Welches Gewerbe er auch treiben möge, da er nur für sich selbst arbeitet, so kauft er, was er verbraucht (seine Produkte) mit einer und derselben Münze (seinen Produkten), deren Maaßeinheit nothwendig seine Arbeit je eines Tages ist. Es ist wahr, daß die Arbeit selbst der Veränderung unterworfen ist: Prometheus ist nicht jederzeit gleich aufgelegt, und von einem Augenblick zum andern können sein Eifer, seine Fruchtbarkeit steigen und sinken. Allein auch die Arbeit hat, wie Alles, was Schwankungen unterworfen ist, ihr Mittel und dies berechtigt uns zu sagen, daß im Ganzen genommen die Tagesarbeit die Tagesarbeit bezahlt, nicht mehr und nicht weniger. Es ist allerdings richtig, daß, wenn man die Produkte einer bestimmten Epoche des socialen Lebens mit denen einer andern vergleicht, der hundertmillionste Tag des Menschengeschlechts ein unvergleichlich höheres Resultat geben wird als der erste; allein dabei darf dann auch nicht vergessen werden, daß das Leben des Gesammtwesens eben so wenig als das Leben des Einzelnen zerspalten werden kann, daß, wenn die Tage einander nicht gleichen, sie doch eine unauflösliche Einheit bilden und in der Gesammtheit der Existenz die Plage und die Lust ihnen gemeinsam sind. Wenn daher der Schneider, um den Werth eines Arbeitstages zu vergüten, den Arbeitstag des Webers zehnmal verbraucht, so ist dies, als wenn der Weber zehn Tage seines Lebens für einen Tag des Schneiderlebens gäbe. Genau dies findet statt, wenn ein Bauer einem Notar 12 Franken bezahlt für ein Schreiben, das demselben eine Stunde kostet: und diese Ungleichheit, diese Unbilligkeit im Aus-

tausch ist die mächtigste Ursache der Noth, welche die Socialisten entschleiert haben und welche die Oekonomen leise flüsternd zugeben, indem sie darauf warten, daß der Gebieter ihnen die Erlaubniß zuwinke, sie laut einzugestehen.

Jeder Irrthum in der Tauschjustiz ist eine Aufopferung des Arbeiters, eine Ueberpflanzung des Blutes eines Menschen in den Leib eines Andern. ... Man erschrecke nur nicht: ich bin keinesweges gewillt eine aufreizende Philippika gegen das Eingenthum loszudonnern; es fällt mir dies um so weniger ein, als nach meinen Grundsätzen die Menschheit sich niemals irrt, und indem sie anfänglich eine Bestimmung getroffen über das Eigenthumsrecht, damit nichts Anderes gethan als eins der Principe ihrer zukünftigen Organisation aufgestellt hat. Ist das Uebergewicht des Eigenthums einmal gebrochen, so bleibt weiter Nichts zu thun, als diese vielberufene Antithese zur Einheit zurückzuführen. Alles, was man mir zu Gunsten des Eigenthums einwerfen könnte, weiß ich eben so gut als irgend einer meiner Beurtheiler, von denen ich mir weiter keine Gunst erbitte, als die, daß sie Herz beweisen mögen, wo die Dialektik sie im Stiche läßt. Wie sollten Reichthümer, die nicht die Arbeit zum Maaßstabe hätten, werthbar sein? Und wenn nun die Arbeit die Schöpferin des Reichthums ist, wenn nur die Arbeit das Eigenthum rechtmäßigt, wie soll man dann den Verbrauch des Müßiggängers (rechtfertigend*) erklären? Wie kann ein System der Vertheilung, in welchem das Produkt je nach den Personen bald mehr bald weniger werth ist, als es kostet, ein ehrenwerthes sein?

Die Ideen Say's führten zu einem Ackergesetz hin; deshalb hat sich denn auch die konservative Partei beeifert, gegen dieselben zu protestiren. „Die erste Quelle der Arbeit, hatte Rossi gesagt, ist die Arbeit. Mit der Bekennnug dieses großen Grundsatzes hat die industrielle Schule nicht allein ein ökonomisches Princip, sondern das Princip der socialen Thatsachen zur Evidenz gebracht, welches in der Hand eines gewandten Historikers zum sichersten Führer auf den Fährten der Menschheit, auf ihrem Entwickelungsgange und in ihren Einrichtungen auf dem Erdball wird."

Warum hat Rossi diese Worte, die er in sein Lehrbuch aufgenommen, nachher in einer Revue zurücknehmen zu müssen geglaubt

und dadurch unnöthigerweise seine Würde als Philosoph und Oekonom bloßgestellt?

„Man sage, der Reichthum sei Nichts als das Resultat der Arbeit; man behaupte, in allen Fällen sei die Arbeit das Maaß des Werthes, die Reglerin der Preise: dennoch wird man, um den Einwürfen, so gut es eben gehen will, auszuweichen, welche derlei Lehren von allen Seiten hervorrufen, weil sie einestheils unvollständig sind, anderntheils als unbedingt hingestellt werden, ob man nun wolle oder nicht, den Begriff der Arbeit verallgemeinern und an Stelle der Analyse eine vollkommen irrige Synthese setzen müssen."

Es thut mir leid, daß ein Mann wie Rossi mir einen so traurigen Gedanken eingiebt, allein ich konnte mich bei der eben angeführten Stelle wirklich nicht enthalten, auszurufen: Die Wissenschaft und Wahrheit gelten gar Nichts mehr; was man gegenwärtig verehrt, ist der Kaufladen und nächst dem Kaufladen der verzweifelte Konstitutionalismus, welcher denselben vertritt. An wen glaubt sich denn Herr Rossi zu wenden? Will er die Arbeit oder etwas Anderes? Die Analyse oder die Synthese? Oder will er alle diese Dinge auf einmal? Er möge wählen, denn der Schluß wendet sich unvermeidlich gegen ihn.

Ist die Arbeit die Quelle alles Reichthums, ist sie der erste Führer durch die Schöpfungen der Menschen auf dem Erdball, wie soll dann die Gleichheit der Vertheilung, die Gleichheit nach dem Maaße der Arbeit nicht ein Gesetz sein?

Wenn es dagegen Reichthümer giebt, die nicht aus der Arbeit entspringen, wie soll dann der Besitz dieser Reichthümer ein Privilegium sein? Wo bleibt dann die Rechtmäßigkeit des Monopols? Man versuche sie doch nur einmal darzulegen, diese Theorie des Rechts zu verbrauchen, ohne zu produciren, diese Jurisprudenz des Beliebens, diese Religion des Müßigganges, das geheiligte Vorrecht einer Kaste von Erwählten?

Was soll denn nunmehr diese Berufung auf die Analyse der falschen Urtheile der Synthese bedeuten? Diese metaphysischen Stichworte taugen nur dazu, die Tröpfe einzuschulmeistern, die keine Ahnung davon haben, daß derselbe Satz unbeschadet und willkührlich als ein analytischer oder synthetischer gegeben werden kann.

— Die Arbeit ist das Princip des Werthes und die Quelle des Reichthums: Ein analytischer Satz, wie ihn Rossi haben will; denn dieser Satz ist die Zusammenfassung einer Analyse, in der man bewiesen hat, daß der ursprüngliche Begriff der Arbeit und die abgeleiteten Begriffe Produkt, Werth, Kapital, Reichthum u. s. w. identisch sind. Dennoch, sehen wir, verwirft Herr Rossi die Lehre, die aus dieser Analyse hervorspringt. —

Die Arbeit, das Kapital und der Erdboden sind die Quellen des Reichthums: Ein synthetischer Satz, genau wie ihn Herr Rossi nicht haben will. In der That, der Reichthum wird hier gefaßt als ein gemeiner Begriff, der sich in drei unterschiedenen, nicht aber identischen Arten darstelle. Und dennoch ist die also geformelte Lehre die, welcher Herr Rossi den Vorzug giebt. Wünscht Herr Rossi jetzt vielleicht noch, daß wir seine Theorie des analytischen Monopols und unsere eigene der synthetischen Arbeit angeben? Ich kann ihm diese Genugthuung gewähren ... Doch ich würde erröthen, mit einem so ernsten Manne ein derartiges Geschwätz weiter fortzusetzen. Herr Rossi weiß es besser als irgend Einer, daß die Analyse und Synthese an und für sich schlechterdings gar Nichts beweisen, daß es vielmehr, wie Baco sagte, darauf ankommt, zutreffende Vergleiche anzustellen und erschöpfende Aufzählungen zu geben.

Wenn Herr Rossi einmal in den Schwung der Abstraktionen hineingekommen war, warum rief er dann nicht jener Phalanx von Oekonomen, welche die geringsten Worte, die über seine Lippen schlüpfen, mit so hoher Ehrfurcht aufnehmen, zu:

„Das Kapital ist die Materie, der Stoff des Reichthums, wie das edle Metall der Stoff der Münze, wie das Getreide der Stoff des Brotes ist, und wie, wenn man die Reihe bis zum Ende verfolgt, Erde, Wasser, Feuer, Luft die Stoffe aller unserer Produkte sind. Die Arbeit aber und nur die Arbeit ist es, welche der Reihe nach jede diesen Stoffen gegebene Nutzbarkeit schafft, und sie mithin verwandelt in Kapitalien und Reichthümer. Das Kapital ist verwirklichte Arbeit, d. h. verwirklichte Vernunft, verwirklichtes Leben, wie die Thiere und Pflanzen Verwirklichungen der Weltseele sind, wie die Meisterwerke eines Homer, Raphael und Rossini der

Ausdruck ihrer Ideen und Gefühle sind. Der Werth ist das Verhältniß, in welchem alle diese Verwirklichungen der Menschenseele sich das Gleichgewicht halten müssen, um ein harmonisches Ganze hervorzubringen, das als Reichthum für uns das Wohlsein erzeugt, oder vielmehr das Zeichen, nicht der Gegenstand unserer Glückseligkeit ist.

„Der Satz: es giebt kein Werthmaaß, ist unlogisch und widersprechend, was schon aus den Beweggründen hervorgeht, die man zu seinem Fundament zu machen beansprucht hat.

„Der Satz: Die Arbeit ist das Princip der Verhältnißmäßigkeit der Werthe, ist nicht nur wahr, weil er aus einer unwiderleglichen Analyse hervorgeht, sondern ist sogar das Ziel des Fortschrittes, die Bedingung und Form des gesellschaftlichen Wohlseins, der Anfang und das Ende der Staatsökonomie. Aus di sem Satz und seinen Folgesätzen: jedes Produkt ist werth, was es kostet, und: die Produkte werden mit Produkten erkauft, leitet sich das Dogma der Gleichheit der (Lebens-) Zustände ab.

„Die Idee des gesellschaftlich festgestellten Werthes oder der Verhältnißmäßigkeit der Produkte dient ferner zur Erklärung, wie

a) eine mechanische Erfindung, ungeachtet des Privilegiums, das sie zeitweilig schafft, und der Störungen, die sie veranlaßt, zuletzt doch stets eine allgemeine Verbesserung erzeugt;

b) die Entdeckung eines wirthschaftlichen Verfahrens dem Erfinder niemals einen eben so großen Gewinn bringen kann als der Gesellschaft;

c) der Werth jedes Produktes durch eine Reihe von Schwankungen zwischen Angebot und Begehr hindurch unabläßig dahin strebt, sich in gleiche Höhe zu setzen mit dem Herstellungspreis und den Bedürfnissen des Verbrauchs, und sich somit auf eine bleibende und positive Weise festzustellen;

d) wie die Arbeit, da die Gesammtproduktion unaufhörlich die Masse der verbrauchbaren Gegenstände vermehrt, und mithin der Arbeitstag immer besser und besser bezahlt wird, jedem Producenten einen Ueberschuß gewähren muß;

e) wie die Arbeit, statt mit dem Fortschritte der Industrie abzunehmen, vielmehr unaufhörlich, sowol an Quantität als an Qualität, d. h. an Intensität und Schwierigkeit für alle Industriezweige zunimmt;

f) wie der sociale Werth fortwährend die eingebildeten Werthe ausscheidet, mit andern Worten, wie die Industrie die Vergesellschaftung des Kapitals und des Eigenthums bewerkstelligt;

g) wie endlich die Vertheilung der Produkte, indem sie sich nach Maaßgabe der wechselseitigen Gewährleistung regelt, die durch die Feststellung der Werthe zu Wege gebracht wird, die Gesellschaft hindrängt zur Gleichheit der Lebenszustände und der Vermögen.

„Kurz, da die Theorie der allmäligen Feststellung aller Handelswerthe wesentlich einen unendlichen Fortschritt der Arbeit, des Reichthums und Wohlseins in sich enthält, so ist die gesellschaftliche Bestimmung (destinée) vom ökonomischen Standpunkte uns offenbart, und diese Bestimmung ist: unaufhörlich mit der kleinmöglichsten Summe von Arbeit für jedes Produkt die größtmöglichste Menge und Mannichfaltigkeit von Werthen zu produciren, so daß für jeden Einzelnen die größtmöglichste Summe physischen, moralischen und geistigen Wohlseins, für die Gattung die höchste Vollkommenheit und ein unendlicher Ruhm verwirklicht werden."

Jetzt, da wir nicht ohne Mühe den Sinn der von der Akademie der Moralwissenschaften gestellten Frage nach den Schwankungen des Gewinnes und des Lohnes bestimmt haben, ist es Zeit, den wesentlichen Theil unserer Aufgabe in Angriff zu nehmen. Ueberall, wo die Arbeit nicht vergesellschaftet ist, d. h. überall, wo der Werth sich nicht synthetisch bestimmt hat, da ist der Austausch mit Störungen und Unredlichkeit behaftet, da wird ein Krieg der Listen und Hinterhalte geführt, die Produktion, die Circulation und der Verbrauch behindert; da ist die Arbeit unproduktiv, da fehlt es an Garantien, da haben Beraubung, Mangel an Sammtverbindlichkeit, Noth und Luxus freien Spielraum; gleichzeitig aber wird in solchen Zuständen der Geist der Gesellschaft seine Kräfte aufbieten, um die Gerechtigkeit zu erobern und das beständige Hinstreben zur Association und

Ordnung zur Geltung zu bringen. Die Staatsökonomie ist nichts Anderes als die Geschichte dieses großen Kampfes. Einerseits ist nämlich die Staatsökonomie, in soweit sie die Anomalien des Werthes und die Vorrechte des Egoismus bestätigt und zu verewigen beansprucht, recht eigentlich die Theorie des Unglücks und die Organisation des Elends; in sofern sie aber die Mittel darstellt, welche die Civilisation erfunden, um den Pauperismus zu überwinden, ist sie, obschon diese Mittel beständig zum ausschließlichen Vortheile des Monopols ausgeschlagen sind, die Einleitung zur Organisation des Reichthums.

Es ist daher von Wichtigkeit, das Studium der ökonomischen Thatsachen und Herkömmlichkeiten wieder aufzunehmen, den Geist derselben herauszuziehen und ihre Philosophie zu formeln. Ohne diese Arbeit ist keine Einsicht in den Entwickelungsgang der Gesellschaften zu erlangen, kein Versuch einer Reform möglich zu machen. Der Irrthum des Socialismus ist bisher der gewesen, sich zu einer phantastischen Zukunft aufzuschwingen, und so die religiöse Träumerei zu verewigen, anstatt die Wirklichkeit anzupacken, die ihn erdrückt; wie umgekehrt der Irrthum der Oekonomen darin besteht, in jeder vollendeten Thatsache ein Urtheil der Acht gegen jede Hypothese einer Veränderung zu erblicken.

Ich habe einen andern Begriff von der Staatsökonomie, dieser wahren socialen Wissenschaft. Anstatt auf die gefürchteten Probleme der Organisation der Arbeit und der Vertheilung der Reichthümer mit apriorischen Sätzen zu antworten, werde ich vielmehr die Staatsökonomie als die Inhaberin der geheimen Gedanken der Menschheit um Rath fragen, die Thatsachen der Reihe ihrer Entstehung nach reden lassen und ihre Zeugnisse mittheilen, ohne Etwas aus meinen eigenen Gedanken hinzuzuthun. Es wird eine triumphirende und doch zugleich klägliche Geschichte sein, eine Geschichte, in welcher Ideen die Personen, Theorien die Episoden, Formeln die Data sein werden.

Drittes Kapitel.

Die Entwickelungsstufen der Oekonomie[1]).

Erste Epoche: Die Theilung der Arbeit.

Der Grundgedanke, die vorherrschende Kategorie der Staatsökonomie ist der Werth.

Der Werth gelangt zu seiner positiven Bestimmung durch eine Reihe von Schwankungen zwischen Angebot und Begehr.

Demnach setzt sich der Werth nach einander in drei Gestalten: als Nutzwerth, als Tauschwerth und als synthetischer oder socialer Werth, welcher letztere der wahre Werth ist. Die erste Form gebiert kontradiktorisch die zweite, und beide zusammen erzeugen, indem sie einander in gegenseitiger Durchdringung aufheben, die dritte. Somit erscheint der Widerspruch, oder vielmehr der Gegenstreit (antagonisme) der Ideen als der Ausgangspunkt der ganzen ökonomischen Wissenschaft, und man kann auf sie das Wort Tertullians über das Evangelium: credo quia absurdum, parodirend anwenden: In der Oekonomie der Gesellschaften steckt da, wo ein anscheinender Widerspruch liegt, allemal eine verborgene Wahrheit: credo quia contrarium.

---

1) 'Evolutions économiques. Der Inhalt der folgenden Abschnitte wird die etwas freie Uebersetzung gerechtfertigt erscheinen lassen.

Vom Gesichtspunkt der Staatsökonomie aus besteht also der Fortschritt der Gesellschaft darin, unaufhörlich das Problem der Feststellung der Werthe oder der Verhältnißmäßigkeit und Sammtverbindlichkeit der Produkte zu lösen.

Allein während in der Natur die Synthesis der Gegentheile eine gleichzeitige mit ihrer Entgegensetzung ist, scheinen sich in der Gesellschaft die antithetischen Elemente nach langen Zwischenräumen zu erzeugen und erst nach einer langen und tumultuarischen Bewegung zu lösen. So hat man kein Beispiel und kann sich nicht einmal eine Vorstellung machen von einem Thal ohne Höhe, von einer linken ohne eine rechte Seite, von einem Nordpol ohne Südpol, von einem Stab, der nur ein Ende oder nur zwei Enden, aber keine Mitte hätte u. s. f. Der menschliche Körper mit seiner so vollendet antithetischen Zweitheiligkeit wird schon im Augenblick der Empfängniß in einer Ganzheit gebildet; es ist widersinnig, daß er sich stückweise zusammensetze und bilde, wie etwa das Kleidungsstück, das ihn später, seine Formen nachahmend, bedecken soll [1]).

In der Gesellschaft dagegen wie im Geiste gelangt die Idee keineswegs gleichsam mit einem Sprunge zu ihrer Völle, vielmehr trennt so zu sagen ein Abgrund die beiden antinomischen Satzungen, und wenn diese endlich erkannt werden, gewahrt man darum noch nicht, welches ihre Synthese sein werde. Die ursprünglichen Begriffe müssen gleichsam erst befruchtet werden durch lärmende Streitigkeiten und leidenschaftliche Kämpfe: blutige Schlachten werden die Vorläufer des Friedens sein. In diesem Augenblick ist Europa des Krieges und der Polemik müde, und harrt einem versöhnenden Princip entgegen, und dies unbestimmte Gefühl ist es, was die Akademie der Moral- und Staatswissenschaften die Frage stellen ließ: **welche allgemeinen Thatsachen regeln die Verhältnisse der**

---

1) Ein scharfsinniger Philolog, Paul Ackermann, hat beispielsweise an der französischen Sprache gezeigt, daß jedes Wort einer Sprache sein gegentheiliges Wort oder, wie er sich ausdrückt, sein Antonymum hat, und daß somit der ganze Wortschatz paarweise geordnet werden, und ein großes dualistisches System bilden könnte. (S. Dictionnaire des Antonymes par Paul Ackermann. Paris, Brockhaus et Avenarius 1842.)

Gewinne und Löhne, und bestimmen deren Schwankungen? mit andern Worten, welches sind die zumeist in die Augen springenden Episoden und die bemerkenswerthesten Phasen des Krieges zwischen Arbeit und Kapital?

Wenn ich also beweise, daß die Staatsökonomie mit allen ihren widersprechenden Hypothesen und zweideutigen Schlüssen Nichts ist als eine Organisation des Privilegiums und der Noth, so werde ich dadurch zugleich bewiesen haben, daß sie in sich die Verheißung einer Organisation der Arbeit und der Gleichheit trägt, weil, wie gesagt, jeder systematische Widerspruch die Anzeige einer Vermittelung ist; ja, noch mehr, ich werde damit sogar die Grundlagen zu dieser Vermittelung gelegt haben. Kurz, das System der Widersprüche der Staatsökonomie darstellen, heißt das Fundament zur allgemeinen Association legen, und wenn man sagt, wie die Produkte des Gesammtwerks aus der Gesellschaft hervorgegangen sind, so erklärt man damit zugleich, wie es möglich sein wird, sie zu ihr zurückkehren zu lassen. Wenn man die Entstehungsgeschichte der Probleme der Produktion und Vertheilung darlegt, so hat man dadurch zugleich ihre Lösung vorbereitet. Alle diese Sätze besagen dasselbe, und sind in gleichem Grade evident.

§. 1.

Widerstreitige Wirkungen des Princips der Theilung.

Alle Menschen sind gleich in der ursprünglichen Gemeinschaft, gleich an Nacktheit und Unwissenheit, gleich an unbestimmtem Vermögen ihrer Fähigkeiten. Die Oekonomen ziehen gewöhnlich nur die erste Seite in Betracht, und vernachlässigen oder verkennen die zweite gänzlich. Allein nach der Ansicht der tiefsinnigsten Philosophen der neueren Zeit, eines La Rochefoucauld, Helvetius, Kant, Fichte, Hegel, Jacotot, unterscheidet sich die Vernunft in den Individuen nur vermöge der qualitativen Bestimmtheit, welche die Besonderheit oder eigenthümliche Befähigung eines Jeden ausmacht, während sie in dem, was ihr Wesentliches ist, in der Urtheilskraft, quantitativ bei Allen gleich ist. Hieraus folgt, daß bald Etwas früher, bald Etwas später, je nach der Gunst der Umstände, der

allgemeine Fortschritt alle Menschen von der ursprünglichen und negativen Gleichheit zur positiven Gleichwerthigkeit der Talente und Kenntnisse führen muß.

Ich lege Bedeutung auf diesen werthvollen Satz der Psychologie, dessen nothwendige Folge die ist, daß die Hierarchie der Befähigten fortan nicht als Grundsatz und Gesetz der Organisation darf zugegeben werden. Nur die Gleichheit ist unsere Regel, wie sie auch unser Ideal ist. Gleichermaaßen also, wie die Gleichheit des Elends, wie wir es durch die Theorie des Werthes bewiesen haben, sich fortschreitend verwandeln muß in die Gleichheit des Wohlseins, muß auch die Gleichheit der Seelen, die beim Ausgangspunkte nur negativ ist, weil sie nur Leerheit ist, sich als eine positive wiedererzeugen auf der letzten Stufe der Erziehung der Menschheit. Die geistige Bewegung geht gleichlaufend neben der ökonomischen her: sie sind je eine der Ausdruck, die Uebersetzung der andern; die Psychologie und die Oekonomie stehen in Uebereinstimmung oder, besser gesagt, sie enthalten eine und dieselbe Geschichte, nur von einem verschiedenen Gesichtspunkt. Dies stellt sich vorzugsweise deutlich heraus in dem großen Gesetze Smiths, der Theilung der Arbeit.

In ihrem Wesen betrachtet ist die Theilung der Arbeit die Weise, in welcher sich die Gleichheit der Zustände und der Einsicht verwirklicht. Sie eben giebt vermöge der Verschiedenheit der Verrichtungen Anlaß zu der Verhältnißmäßigkeit der Produkte und zum Gleichgewicht im Austausch, wie sie uns denn auch, indem sie uns überall in der Kunst und Natur die Unendlichkeit aufdeckt, dahin führt, daß wir all unser Schaffen idealisiren, und den Geist zum Schöpfer macht, d. h. zur Gottheit selbst — mentem diviniorem — die bei allen Arbeitern immanent und fühlbar ist.

Die Theilung der Arbeit ist also die erste Phase der ökonomischen Entfaltung sowol, als des geistigen Fortschritts: unser Ausgangspunkt ist wahr in Bezug auf den Menschen sowol, als auf die Dinge, und der Gang unserer Darstellung hat somit nichts Willkührliches.

Allein in der feierlichen Stunde der Theilung der Arbeit beginnt auch der Sturm dahinzuwehen durch die Menschheit. Der Fortschritt

vollzieht sich nicht für Alle auf gleiche und übereinstimmende Art, obgleich er letztlich ein jegliches vernunftbegabte und arbeitende Geschöpf erreichen und verklärend umwandeln (transfigurer) muß. Zuerst ergreift er eine kleine Zahl von Begünstigten, welche so den edeln Kern der Nationen bilden, während die Masse in Barbarei beharrt oder gar noch tiefer in sie versinkt. Dieses Ansehen der Person von Seiten des Fortschritts ist es, was so lange dem Glauben an eine naturbedingte und von der Vorsehung beabsichtigte Ungleichheit der Zustände Nahrung gewährt, die Kasten erzeugt und den Gesellschaften hierarchische Verfassungen gegeben hat. Man begriff nicht, daß jede Ungleichheit, da sie Nichts ist als eine Negation, in sich das Zeichen ihrer Unrechtmäßigkeit und die Andeutung ihres Sturzes trägt: um so weniger konnte man sich vorstellen, daß eben diese Ungleichheit zufällig aus einer Ursache hervorgehe, deren fernere Wirkung dieselbe gänzlich verbannen müsse.

Indem sich so die Antinomie des Werthes wiedererzeugt in dem Gesetz der Theilung, ergiebt es sich, daß das erste und mächtigste Werkzeug des Wissens und des Reichthums, das die Vorsehung in unsere Hand gelegt hat, für uns zu einem Werkzeuge der Noth und Dummheit geworden ist. Folgendes ist die Formel dieses neuen widerstreitigen Gesetzes, welchem wir die beiden ältesten Krankheiten der Civilisation verdanken, die Aristokratie und das Proletariat. *Indem sich die Arbeit theilt nach dem ihr eigenthümlichen Gesetze, welches die erste Bedingung ihrer Fruchtbarkeit ist, gelangt sie zur Negation ihrer Grenzen und zerstört sich selbst.* Mit anderen Worten: *Die Theilung der Arbeit, ohne welche kein Fortschritt, kein Reichthum, keine Gleichheit möglich ist, bringt den Arbeiter in eine untergeordnete Stellung, und macht die Einsicht unnütz, den Reichthum schädlich, die Gleichheit unmöglich.*

Seit A. Smith haben alle Oekonomen die *Vortheile* und *Nachtheile* des Gesetzes der Theilung angegeben, dabei aber weit mehr die ersteren als die letzteren hervorgehoben, weil das ihrem Optimismus förderlicher war; auch hat keiner derselben sich jemals

die Frage vorgelegt, was wol die **Nachtheile eines Gesetzes** sein könnten. J. B. Say faßt die Frage folgendermaaßen:

„Ein Mensch, der sein ganzes Leben lang nur eine und dieselbe Verrichtung ausübt, bringt es unfehlbar dahin, dieselbe besser und schneller auszuführen als ein Anderer, zugleich aber wird er weniger fähig zu jeder anderen, sowol körperlichen als geistigen Beschäftigung. Seine anderen Fähigkeiten verschwinden, und es geht daraus eine Entartung des Menschen hervor, insofern man ihn als Individuum in Betracht zieht. Es ist ein trauriges Bewußtsein, wenn man sich sagen muß, daß man immer nur den achtzehnten Theil einer Stecknadel gemacht hat. Auch bilde man sich nicht ein, daß nur bei dem Arbeiter, der sein Leben lang eine Feile oder einen Hammer führt, die Würde seiner Natur ausarte. Nein, es ist auch mit Demjenigen der Fall, der vermöge seines Gewerbes die Fähigkeiten ausübt, welche mit seinem Geiste am Wenigsten zu schaffen haben . . . Kurz, man kann sagen, daß die Trennung der Arbeiten eine geschickte Anwendung der Menschenkräfte ist, daß sie die Produkte der Gesellschaft erstaunlich mehrt, zugleich aber die Fähigkeit jedes Einzelnen etwas vermindert."

Was also ist nächst der Arbeit die erste Ursache der Vermehrung der Reichthümer und der Geschicklichkeit der Arbeiter? Die Theilung der Arbeit.

Welches ist die erste Ursache der Abschwächung des Geistes und, wie wir sogleich beweisen werden, des Elends der Civilisation? Die Theilung der Arbeit.

Wie kann ein und dasselbe Princip, wenn man es in seinen Konsequenzen streng verfolgt, zu Wirkungen führen, die einander schnurstracks entgegengesetzt sind? Kein Oekonom weder vor noch nach A. Smith hat es auch nur bemerkt, das hier ein Problem aufzuklären ist. Say geht so weit, daß er zugiebt, daß in der Theilung der Arbeit dieselbe Ursache, die das Gute hervorbringt, auch das Uebel erzeugt. Dann spricht er einige Worte des Bedauerns aus über die Opfer der Trennungen der Industriezweige und läßt uns dabei stehen, zufrieden eine unparteiische und getreue Darstellung gegeben zu haben. „Ihr müßt wissen," scheint er zu sagen, „daß, je mehr man die Verrichtungen theilt, man die

produktive Macht der Arbeit desto mehr steigert, daß aber zugleich die Arbeit, je mehr sie zum bloßen Mechanismus herabsinkt, den Geist abstumpft.

Vergebens ist die Entrüstung über eine Theorie, welche eben durch die Arbeit eine Aristokratie der Befähigten erschafft, und so unausweichlich zur politischen Ungleichheit führt. Vergebens erklärt man im Namen der Demokratie und des Fortschritts, daß es in der Zukunft weder Adel noch Bürgerthum noch Parias geben solle. Der Oekonom antwortet mit der Ungerührtheit des Schicksals: Ihr seid verurtheilt viel zu produciren und billig zu produciren; sonst wird eure Industrie stets siechen, euer Handel bedeutungslos bleiben, ihr selbst aber Nachzügler im Schweife der Civilisation sein, anstatt sie anzuführen. — Wie? unter uns, den großherzigen Menschen sollte es solche geben, die zur Verdumpfung bestimmt wären, und je vollkommner unsere Industrie würde, desto größer sollte die Anzahl unserer verdammten Brüder werden? . . . Ach, . . . das ist des Oekonomen letztes Wort!

Man kann in der Theilung der Arbeit als einer allgemeinen Thatsache und Ursache alle Kennzeichen eines Gesetzes nicht verkennen. Da aber dies Gesetz zwei Reihen von Grund aus entgegengesetzter Thatsachen beherrscht, die einander vernichtend aufheben, so muß man auch eingestehen, daß dies Gesetz eine Art von unbekannter Größe wie in den exakten Wissenschaften ist; daß es, seltsam genug, ein kontradiktorisches, ein Gegengesetz, eine Antinomie ist. Setzen wir in Form eines vorgreifenden Urtheils hinzu, daß dies der bezeichnende, aus der Philosophie entspringende Zug jeder Oekonomie der Gesellschaften ist.

Ohne eine Wiederzusammensetzung der Arbeit, welche die Nachtheile der Theilung aufhebt und doch ihre nützlichen Wirkungen erhält, wäre der dem Princip innehaftende Widerspruch unheilbar. Es muß, gemäß dem Wort der jüdischen Priester, die sich zum Tode des Heilands verschworen, es muß der Arme zu Grunde gehen, um das Vermögen des Eigenthümers zu sichern; expedit unum hominem pro populo mori. Ich werde die Nothwendigkeit dieses Urtheils beweisen. Wenn nachher dem Theilarbeiter noch ein Schimmer von

Einsicht übrig bleibt, mag er sich trösten mit dem Gedanken, daß er stirbt nach den Regeln der Staatsökonomie.

Die Arbeit, welche dem Bewußtsein einen Aufschwung geben und es mehr und mehr des Glückes würdig machen sollte, verkleinert, indem sie durch die theilende Zersplitterung eine Schwächung des Geistes herbeiführt, den Menschen an seinem edelsten Theile, minorat capitis, und stößt ihn in die Thierheit zurück. Von diesem Augenblick an arbeitet der gefallene Mensch wie ein Vieh, und muß folglich auch wie ein Vieh behandelt werden. Diesen Urtheilsspruch der Natur und der Nothwendigkeit wird die Gesellschaft zum Vollzug bringen.

Die erste Wirkung der Theilbarkeit nächst der Verkümmerung der Seele ist die Verlängerung des Arbeitstages, der in umgekehrtem Verhältniß zu der aufgewendeten Summe von Intelligenz wächst. Das Produkt werthet nach Maaßgabe der Quantität und Qualität. Wenn daher durch irgend eine Wendung der Industrie die Arbeit in einer dieser Beziehungen weicht, so muß dies in der anderen ausgeglichen werden. Die Dauer des Arbeitstages kann aber sechzehn, höchstens achtzehn Stunden nicht übersteigen. Sobald daher die Ausgleichung vermittelst der Zeit nicht zu erreichen ist, hält sie sich an den Preis, und der Arbeitslohn wird vermindert. Nicht deswegen tritt dies Sinken ein, weil, wie man sich lächerlicher Weise ausgesonnen, der Werth seinem Wesen nach willkührlich sein soll, sondern gerade weil er wesentlich bestimmbar ist. Es ist ziemlich gleichgültig, daß der Kampf zwischen Angebot und Begehr sich bald zu Gunsten des Herrn, bald zu Gunsten des Löhners bestimmt. Solche Schwankungen können nach den bekannten und hundertmal gewürdigten zufälligen Umständen eine verschiedene Schwingungsweite haben. Das aber steht fest, und darauf kommt es uns hier einzig an, daß das allgemeine Bewußtsein die Arbeit eines Oberaufsehers und die Hanthierung etwa eines Packknechts nicht gleich hoch veranschlagt. Der Abzug am Preis der Tagesarbeit ist also nothwendig. Nachdem also der Arbeiter durch eine erniedrigende Beschäftigung an seiner Seele gekränkt ist, kann er auch dem Schicksal nicht entgehen, durch die Geringfügigkeit seiner Bezahlung an seinem Leibe beeinträchtigt zu werden. Es ist dies die buchstäbliche

Anwendung der Stelle aus dem Evangelium: Wer wenig hat, dem will ich noch das Wenige nehmen.

Es liegt im ökonomischen Geschehen eine mitleidslose kalte Vernunft, die sich lachend hinwegsetzt über Religion und Billigkeit wie über die Lehrsätze der Politik, und die den Menschen glücklich oder unglücklich macht, je nachdem er den Vorschriften der Bestimmung gehorcht oder sich ihnen entzieht. Gewiß, wir sind weit, weit hinaus über jene christliche Liebe, für die sich jetzt so viele ehrenwerthe Schriftsteller begeistern, und die ins Herz des Bürgerthums eindringend sich bemüht, die Strenge des Gesetzes durch eine Menge frommer Stiftungen zu mildern. Die Staatsökonomie kennt nur die Gerechtigkeit, die unerbittlich und verschlossen ist wie der Beutel des Geizhalses. Eben weil die Staatsökonomie die Wirkung der gesellschaftlichen Unwillkürlichkeit und der Ausdruck des göttlichen Willens ist, konnte ich sagen, Gott ist der Widersacher des Menschen und die Vorsehung hegt Menschenhaß. Mit dem Gewicht unseres Blutes, mit dem Maaß unserer Thränen läßt Gott uns jede Lehre bezahlen, und um das Uebel vollzumachen, verfahren wir in unseren Beziehungen zu unseren Nebenmenschen ganz eben so. Wo bleibt also die Liebe des himmlischen Vaters zu seinen Kreaturen, wo bleibt die Bruderliebe des Menschen?

Kann es denn anders sein? sagen die Theisten. Wenn der Mensch fällt, so bleibt das Thier: wie sollte der Schöpfer in ihm sein Ebenbild erkennen? Und was ist einfacher, als daß er ihn dann behandelt wie ein Lastthier? Die Prüfung wird aber nicht ewig dauern, und früher oder später wird sich die Arbeit, nachdem sie sich vereinzelt, wieder zu einem Ganzen fügen.

Das ist das gewöhnliche Verfahren aller Derer, welche Rechtfertigungen für die Vorsehung suchen, meistens aber damit weiter Nichts erreichen, als daß sie dem Atheismus neue Waffen in die Hand liefern. Danach hätte uns also Gott sechs Jahrtausende hindurch eine Idee mißgönnt, welche im Stande gewesen wäre, Millionen von Opfern zu retten: die besondernde und doch zugleich wieder synthetische Theilung der Arbeit! Statt dessen hätte er uns durch seine Diener Moses, Buddha, Zoroaster, Mahomet und so weiter die einfältigen Satzungen gegeben, die eine Schmach für

unsere Vernunft sind, und um derentwillen mehr Menschen, als sie Buchstaben enthalten, hingewürgt wurden! Ja, noch weit mehr. Wenn man der ursprünglichen Offenbarung glauben sollte, so wäre die Socialökonomie jene verfluchte Erkenntniß, jene Frucht des Gott allein vorbehaltenen Baums, die dem Menschen verboten war! Wozu die religiöse Verfluchung der Arbeit, wenn, wie es die ökonomische Wissenschaft bereits entdeckt, wenn die Arbeit die Mutter der Liebe und das Werkzeug des Glückes ist? Wozu jene Eifersucht auf unser Vorschreiten? Wenn aber, wie es jetzt so ziemlich den Anschein gewinnen will, unser Fortschritt von uns allein abhängt, wozu frommt es dann, das Phantom der Gottheit anzubeten, und was soll uns dann die lärmende Rotte von Inspirirten, die uns verfolgen mit ihren Predigten? Ihr Alle, Christen, Protestanten und Orthodoxe, Neuoffenbarer, Charlatane und Gefoppte, vernehmet den ersten Vers der humoristischen Hymne auf die Barmherzigkeit Gottes: „Je vollständiger das Princip der getheilten Arbeit zur Anwendung kommt, desto schwächer, beschränkter und abhängiger wird der Arbeiter. Die Kunst macht Fortschritte, der Künstler kommt zurück!“ (Tocqueville, de la Démocratie en Amérique.)

Hüten wir uns daher, unseren Schlüssen vorzugreifen und mit unserm Urtheil der letzten Offenbarung der Erfahrung vorauszueilen. Gott scheint uns für jetzt mehr günstig als feindlich. Begnügen wir uns damit, die Thatsache darzuthun.

Wie also die Staatsökonomie uns bei ihrem Ausgangspunkte das geheimnißvolle und düstere Wort zurief: „Je mehr die Produktion der Nützlichkeit zunimmt, desto mehr nimmt die Verkäuflichkeit ab,“ eben so ruft sie uns jetzt, auf ihrer ersten Station angelangt, mit furchtbarer Stimme zu: „Je weiter die Kunst vorschreitet, desto weiter kommt der Künstler zurück.“

Zu besserer Befestigung der Ideen führe ich einige Beispiele an.

Welche Lohnarbeiter sind in der ganzen Matallurgie die am Wenigsten industriellen? Gerade die sogenannten Mechaniker [1]).

1) Mecanicien hat im Franz. eine viel weitere Bedeutung als unser „Mechaniker.“ Anmerk. d. Uebers.

Seitdem das Werkzeugwesen so bewundernswürdig vervollkommnet ist, ist ein Mechaniker weiter Nichts mehr, als Einer, der eine Feile zu führen oder ein Stück dem Metallhobel hinzuhalten versteht: die eigentliche Mechanik ist Sache der Ingenieurs und Oberaufseher. Ein Hufschmidt auf dem Lande vereinigt zuweilen in sich, bloß vermöge der Nothwendigkeit seiner Stellung, die verschiedenen Talente eines Schlossers, eines Klempners, Schwertfegers, Mechanikers, Wagners und Thierarztes, und in der Welt der schönen Geister würde man erstaunen über die Wissenschaft, die unter dem Hammer dieses Mannes steckt, welchem das stets spottlustige Volk den Spitznamen „Meister Eisenbrand" (brûle-fer) zu geben pflegt. Ein Arbeiter von Creusot, der zehn Jahre hindurch die großartigsten und feinsten Leistungen seines Gewerbes vor Augen gehabt, ist, sobald er seine Werft verläßt, ein Mensch, der nicht die mindeste Verrichtung versteht, und nicht im Stande ist, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Die Unfähigkeit des Arbeiters steht in geradem Verhältniß mit der Vollkommenheit des Gewerbes, und dies ist in allen Gewerbszweigen eben so wahr wie in der Metallurgie.

Der Lohn der sogenannten Mechaniker ist bis jetzt ziemlich hoch geblieben. Aber er muß unvermeidlich eines Tages sinken, da die Gewöhnlichkeit der Arbeit denselben nicht aushalten kann.

Ich habe ein mechanisches Handwerk angeführt; hier noch ein Beispiel aus einem freien Gewerbszweige.

Hätten wol Guttenberg und seine erfinderischen Gesellen Faust und Schöffer jemals geglaubt, daß durch die Theilung der Arbeit ihre erhabene Erfindung der Unwissenheit, ich möchte fast sagen dem Blödsinn anheimfallen würde? Es giebt wenig Menschen, die so schwach an Einsicht, so wenig gebildet wären, als die Masse der Arbeiter, die mit den verschiedenen Theilen der Typographie zu thun haben, Setzer, Drucker, Schriftgießer, Buchbinder und Papparbeiter. Der Buchdrucker, wie man ihn noch in den Zeiten der Stephane fand, ist beinahe zu einer Mythe geworden. Daß man auch Frauen zu Setzern genommen, hat dieser edeln Industrie einen Stoß ins Herz gegeben und sie vollends erniedrigt. Ich habe selbst eine Setzerin gesehen, die nicht lesen konnte und die Buchstaben nur ihrer Form nach kannte; und sie war gerade eine der besten. Die

ganze Kunst hat sich zu den Faktoren und Korrektoren, bescheidenen Gelehrten, welche der Uebermuth der Schriftsteller und Druckherren noch mehr demüthigt, und einigen wirklich künstlerisch gesinnten Arbeitern zurückgezogen. Kurz, die Presse ist in reinen Mechanismus verfallen, und steht mit ihrem Personal nicht mehr in gleicher Höhe mit der Civilisation: bald wird von ihr Nichts übrig bleiben, als ihr Denkmal.

Ich höre, daß die Buchdrucker in Paris dahin streben, sich durch Association aus ihrem Verfall zu erheben. Möchten ihre Anstrengungen sich nicht in eitlem Empirismus erschöpfen oder sich in unfruchtbare Utopien verirren!

Nach der Privatindustrie wollen wir die Verwaltung ins Auge fassen.

Im Staatsdienst sind die Wirkungen der getheilten Arbeit nicht minder erschreckend und intensiv. In allen Zweigen der Verwaltung wird der Gehalt der großen Masse der Angestellten immer geringer, je mehr sich ihr Fach vervollkommnet. — Ein Briefträger erhält 400 bis 600 Franken jährlichen Gehalt. Davon zieht ihm der Staat ungefähr ein Zehntel für die Pension ab. Wenn er dreißig Jahre gedient hat, so beträgt die Pension oder vielmehr die Rückzahlung der Abzüge 300 Fr. jährlich. Wenn der Inhaber dieselben einem Stift abtritt, erhält er dafür das Recht auf Bett, Kost und Wäsche. Mir blutet das Herz, indem ich es sage, aber ich finde, daß der Staat noch großmüthig ist. Wie viel soll denn ein Mann bekommen, dessen ganzes Amt darin besteht, zu gehen? Der ewige Jude erhält nach der Legende nur fünf Kreuzer, die Briefträger zwanzig bis dreißig (den Tag), freilich sind die meisten Familienväter. Der Theil des Dienstes, der die geistigen Fähigkeiten in Anspruch nimmt, ist den Direktoren und Sekretären vorbehalten: diese werden besser bezahlt, sie verrichten menschliche Arbeiten.

Allerwegen also, im Staatsdienst wie in der freien Industrie, sind die Verhältnisse in der Weise geordnet, daß neun Zehntel der Arbeiter dem anderen Zehntel als Lastthiere dienen. Das ist die unvermeidliche Wirkung des industriellen Fortschritts und die unerläßliche Bedingung allen Reichthums. Es ist von Wichtigkeit, sich von dieser Grundwahrheit Rechenschaft zu geben, bevor man zum

Volke von Gleichheit, Freiheit, von demokratischen Institutionen und anderen Nirgendheims spricht, deren Verwirklichung zuvor eine vollständige Revolution in den Verhältnissen der Arbeiter erheischt.

Die merkwürdigste Wirkung der Theilung der Arbeit ist der Verfall der Literatur.

Im Mittelalter und im Alterthum war der Literat eine Art encyklopädischer Gelehrter, als Nachfolger der Minnesänger und Poeten, ein Mann, der Alles wußte und Alles konnte. Die Literatur war die hohe Hand, welche die Gesellschaft meisterte; die Könige buhlten um die Gunst der Schriftsteller oder rächten sich für ihre Verachtung, indem sie die Bücher sammt den Verfassern verbrannten. Auch das war noch eine Anerkennung der literarischen Souveränität.

Heutzutage ist man Industrieller, Advokat, Arzt, Banquier, Kaufmann, Professor, Ingenieur, Bibliothekar u. s. w., aber nicht mehr ein homo literatus. Oder vielmehr, wer sich zu einer irgend bemerkenswerthen Stufe seines Gewerbes erhoben hat, ist dadurch allein schon nothwendig schriftstellerisch gebildet: die Literatur ist wie das Baccalaureat ein wesentlicher Theil eines jeden Geschäfts geworden. Der Literat im eigentlichen Sinn des Worts ist der Publicist, eine Art von Handlungsdiener, der, in Jedermanns Solde stehend, Phrasen feil hält, und dessen bekannteste Species der Journalist ist.

Es war eine seltsame Idee, die vor vier Jahren in den Kammern auftauchte, ein Gesetz über das literarische Eigenthum zu entwerfen! als ginge einst die allgemeine Richtung dahin, daß die Idee mehr und mehr Alles, der Styl gar Nichts wird. Es ist Gottlob um die parlamentarische Beredtsamkeit eben so geschehen, wie um die epische Poesie und die Mythologie. Das Theater zieht nur selten die Geschäftsleute und die Gelehrten an, und während die Kenner sich wundern über den Verfall der Kunst, sieht der philosophische Beobachter darin weiter Nichts als den Fortschritt der mannbaren Vernunft, der diese schwierigen Lappalien mehr unbehaglich als ergötzlich sind. Das Interesse des Romans erhält sich nur in so weit, als er sich der Wirklichkeit nähert; die Geschichte wird zur Anthropologie; kurz, überall wird die Kunst der Wohlredenheit zur untergeordneten Hülfsmacht der Idee und des Thatsächlichen. Der

Kultus der Rede, der für die ungeduldigen Geister zu sehr ins Kraut wächst und zu langsam ist, wird vernachlässigt, und die Künste desselben verloren von Tage zu Tage mehr an ihrer verführenden Macht. Die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts besteht aus Thatsachen und Zahlen, und Der ist unter uns der Beredteste, der mit den wenigsten Worten das Meiste auszudrücken weiß. Wer diese Sprache nicht zu reden versteht, wird ohne Barmherzigkeit in die Klasse der Phrasendrechsler verbannt, und man sagt von ihm, er habe keine Ideen.

In einer entstehenden Gesellschaft eilt die sprachliche Bildung der philosopischen und industriellen Entwickelung nothwendig voraus, und dient diesen beiden lange Zeit zu ihrem Ausdruck. Aber es kommt der Tag, wo der Gedanke die Sprache überholt, und wo mithin die der Literatur zugestandene hervorragende Stellung der Gesellschaft ein sicheres Zeichen des Verfalls wird. Die Sprache ist für jedes Volk der gesammelte Inbegriff seiner angebornen Ideen, die Encyklopädie, welche ihm Anfangs die Vorsehung offenbart, das Feld, welches seine Vernunft anbauen muß, bevor es die Natur selbst durch Beobachtung und Versuche unmittelbar in Angriff nimmt. Sobald nun eine Nation, nachdem sie die in ihrem Wortschatz enthaltene Wissenschaft erschöpft hat, anstatt ihre Ausbildung durch eine höhere Philosophie fortzusetzen, anfängt ihr Spiel zu treiben mit Periodengeklingel und Reimgekünstel, so kann man auch kühn behaupten, daß eine solche Gesellschaft verloren ist. Alles wird bei ihr spitzfindig, kleinlich und unächt; es gelingt ihr nicht einmal die Sprache, in die sie so vernarrt ist, in ihrem Glanze zu erhalten, und statt den Weg der genialen Männer der Uebergangszeiten, den Weg eines Tacitus, Thucydides, Machiavell und Montesquieu einzuschlagen, wird man sie in unwiderstehlichem Falle von der Majestät eines Cicero zu den Spitzfindigkeiten eines Seneka, zu den Antithesen des heiligen Augustin, zu den Wortwitzen des heiligen Bernhard herabsinken sehen.

Man gebe sich also keinen Illusionen hin. Sobald der Geist, der Anfangs ganz im Worte aufgeht, sich zur Erfahrung und zur Arbeit hinwendet, ist der eigentliche Literat weiter Nichts mehr als die hinfällige sieche Personifikation der geringsten unserer Fähigkeiten,

und die Literatur, der Ausschuß der intelligenten Industrie, findet nur noch Absatz bei den Müßiggängern, denen sie die Langeweile vertreibt, bei den Proletariern, denen sie Blendwerk vormacht, den Gauklern, die lauernd nach dem Besitz der Gewalt trachten, und den Marktschreiern, die sich im Besitz derselben vertheidigen, bei den Oraklern des göttlichen Rechts, die das Sinaisprachrohr vor den Mund nehmen, und den Fanatikern der Volkssouveränität, deren sparsame Organe ihren tribunischen Wortschwall einstweilen auf Gräbern versuchen müssen, bis sie ihn einst von der hohen Rostra herabregnen lassen, und die dem Publikum weiter Nichts aufzutischen wissen als Parodieen eines Gracchus und Demosthenes.

Alle Gewalten der Gesellschaft stimmen also darin überein, die Stellung des Einzelarbeiters fort und fort herunterzubringen, und die Erfahrung, welche die Theorie überall bestätigt, beweist, daß dieser Arbeiter von Mutterleibe an zum Unglück verdammt ist, ohne daß eine politische Reform, eine Association der Interessen oder eine Anstrengung der öffentlichen Mildthätigkeit oder der Belehrung im Stande ist, ihm zu helfen. Die verschiedenen Specifika, welche man in jüngster Zeit ersonnen hat, vermögen diese Wunde keinesweges zu heilen, sondern helfen sie nur noch mehr entzünden und verschlimmern. Alles was man darüber geschrieben hat, ist nur eine klare Bestätigung des fehlerhaften Zirkels der Staatsökonomie.

Eben dies wollen wir in wenig Worten beweisen.

§. 2.

Die Ohnmacht der Palliativmittel. — Blanqui, Chevalier, Dunoyer, Rossi und Passy.

Alle Mittel, die man gegen die traurige Wirkung der Zertheilung der Arbeit vorgeschlagen hat, kommen auf zwei hinaus, die eigentlich auch nur eines sind, sofern das erste nur die Umkehrung des zweiten ist: sittliche Hebung des Arbeiters durch Vermehrung seines Wohlseins und seiner Würde; — oder weitausholende Vorbereitung seiner Emancipation und seines Glücks durch Belehrung.

Wir wollen diese beiden Systeme eins nach dem anderen untersuchen. Der Vertreter des ersteren ist Herr Blanqui, der des zweiten Herr Chevalier.

Herr Blanqui ist der Mann der Association und des Fortschritts, der Schriftsteller von demokratischer Tendenz, der Professor, dem die Sympathieen des Proletariats zu Theil geworden sind. In seiner Eröffnungsrede für das Jahr 1845 hat er als Mittel zum Heil die Association der Arbeit und des Kapitals, die Theilnahme des Arbeiters am Gewinn, kurz einen Anfang industrieller Sammtverbindlichkeit verkündigt. „Unser Jahrhundert," rief er aus, „muß den Kollektivproducenten entstehen sehen." — Herr Blanqui vergißt ganz, daß der Kollektivproducent eben so wie der Kollektivkonsument längst geboren ist, und daß die Frage nicht mehr in das Fach der Geburtshülfe, sondern in das der Heilkunst einschlägt. Das muß erzielt werden, daß das Blut, welches die Gesammtverdauung erzeugt, statt nur nach dem Kopf in den Bauch und die Brust zu strömen, auch nach den Armen und Beinen hinfließt. Ueberdieß weiß ich nicht, welche Mittel Herr Blanqui anzuwenden gedenkt, um seinen großmüthigen Gedanken zu verwirklichen; ob er die Bildung von Nationalwerkstätten oder Staatskommanditen oder die Expropriation der Unternehmer, und ihre Ersetzung durch Arbeitsgesellschaften eingeführt wünscht, oder aber ob er sich damit begnügen wird, den Arbeitern die Sparkasse zu empfehlen, in welchem Fall ihre Theilnahme am Gewinn auf den St. Nimmerstag vertagt werden könnte.

Wie dem auch sein möge, die Idee des Herrn Blanqui kommt hinaus auf eine Vermehrung des Lohns, die er den Arbeitern zuerkennt, und die auf ihrem Recht als Mitassociirte oder doch Mitbetheiligte beruhen soll. Es fragt sich, was würde dem Arbeiter seine Theilnahme am Gewinn einbringen?

Eine Spinnerei von 15,000 Spindeln, die 300 Arbeiter beschäftigt, wirft im Laufe des Jahres noch lange nicht 20,000 Franken Gewinn ab. Von einem Industriellen aus Mühlhausen habe ich gehört, daß die Webereien im Elsaß im Allgemeinen unter Pari bleiben, und daß diese Industrie schon nicht mehr eine Art und Weise ist, durch die Arbeit, sondern nur eine, durch Agio Geld zu gewinnen. Zu verkaufen, zu rechter Zeit und theuer zu verkaufen, das ist's, worauf Alles ankommt. Die Fabrikation ist nur noch ein Mittel, eine Verkaufsoperation vorzubereiten. Wenn

ich daher einen mittleren Gewinn von 20,000 Fr. auf eine Werkstatt von 300 Personen annehme, so bleibe ich, da mein Argument ein allgemeines ist, fast um 20,000 Fr. hinter der Wahrheit zurück. Indeß wir wollen diese Zahl gelten lassen. Vertheilen wir die 20,000 Fr. als den Gewinn der Fabrik auf 300 Personen und 300 Arbeitstage, so erhalten wir für Jeden eine Lohnerhöhung von 22 Centimen und 2 Tausenteln (Fr.), also für die tägliche Ausgabe einen Zuschuß von 18 Cent., gerade genug zu einem Stück Brot. Ist das der Mühe werth, die Unternehmer zu expropriiren und das öffentliche Vermögen aufs Spiel zu setzen, um Anlagen zu machen, die um so gebrechlicher sein würden, weil, wenn das Eigenthum in äußerst kleine Aktien zerspittert wäre, und sich nicht mehr durch den Gewinn erhielte, die Unternehmungen keinen Ballast haben und nicht mehr gesichert sein würden gegen Stürme? Und wenn es sich nicht um Expropriation handelt, welche armselige Aussicht für die arbeitende Klasse, als Lohn für einige Jahrhunderte des Sparens eine Lohnerhöhung von 18 Centimen zu erhalten; denn nicht weniger Zeit würde sie dazu bedürfen, ihre Kapitalien zusammenzubringen, und auch nur unter Voraussetzung, daß kein periodweises Einstellen der Arbeit sie periodweis nöthigt, ihr Erspartes aufzuzehren!

Die eben angegebene Thatsache ist in verschiedener Weise dargelegt. Herr Passy hat persönlich nach den Büchern einer Spinnerei in der Normandie, in welcher die Arbeiter mit dem Unternehmer associirt waren, den Lohn mehrerer Familien in zehnjährigem Durchschnitt auf 12 bis 1400 Fr. jährlich berechnet. Dann verglich er die Lage der Spinner, die je nach den Preisen, die ihre Herren erhalten, bezahlt werden, mit der Lage solcher Arbeiter, die nur einfach ihren Lohn bekommen, und fand den Unterschied fast unmerklich. Dies Ergebniß war leicht vorherzusehen. Die ökonomischen Erscheinungen gehorchen Gesetzen, die so abstrakt und gleichgültig sind wie die Zahlen: nur das Privilegium, die Gaunerei und Willkühr, stören ihre unsterbliche Harmonie.

Wie es scheint, hat jenes erste Zugeständniß an die socialistischen Ideen Herrn Blanqui Leid gethan, denn er hat sich beeilt, seine Worte zurückzunehmen. In derselben Sitzung, in welcher Herr Passy das Ungenügende der Gesellschaft in der Theilnahme bewies, rief

er aus: „Scheint nicht die Arbeit der Organisation fähig zu sein, und scheint es nicht in der Macht des Staats zu liegen, das Glück der Menschheit zu regeln, wie den Marsch eines Heeres und das mit mathematischer Sicherheit? Nein, es ist dies eine schlechte Tendenz, eine Illusion, welche die Akademie nicht genug bekämpfen kann, weil sie nicht bloß eine Chimäre, sondern auch ein gefährliches Sophisma ist. Achten wir die guten und loyalen Bestrebungen, aber scheuen wir uns auch nicht zu sagen, daß ein Buch über die Organisation der Arbeit veröffentlichen nichts Anderes heißt, als zum funfzigsten Male eine Abhandlung schreiben über die Quadratur des Zirkels oder den Stein der Weisen."

Von seinem Eifer hingerissen, wirft dann Herr Blanqui die Theorie der Betheiligung, welche Herr Passy schon so gewaltig erschüttert, vollends über den Haufen durch folgendes Beispiel: „Herr Dailly, ein äußerst aufgeklärter Landwirth, hat über jedes Stück Land und jedes Produkt besondere Rechnung geführt, und seine Berechnung eines Zeitraums von dreißig Jahren ergiebt, daß derselbe Mann niemals eine gleiche Ernte auf demselben Stück Acker erzielt hat. Die Produkte haben geschwankt zwischen 26,000 Fr. bis 9,000 und 7,000; ja zuweilen sind sie sogar bis auf 300 Fr. gesunken. Einige Produkte, z. B. die Kartoffeln, haben sogar unter neun Malen eine völlige Mißernte bewirkt. Wie will man nun Angesichts dieser Schwankungen und so ungewissen Ertrages regelmäßige Vertheilungen und einen gleichförmigen Lohn für die Arbeiter einrichten? . . ."

Man könnte darauf antworten, daß die Ertragsschwankungen der einzelnen Ackerstücke einfach darauf hinweisen, daß man die Eigenthümer mit einander associiren muß, nachdem man die Arbeiter mit den Eigenthümern associirt hat, wodurch eine tiefer greifende Sammtverbindlichkeit hergestellt wurde; allein das hieße die eigentliche Frage vorweg aburtheilen, die Herr Blanqui, nachdem er sich darüber besonnen, entschieden für unerreichbar erklärt: die Organisation der Arbeit. Ueberdies leuchtet ein, daß die Sammtverbindlichkeit den gemeinsamen Reichthum auch nicht um einen Heller vermehren würde, da sie nicht einmal das Problem der Theilung berührt.

In Summa, der vielbeneidete, aber oft höchst problematische Gewinn der Herren deckt lange nicht den Unterschied zwischen dem wirklich gezahlten und dem gewünschten Lohn, und der frühere Plan Blanqui's, der in seinen Ergebnissen kläglich auch von seinem Urheber wieder verleugnet ist, wäre nur eine Plage für die Manufakturindustrie. Da nun die Theilung der Arbeit jetzt überall eingeführt ist, so wird unser Urtheil ein allgemeines, und unser Schluß lautet dahin, daß die Noth eben so sehr eine Wirkung der Arbeit als der Trägheit ist.

Man sagt hierauf, und dies Argument steht beim Volke in großer Gunst: Vermehrt den Preis der Dienstleistungen, verdoppelt, verdreifacht den Lohn.

Ich gebe zu, daß diese Vermehrung, wenn sie möglich wäre, vollständigen Erfolg haben würde, was auch dagegen Herr Chevalier gesagt hat, dem ich in diesem Punkt eine kleine Zurechtweisung schuldig bin.

Wenn man den Preis irgend einer Waare verdoppelte, meint Herr Chevalier, würde der Preis der anderen Waaren in demselben Verhältniß steigen, und Niemand einen Vortheil davon haben.

Seit länger als einem Jahrhundert reden die Oekonomen diesen Satz einer dem anderen nach, obgleich er eben so falsch als alt ist. Herrn Chevalier als Ingenieur wäre es zugekommen, die ökonomische Tradition zu berichtigen. Der Gehalt eines Bureauchefs betrage 10 Fr., der Lohn eines Arbeiters 4 Fr. den Tag. Wird das Einkommen eines Jeden um 5 Fr. erhöht, so verhält sich das beiderseitige Vermögen nicht mehr wie vorher wie 100 : 40, sondern wie 100 : 60. Die Erhöhung der Löhne, die nothwendigerweise eine addirende und nicht multiplicirende ist, wäre also ein vortreffliches Mittel zur Gleichstellung, und die Oekonomen verdienten, daß die Socialisten ihnen den Vorwurf der Unwissenheit zurückgäben, mit dem diese von ihnen so reichlich bedacht werden.

Allein ich behaupte, daß eine solche Erhöhung unmöglich und eine Voraussetzung derselben absurd ist: denn die Ziffer, welche den Preis der Tagesarbeit anzeigt, ist weiter Nichts als ein algebraischer Exponent ohne Einfluß auf die Wirklichkeit (was übrigens Herr

Chevalier sehr wohl einsieht); und was man vor allen Dingen zu vermehren bedacht sein muß, indem man gleichwohl auch die Ungleichheiten der Vertheilung berichtigt, das ist nicht der Münzausdruck, sondern die Quantität der Produkte. Bis dahin kann jede Steigerung der Löhne nur dieselbe Wirkung hervorbringen, wie ein Steigen der Getreide-, Wein-, Fleisch-, Zucker-, Seifen-, Steinkohlenpreise u. s. w., d. h. die Wirkung eines Nothstandes. Denn was ist denn der Lohn? Er ist der Herstellungspreis des Getreides, des Weines, des Fleisches, der Steinkohle; er ist der integrirende Preis aller Dinge. Gehen wir noch weiter: Der Lohn ist die Verhältnißmäßigkeit der Elemente, welche den Reichthum bilden, und die jeden Tag von der Masse der Arbeiter reproduktiv verbraucht werden. Den Lohn verdoppeln in der Weise wie das Volk es meint, hieße daher, jedem Producenten einen größeren Antheil zuertheilen als sein Produkt, was sich widerspricht. Wenn die Steigerung nur eine kleine Anzahl von Industriezweigen betrifft, so wird dadurch eine allgemeine Störung im Umsatz, mit einem Wort, ein Nothstand hervorgerufen. Gott bewahre mich vor dem Weissagen; allein so sehr mir die Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klasse am Herzen liegt, muß ich doch erklären, daß die Beschwerden, die eine Erhöhung des Lohnes zur Folge haben, nothwendig zu einer allgemeinen Vertheuerung führen müssen. Es ist dies eben so gewiß, als daß zweimal zwei vier macht. Wahrlich, nicht durch dergleichen Einnahmen werden die Arbeiter zum Reichthum und, was noch hundertmal köstlicher ist als der Reichthum, zur Freiheit gelangen. Die Arbeiter, welche, unterstützt durch die Begünstigung einer unverständigen Presse, eine Erhöhung des Lohnes erzwangen, haben bei Weitem mehr dem Monopol als ihrem eigenen Interesse Vorschub geleistet. Möchten sie, wenn der Zustand des Unbehagens drückender denn zuvor zurückkehrt, darin die bittere Frucht ihrer Unerfahrenheit erkennen!

Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit, oder richtiger, von den unheilvollen Folgen der Erhöhung der Löhne, und wohl fühlend, daß die Frage durchaus eine organische und keineswegs eine Handelsfrage ist, nimmt Herr Chevalier das Problem umgekehrt. Er begehrt für die arbeitende Klasse vor allen Dingen Belehrung, und bringt weitgreifende Reformen in dieser Beziehung in Vorschlag.

Belehrung! Das ist auch das Wort, welches Herr Arago für die Arbeiter im Munde führt, das ist das Princip alles Fortschritts. Belehrung! ... Man muß ein für alle Mal wissen, was wir von ihr zu erwarten haben für die Lösung des Problems, das uns beschäftigt; man muß wissen, sage ich, nicht ob es wünschenswerth sei, daß sie Allen zu Theil werde, denn das bezweifelt Niemand, sondern ob sie möglich ist.

Um den Belang der Ansichten des Herrn Chevalier gehörig zu fassen, muß man unumgänglich seine Taktik kennen lernen.

Herr Chevalier wurde für sein Fach schon zeitig vorgebildet, zuerst durch seine polytechnischen Studien, später durch seine Verbindung mit den St. Simonisten, und zuletzt durch seine Stellung an der Universität; so scheint er denn nicht zuzugeben, daß ein Zögling einen anderen Willen habe, als den in der Hausordnung vorgeschriebenen, ein Sektenanhänger einen anderen Gedanken, als den seines Meisters, ein Staatsbeamter eine andere Meinung, als die der Staatsgewalt. Es kann dies eine Art sein, die Ordnung aufzufassen, die eben so ehrenwerth wäre als eine andere, und es ist hier nicht meine Absicht, mich darüber billigend oder tadelnd auszusprechen. Hat Herr Chevalier ein persönliches Urtheil abzugeben? Kraft des Grundsatzes, daß Alles erlaubt sei, was nicht verboten ist, drängt er sich hervor, und sagt schnell seine Meinung mit dem Vorbehalt, sich nachher bei geeigneter Gelegenheit wieder der Meinung der geltenden Autorität anzuschließen. So hatte sich Herr Chevalier Herrn Enfantin ergeben, bevor er sich im Schooße der Konstitutionellen einnistete; so hatte er sich lange zuvor ausgesprochen über Kanäle, Eisenbahnen, Finanzwesen, Eigenthum, bevor das Ministerium sich für irgend ein System in Bezug auf die Schienenwege, die Rentenumwandlung, Patente, literarisches Eigenthum u. s. w. ausgesprochen.

Herr Chevalier ist also keineswegs ein blinder Bewunderer des Universitätsunterrichts, und bis zum Eintritt einer neuen Ordnung der Dinge scheint er sich nicht zu sagen, was er denkt. Seine Ansichten gehören zu den radikalsten.

Herr Villemain (Minister) hatte in seinem Berichte gesagt: „Der Zweck des Sekundärunterrichts ist, frühzeitig eine Auswahl

von Männern heranzubilden für alle Stellen, die in der Verwaltung, der Magistratur, in der Anwaltschaft und den verschiedenen freien Gewerben, mit einbegriffen die höheren Grade und gelehrten Fachstellen des See- und Landheeres zu besetzen, und auszufüllen sind."

„Der Sekundärunterricht, bemerkt dazu Herr Chevalier, ist auch dazu bestimmt Männer zu bilden, die Landwirthe, Manufakturisten, Kaufleute oder selbständige Ingenieurs werden wollen. Alle diese Leute sind aber im Programm ausgelassen. Diese Auslassung ist etwas stark, denn am Ende ist doch die industrielle Arbeit in ihren verschiedenen Formen, als Ackerbau, Handel u. s. w., nicht das Beiläufige, die Nebensache, sondern die Hauptsache im Staat ... Wenn die Universität ihren Namen rechtfertigen will, so muß sie eine demselben entsprechende Richtung einschlagen, sonst wird sie sich gegenüber eine Universität für die Industrie entstehen sehen.... Es wird dies Altar gegen Altar sein ... u. s. w."

Das Eigenthümliche einer lichtvollen Idee besteht darin, daß sie alle angrenzenden Fragen mit erhellt. So giebt der Gewerbeunterricht Herrn Chevalier zugleich ein sehr wirksames Mittel an die Hand, beiläufig auch den Knoten der Steitfrage zwischen der Geistlichkeit und der Universität über die Freiheit des Unterrichts zu durchhauen.

„Man muß gestehen, der Geistlichkeit wird genug zugestanden, wenn man das Lateinische als Grundlage des Unterrichts fortbestehen läßt. Die Geistlichkeit versteht eben so gut Lateinisch wie die Universität; es ist seine recht eigentliche Sprache. Ueberdies ist ihr Unterricht billiger; so muß sie denn nothwendig einen großen Theil der Jugend an sich ziehen in ihre kleinen Seminarien und zu ihren übungsreichen Einrichtungen...."

Der Schluß daraus ergiebt sich ganz von selbst: ändere den Gegenstand des Unterrichts und du entkatholisirst das Königreich; da nun die Geistlichkeit weiter Nichts versteht als Lateinisch und die Bibel, da sie in ihrem Schooß weder Magistros artium, noch Landwirthe, noch Rechnungsbeamte zählt, da unter ihren vierzigtausend Priestern vielleicht nicht zwanzig im Stande sind, einen Plan aufzunehmen oder einen Nagel zu schmieden, so wird man bald sehen, wem die Familienväter den Vorzug geben, der Industrie oder dem

Brevier, und ob sie nicht der Meinung sind, die Arbeit sei die schönste der Sprachen zum Gebet.

So würde er zu Ende gehen, dieser lächerliche Gegensatz zwischen religiöser Erziehung und profaner Wissenschaft, Geistigem und Weltlichem, Vernunft und Glauben, Altar und Thron, veralteten Ausdrücken, die fortan keinen Sinn haben, mit denen man aber noch immer das gutmüthige Publikum zum Besten hält, bis es einmal böse wird.

Herr Chevalier besteht übrigens nicht auf dieser Lösung; er weiß, daß Religion und Monarchie zwei Partner sind, die sich zwar fortwährend in den Haaren liegen, aber doch nicht ohne einander leben können. Um keinen Verdacht zu erregen, wirft er sich auf eine andere revolutionäre Idee, die der Gleichheit.

„Frankreich ist im Stande, der polytechnischen Schule zwanzigmal so viel Zöglinge zu liefern, als gegenwärtig in dieselbe aufgenommen werden. (Also, da die durchschnittliche Schülerzahl 176 ist, 3,520.) Die Universität braucht es nur zu wollen ... Wenn meine Meinung einiges Gewicht hätte, so würde ich behaupten, daß die mathematischen Anlagen weit weniger eine besondere Eigenschaft sind, als man insgemein glaubt. Ich erinnere an den Erfolg, mit welchem Kinder, die man so zu sagen auf gut Glück in den Straßen von Paris aufgriff, den Unterricht La Martinières nach der Methode des Kapitäns Tabareau durchmachen."

Wenn der Sekundärunterricht nach dem Plane des Herrn Chevalier reformirt und von allen jungen Franzosen benutzt würde, während ihn gewöhnlich nur 90,000 benutzen, so könnte man die Zahl der besondern Mathematiker von 3,520 ohne Uebertreibung auf 10,000 vermehren; eben so gut aber würde es 10,000 Künstler, Philologen und Philosophen, 10,000 Mediciner, Physiker, Chemiker und Naturhistoriker, 10,000 Oekonomen, Juristen und Kameralisten, 20,000 Industrielle, Oberaufseher, Kaufleute und Rechner, 40,000 Landwirthe, Winzer, Bergleute u. s. w., zusammen 100,000 Befähigte in jedem Jahr, also ungefähr ein Drittel der gesammten Jugend, geben. Die Uebrigen, welche statt besonderer nur gemischte Fähigkeiten besäßen, müßten sich ohne weitere Rücksichten in alle Fächer einreihen.

Es ist sicher, daß ein so mächtiger geistiger Aufschwung den Fortschritt der Gleichheit beschleunigen würde, und ich zweifle nicht im Geringsten, daß dies der geheime Wunsch Herrn Chevaliers ist. Allein gerade dies ist es, was mich beruhigt: an Talenten fehlt es nie, eben so wenig als an Bevölkerung, und die Aufgabe besteht darin, jenen Beschäftigung, dieser Brot zu verschaffen.

Es hilft Nichts, wenn Herr Chevalier uns sagt:

„Der Sekundärunterricht würde weniger Anlaß geben zu der Klage, daß er ganze Wogen von Ehrgeizigen in die Gesellschaft spüle, denen es an allen Mitteln fehle, ihre Wünsche zu befriedigen, und die darum auf einen Umsturz des Staates erpicht seien, ungeübte und unbrauchbare Leute, die zu Nichts taugten und doch zu Allem geschickt zu sein glaubten, besonders aber zur Leitung der Staatsangelegenheiten. Die wissenschaftlichen Studien wirken weniger überspannend auf den Geist. Sie klären ihn auf und regeln ihn zugleich; sie machen den Menschen geeignet fürs praktische Leben ..."

Diese Sprache, entgegne ich ihm, möge man mit Patriarchen reden: ein Professor der Staatsökonomie muß mehr Achtung für seinen Lehrstuhl und seine Zuhörerschaft hegen. Die Regierung hat jährlich nur hundert und zwanzig Stellen offen für die hundert und sechsundsiebenzig jährlichen Zöglinge der polytechnischen Schule. Welche Verlegenheit müßte entstehen, wenn zehntausend oder auch nur, um Herrn Chevaliers Zahl beizubehalten, dreitausend fünfhundert jährliche Aufnahmen stattfänden? Ziehen wir die Gesammtheit in Betracht, so giebt es im Ganzen 60,000 Civilämter, mithin 3000 jährliche Vakanzen. In welche schreckliche Lage käme die Staatsgewalt, wenn sie auf die Reformpläne des Herrn Chevalier einginge, und sich nun von 50,000 Bewerbern umlagert sähe? Man hat den Republikanern oft folgende Einwendung gemacht, ohne daß sie dieselbe zu beantworten vermochten: Wenn Jedermann das Wählerrecht besitzt, werden darum die Abgeordneten besser, und wird das Proletariat besser daran sein? Dieselbe Frage richte ich an Herrn Chevalier: wenn Ihnen jedes Schuljahr hunderttausend Befähigte bringt, was wollen Sie mit denselben anfangen?

Um diese interessante Jugend unterzubringen, werden Sie heruntersteigen müssen bis zu den untersten Staffeln der Beamten-

hierarchie. Sie werden den jungen Mann, nachdem er funfzehn Jahre den erhabensten Studien obgelegen, nicht wie heutzutage als anwartenden Ingenieur, als Unterlieutenant in der Artillerie, als Schiffsfähnrich, als Substitut, Kontroleur u. s. w. seine Laufbahn antreten lassen, sondern in der unedeln Stellung eines Pionniers, eines Trainsoldaten, eines Baggerarbeiters, eines Schiffsjungen, Faschinenbinders u. s. f. Da muß er denn warten bis der Tod die Reihen vor ihm lichtet, und ihn eine Spanne weiter vorwärts bringt. Dann kann es sich also ereignen, daß ein Mann, der seinen Kursus in der polytechnischen Schule durchgemacht hat, und einen Vauban abgeben könnte, als Wegwärter auf einer Landstraße zweiter Klasse oder als Korporal in einem Regiment sein Leben beschließt.

O, um wieviel einsichtsvoller hat sich der Katholicismus bewiesen, und wie sehr hat er auch Alle, St. Simonisten, Republikaner, Universitätsmänner und Oekonomen übertroffen an Menschen- und Gesellschaftskenntniß! Der Priester weiß, daß unser Leben nur eine Pilgerfahrt ist, und daß unsere Vollendung hienieden nicht verwirklicht werden kann. So begnügt er sich denn auf Erden mit den ersten Anlagen einer Erziehung, die ihre Ergänzung im Himmel finden soll. Der Mensch, den die Religion gebildet, begnügt sich damit, zu wissen, zu thun und zu erreichen, was seiner irdischen Bestimmung genügt, und so kann er für die Regierung niemals ein Gegenstand der Verlegenheit werden: leichter würde er ein Märtyrer derselben. O du vielgeliebte Religion, muß ein Bürgerthum, welches deiner so sehr bedarf, dich verkennen?! ...

In welche entsetzlichen Kämpfe des Ehrgeizes und Elends stürzt uns diese Manie allgemeiner Bildung! Wozu soll die Gewerbserziehung nutzen, was sollen auch Ackerbau und Handelsschulen, wenn eure Studirenden weder Güter noch Kapitalien besitzen? Und wozu soll man sich bis ins zwanzigste Jahr den Kopf vollpfropfen mit allerlei Wissenschaft, um nachher bei der Spinnmaschine Fäden zu knüpfen oder in der Tiefe eines Schachtes Kohlen zu schürfen? Wie, habt ihr nicht, wie ihr selbst zugesteht, nur 3000 Stellen jährlich zu vergeben an die jährlich möglichen 50,000 Befähigten, und ihr könnt noch von der Stiftung neuer Schulen reden? Bleibt lieber bei euerm System der Ausschließung und des Privilegiums,

einem System, das so alt ist wie die Welt, welches die Stütze der Dynastien und Patriciate, welches das wahre Werkzeug ist, die Menschen zu kastriren, um die Lüste einer Kaste von Sultanen sicher zu stellen. Laßt euch den Unterricht theuer bezahlen, vermehrt die Hindernisse, haltet ihn durch langwierige Prüfungen fern, den Sohn des Proletariers, dem der Hunger nicht erlaubt zu warten, und begünstigt mit aller Macht, die euch zu Gebote steht, die geistlichen Schulen, in denen man für das künftige Leben arbeiten, verzichten, fasten, die Großen ehren, den König lieben und zu Gott beten lernt. Denn jedes unnütze Studium wird früher oder später aufgegeben, und die Wissenschaft ist Gift für Sklaven.

Gewiß, Herr Chevalier ist zu scharfsinnig, als daß er die Konsequenzen seiner Idee nicht sollte erkannt haben. Allein er hat im Stillen gedacht, — und man kann seiner guten Absicht nur Beifall zollen —: Die Menschen müssen vor allen Dingen Menschen sein: was dann weiter kommt, wollen wir sehen, wenn wir dann noch leben.

So gehen wir also auf gut Glück ins Blaue hinein, geführt von der Vorsehung, die uns nur warnt, wenn uns bereits ihre Nackenschläge treffen: Und das ist der Anfang wie das Ende der Staatsökonomie.

Im Gegensatz zu Herrn Chevalier, dem Professor der Staatsökonomie am Collége de France, ist Herr Dunoyer, Oekonom des Instituts, gegen die Organisation des Unterrichts. Die Organisation des Unterrichts ist nur eine Unterart der Organisation der Arbeit; also lautet sein Urtheil: überhaupt keine Organisation. Der Unterricht, bemerkt Herr Dunoyer, ist ein Gewerbe, nicht ein Amt: wie alle Gewerbe muß er frei bleiben. Nur der Kommunismus, der Socialismus, die revolutionäre Tendenz, deren Hauptträger Robespierre, Napoleon, Ludwig XVIII. und Herr Guizot waren und sind, welche die unheilvollen Ideen der Centralisation und der Hineinnahme jeder Thätigkeit in den Staat bei uns ausgesäet haben. Die Presse ist frei und die Reden der Journalisten eine Waare, die Religion nicht minder, und wer ein geistlich Kleid trägt, sei es kurz oder lang, wenn er nur die Neugier des Publikums zu stacheln versteht, kann seinen Zuhörerkreis um sich versammeln. Herr Lacordaire hat seine Frommen, Herr Leroux seine Apostel, Herr

Buchez sein Kloster. Warum soll der Unterricht nicht auch frei sein? Wenn das Recht des Schülers als das des Käufers unzweifelhaft ist, so ist das Recht des Lehrers, der nur eine Art von Käufer ist, nur die andere entsprechende Seite desselben, und es ist unmöglich, die Freiheit des Unterrichts anzutasten, ohne der köstlichsten Freiheit, der Gewissensfreiheit, Gewalt anzuthun. Wenn ferner, setzt Herr Dunoyer hinzu, der Staat Jedermann Unterricht schuldig ist, so wird man bald behaupten, er müsse auch für Arbeit, dann für Wohnung, dann für Kost sorgen .... und wohin soll das zuletzt führen?

Die Beweisführung Herrn Dunoyers ist unwiderleglich. Den Unterricht organisiren heißt jedem Bürger das Versprechen einer anständigen Anstellung und eines komfortabeln Gehalts geben; diese beiden Begriffe sind eben so innig verbunden wie die des arteriellen und des venösen Blutumlaufs. Allein die Theorie des Herrn Dunoyer enthält auch dies: daß der Fortschritt nur für eine gewisse Auswahl der Menschheit Wahrheit hat, für neun Zehntel unseres Geschlechts dagegen die Barbarei der ewige Zustand bleibt. Dies macht sogar nach Herrn Dunoyer das Wesen der Gesellschaften aus, das sich in drei Zeitformen, als Religion, Hierarchie und Bettlerthum darlegen soll. In diesem System, das übereinkommt mit den Systemen Destutt de Tracy's, Montesquieu's und Plato's, ist somit die Antinomie der Theilung wie die des Werthes unauflöslich.

Es gewährt mir, ich muß es gestehen, ein unaussprechliches Vergnügen, zu sehen, wie Herr Chevalier, der Verfechter der Centralisation des Unterrichts, von Herrn Dunoyer, dem Verfechter der Freiheit, bekämpft wird, wie Herr Dunoyer hinwiederum im Gegensatz steht zu Herrn Guizot, Herr Guizot, der Repräsentant der Centralisationsmänner, im Widerspruch mit der Charte, welche die Freiheit als Princip aufstellt; wie die Charte mit Füßen getreten wird von den Universitätsmännern, welche das Privilegium des Unterrichts für sich allein in Anspruch nehmen, ungeachtet des ausdrücklichen Gebots im Evangelium: Gehet hin und lehret u. s. w.; wie endlich über diesem Toben der Oekonomen, Gesetzgeber, Minister, Akademiker, Professoren und Priester die ökonomische Vorsehung das Evangelium Lügen straft und ausruft: Ihr Schulmeister, was soll ich denn mit eurer Bildung anfangen?

Wer zieht uns aus dieser Klemme? Herr Rossi neigt sich zu einem gewissen Eklekticismus hin: Zu wenig getheilt, sagt er, bleibt die Arbeit unproduktiv; zu sehr getheilt, verdummt sie den Menschen. Die Weisheit liegt zwischen diesen Extremen: in medio virtus. —

Zum Unglück ist diese Mittelweisheit weiter Nichts, als mittelmäßige Noth verbunden mit mittelmäßigem Reichthum, so daß das wirkliche Verhältniß nicht im Mindesten geändert ist. Das Verhältniß des Guten und Bösen ist nicht mehr = 100 : 100, sondern = 50 : 50, was uns ein für alle Mal als Maaßstab für den Eklekticismus dienen kann. Uebrigens steht Herrn Rossi's rechte Mitte in geradem Widerspruch mit dem großen ökonomischen Gesetz, welches gebietet: mit den geringstmöglichsten Kosten die größtmöglichste Quantität von Werthen zu produciren. ... Wie aber soll die Arbeit ihre Bestimmung erfüllen ohne eine bis ins Aeußerste gehende Theilung? Wir wollen etwas tiefer einzudringen suchen.

„Alle Systeme, sagt Herr Rossi, alle ökonomischen Hypothesen gehören dem Oekonomen an; allein der einsichtbegabte, freie, zurechnungsfähige Mensch steht unter der Herrschaft des Sittengesetzes ... Die Staatsökonomie ist nur eine Wissenschaft, welche die Verhältnisse der Dinge untersucht und daraus die Folgerungen ableitet. Sie untersucht die Wirkungen der Arbeit: ihr müßt in der wirklichen Anwendung die Arbeit je nach der Wichtigkeit des Zwecks anwenden. Wenn die Anwendung der Arbeit einem Zweck, der erhabener ist, als die Produktion des Reichthums, entgegen ist, so muß man sie unterlassen ... Angenommen, es wäre ein Mittel zur Erhöhung des Nationalreichthums, die Kinder funfzehn Stunden täglich arbeiten zu lassen: die Moral würde sagen, daß das nicht erlaubt sei. Beweist dies, daß die Nationalökonomie falsch ist? Nein, es beweist nur, daß wir vermissen, was von einander zu trennen ist.

Wenn Herr Rossi etwas mehr von jener gallischen Naivetät besäße, die der Ausländer sich so schwer aneignet, so würde er ganz einfach, wie Frau v. Savigné sagt, seine Zunge den Hunden vorgeworfen haben. Aber ein Professor muß nun einmal reden, reden und reden, nicht etwa um Etwas zu sagen, sondern um nur nicht stumm stehen zu bleiben. Herr Rossi dreht sich dreimal

um die Frage rund herum und dann legt er sich nieder; gewissen Leuten genügt das zu glauben, er habe geantwortet.

Gewiß, es ist schon ein böses Zeichen für eine Wissenschaft, wenn sie in ihrer Entwicklung nach den ihr eigenen Principien bei einem gewissen Punkt dahin gelangt, daß eine andere Wissenschaft sie Lügen straft, wie es zum Beispiel der Fall ist, wenn die Postulate der Staatsökonomie sich als denen der Moral entgegengesetzt erweisen, da ich annehme, daß die Moral eben so gut eine Wissenschaft ist wie die Staatsökonomie. Wie steht es denn mit der menschlichen Erkenntniß, wenn alle ihre Sätze sich untereinander aufheben, und worauf soll man sich dann noch verlassen? Die Theilarbeit ist eine Sklavenbeschäftigung, aber doch die einzige, die wahrhaft fruchtbar ist; die ungetheilte Arbeit gehört nur dem Freien, aber sie trägt ihren Aufwand nicht ein. Auf der einen Seite sagt uns die Staatsökonomie: seid reich! auf der anderen die Moral: seid frei; und Herr Rossi, der im Namen beider spricht, macht uns gleichzeitig bemerklich, daß wir weder frei noch reich sein können, weil jedes nur halb sein, es gar nicht sein heißen würde. Die Lehre des Hrn. Rossi ist weit entfernt, dies zwiefache Streben der Menschheit zu befriedigen, und verfällt, um nicht ausschließlich zu sein, in den Fehler, uns Alles zu rauben. Sie ist, nur in einer anderen Form, die Geschichte des Repräsentativsystems.

Allein der Widerstreit ist noch bei Weitem tiefer, als der Blick Hrn. Rossi's reicht. Denn da nach der allgemeinen Erfahrung, die in diesem Punkt mit der Theorie übereinstimmt, der Lohn in demselben Maaße abnimmt, als sich die Theilung der Arbeit erweitert, so ist es klar, daß wir darum noch nicht den Reichthum erlangen, wenn wir uns der Sklaverei der Theilarbeit unterwerfen. Dadurch ist nichts erreicht, als daß die Menschen in Maschinen verwandelt sind, wie ein Blick auf die arbeitende Bevölkerung der alten und neuen Welt lehrt. Da aber auf der anderen Seite ohne die Theilung der Arbeit die Gesellschaft in Barbarei zurücksinkt, so ist es hinwiederum einleuchtend, daß man darum noch nicht zur Freiheit gelangt, wenn man den Reichthum aufopfert, wovon uns alle nomadischen Völkerstämme in Asien und Afrika überzeugen.

Es ist also eine Nothwendigkeit, ein unbedingtes Gebot, sowohl der ökonomischen Wissenschaft, als der Moral, das Problem der Theilung zu lösen. Wie weit aber sind damit die Oekonomen gediehen? Was hat man geantwortet, seitdem vor mehr denn dreißig Jahren Lemontey eine Bemerkung Smiths entwickelte und den entsittlichenden, mörderischen Einfluß der Theilung der Arbeit hervorhob? Welche Untersuchungen hat man angestellt, welche Kombinationen vorgeschlagen? Ja, ist die Frage auch nur verstanden worden?

Jahr für Jahr geben die Oekonomen Rechenschaft von der Bewegung des Handels der europäischen Staaten, und das mit einer Genauigkeit, die ich mehr loben würde, wenn ich sie nicht stets unfruchtbar bleiben sähe. Sie wissen, wie viel Meter Tuch, wie viel Stücke Seidenzeug, wie viel Kilogramm Eisen fabricirt wurden; sie wissen, wie viel per Kopf an Getreide, Wein, Zucker, Fleisch verbraucht wurde: kurz, es ist, als wäre es für sie das non plus ultra der Wissenschaft, Zahlenermittlungen zu veröffentlichen, und als wäre ihr höchster Gedanke der, die Generalkontroleure der Nationen zu werden. Noch nie hat eine solche Masse aufgehäuften Materials der Forschung eine schönere Perspektive dargeboten. Was hat man gefunden? Welches neue Princip ist aus dieser Masse ans Licht getreten? Welche Lösung der zahlreichen alten Probleme ist daraus hervorgegangen, welche neue Richtung haben die Studien dadurch erhalten?

Eine Frage unter anderen scheint zu einem entscheidenden Urtheilsspruch reif zu sein: die des Pauperismus. Der Pauperismus ist heutzutage die bestbekannte von allen Eigenthümlichkeiten der civilisirten Welt. Man weiß so ziemlich, woher derselbe entsteht, wann und wie er eintritt und was er kostet; man hat sein Verhältniß zu den verschiedenen Stufen der Civilisation berechnet, und hat sich zugleich überzeugt, daß alle specifischen Mittel ohnmächtig gewesen sind, durch die man ihn bisher bekämpft hat. Der Pauperismus ist in Gattungen, Arten und Unterarten eingetheilt; er hat seine vollständige Naturgeschichte, die einen der wichtigsten Zweige der Anthropologie bildet. Gut! Was jedoch unwiderleglich aus allen gesammelten Thatsachen hervorgeht, was man aber nicht gesehen

hat und nicht sehen wollte, was die Oekonomen hartnäckig mit Stillschweigen übergehen, das ist die Thatsache, daß der Pauperismus ein in ihrer Verfassung beruhendes, chronisches Uebel der Gesellschaften ist, so lange der Widerstreit zwischen Arbeit und Kapital besteht, und daß dieser Widerstreit nur durch eine völlige Negation der Staatsökonomie zu seinem Ende gebracht werden kann. Welchen Ausweg aus diesem Labyrinth haben die Oekonomen entdeckt?

Dieser letzte Punkt verdient, daß wir uns einen Augenblick bei ihm aufhalten.

In der ursprünglichen Gemeinschaft ist die Noth, wie ich im vorigen Paragraphen bemerklich gemacht, der allgemeine Zustand.

Die Arbeit ist der dieser Noth erklärte Krieg.

Die Arbeit organisirt sich, zunächst durch die Theilung, dann durch die Maschinen, dann durch die Konkurrenz, dann u. s. f.

Es fragt sich nun, liegt es nicht vielleicht im Wesen dieser Organisation, wie sie uns in der Staatsökonomie gegeben vorliegt, gleichzeitig mit der Aufhebung der Noth der Einen die Noth der Anderen auf eine unabwendbare und unüberwindliche Weise zu verschlimmern? Das ist die Fassung, welche man der Frage des Pauperismus geben muß, das die Weise, in der wir sie zu lösen unternommen haben.

Was bedeutet das ewige Fraubasengeschwätz der Oekonomen über die Sorglosigkeit der Arbeiter, ihre Trägheit, ihren Mangel an Selbstgefühl, ihre Unwissenheit, ihr lüderliches Leben, ihre vorzeitigen Heirathen u. s. w.? Alle diese Laster und Völlereien sind nichts als der Mantel des Pauperismus; aber die Ursache, die erste Ursache, welche unabwendlich vier Fünftel des Menschengeschlechts im Zustande der Schmach zurückhält, wo liegt sie verborgen? Hat die Natur nicht alle Menschen gleich ungesittet, gleich widerspänstig gegen die Arbeit, gleich geil und roh erschaffen? Der Patricier und der Proletarier, wurden sie nicht aus demselben Thone gebildet? Woran liegt es, daß nach so langen Jahrhunderten, nach so vielen Wunderthaten der Industrie, der Wissenschaften und Künste das Wohlsein und die Geschliffenheit nicht das Erbtheil Aller haben werden können? Wie kommt es, daß in Paris und London, den Centralpunkten der gesellschaftlichen Reichthümer, das Elend eben so grauenhaft

ist, wie in den Zeiten Cäsars und Agricolas? Wie hat neben dieser raffinirten Aristokratie die Masse so ungebildet bleiben können? Man klagt die Laster des Volkes an, aber die Laster der vornehmen Klasse scheinen nicht geringer, vielleicht sind sie sogar größer. Die Erbsünde ist bei Allen gleich. Wie kommt es, muß ich noch einmal fragen, daß die Taufe der Civilisation nicht bei Allen gleich wirksam gewesen ist? Ist nicht vielleicht der Fortschritt selbst ein Privilegium, und der Mensch, welcher weder Pferd noch Wagen besitzt, dazu verdammt, ewig im Schmutze zu waten? Was sage ich! Dem, der gänzlich entblößt ist, kommt nicht einmal der Wunsch des Heils: er ist so tief gefallen, daß selbst der Ehrgeiz in seinem Herzen erloschen ist.

„Von allen Privattugenden, bemerkt Hr. Dunoyer mit dem größesten Rechte, ist die nothwendigste, die uns allmälig auch alle anderen zu eigen macht, die Liebe zum Wohlsein, ein mächtiges Verlangen, sich aus der Noth und Verworfenheit emporzuarbeiten, jener mit dem Gefühl der Würde unzertrennlich verbundene Wetteifer, der dem Menschen nicht erlaubt, sich mit einer untergeordneten Lage zu verbinden . . . . Allein dies Gefühl, das so natürlich scheint, ist leider weit weniger allgemein, als man glaubt. Es giebt wenig Vorwürfe, welche die sehr große Mehrheit der Menschen minder verdient, als der Vorwurf, welchen die ascetischen Moralisten ihr machen, sie sei zu sehr bedacht auf ihr Wohlbehagen: den umgekehrten Vorwurf könnte man ihr mit ungleich größerem Rechte machen. . . Selbst das ist eine hervorstechende Eigenschaft der menschlichen Natur, daß der Mensch, je weniger Aufklärung und Hülfsmittel derselbe besitzt, desto weniger Verlangen fühlt, sie sich anzueignen. Die elendesten Wilden und die unaufgeklärtesten Menschen sind gerade diejenigen, denen sich am Schwierigsten Bedürfnisse beibringen lassen und bei denen es die größeste Mühe kostet, in ihnen den Wunsch lebendig zu machen, aus ihrem Zustande herauszutreten. Somit muß sich der Mensch bereits ein gewisses Wohlsein durch die Arbeit verschafft haben, bevor er mit einiger Lebhaftigkeit das Bedürfniß fühlen kann, seine Lage zu verbessern, sein Dasein zu vervollkommnen, was ich eben die Liebe zum Wohlsein nenne.“ (De la liberté du travail T. II. p. 80.)

Somit entspringt die Noth der arbeitenden Klassen im Allgemeinen aus dem bei ihnen obwaltenden Mangel an Geist und Herz, oder, wie Hr. Passy es irgendwo gesagt hat, aus der Schwachheit und Trägheit ihrer moralischen und geistigen Fähigkeiten. Diese Trägheit liegt daran, daß besagte arbeitende Klassen, noch zur Hälfte im Zustande der Wilden befindlich, das Verlangen nach einer Verbesserung ihres Zustandes nicht mit genügender Lebhaftigkeit empfinden: darauf eben weist Hr. Dunoyer hin. Da nun aber das Fehlen dieses Verlangens selbst eine Wirkung der Noth ist, so folgt daraus, daß Elend und Apathie beide für einander sowohl Wirkung, als Ursache sind, und daß das Proletariat mit einem Zirkel in sich zurückläuft.

Um aus diesem Abgrunde herauszukommen, wäre entweder Wohlsein, d. h. eine fortschreitende Vermehrung des Lohns, oder Einsicht und Muth, d. h. eine fortschreitende Entwickelung der Fähigkeiten nothwendig: zwei Dinge, die der Erniedrigung des Leibes und der Seele, welche die natürliche Wirkung der Arbeitstheilung ist, schnurstracks entgegengesetzt sind. Das Unglück des Proletariats ist also ein durchaus providentielles, und seine Vertilgung unternehmen, hieße nach den gegenwärtigen Begriffen der Staatsökonomie geradezu die Windsbraut der Revolution heraufbeschwören.

Daß nämlich das allgemeine Bewußtsein, welches einerseits im Egoismus der Reichen, andererseits in der Apathie des Proletariats seinen Ausdruck findet, eine menschengemäße Vergütung demjenigen verweigert, der nur den Dienst eines Hebels oder einer Triebkraft thut, das hat seinen tiefen Grund, einen Grund, welcher aus den höchsten Erwägungen der Moral geschöpft ist. Könnte, was freilich unmöglich ist, der Theilarbeiter des materiellen Wohlseins theilhaftig werden, so würde daraus eine Mißerscheinung hervorgehen: die mit widerwärtigen Arbeiten beschäftigten Arbeiter würden werden wie jene Römer, die sich überstopft mit den Reichthümern der Welt, und deren abgestumpfter Sinn sogar dazu unfähig geworden war, Genüsse zu erfinden. Wohlsein ohne Erziehung stumpft das Volk ab und macht es übermüthig. Schon das fernste Alterthum hat diese Bemerkung gemacht. Incrassatus est et recalcitravit, sagt das Deuteronomium. Uebrigens hat sich der Theilarbeiter selbst gerichtet:

er ist zufrieden, wofern er nur Brot und ein Bett zum Schlafen hat, und sich Sonntags einen Rausch trinken kann. Jeder andere Zustand würde ihm nur nachtheilig sein und die öffentliche Ordnung gefährden.

In Lyon lebt eine Menschenklasse, die mit Genehmigung der Stadtbehörde ein Monopolrecht genießt und dadurch einen Lohn verdient, der höher ist als die Besoldung der Fakultätsprofessoren und der Bureauchefs der Ministerien: die Klasse der Sackträger. Der Auf- und Abläderlohn für gewisse Häfen Lyons beträgt nach den Tarifen der Rigues oder Sackträgerzünfte 30 Cent. für 100 Kil. Bei diesem Satz verdient ein Mann nicht selten 12, 15 bis 20 Franken den Tag: er braucht nur vierzig bis fünfzig Säcke aus einem Fahrzeug in den Speicher zu tragen. Welche günstige Lage für die Entwickelung der Einsicht sowohl für die Kinder als für die Väter, wenn der Reichthum an sich selbst und durch die Muße, die er verschafft, ein sittlich bildendes Princip wäre! Allein davon ist gar nicht die Rede: die Sackträger Lyons sind heute dieselben, die sie stets gewesen sind, Trunkenbolde, lüderliche, brutale, übermüthige, selbstsüchtige und gemeine Menschen. Es ist schmerzlich, es zu sagen, allein ich halte diese Erklärung für eine Pflicht, weil sie Wahrheit enthält: eine der ersten Reformen, die man unter den arbeitenden Klassen wahrnehmen muß, wird die sein, daß man die Löhne einiger herabsetzt, während man zugleich die der anderen erhöht. Das Monopol wird dadurch, daß es im Besitz der arbeitenden Klassen ist, um nichts achtungswerther, zumal wenn es nur dazu dient, den rohesten Individualismus zu erhalten. Der Aufstand der Seidenarbeiter fand bei den Sackträgern und im Allgemeinen bei allen Flußfrachtarbeitern keine Theilnahme, vielmehr sogar feindlichen Widerstand. Nichts ist im Stande, sie anzufechten, was außerhalb der Häfen vorgeht. Sie sind von vorne herein für den Despotismus zugestutzte Lastthiere und werden sich nie mit der Politik abgeben, wofern man nur ihr Privilegium aufrecht erhält. Gleichwohl muß ich zu ihrer Entschuldigung hinzusetzen, daß seit einiger Zeit, nachdem die Nothwendigkeiten der Konkurrenz eine Bresche in die Tarife gebrochen, geselligere Gesinnungen bei diesen derben Naturen zu erwachen beginnen: Noch einige mit ein Wenig Noth gewürzte

Ermäßigungen der Löhne, und die Lyoneser Sackträger werden den Kernhaufen bilden, wenn es gilt, die Bastillen zu stürmen.

Kurz, es ist unmöglich, widersprechend, daß bei dem gegenwärtigen System der Gesellschaften das Proletariat durch Erziehung zum Wohlsein, oder umgekehrt, durch Wohlsein zur Erziehung gelange. Denn ungerechnet, daß der Proletarier, der Maschinenmensch, eben so wenig den Wohlstand als die Bildung zu ertragen fähig ist, ist es einerseits bewiesen, daß sein Lohn stets weniger zum Steigen als zum Sinken hinneigt, andererseits daß die Kultur seiner Einsicht, selbst wenn er sie erlangen könnte, für ihn nutzlos sein würde. Somit wird er unerläßig hingerissen zur Barbarei und Noth. Alles, was man in diesen letzten Jahren in Frankreich und England versucht hat, um das Loos der armen Klassen zu bessern, die Maaßregeln in Bezug auf die Arbeit der Frauen und Kinder und den Elementarunterricht, wurde, wofern es nicht die Frucht eines hinterhaltigen radikalistischen Gedankens war, im Widerspiel zu den Sätzen der Staatsökonomie und zum Nachtheil der bestehenden Ordnung unternommen. Für die Masse der Arbeiter ist der Fortschritt stets das Buch mit sieben Siegeln, und Widersinnigkeiten der Gesetzgebung sind wahrlich keine Mittel, das erbarmungslose Räthsel zu lösen.

Haben nun allerdings die Oekonomen bei dem ewigen Wiederdurchbeuteln ihrer hergebrachten alten Geschichten zuletzt sogar das Verständniß für die Sachen der Gesellschaft verloren, so kann man doch eben so wenig behaupten, daß die Socialisten die Antinomie, welche die Theilung der Arbeit aufstellt, besser gelöst hätten. Im Gegentheil, sie sind stehen geblieben bei der Negation; denn heißt es nicht stets bei der Negation stehen bleiben, wenn man z. B. der Einförmigkeit der Theilarbeit eine sogenannte Mannichfaltigkeit entgegensetzt, vermöge deren Jeder an einem und demselben Tage zehn, fünfzehn, zwanzig Mal, kurz ganz nach Belieben, mit seiner Beschäftigung abwechseln könne? Als ob die Arbeit dadurch schon synthetisch würde, wenn man zwanzig Mal täglich den Gegenstand einer zertheilten Leistung wechselt! oder als könnten, was daraus folgen würde, zwanzig Bruchtheile von den Arbeitstagen verschiedener mechanischer Hanthierungen zusammen dem Arbeitstage eines

Künstlers an Werth und Würde gleichkommen! Angenommen selbst, diese industrielle Flatterei wäre ausführbar (und man kann von vorne herein behaupten, daß sie sogleich verschwinden müßte vor der Nothwendigkeit, die Arbeiter verantwortlich zu machen, mithin die einzelnen Verrichtungen ein für alle Mal an bestimmte Personen zu vertheilen), so würde sie doch gar nichts ändern am leiblichen, sittlichen und geistigen Zustande des Arbeiters; höchstens könnte sie durch die zeitvergeudende Zerstreuung seine Unfähigkeit und somit seine Abhängigkeit noch mehr befestigen. Uebrigens gestehen dies die Bannerträger der Organisation, die Kommunisten u. A. selber ein. Es kommt ihnen so wenig in den Sinn, die Antinomie der Theilung lösen zu wollen, daß sie Alle als wesentliche Bedingung der Organisation die Hierarchie der Arbeit annehmen, d. h. die Klasseneintheilung der Arbeiter in Theilarbeiter, und so zu sagen Verallgemeinerer oder Synthetiker (Zusammensetzer); auch ist in allen ihren nirgendheimischen Systemen die Verschiedenheit der Fähigkeiten, diese Grundlage oder ewiger Vorwand der Gütergleichheit als Angelpunkt angenommen. Reformatoren, deren Pläne sich nur durch Logik empfehlen konnten, die zuerst gegen die Einfachheit (simplisme), Eintönigkeit, Einförmigkeit und Zerstückelung der Arbeit predigten, dann aber eine bloße Mehrheit (pluralité) für eine Synthese ausgeben und als solche vorschlagen —: solche Erfinder sind gerichtet und müssen noch einmal in die Schule geschickt werden.

Welche Lösung, wird der Leser gewiß fragen, welche Lösung weißt du uns denn zu geben, Herr Kritiker? So zeige uns die Synthese, welche die Verantwortlichkeit, die Persönlichkeit, mit einem Wort die Besonderheit des Arbeiters erhält und doch die höchste Theilung und die größeste Mannichfaltigkeit zu einem umfassenden und harmonischen Ganzen zu vereinigen im Stande ist.

Meine Antwort steht bereit: Befragen wir die Thatsachen, ziehen wir die Menschheit zu Rathe; wir können keinen besseren Führer wählen. Nächst den Schwankungen des Werths ist die Theilung der Arbeit d i e ökonomische Thatsache, welche den merklichsten Einfluß ausübt auf die Gewinne und Löhne. Sie ist die erste Visirstange, welche die Vorsehung auf dem Felde der Industrie eingeschlagen hat, der Ausgangspunkt der großartigen Vermessung,

welche am Ende für Jeden und für Alle Rechte und Pflichten abmarken muß. Folgen wir also unseren Anzeichen, denn wenn wir ihre Fährte verlassen, so können wir uns nur verirren und verlieren:

Tu longe sequere, et vestigia semper adora.

Viertes Kapitel.

Zweite Epoche: Die Maschinen.

„Mit tiefem Bedauern habe ich die Fortdauer des Nothstandes in den Manufakturdistrikten des Landes gesehn."

So äußerte sich die Königin Viktoria in ihrer Thronrede zur Eröffnung des Parlaments.

Ist irgend etwas geeignet, die Herrscher nachdenklich zu machen, so ist es die Thatsache, daß sie vermöge der Verfassung der Gesellschaft selbst und der Natur ihrer Gewalt, sie mögen nun das menschliche Elend als mehr oder minder gerührte oder ungerührte Zuschauer ansehen, völlig ohnmächtig sind die Leiden der Völker zu heilen. Ja, es ist ihnen sogar verwehrt, sich mit denselben zu befassen. Alle Fragen in Bezug auf Arbeit und Lohn, sagen einstimmig alle ökonomischen und repräsentativen Theoretiker, müssen außerhalb der Machtbefugnisse der höchsten Gewalt bleiben. Aus der Höhe der ruhmumstrahlten Sphäre, in welche die Religion die Throne, die Herrschaft, die Fürstenmacht, die Mächte und den ganzen himmlischen Hofstaat gestellt hat, schauen sie, den Stürmen unzugänglich, herab auf die Qual der Gesellschaften; aber ihre Macht erstreckt sich nicht auf die Wogen und Winde. Die Könige vermögen nichts für das Heil der Sterblichen. Und in Wahrheit, diese Theoretiker haben Recht: der Fürst ist eingesetzt, um zu erhalten, aber nicht um Revolution zu machen, um die Wirklichkeit zu beschirmen, nicht aber

um das Nirgendheim einzuführen. Er ist der Repräsentant des einen der antagonistischen Principien: wenn er nun die Harmonie schaffen wollte, würde er sich selbst ausscheiden, was von seiner Seite im höchsten Grade verfassungswidrig und absurd wäre?

Da jedoch den Theorieen zum Trotz der Fortschritt der Ideen unaufhörlich die äußere Form der Institutionen ändert, so daß eben dasjenige konstitutionell nothwendig wird, was der Gesetzgeber weder gewollt noch vorhergesehen hat; da so z. B. die Fragen in Bezug auf die Besteuerung zu Vertheilungsfragen werden, die Fragen des öffentlichen Nutzens zu Fragen der nationalen Arbeit und industriellen Organisation, die Finanzfragen zu Kreditoperationen, die des Völkerrechts zu Zoll- und Ausfuhrfragen: so ist erwiesen, daß der Fürst, der nach der Theorie sich niemals in Sachen einmischen soll, welche dennoch, ohne daß die Theorie es vorhergesehen, täglich und unwiderstehlich zum Gegenstande des Regierens werden, eben so wie die Gottheit, von welcher er, was man auch dagegen sage, ein Ausfluß ist, weiter nichts ist und sein kann, als eine Hypothese, eine Fiktion.

Kurz, da der Fürst und die Interessen, die zu vertheidigen seine Aufgabe ist, sich unmöglich dazu verstehen können, sich zusammenschwinden und in Nichts aufgehen zu lassen vor den im Auftauchen begriffenen neuen Grundsätzen und den neuen Rechten, die sich geltend machen wollen, so folgt daraus, daß der Fortschritt, nachdem er sich mit unwiderstehlicher Bewegung in den Geistern vollzogen, sich in der Gesellschaft ruckweise verwirklicht, und daß die Gewalt, wie sehr man sie auch verläumdet, doch die unerläßliche Bedingung der Reformen ist. Jede Gesellschaft, in welcher die Macht des Aufstandes unterdrückt ist, ist eine für den Fortschritt abgestorbene Gesellschaft: die Geschichte hat keine Wahrheit, welche besser bewiesen wäre.

Und was ich von den konstitutionellen Monarchieen sage, gilt eben so sehr von den repräsentativen Republiken: überall hat der Gesellschaftsvertrag die Macht gebunden und das Leben fortbeschworen, ohne daß es dem Gesetzgeber möglich gewesen wäre, einzusehen, daß er gegen seinen eigenen Zweck arbeitete, aber auch ohne daß er vermocht hätte, anders zu verfahren.

Ihr bedauerlichen Schauspieler der Parlamentskomödien, Monarchen und Volksvertreter, hier seht ihr endlich, was ihr seid: Talismane gegen die Zukunft! Jedes Jahr bringt auch die Beschwerden des Volks; aber wenn man von euch das Mittel zur Abhülfe verlangt, so verhüllt sich eure Weisheit das Antlitz! Gilt es, das Privilegium, d. h. die Heiligung des Rechtes des Stärkeren, das ihr geschaffen habt, das aber doch jeden Tag anders wird, zu stützen: ihr braucht nur ein wenig mit dem Kopfe zu nicken, und alsbald rührt und regt sich eine zahlreiche Söldnerschaar, eilt zu den Waffen und stellt sich in Schlachtordnung. Aber wenn das Volk jammert, daß trotz seiner Arbeit, ja, gerade wegen dieser Arbeit das Elend es aufreibe; wenn die Gesellschaft von euch zu essen verlangt: dann — haltet ihr eine Rede von der Barmherzigkeit! Eure ganze Energie gehört der Unbeweglichkeit, eure ganze Tugend schwindet zusammen zu einem Ausruf des Bedauerns! Wie der Pharisäer betet ihr für euern Vater, anstatt ihm Nahrung zu reichen. Ja, ja, ich sag' es euch, wir kennen jetzt das Geheimniß eurer Aufgabe: ihr seid nur da, um uns am Leben zu hindern. Nolite ergo imperare, macht euch von dannen! . . .

Wir aber fassen die Aufgabe der Staatsgewalt von einem ganz anderen Gesichtspunkte auf. Wir wollen, daß gerade die Erforschung der Zukunft, das Aufsuchen des Fortschritts, die Sorge für die Freiheit, Gleichheit, Gesundheit und Reichthum Aller die eigenthümliche Arbeit der Regierung sei. Schreiten wir daher muthig vorwärts mit dem Werke unserer Kritik und halten uns fest überzeugt, daß uns, sobald wir die Ursache des Uebels der Gesellschaft, den Urquell ihrer fieberhaften Zustände, den Beweggrund ihrer Krämpfe blosgelegt haben, auch die Kraft nicht fehlen wird, das Heilmittel anzuwenden.

§. 1.

Die Rolle der Maschinen in ihrer Beziehung zur Freiheit.

Die Einführung der Maschinen in der Industrie geht vor sich im Gegensatz zu dem Gesetz der Theilung und gleichsam um das Gleichgewicht herzustellen, welches durch dies Gesetz auf das Tiefste

gefährdet ist. Um den Belang dieser Bewegung richtig zu würdigen und den Geist derselben zu fassen, müssen wir einige allgemeine Betrachtungen anstellen.

Nachdem die modernen Philosophen ihre Jahrbücher gesammelt und geordnet hatten, wurden sie durch die Natur ihrer Arbeit veranlaßt, sich auch mit der Geschichte zu beschäftigen. Dabei gewahrten sie denn nicht ohne Erstaunen, daß die Geschichte der Philosophie im Grunde dasselbe sei wie die Philosophie der Geschichte; ja, daß diese beiden Zweige der Spekulation, die dem Anschein nach so verschieden sind, weiter nichts seien, als s. z. s. die In-Scene-setzung der Metaphysik, welche die ganze Philosophie ist.

Vertheilt man den Stoff der allgemeinen Geschichte in eine gewisse Anzahl von Namen, wie z. B. Mathematik, Naturgeschichte, Socialökonomie u. s. w., so findet man, daß jede dieser Abtheilungen auch Metaphysik enthält. Eben so verhält es sich selbst mit der letzten und äußersten Unterabtheilung der Gesammtheit der Geschichte. Somit liegt jeder Darlegung der Natur oder Industrie die Philosophie zu Grunde. Vor ihr ist weder ein Ansehen der Größe noch der Beschaffenheit und alle Paradigmen lassen sich gleich gut anwenden, um sich vermittelst derselben bis zu den erhabensten Begriffen zu erheben. Kurz, in der bescheidensten Industrie finden wir alle Postulate der Vernunft eben so gut enthalten, wie in den allgemeinsten Wissenschaften. Welcher Unterricht würde daher, wenn man aus jedem Handwerker einen Philosophen, d. h. einen sich zum Allgemeinen erhebenden und wahrhaft synthetischen Kopf bilden wollte, allein schon genügen? Der Unterricht über sein Gewerbe.

Bisher war die Philosophie allerdings wie der Reichthum gewissen Klassen ausschließlich vorbehalten. Wir haben eine Philosophie der Geschichte, eine Philosophie des Rechts und noch einige andere Philosophieen. Es ist dies eine Art von Aneignung, die wie viele andere von eben so edelm Ursprunge verschwinden muß. Um aber diese gewaltige Gleichung zu vollbringen, muß man mit der Philosophie der Arbeit anfangen; nachher kann jeder Arbeiter die Philosophie seines Standes unternehmen.

Jedes Ereigniß der Kunst und Industrie, jede politische oder religiöse Verfassung ist eben so wie jedes organische oder unorganische

Geschöpf nichts als eine Verwirklichung, eine natürliche oder praktische Anwendung der Philosophie. Somit ist die Identität der Natur- und Vernunftgesetze, des Wesens und der Idee erwiesen. Wenn wir daher für unsern Gegenstand die beständige Uebereinstimmung der ökonomischen Erscheinungen mit den reinen Gesetzen des Denkens, die Gleichwerthigkeit des Wirklichen und Idealen in den menschlichen Thatsachen annehmen, so ist dies nichts Anderes als die Wiederholung jenes ewigen Beweises für einen besondern Fall.

Was ist denn in der That unsere Meinung?

Um den Werth zu bestimmen, mit anderen Worten, um die Produktion und Vertheilung der Reichthümer in ihnen selbst zu organisiren, verfährt die Gesellschaft genau so wie die Vernunft in der schaffenden Entwicklung ihrer Begriffe. Anfangs setzt sie eine erste Thatsache, stellt eine erste Hypothese auf, die Theilung der Arbeit, eine wahrhafte Antinomie, deren widerstreitende Ergebnisse sich in der Socialökonomie entfalten; in derselben Weise, wie sich ihre Konsequenzen im Geiste hätten ableiten lassen. So theilt sich die industrielle Bewegung, in Allem der Ableitung der Ideen folgend, in einen doppelten Strom. Der eine enthält die nützlichen Wirkungen, der andere die zerstörenden Folgen, die aber beide gleich sehr nothwendig und die rechtmäßigen Erzeugnisse eines und desselben Gesetzes sind. Um dies doppelseitige Princip harmonisch festzustellen und diese Antinomie zu lösen läßt die Gesellschaft eine zweite erstehen, der bald eine dritte folgt, und in dieser Weise wird der Geist der Gesellschaft fortschreiten auf seiner Bahn, bis er alle seine Widersprüche erschöpft hat — es ist nur eine Annahme und keineswegs erwiesen, daß der Widerspruch in der Menschheit ein Ziel habe — und nun mit einem Satze zurückkehrt zu allen seinen früheren Stellungen und alle seine Probleme in einer einzigen Formel auflöst.

Wenn wir in unserer Darstellung diese Methode der gleichlaufenden Entwicklung der Wirklichkeit und der Idee befolgen, haben wir einen doppelten Vortheil. Zunächst entgehen wir dem Vorwurfe des Materialismus, den man den Oekonomen macht, weil für sie die Thatsachen allein schon deshalb Wahrheiten sind, weil sie eben Thatsachen und zwar materielle Thatsachen sind. Uns dagegen sind

die Thatsachen nicht Materie, denn wir wissen nicht, was dies Wort Materie eigentlich bedeutet, sondern sichtbare Darlegungen unsichtbarer Ideen. Auf diesem Standpunkte haben die Thatsachen nur Beweiskraft, insofern und insoweit sie die Idee darstellen. Darum haben wir auch den Nutzwerth und den Tauschwerth, und weiterhin selbst die Theilung der Arbeit, als unberechtigt und nicht abschließend gültig verworfen, obgleich sie für die Oekonomen von unbedingter Gültigkeit sind.

Andererseits aber kann man uns auch keinen Spiritualismus, Idealismus oder Mysticismus vorwerfen: Uns ist als Ausgangspunkt nur die äußere Darlegung der Idee zulässig, und diese Idee kennen wir nicht, ja sie existirt nicht, so lange sie sich nicht reflektirt, wie das Licht, das nichts sein würde, wenn die Sonne allein in einer leeren Unendlichkeit schwebte. Wir weisen jedes theogonische und kosmogonische a priori, jede Untersuchung über die Substanz, über die Ursache, Ich und Nicht-ich zurück und beschränken uns darauf, die Gesetze des Seins zu suchen und das System seines Erscheinenden so weit zu verfolgen, als die Vernunft reicht.

Im Grunde muß allerdings jedes Wissen zuletzt vor einem Geheimniß stehen bleiben. Ein solches Geheimniß sind z. B. Geist und Materie, die wir als zwei unbekannte Wesenheiten annehmen, welche die Träger aller Erscheinungen seien. Deshalb aber hat man noch kein Recht, zu behaupten, daß das Geheimniß der Ausgangspunkt des Wissens, oder daß der Mysticismus die nothwendige Bedingung der Logik sei. Im Gegentheil, der eigene unwillkührliche Trieb unserer Vernunft geht dahin, den Mysticismus fortwährend zurückzudrängen; sie protestirt von vorne herein gegen jedes Geheimniß, weil das Geheimniß für sie nur dazu taugt, geläugnet zu werden, und die Negation des Mysticismus das Einzige ist, wozu die Vernunft keiner Erfahrung bedarf. (?)

Kurzum, die Thatsachen der Menschengeschichte sind die Fleischwerdung der menschlichen Ideen, und wenn man also die Gesetze der Socialökonomie studirt, so stellt man die Theorie der Vernunftgesetze auf und schafft die Philosophie. Wir können jetzt dem weiteren Verlauf unserer Untersuchungen folgen.

Wir sahen am Ende des vorigen Kapitels den Arbeiter im Kampf mit dem Gesetz der Theilung. Wie wird dieser unermüdliche Oedipus es anfangen, dieses Räthsel zu lösen?

Das sofortige Auftreten der Maschinen ist in der Gesellschaft die Antithese, die umgekehrte Formel der Theilung der Arbeit, die Protestation des industriellen Geistes gegen die entmenschende Theilarbeit. Was ist denn auch eine Maschine anders als eine Art (?) verschiedener Bestandtheile der Arbeit zu vereinigen, welche die Theilung getrennt hatte? Das Wesentliche jeder Maschine läßt sich angeben als eine Zusammenfassung mehrerer Verrichtungen, als eine Vereinfachung der Triebkräfte, als eine Zusammendrängung der Arbeit und Verminderung der Kosten. In allen diesen Beziehungen ist die Maschine das Gegentheil der Theilung. Die Maschine veranlaßt also eine Wiedererhebung des Theilarbeiters, eine Verminderung der Anstrengung für den Handwerker, eine Erniedrigung des Produktenpreises, eine Bewegung im Verhältniß der Werthe, Fortschritte zu neuen Entdeckungen und Wachsthum des allgemeinen Wohlseins. Wie die Entdeckung einer Formel dem Mathematiker eine neue Kraft giebt, eben so ist die Erfindung einer Maschine eine Abkürzung der Verrichtung, welche die Kraft des Producenten vervielfacht, und man kann glauben, daß die Antinomie der Theilung der Arbeit, wenn nicht überwunden, so doch zum Gleichgewicht aufgewogen und neutralisirt werden wird. Man muß in Hrn. Chevaliers Vorlesungen die unzähligen Vortheile lesen, die aus der Mitwirkung der Maschinen für die Gesellschaft hervorgehen: es ist eine wohlthätig ergreifende Schilderung, auf die ich den Leser mit Vergnügen verweise.

Die Maschinen, die sich in der Staatsökonomie im Widerspruch zu der Theilung der Arbeit setzen, stellen die Synthese vor, wie sie sich im menschlichen Geiste der Analyse entgegensetzt; und wie, was sich bald zeigen wird, in der Theilung der Arbeit und in den Maschinen schon die ganze Staatsökonomie gegeben ist, eben so hat man mit der Analyse und der Synthese die ganze Logik, die ganze Philosophie. Der arbeitende Mensch bringt nothwendig bald Theilung, bald wieder Werkzeuge in Anwendung; eben so geht der Denkende nothwendig abwechselnd synthetisch und analytisch zu Werke, und

thut nichts, durchaus nichts mehr als dies. Und weder die Arbeit noch die Vernunft werden jemals darüber hinauskommen: Prometheus wie Neptun erreichen mit drei Schritten das Ende der Welt.

Aus diesen Principien, die eben so einfach und einleuchtend sind, wie Axiome, leiten sich unermeßliche Folgerungen ab.

Da in der Geistesthätigkeit Analyse und Synthese wesentlich unzertrennbar sind, und da auf der anderen Seite die Theorie nur dann berechtigt wird, wenn sie Schritt vor Schritt der Erfahrung folgt, so ergiebt sich, daß die Arbeit, sofern sie Analyse und Synthese, Theorie und Erfahrung in eine stete (einheitliche*) Thätigkeit vereinigt, als eine äußere Form der Logik, mithin als eine Zusammenfassung der Wirklichkeit und der Idee, sich aufs Neue darstellt als allgemeine Weise der Belehrung. Fit fabricando faber.

Von allen Erziehungssystemen ist das abgeschmackteste desjenigen, welches den Geist und die Thätigkeit trennt und den Menschen zerspaltet in zwei unmögliche Wesenheiten, in ein allgemeines Denken (abstracteur) und einen Automaten. Das ist der Grund, warum wir den gerechten Klagen der Herren Chevalier und Dunoyer und aller derer, welche die Reform des Universitätsunterrichts verlangen, unseren Beifall zollen; das ist zugleich der Halt der gehofften Resultate, die wir uns von einer solchen Hoffnung versprochen haben. Wäre die Erziehung vor allen Dingen eine Erziehung durch die Erfahrung und Praxis, und behielte dem Vortrage nur die Erklärung, Zusammenfassung und Aneinanderreihung der Arbeit vor; gestattete man Denjenigen, die mit der Vorstellungskraft und dem Gedächtniß nicht lernen können, mit Augen und Händen zu lernen: so würde man bald mit den Formen der Arbeit auch die Zahl der Befähigten sich vermehren sehen. Jeder würde die Theorie irgend eines Gegenstandes kennen, und dadurch schon die philosophische Sprache verstehen; er könnte gelegentlich, und wäre es auch nur einmal im Leben, schaffen, verändern, vervollkommnen, sein Meisterstück zu Stande bringen, kurz, sich als Mensch erweisen. Die Ungleichheit in der Auffassungskraft des Gedächtnisses würde nichts ändern an der Gleichwerthigkeit der Fähigkeiten, und das Genie würde uns als nichts anderes erscheinen, denn als das, was es in der That ist: als die Gesundheit des Geistes.

Die schönen Geister des 18. Jahrhunderts haben lange hin und her gestritten, was das **Genie** ausmache, worin es sich unterscheide vom **Talent**, was zu verstehen sei unter **Witz** u. s. f. Dieselben Unterschiede, welche in der Gesellschaft die Personen trennen, hatten sie in die geistige Sphäre verpflanzt. Es gab für sie Königs- und Herrschergenies, Fürsten- und Ministergenies; sie hatten ein adliges und bürgerliches Geistreichsein, städtische und ländliche Talente. Ganz unten am Fuß der Stufenleiter lag das rohe Pack der Industriellen, Seelen, die sich kaum im ersten Keimzustande befanden und ausgeschlossen waren vom Ruhm der Auserwählten. Alle rhetorischen Schriften sind noch voll solcher Unverschämtheiten, die das monarchische Interesse, die Eitelkeit der Männer der Literatur und die socialistische Scheinheiligkeit in Ansehen zu erhalten trachten zur ewigen Sklaverei der Nationen und zur Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge.

Wenn es aber erwiesen ist, daß alle geistigen Thätigkeiten auf zwei hinauskommen, die Analyse und Synthese, die nothwendig untrennbar, wiewohl unterschieden sind; wenn also, was daraus unabweisbar folgt, trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit der Arbeiten und Studien der Geist doch immer nur wieder an demselben Gewebe webt, so ist der Mann von Genie nichts anderes als ein Mensch von guter Leibesverfassung, der viel gearbeitet, viel nachgedacht, viel analysirt, verglichen, klassificirt, zusammengefaßt und geschlossen hat, während der beschränkte Kopf, der bei einem landesüblichen alten Schlendrian festhockt, anstatt seine Fähigkeiten zu entwickeln, seinen Geist durch Faulheit und Automatenthum abgetödtet hat. Es ist abgeschmackt, als naturverschieden zu unterscheiden, was in der Wirklichkeit nur altersverschieden ist, und dann die verschiedenen Entwickelungsstufen oder die Zufälle eines unwillkührlichen Waltens, das durch Arbeit und Erziehung von Tag zu Tag mehr verschwinden muß, in Privilegien und Ausschließlichkeiten umzustempeln.

Die Phrasenmacher in der Psychologie, welche die menschlichen Seelen eingetheilt haben in Dynastieen, edle Racen, bürgerliche Familien und Proletarier, hatten gleichwohl bemerkt, daß das Genie nicht universell sei, sondern seine besondere Eigenthümlichkeit habe. Demnach wurden Männer, wie Homer, Plato, Phidias, Archimedes,

Cäsar u. s. w., die ihnen lauter Genies ersten Ranges in ihrem Fach zu sein schienen, für gleich und für die Herrscher verschiedener Königreiche erklärt. Welche Inkonsequenz! Verräth denn nicht die besondere Richtung des Genies eben das Gesetz der Gleichheit der Geister? Oder ist nicht andererseits die Beständigkeit des Erfolges beim Produkt des Genies der Beweis, daß es verfährt nach Principien, die ihm fremd sind, und die Bürgschaft für die Vollkommenheit seiner Werke bilden, so lange er ihnen gewissenhaft und sicher folgt? Diese Apotheose des Genies, die mit offenen Augen geträumt wird von Leuten, deren Geschwätz stets unfruchtbar bleiben wird, könnte uns glauben lassen an die angeborene Dummheit der Mehrzahl der Sterblichen, wenn sie nicht selbst der schlagende Beweis wäre für ihre Fähigkeit, sich fortwährend zu vervollkommnen.

Nachdem also die Arbeit die Befähigungen in Unterschied gebracht und ihr Gleichgewicht vorbereitet hat durch die Theilung der Industrieen, vervollkommnet sie, wenn ich so sagen darf, die Ausrüstung des Geistes durch die Maschinen. Nach dem Zeugniß der Geschichte wie nach der Analyse, und ungeachtet der Antagonismen der ökonomischen Principien unterscheidet sich der Geist der Menschen nicht in Bezug auf Macht, Klarheit oder Umfang, sondern zu allererst durch die besondere Richtung, oder, wie die Schule sagt, durch die qualitative Bestimmtheit; zweitens aber durch Uebung und Erziehung. Beim Einzelnen also wie beim Gesammtmenschen ist der Geist mehr eine Fähigkeit, welche wird, sich formet und entwickelt, quae fit, als eine Wesenheit oder Entelechie, die schon vor der Lehrlingszeit fertig da wäre. Die Vernunft, oder welchen Namen man ihr auch geben mag, Genie, Talent, Kunstsinn, ist in ihrem ersten Ausgangspunkte eine kahle und träge Tüchtigkeit [1]), welche allmälig wächst, stärker wird, ihre Färbung erhält und sich bis ins Unendliche bestimmt und abschillert. In der Bedeutung seiner Errungenschaft, kurz, in seinem Kapital ist der Geist der Individuen, und wird er stets verschieden sein; als Macht (potentia*) aber ist er ursprünglich

---

1) Virtualité: δυναμις, potentia; die Uebersetzung durch „Tüchtigkeit" ist im Sinne des etymologischen Zusammenhangs mit „taugen", plattdeutsch „tuge" (däg) „Tugend", zu nehmen.

bei Allen gleich, und der sociale Fortschritt muß der sein, daß er ihn durch unausgesetzte Vervollkommnung seiner Mittel zuletzt wieder bei Allen gleich macht. Sonst würde die Arbeit für die einen ein Privilegium, für die anderen eine Plage bleiben.

Allein das Gleichgewicht der Befähigungen, dessen Vorspiel wir in der Theilung der Arbeit gesehen, macht nicht die ganze Bestimmung der Maschinen aus, und die Absichten der Vorsehung reichen viel weiter. Mit der Einführung der Maschinen in die Oekonomie erhält die Freiheit ihren Aufschwung.

Die Maschine ist das Symbol der menschlichen Freiheit, das Wappen unserer Herrschaft über die Natur, das Herrscherzeichen unserer Macht, der Ausdruck unseres Rechts, das Sinnbild unserer Persönlichkeit. Freiheit und Geist machen den ganzen Menschen aus; denn wenn wir jede Spekulation über das Wesen des Menschen vom Standpunkt der Substanz (Geist und Materie) aus als mystisch und unverständlich von uns weisen, so bleiben uns nur zwei Kategorieen von Darlegungen übrig, von denen die erstere alles das in sich begreift, was wir Erregung, Begierde, Leidenschaft, Anziehung, Trieb, Gefühl nennen, während die andere alle Erscheinungen umfaßt, die wir als Aufmerksamkeit, Wahrnehmung, Gedächtniß, Vorstellung, Vergleichung, Urtheil, Denken u. s. w. bezeichnen. Der organische Apparat ist keineswegs als das Princip oder die Grundlage dieser beiden Ordnungen von Fähigkeiten anzusehen, vielmehr als die synthetische und positive Verwirklichung, als der lebendige und harmonische Ausdruck derselben. Denn wie dereinst aus der Jahrhunderte langen Thätigkeit der Menschheit, vermöge deren sie ihre widerstreitenden Principien in die Wirklichkeit hinaustreten läßt, die gesellschaftliche Organisation als Ergebniß hervorgehen muß, eben so ist der Mensch zu fassen als das Ergebniß zweier Reihen von Tüchtigkeiten.

Nachdem sich also die Staatsökonomie als Logik gesetzt hat, setzt sie sich im weiteren Verfolg ihres Werkes als Psychologie. Die Erziehung des Geistes und der Freiheit, mit einem Wort, des Wohlseins des Menschen, lauter gleichbedeutende Ausdrücke, bezeichnen das gemeinsame Ziel der Staatsökonomie und Philosophie. Wenn wir die Gesetze der Produktion und der Vertheilung der Reichthümer

bestimmen, so bringen wir dadurch a posteriori die Philosophie und das Recht zu Stande: wohin wir uns auch wenden mögen, wir stehen stets mitten in der Metaphysik.

Versuchen wir jetzt, mit Hülfe der von der Psychologie und von der Staatsökonomie gegebenen Sätze, die Freiheit zu definiren.

Wenn es erlaubt ist, sich die menschliche Vernunft in ihrer Ursprünglichkeit vorzustellen als ein lichtvolles und nachdenkendes Atom, das die Möglichkeit in sich trägt, eines Tages das Weltall darzustellen, im ersten Augenblick aber von jeder Vorstellung leer ist[1]), so kann man in gleicher Weise die Freiheit beim ersten Auftreten des Bewußtseins ansehen als einen lebenden Punkt, punctum saliens, als eine unbestimmte, blinde oder vielmehr gleichgültige unwillführliche Selbständigkeit, welche die Fähigkeit hat, alle möglichen Eindrücke, Stimmungen und Neigungen zu empfangen. Die Freiheit ist die Fähigkeit zu handeln oder nicht zu handeln, die vermöge einer Wahl oder Bestimmung[2]) (ich setze das Wort Bestimmung hier so-

---

1) Was ist aber diese Vorstellung anders als ein abstrakter Mythus, der in gleicher Weise, wie die religiöse Mythologie das menschliche Wesen als bestimmte menschliche Gestalten, Götter, Heroen u. s. f. der Welt unterlegt, so dies Wesen als eine Idee der Wirklichkeit voraussetzt, um diese aus ihr abzuleiten, anstatt umgekehrt zu verfahren, und die Idee aufzuzeigen als den allgemeinen Inhalt, den die menschliche Thätigkeit aus der unendlichen Mannichfaltigkeit der Erscheinungen s. z. s. destillirt hat? A. d. Uebers.

2) Jede Wahl ist eine Bestimmung, jede Bestimmung eine Wahl. Ich kann den Apfel essen oder nicht essen; der Apfel und mein Appetit, welcher wieder nicht eine nichtbestimmte freie Urregung, sondern das Resultat einer Körperstimmung ist, die von äußeren Einwirkungen ausgeht, bestimmen mich zum Ersteren, und wiederum der Apfel (z. B. seine Unansehnlichkeit) und mein Nichtappetit, von dem ganz dasselbe gilt, was eben vom Appetit gesagt wurde, zum Zweiten. Das Wählen ist eben weiter nichts, als eine im Menschen zur bewußten That verklärte Naturnothwendigkeit, und nur daß der Mensch im Stande ist, eine ganze Reihe auf ihn einwirkender Bestimmungen zu überblicken und den Werth ihrer Folgen, d. h. die größere oder geringere Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit zum Theil im Voraus zu beurtheilen, welche ihm zu Theil wird, je nachdem er ihrer Einwirkung nachgiebt und widersteht, macht seine Fähigkeit zu wählen, seine Freiheit aus. Immer ist sowohl das Ja als das Nein, das er sich zuruft, die Hingabe an eine Bestimmung, wie der Widerstand gegen dieselbe, also eben so sehr die Befriedigung wie die Nichtbefriedigung des betreffenden Verlangens, in das sich die Be-

wohl in seiner aktiven als in seiner passiven Bedeutung) aus ihrer Gleichgültigkeit heraustritt und zum Willen wird.

Ich meine also, daß die Freiheit in gleicher Weise, wie die Geistigkeit von Natur eine unbestimmte, formlose Fähigkeit ist, welche ihre Werthung und ihren Charakter erst von den Eindrücken der Außenwelt erwartet, mithin eine ursprünglich negative Fähigkeit, die aber allmälig Bestimmtheit und Gestalt gewinnt durch die Uebung, d. h. durch die Erziehung.

Hr. Dunoyer giebt eine Definition der Freiheit, die mit der meinigen zusammenhalten, deren Richtigkeit vollends darthun wird.

„Freiheit nenne ich das Vermögen, welches der Mensch erwirbt, von seinen Kräften desto leichter Gebrauch zu machen, je mehr er sich der Hindernisse entledigt, welche die Ausübung derselben ursprünglich verhinderten. Ich sage, er ist um so freier, je mehr er sich befreit hat von den Ursachen, die ihn verhinderten, sich ihrer zu

---

stimmung für ihn verwandelt, das Resultat einer Abwägung verschiedener Bestimmungen, und somit selbst eine Bestimmung. Der Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit ist darum ein falscher, weil unser Organismus aus denselben Elementen besteht, welche die uns äußere Natur bilden, weil er also allen und denselben Gesetzen in gleichem Grade unterthan ist, die wir als das Allgemeine aus den Naturerscheinungen abziehen, mithin jede seiner Regungen, und wäre es die launenhafteste, barockeste, scheinbar allerwillkührlichste, eine naturnothwendige ist. Wir können absolut nichts anderes wirklich wollen, als solches, wozu sowohl der Antrieb, als die Möglichkeit, und wäre sie auch eine fern-zukünftige, in der Natur liegt. Unser Wissen ist nichts als Wissen von der Natur, unser Denken nichts als Zusammenfassung und Anordnung der Naturerscheinungen, unsere größere Fähigkeit zu wählen, die Freiheit, nur die in der menschlichen Leiblichkeit angelegte, durch die Geschichte entwickelte Gabe, stets eine Gesammtheit von Bestimmungen zu kombiniren, und unsere Handlung durch Beurtheilung ihrer Werthe für die Gegenwart sowohl, als für die Zukunft abzumessen, während die Thiere mehr oder minder an dem örtlichen Hier, an dem zeitlichen Jetzt haften, und sich dem Trieb, dieser Verbindung des äußeren Bestimmten mit ihrem bestimmtwerdenden Organismus hingeben, wiewohl auch sie unstreitig eines Grades von Wählfähigkeit und Freiheit genießen, die ja selbst in der Pflanze noch nicht völlig erloschen ist, und erst auf der tieferen Stufe des sogenannten Unorganischen zur bloßen Wahlverwandtschaft herabsinkt, in welcher die sehende Wahl ganz aufhört und die blinde Nothwendigkeit eintritt. Kurz, die Freiheit ist nichts anderes als, wie Hegel schön gesagt hat, die verklärte Nothwendigkeit. A. d. Uebers.

bedienen, je weiter er diese Ursachen von sich entfernt hat, je mehr er den Kreis seiner Wirkungskraft ausgedehnt und von Hemmnissen gesäubert hat. . . . So sagt man, Jemand habe einen freien Geist, er genieße großer geistiger Freiheit nicht bloß, wenn seine Denkkraft durch keine äußere Gewalt gestört wird, sondern auch, wenn sie weder durch einen Rausch getrübt, noch durch eine Krankheit geschwächt, noch auch durch Mangel an Uebung in Ohnmacht erhalten wird."

Hr. Dunoyer nimmt die Freiheit nur von ihrer negativen Seite, nämlich so, als wäre sie weiter nichts als gleichbedeutend mit einer „Erlösung von Hindernissen." Dann aber wäre die Freiheit nicht eine menschliche Fähigkeit, sondern gar nichts. Sehr bald aber erfaßt Hr. Dunoyer, obschon er bei seiner unvollständigen Definition bleibt, die wahre Seite der Sache, und sagt, wenn der Mensch eine Maschine erfinde, so fördere er seine Freiheit, nicht, wie wir sagen, weil er sie bestimmt, sondern weil er ihr eine Schwierigkeit aus dem Wege räumt. „So ist die artikulirte Sprache ein besseres Instrument, als die Zeichensprache; man hat also mehr Freiheit, seine Gedanken auszudrücken und dem Geiste des Anderen einzuprägen, wenn man sich des Worts, als wenn man sich der Geberden bedient. Das geschriebene ist ein noch mächtigeres Instrument, als das gesprochene Wort, man kann also freier auf den Geist Anderer einwirken, wenn man das Wort dem Auge vorzuführen, als wenn man es blos auszusprechen versteht. Die Presse ist ein zwei- oder dreihundert Mal mächtigeres Instrument als die Feder: man hat also zwei oder dreihundert Mal mehr Freiheit, sich mit anderen Menschen in Verbindung zu setzen, wenn man seine Gedanken durch den Druck, als wenn man sie blos durch die Schrift verbreiten kann."

Ich will nicht alles Unrichtige und Unlogische aufstechen, was diese Darstellung der Freiheit enthält. Seit Destutt de Tracy, dem letzten Vertreter der Philosophie Condillacs, hat sich der philosophische Sinn bei den Oekonomen der französischen Schule verdunkelt. Die Furcht vor der Ideologie hat ihre Sprache verdreht, und man wird, wenn man sie liest, recht inne, daß die Verehrung des Thatsächlichen sie sogar um das letzte Gefühl der Theorie gebracht hat. Lieber will ich zeigen, daß Hr. Dunoyer und mit ihm die Staats-

ökonomie sich in Bezug auf das Wesen der Freiheit nicht getäuscht hat, als einer Kraft, Energie und Selbstthäigkeit, die sich bei allen ihren Handlungen gleich bleibt, mithin in gleichem Maaße jeder guten oder schlechten, nützlichen oder schädlichen Bestimmung fähig ist. Hr. Dunoyer hat die Wahrheit sowohl geahnt, daß er selbst schreibt: „Statt die Freiheit anzusehen als ein Dogma, will ich sie darstellen als ein Resultat; statt als ein Attribut des Menschen, will ich sie als ein Attribut der Civilisation aufzeigen, und anstatt Regierungsformen zu ersinnen, die geeignet wären, sie einzurichten, will ich nach besten Kräften auseinanderzusetzen suchen, wie sie aus allen unseren Fortschritten hervorgeht."

Dann setzt er nicht minder richtig hinzu:

„Man wird einsehen, wie sehr diese Methode abweicht von der Methode jener dogmatischen Philosophen, die nur von Rechten und Pflichten sprechen, und was die Regierungen zu thun verpflichtet, die Nationen zu fordern berechtigt seien u. s. w. Ich sage nicht salbungsvoll: die Menschen haben das Recht, frei zu sein; sondern beschränke mich auf die Frage: wie geht es zu, daß sie es werden?"

Hiernach kann man den Gedanken des von Hrn. Dunoyer beabsichtigten Werks in ein Paar Zeilen zusammenfassen: „Uebersicht der Hindernisse, welche die Freiheit hemmen, und der Mittel (Instrumente, Methoden, Ideen, Bräuche, Religionen, Regierungen u. s. f.), welche sie befördern." Ohne die vorkommenden Auslassungen wäre das Werk des Hrn. Dunoyer schon selbst die Philosophie der Staatsökonomie.

Nachdem also die Staatsökonomie das Problem der Freiheit gestellt hat, liefert sie uns von derselben eine Definition, die in allen Punkten mit der übereinkommt, welche die Psychologie giebt. So schreitet allmälig das Studium des Menschen von der Betrachtung des Ich zur Beobachtung der Wirklichkeiten.

Wie nun die Bestimmungen der Vernunft im Menschen den Namen Ideen bekamen, eben so wurden die Bestimmungen der Freiheit als Wollen, Fühlen, als Gewohnheiten und Sitten bezeichnet. Als nun die Sprache, die von Natur bildlich ist, fortfuhr die Elemente der ersten Psychologie zu liefern, wurde es Gebrauch, den Ideen die Geisteskraft, dem Wollen, Fühlen u. s. f. das Gewissen

als Sitz anzuweisen. Alle diese Abstraktionen wurden von den Philosophen lange Zeit für Wirklichkeiten gehalten, und Keiner von ihnen ward es gewahr, daß die ganze Vertheilung der Seelenfähigkeiten weiter nichts als ein Werk der Phantasie, und ihre Psychologie nichts als eine täuschende Luftspiegelung sein könne.

Doch wie dem auch sei, wenn wir jetzt diese beiden Ordnungen von Bestimmungen, die Vernunft und die Freiheit, fassen als vereinigt und durch die Organisation begründet in einer lebendigen Person, so werden wir sogleich begreifen, daß sie einander einen gegenseitigen Beistand gewähren und in Wechselwirkung zu einander stehen müssen. Wenn aus Irrthum oder Unachtsamkeit der Vernunft die Freiheit, die von Natur blind ist, eine falsche und schädliche Gewohnheit annimmt, wo wird dies selbst nicht lange ohne Wirkung auf die Vernunft bleiben. Anstatt wahrer, den natürlichen Verhältnissen der Dinge entsprechender Ideen wird sie nichts als Vorurtheile behalten, die nachher um so schwieriger aus dem Geiste auszurotten sind, je lieber sie dem Bewußtsein durch ihr Alter werden. In diesem Zustande vermindern sich Vernunft und Freiheit; die erstere wird gestört in ihrer Entwickelung, die zweite niedergehalten in ihrem Aufschwunge, der Mensch aber irre geleitet und somit böse und zugleich unglücklich.

So hatte in Folge einer widersprechenden Wahrnehmung und einer unvollständigen Erfahrung die Vernunft durch den Mund der Oekonomen den Ausspruch gethan, es gebe keine Regel für den Werth, und das Gesetz des Handels sei Angebot und Begehr. Sogleich ergab sich die Freiheit dem ungezügelten Triebe des Ehrgeizes, dem Egoismus, dem Spiele. Der Handel war bald nichts mehr als ein Wetten unter Beobachtung gewisser Polizeiregeln; aus den Quellen des Reichthums entsprang die Armuth. Der Socialismus, selbst ein Sklave des hergebrachten Schlendrians, wußte weiter nichts zu thun, als gegen die Wirkungen zu protestiren, anstatt sich gegen die Ursachen zu erheben. Die Vernunft aber mußte beim Anblick so vieler Uebel eingestehen, daß sie einen falschen Weg gegangen.

Zum Wohlsein gelangen kann der Mensch nur so lange, wie seine Vernunft und Freiheit nicht allein in Uebereinstimmung wandeln, sondern auch in ihrer Entwickelung niemals stillstehen. Da nun

der Fortschritt der Freiheit eben so wie der der Vernunft unendlich ist, und da überdies diese beiden Mächte innig und sammtverbindlich mit einander vereinigt sind, so muß man schließen, daß die Freiheit um so vollkommner ist, je mehr sie sich in Gemäßheit der Vernunftgesetze bestimmt, welche die der Dinge sind, und daß, wenn diese Vernunft unendlich wäre, die Freiheit ebenfalls unendlich werden würde. Mit anderen Worten: die Völle der Freiheit liegt in der Völle der Vernunft: summa lex, summa libertas.

Diese Vorbemerkungen waren unerläßlich, um die Rolle der Maschinen richtig zu würdigen und die Verkettung der ökonomischen Entwicklungsstufen hervortreten zu lassen. Ich erinnere den Leser bei dieser Gelegenheit, daß ich nicht eine Geschichte nach der Zeitfolge, sondern eine nach der Ideenfolge schreibe. Die ökonomischen Phasen oder Kategorieen sind in ihrer Darlegung bald gleichzeitig, bald folgen sie sich in umgekehrter Ordnung, und hieraus entsteht die große Schwierigkeit, welche die Oekonomen jederzeit empfunden haben, ihre Ideen in ein System zu bringen, hieraus der chaotische Wirrwarr in ihren Werken, selbst solchen, die in anderer Hinsicht sehr zu empfehlen sind, wie die Schriften von Ad. Smith, Ricardo und J. B. Say. Nichts desto weniger haben die ökonomischen Theorieen dennoch ihre logische Aufeinanderfolge und ihre Reihe im Verstande. Diese Ordnung schmeichle ich mir entdeckt zu haben, und durch sie ist dies Werk sowohl eine Philosophie als eine Geschichte. —

§. 2.

Der Widerspruch der Maschinen. — Ursprung des Kapitals.

Die Maschinen vermindern die Anstrengung des Arbeiters und kürzen und vermindern die Arbeit. Diese wird dadurch mit jedem Tage mehr angeboten und weniger begehrt. Zwar stellt sich das Verhältniß allmälig wieder her, weil die Preiserniedrigung den Verbrauch steigert, und der Arbeiter wird zurückgerufen. Da jedoch die industriellen Verbesserungen unaufhörlich fortgehen und stets dahin streben, die Menschenarbeit von der Maschine verrichten zu lassen, so ist auch ein beständiges Streben da, die Leistungen zu kürzen, und

somit aus der Produktion der Arbeiter herauszuschaffen. In der staatsökonomischen Ordnung verhält es sich aber gerade wie in der geistigen: außerhalb der Kirche kein Heil, ohne Arbeit kein Lebensunterhalt. Gesellschaft und Natur kennen beide kein Mitleid und reichen sich übereinstimmend die Hand zur Ausführung dieses neuen Urtheils.

„Wenn eine neue Maschine, sagt J. B. Say, oder überhaupt ein abkürzendes Verfahren eine bereits in Ausübung begriffene menschliche Arbeit ersetzt, so bleibt ein Theil der industriellen Arme, deren Dienst einen zweckmäßigen Ersatz gefunden, ohne Beschäftigungen. — Eine neue Maschine ersetzt also die Arbeit einer Anzahl von Arbeitern, ohne daß die Menge der producirten Sachen abnimmt; denn sonst würde man sich hüten, sie einzuführen; sie versetzt den Ertrag (so daß er in noch größerem Verhältniß dem Kapitalisten mehr zu Gute kommt, als dem Arbeiter*). Allein die fernere Wirkung gereicht den Maschinen nur zum Vorzuge: denn wenn die Fülle des Produkts und die Mäßigkeit des Preises den Verkaufswerth herunterbringen, so gewinnen die Konsumenten, d. h. alle Leute.

Der Optimismus Say's ist logisch und thatsächlich unrichtig. Es handelt sich hier nicht bloß um eine kleine Anzahl von Ereignissen, die während eines Zeitraums von drei Jahrtausenden durch die Erfindung von zwei oder drei Maschinen eingetreten, sondern um eine regelmäßige, beständige und allgemeine Erscheinung. Nachdem der Ertrag, wie Say sagt, durch eine Maschine versetzt ist, geschieht dasselbe wieder durch eine andere, durch eine dritte, und so immer fort, so lange noch Arbeit zu verrichten und ein Austausch zu bewerkstelligen bleibt. So muß die Erscheinung dargestellt und ins Auge gefaßt werden: dann aber, wir müssen es zugeben, gewinnt sie ein ganz anderes Ansehen. Die Versetzung des Ertrages, die Verminderung der Arbeit und des Lohnes ist eine chronische, bleibende, unzerstörbare Geißel, eine Art von Cholera, die bald als Guttenberg, bald als Arkwright auftritt, bald Jacquard und James Watt, bald Marquis von Jouffroy heißt. Nachdem das Ungeheuer mehr oder minder lange Zeit unter einer Form gewüthet hat, nimmt es eine andere an; die Oekonomen glauben, es sei nun fort, und rufen als-

bald: Es war Nichts! Ruhig und zufrieden stützen sie sich mit der ganzen Wucht ihrer Dialektik auf die positive Seite der Frage und kneifen die Augen zu für die Zerstörer, außer daß sie, wenn man ihnen wieder von Elend spricht, wieder mit ihren Predigten loslegen über die Sorglosigkeit und Trunksucht der Arbeiter.

Im Jahre 1750, bemerkt Hr. Dunoyer, und hiervon mag man sich einen Maaßstab abnehmen für alle diese nach der Studirlampe riechenden Darstellungen derselben Art, — im Jahre 1750 betrug die Bevölkerung des Herzogthums Lancaster . 300,000 Seelen.

„Im J. 1801 war sie durch die Ausbildung der Spinnmaschinen gestiegen auf . . . . 672,000 „

„Im J. 1831 betrug sie . . . . . 1,336,000 „

„Die Baumwollenindustrie beschäftigte vor Erfindung der Maschinen . . . . . . 40,000 Arbeiter und beschäftigt jetzt . . . . 1,500,000 „ “

Hr. Dunoyer setzt hinzu, daß damals, als die Zahl der bei dieser Arbeit beschäftigten Arbeiter sich so außerordentlich vergrößerte, der Preis der Arbeit ein und ein halb Mal höher wurde. Da also die Bevölkerung nur der industriellen Bewegung folgte, war ihr Anwachsen eine normale und vorwurfsfreie, ja, eine glückliche Thatsache, da man sie zur Ehre und zum Ruhm der mechanischen Entwicklung anführt. Plötzlich aber macht Hr. Dunoyer eine Wendung: Da es der Menge von Maschinenspinnereien bald an Arbeit gebrach, so mußte der Lohn nothwendig sinken; die Bevölkerung, welche die Maschinen hervorgerufen, sah sich von den Maschinen im Stich gelassen. Hr. Dunoyer meint nun, das übertriebene Heirathen sei die Ursache der Noth. Der englische Handel zieht bei seinem ungeheueren Absatz von allen Seiten Arbeiter herbei und veranlaßt zur Ehe; so lange die Arbeit im Ueberfluß vorhanden, ist die Ehe ein vortrefflich Ding, deren Wirkungen man gern zu Gunsten der Maschinen anführt. Sobald aber der Absatz schwankt und Arbeit und Lohn fehlen, schreit man über die Uebertreibung der Ehe, und beschuldigt die Unüberlegtheit der Arbeiter. Die Staatsökonomie, d. h. der Eigenthumsdespotismus kann nie Unrecht haben: das Unrecht muß auf Seiten des Proletariats liegen.

Man hat so manches Mal die Buchdruckerei als Beispiel angeführt, und stets im Sinne des Optimismus. Die Anzahl derer, welche gegenwärtig von der Bücherfabrikation leben, ist vielleicht tausend Mal so groß, als die der Abschreiber und Ausmaler vor Guttenberg; mithin, schließt man mit zufriedener Miene, mithin hat die Buchdruckerkunst Niemand Unrecht gethan. Aehnliche Thatsachen lassen sich in unendlicher Menge anführen, ohne daß man eine einzige ablehnen könnte, aber auch ohne daß die Frage dadurch um einen Schritt weiter käme. Noch einmal, Niemand stellt es in Abrede, daß die Maschinen zum allgemeinen Wohlsein beigetragen: aber ich behaupte angesichts dieser unläugbaren Thatsache, daß die Oekonomen gegen die Wahrheit sündigen, wenn sie in unbedingter Weise behaupten, die Vereinfachung des Verfahrens habe nirgend die Folge gehabt, die Anzahl der bei irgend einer Industrie beschäftigten Armen zu vermindern. Vielmehr hätten die Oekonomen sagen müssen, daß die Maschinen eben so wie die Theilung der Arbeit in dem gegenwärtigen System der gesellschaftlichen Oekonomie eben so sehr eine Quelle des Reichthums, als eine fortdauernde schicksalsnothwendige Ursache der Noth sind.

„Im Jahre 1836 wurden in einer Fabrik in Manchester neun Stühle von je dreihundert und vierundzwanzig Spindeln von vier Spinnern bedient. In der Folge verdoppelte man die Länge der Wagen und brachte jeden auf sechshundert und achtzig Spindeln, und zwei Leute reichten aus, sie zu bedienen."

Das ist die rohe Thatsache der Beseitigung des Arbeiters durch die Maschine. Durch eine einfache Kombination werden drei Arbeiter von vieren beseitigt; was thut es, daß nach fünfzig Jahren, wenn die Bevölkerung des Erdballs sich verdoppelt, der Absatz Englands sich vervierfacht haben und neue Maschinen gebaut werden, die englischen Manufakturisten ihre Arbeiter wieder annehmen? Gedenken sich etwa die Oekonomen auf die Bevölkerungszunahmen zu Gunsten der Maschinen zu berufen? Dann mögen sie der Malthus'schen Theorie entsagen und aufhören, gegen die übertriebene Fruchtbarkeit der Ehen zu predigen.

„Man blieb dabei nicht stehen. Bald erlaubte eine neue mechanische Verbesserung, durch einen Arbeiter die Arbeit machen zu lassen, welche bisher vier beschäftigte." — Eine neue Verminderung der Handverrichtung um drei Viertel: zusammen eine Beschränkung der Menschenarbeit um fünfzehn Sechzehntel.

„Ein Fabrikant aus Bolton schreibt: die Verlängerung der Wagen an unseren Stühlen macht es uns möglich, nur sechsundzwanzig Spinner anzustellen, wo wir im J. 1837 fünfunddreißig brauchten." — Eine fernere Decimirung der Arbeiter: unter Vieren immer ein Opfer.

Ich entnehme diese Thatsachen der Revue Economique von 1842, und Jeder weiß ähnliche anzuführen. Ich habe selbst der Einführung der Schnellpressen beigewohnt und kann sagen, daß ich mit eigenen Augen gesehen habe, was die Drucker dadurch litten. Seit dem fünfzehn- oder zwanzigjährigen Bestehen des Maschinendruckes hat sich ein Theil der Arbeiter wieder auf den Satz gelegt, andere haben ihr Gewerbe aufgegeben, mehrere sind in Elend gestorben: das ist die Weise, in der sich die Entlassung der Arbeiter in Folge industrieller Neuerungen bewerkstelligt. — Vor zwanzig Jahren thaten achtzig Gespann Pferde den Schiffsschleppdienst von Beaucaire nach Lyon; sie sind sämmtlich verschwunden und haben etwa zwanzig Dampfböten weichen müssen. Der Handel hat dadurch unstreitig gewonnen; aber was ist aus den Flußschiffern und aus den Leuten geworden, welche den Schleppdienst besorgten? Haben sie sich von den Kähnen auf die Dampfböte begeben? Nein: sie sind eben hingegangen, wohin alle außer Nahrung gesetzten Gewerbszweige hingehen, sie sind verschwunden.

Ueberdies werden die folgenden Documente, die ich derselben Quelle entnehme, eine bestimmtere Vorstellung geben von dem Einfluß der Industrievervollkommnung auf das Loos der Arbeiter.

„Der durchschnittliche Wochenlohn in Manchester beträgt 12 Fr. 50 C. (10 Schilling). Unter 450 Arbeitern sind nicht 40, die 25 Fr. verdienen." — Der Verfasser des Artikels bemerkt ausdrücklich, daß ein Engländer fünf Mal mehr verbraucht als ein Franzose. Es ist also, als wenn ein Arbeiter in Frankreich mit 2 Fr. 50 C. wöchentlich leben müßte.

Edinburger Revue von 1835: „den Wagen von Sharpe und Robert in Manchester verdankt man einem Bündniß der Arbeiter (welche ihren Lohn nicht wollten herabsetzen lassen), und diese Erfindung hat die unklugen Verbündeten hart gezüchtigt.“ — Ein „Gezüchtigter“ würde die Züchtigung verdient haben. Die Erfindung von Sharpe und Robert mußte aus ihrer Lage hervorgehen; die Weigerung der Arbeiter, sich die Herabsetzung ihres Lohns gefallen zu lassen, war weiter nichts als die veranlassende Gelegenheit. Sollte man nicht nach der rachsüchtigen Miene, die das Edinburger Blatt annimmt, meinen, daß die Maschinen eine rückwirkende Kraft haben?

Ein englischer Manufakturist sagt: „Die Widerspänstigkeit unserer Arbeiter hat uns darauf denken lassen, uns ohne sie zu behelfen. Wir haben alle irgend denkbare Geisteskraft und Anstrengung aufgeboten, um die Verrichtungen der Menschen durch gelehrigere Werkzeuge zu ersetzen, und es ist uns gelungen. Die Mechanik hat das Kapital befreit von der Bedrückung durch die Arbeit. Ueberall, wo wir noch einen Menschen anstellen, geschieht es nur vorläufig in der Erwartung, daß man das Mittel erfinde, seine Leistung ohne ihn zu verrichten.“

Was ist das für ein System, das einen Geschäftsmann mit Seligkeit denken läßt, die Gesellschaft werde sich bald ohne Menschen behelfen können! Die Mechanik hat das Kapital befreit von der Bedrückung durch die Arbeit! Es ist genau dasselbe, als wenn das Ministerium es unternähme, das Budget zu befreien von der Bedrückung durch die Steuerpflichtigen. Sinnloser! wenn deine Arbeiter dir Geld kosten, so sind sie auch deine Käufer: was willst du mit deinen Produkten anfangen, wenn sie, von dir fortgejagt, sie nicht mehr verbrauchen können? So bleibt es also nicht aus, daß der Gegenstoß der Maschinen, nachdem er die Arbeiter erdrückt, auch die Herren trifft; denn wenn die Produktion die Konsumtion ausschließt, so wird sie selbst bald gezwungen, Stillstand zu machen.

„Im vierten Quartal des J. 1841 machten vier große Bankerotte, die in einer Manufakturstadt Englands ausbrachen, 1720 Personen brot- und obdachlos.“ — Die Ursache dieser Ban-

kerotte war die Ueberproduktion, also der ungenügende Absatz oder der Nothstand des Volkes. Wie schade, daß die Mechanik das Kapital nicht auch von der Bedrückung durch die Konsumenten befreien kann! welch ein Unglück, daß die Maschinen die Gewebe, welche sie fabriciren, nicht auch selbst kaufen! Das wäre das Ideal der Gesellschaft, wenn Handel, Ackerbau und Industrie ihr Wesen forttreiben könnten, ohne daß ein Mensch auf Erden wäre!

„In einer Gemeinde von Yorkshire wurden die Arbeiter neun Monate lang nur zwei Tage wöchentlich beschäftigt.“ — Maschinen!

„In Geston wurden zwei Fabriken, die man auf 60,000 Pfd. Sterling abschätzte, für 26,000 Pfd. St. verkauft.“ — Sie producirten mehr, als sie verbrauchen konnten. Maschinen!

„Im Jahre 1841 verminderte sich in den Fabriken die Zahl der Kinder unter dreizehn Jahren, weil die Kinder über dreizehn Jahre ihre Stelle einnehmen.“ — Maschinen! Der erwachsene Arbeiter wird wieder zum Lehrling, zum Kinde: dies Resultat ließ sich schon in der Phase der Arbeitstheilung vorhersehen, wo wir sahen, daß die Beschaffenheit des Arbeiters sich verschlechtern muß in dem Maaße, als die Industrie sich vervollkommnet.

Schließlich macht der Journalist folgende Bemerkung: „Seit 1836 ist die Baumwollenindustrie im Rückschritt begriffen.“ — D. h. sie steht nicht mehr im Verhältniß zu den anderen Industrieen. Ein zweites Resultat, das ebenfalls von der Theorie der Verhältnißmäßigkeit der Werthe vorhergesehen wurde.

Gegenwärtig scheinen die Arbeiterbündnisse und Aufregungen auf allen Punkten Englands aufgehört zu haben, und die Oekonomen freuen sich mit Recht über diese Rückkehr zur Ordnung, wir wollen selbst sagen, zur Wohlgesinntheit. Wenn aber die Arbeiter in Zukunft, wie ich wenigstens hoffen will, die Noth, welche ihnen die Maschinen verursachen, nicht mehr vermehren wollen durch die Noth absichtlicher Einstellung der Arbeit, folgt daraus schon, daß die Lage eine andere geworden ist? Und wenn in ihrer Lage nichts anderes geworden ist, wird dann nicht die Zukunft immer die traurige Kopie der Vergangenheit sein?

Die Oekonomen lassen ihren Geist gern ausruhen bei den Bildern der allgemeinen Glückseligkeit: es ist dies das Hauptmerkmal, an dem man sie erkennt und nach dem sie einander würdigen. Gleichwohl fehlt es auch unter ihnen nicht an Männern von verstimmter, krankhafter Einbildungskraft, die stets bereit sind, den Berichten vom wachsenden Gedeihen die Beweise eines hartnäckigen Elends entgegenzusetzen.

Hr. Theodor Fix gab folgende Uebersicht der allgemeinen Lage im December 1844:

„Die Ernährung der Völker ist nicht mehr den schrecklichen Störungen ausgesetzt, die durch Mißwachs und Hungersnoth herbeigeführt wurden und bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts so häufig waren. Die Mannichfaltigkeit der Kultur und die Verbesserungen in der Landwirthschaft haben diese zwiefache Geißel fast völlig fortbeschworen. Im Jahre 1791 schätzte man die gesammte Getreideproduktion Frankreichs auf ungefähr 47 Millionen Hectoliter, was, nach Abzug der Aussaat, für jeden Kopf ein Hectoliter 65 Centiliter ausmachte. Im J. 1840 wird dieselbe Produktion auf 70 Millionen Hect. und für den Kopf auf 1 Hect. 82 Centil. geschätzt, während die bebaute Bodenfläche ungefähr dieselbe ist wie der Revolution. . . . Die Stoffe zur Verarbeitung haben sich in mindestens eben so großem Verhältniß vermehrt, und man kann sagen, daß die Masse der gewebten Zeuge sich seit fünfzig Jahren mehr als verdoppelt, vielleicht verdreifacht hat. Die Vervollkommnung des technischen Verfahrens hat zu diesem Resultat geführt. . . .

„Seit dem Beginn des Jahrhunderts hat sich die durchschnittliche Lebensdauer um zwei bis drei Jahre verlängert, was ein unabweisliches Anzeichen vermehrten Wohllebens oder wenn man will verminderter Noth ist.

„In dem Zeitraum von zwanzig Jahren ist die Ziffer der indirekten Einnahmen, ohne irgend eine lästige Aenderung in der Gesetzgebung, von 540 auf 720 Millionen gestiegen, ein Anzeichen, das weit mehr für den ökonomischen Fortschritt als für den des Finanzwesens spricht.„

„Am 1. Januar 1844 war die Depots- und Consignationskasse den Sparkassen 351½ Mill. schuldig, und Paris war dabei

mit 105 Mill. betheiligt. Gleichwohl hat sich diese Einrichtung erst seit zwölf Jahren entwickelt, und man muß bemerken, daß die 351½ Mill., welche die Sparkassen gegenwärtig ausstehen haben, nicht die ganze Masse der bewerkstelligten Ersparnisse ausmachen, weil von einem festgesetzten Augenblick an die aufgehäuften Kapitalien eine andere Bestimmung erhalten... Im J. 1843 haben von 320,000 Arbeitern und 80,000 Dienstboten, die in der Hauptstadt wohnen, 90,000 Arbeiter 2,547,000 Fr. und 34,000 Dienstboten 1,268,000 Fr. in der Spaarkasse niedergelegt."

Alle diese Thatsachen sind vollkommen wahr und die Folgerung, die man daraus zu Gunsten der Maschinen zieht, so richtig als irgend möglich. Diese haben in der That dem allgemeinen Wohlsein einen mächtigen Aufschwung gegeben. Allein die Thatsachen, die wir jetzt folgen lassen, sind nicht minder authentisch, und die Folgerung, die aus ihnen gegen die Maschinen hervorgehen wird, nicht minder richtig, die Folgerung nämlich, daß sie eine stätig fortwirkende Ursache des Pauperismus sind. In Bezug auf die Zahlen halte ich mich an Hrn. Fix selbst.

Unter den in Paris wohnenden 320,000 Arbeitern und 80,000 Dienstboten befinden sich 230,000 der ersten, 46,000 der zweiten Klasse, zusammen 276,000, die nichts in die Sparkasse legen. Man wird schwerlich zu behaupten wagen, daß dies 276,000 Verschwender und Taugenichtse seien, die sich freiwillig dem Elend aussetzten. Da nun selbst unter denen, die Ersparnisse machen, arme und mittelmäßige Menschen sind, für welche die Sparkasse weiter nichts ist als eine fristende Zuflucht in der Lüderlichkeit und Noth, so können wir annehmen, daß von allen den Personen, die von ihrer Arbeit leben, gegen drei Viertel entweder leichtsinnig, oder träge und lüderlich sind, weil sie nichts in die Sparkasse geben, oder daß sie zu arm sind, um Ersparnisse zu machen. Aber selbst abgesehen von der christlichen Liebe erlaubt es schon der gesunde Menschenverstand nicht, die arbeitende Klasse in Masse zu beschuldigen. Wir müssen also die Schuld auf unsere ökonomischen Zustände schieben. Wie hat Hr. Fix es übersehen können, daß seine Zahlen sich untereinander anklagen?

Man hofft, daß mit der Zeit alle oder doch fast alle Arbeiter Geld in die Sparkasse legen werden. Wir wollen nicht auf das Zeugniß der Zukunft warten, sondern können sofort untersuchen, ob diese Hoffnung gegründet ist.

Nach der Angabe des Hrn. Vée, Maire des fünften Arondissements von Paris, „sind in den Verzeichnissen der Wohlthätigkeitsanstalten 30,000 hülfsbedürftige Familien = 65,000 Personen eingeschrieben." Die Zählung zu Anfang des Jahres 1846 hat 88,474 ergeben. — Und wie viel arme Familien mag es geben, die nicht eingeschrieben sind? Eben so viel. Nehmen wir also 180,000 Personen an, die unzweifelhaft, wenn auch nicht officiell, zu den Armen gehören. Und wie viele giebt es, die in bedrängten Umständen selbst unter dem äußern Schein des Wohlstandes leben? Zweimal so viel. In Summa leben also 360,000 Personen in Paris in Dürftigkeit.

„Man spricht vom Getreide, ruft ein andrer Oekonom, Hr. Louis Leclerc; aber giebt es denn nicht große Massen von Bevölkerung, die sich ohne Brot behelfen? Selbst wenn wir nur bei Frankreich stehen bleiben, giebt es hier nicht eine Menge von Leuten, die ausschließlich von Mais, Hirse und Kastanien leben?..."

Hr. Leclerc giebt die Thatsache; wir wollen sie auslegen. Wenn, wie nicht zu bezweifeln, die Zunahme der Bevölkerung sich vorzüglich in den großen Städten fühlbar macht, also auf den Punkten, wo das meiste Getreide verbraucht wird, so ist es klar, daß der Durchschnittsverbrauch für den Kopf zugenommen haben kann, ohne daß der allgemeine Zustand darum schon ein besserer wäre. Nichts ist lügnerischer als eine Durchschnittszahl.

„Man spricht, sagt Derselbe ferner, von der Vermehrung der indirekten Konsumtion. Es ist ein vergeblicher Versuch, die Verfälschungen in Paris zur Unschuld weiß zu brennen: sie existirt; sie hat ihre Meister, ihre Sachverständigen, ihre Literatur, ihre didaktischen und klassischen Abhandlungen... Frankreich hatte ausgezeichnete Weine. Was hat man aus ihnen gemacht? was ist geworden aus diesem glänzenden Reichthum? wo sind die Schätze, die der nationale Genius seit Probus geschaffen? Und doch, wenn man Alles, selbst die Ausschweifungen ins Auge faßt, zu denen der Wein Anlaß giebt

überall, wo er theuer ist, überall, wo er nicht zum gewöhnlichen Leben gehört; wenn man sieht, wie sich in Paris, der Hauptstadt des Vaterlandes guter Weine, das Volk vollsäuft an einem nachgemachten, verfälschten, ekelhaften, zuweilen entsetzlichen Zeuge, wie wohlhabende Leute bei sich zu Hause oder bei namhaften Restauranten, ohne ein Wort zu sagen, sich sogenannten Wein vorsetzen lassen und trinken, der so trübe, veilchenblau, kraftlos und schaal, kurz so erbärmlich ist, daß der ärmste Bauer aus dem Burgundischen und der Touraine davor zurückschaudern würde, kann man da noch aufrichtig zweifeln, daß geistige Flüssigkeiten eines der dringendsten Bedürfnisse unserer Natur sind?..."

Ich führe diese ganze Stelle an, weil sie bei einem besonderen Falle Alles zusammenfaßt, was sich über die Nachtheile der Maschinen sagen läßt. Es ist in Bezug auf das Volk mit dem Weine wie mit den Kleiderstoffen und im Allgemeinen mit allen Bedürfnissen und Waaren für den Verbrauch der armen Klassen. Es ist stets derselbe Hergang: durch irgend ein Verfahren die Fabrikationskosten verringern, um

1) mit Vortheil der Konkurrenz mit glücklicheren oder reicheren Kollegen aushalten zu können;

2) die unzählige Kundschaft der Beraubten zu bedienen, die nicht im Stande sind, wenn die Beschaffenheit nur gut ist, sich über den Preis hinwegzusetzen.

Auf dem gewöhnlichen Wege producirt kommt der Wein der Masse der Konsumenten zu theuer zu stehen, und die Verkäufer laufen Gefahr, daß er ihnen im Keller liegen bleibt. Der Weinfabrikant umgeht die Schwierigkeit: da er die Kultur nicht maschinenmäßig betreiben kann, so findet er Mittel, mit Hülfe einiger Zusätze die köstliche Flüssigkeit Jedermann zugänglich zu machen. Manche wilden Völkerschaften essen in Zeiten der Hungersnoth Erde; der Arbeiter der Civilisation trinkt Wasser. Malthus war ein großes Genie.

Was die Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer anlangt, so will ich die Richtigkeit der Thatsache zugeben; zugleich aber erkläre ich die daran geknüpfte Bemerkung für unzuverlässig. Ich will mich darüber näher auslassen. Nehmen wir eine Bevölkerung

von zehn Mill. Seelen an: wenn durch irgend eine beliebige Ursache die durchschnittliche Lebensdauer sich für eine Million Personen um fünf Jahre verlängerte, unter den übrigen neun Millionen aber die Sterblichkeit in der bisherigen Weise fortwüthete, so würde man bei einer Vertheilung jenes Zuwachses auf die ganze Anzahl finden, daß die durchschnittliche Lebensdauer sich für Jeden um ein halbes Jahr vermehrt habe. Es verhält sich mit der durchschnittlichen Lebensdauer als sogenanntem Anzeichen des durchschnittlichen Wohlseins, wie mit der durchschnittlichen Bildung: das allgemeine Niveau der Kenntnisse hört nicht auf zu steigen, aber das hindert nicht, daß es in Frankreich noch heutigen Tages eben so viel Barbaren gebe, als zur Zeit Franz I. Die Marktschreier, welche die Eisenbahnen ausbeuten wollten, machten großes Aufsehen von der Bedeutsamkeit der Lokomotive für die Verbreitung der Ideen, und die Oekonomen, die stets auf der Lauer liegen auf civilisirte Albernheiten, verfehlten nicht, auch diese Abgeschmacktheit nachzusprechen. — Als bedürften die Ideen zu ihrer Verbreitung der Lokomotiven! Wer verhindert denn die Ideen, sich aus der Pariser Akademie nach den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau zu verbreiten oder in die engen und elenden Gassen der Cité und des Marais, kurz überall hin, wo jene Menge wohnt, der es an Ideen noch mehr fehlt als an Brot? Wie kommt es, daß zwischen einem Pariser und einem andern Pariser trotz der Omnibus und der Stadtpost der geistige Abstand oft dreimal so groß ist, als im 14. Jahrhundert?

Der zerstörende Einfluß der Maschinen auf die gesellschaftliche Oekonomie und die Lage der Arbeiter wirkt auf tausenderlei Arten, die alle mit einander verkettet sind und sich wechselwirkend erzeugen: Aufhören der Arbeit, Verringerung des Lohns, Ueberproduktion, Ueberschwemmung des Marktes, Verschlechterung und Verfälschung der Produkte, Bankerotte, Erniedrigung der Arbeiter, Ausartung der Geschlechter und zuletzt Krankheiten und Tod.

Hr. Theodor Fix hat selbst bemerkt, daß seit fünfzig Jahren die durchschnittliche Mannesgröße in Frankreich um einige Millimeter geringer geworden ist. Diese Bemerkung hat eben so viel Gewicht, als die eben angeführte. Es fragt sich, wen hat diese Verminderung betroffen?

In einem Bericht über die Wirkungen des Gesetzes vom 22. März 1841, den Hr. Leon Faucher der Akademie der Moralwissenschaften vorlas, hieß es: „Die jungen Arbeiter sind bleich, schwach, klein und im Denken eben so langsam als in ihren Bewegungen. Im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre erscheinen sie nicht mehr entwickelt als Kinder von neun bis zehn Jahren im Normalzustande. Mit ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung steht es so, daß man Menschen unter ihnen findet, die in einem Alter von dreizehn Jahren noch keinen Begriff von Gott haben, die nie etwas gehört von ihren Pflichten, und für die die erste Moralschule ein Gefängniß gewesen ist."

Das ist es, was Hr. Leon Faucher gesehen zum großen Mißvergnügen des Hrn. Charles Dupin und wofür, wie er erklärt, das Gesetz vom 22. März nicht im Stande ist, eine Abhülfe zu gewähren. Und wir dürfen nicht böse werden über diese Ohnmacht des Gesetzgebers: das Uebel entsteht aus einer Ursache, die eben so nothwendig ist, als das Sonnenlicht, und in dem Geleise, in dem wir einmal festsitzen, würde der Zorn sowohl als jedes Palliativmittel unsere Lage nur verschlimmern. Ja, während Wissenschaft und Industrie so wunderbare Fortschritte machen, ist es, wofern der Schwerpunkt der Civilisation nicht urplötzlich umschlägt, schlechterdings nothwendig, daß die Einsicht und der Komfort des Proletariats mehr und mehr schwinde; während das Leben der wohlhabenden Klassen sich verlängert und verbessert, muß das Leben der Dürftigen unabwendlich schlechter und kürzer werden. Dies geht hervor aus den bestdenkenden Schriften, womit ich die meist optimistischen meine.

Nach Hrn. v. Morogues haben in Frankreich 7,500,000 Menschen nicht mehr als 91 Franken jährlich = 25 Centimen täglich. Fünf Sous, fünf Sous! Es liegt also etwas Prophetisches in diesem verhaßten Refrain!

In England, Irland und Schottland nicht mitgerechnet, betrug die Armentare

im Jahr				
1801	4,078,891	Pfd. St. auf eine Bevölkrg. von	8,872,980	Seelen
1818	7,870,801	" " " " "	11,978,875	"
1833	8,000,000	" " " " "	14,000,000	"

Der Fortschritt des Elends ist also ein schnellerer gewesen, als der der Bevölkerung. Was wird diesen Thatsachen gegenüber aus der Theorie des Malthus? — Und dennoch steht unzweifelhaft fest, daß das durchschnittliche Wohlsein zugenommen hat. Was hat also die Statistik zu bedeuten?

Das Sterblichkeitsverhältniß im ersten Arondissement von Paris ist = 1 auf 52 Einwohner, im zwölften Arondissement aber = 1 auf 26. Das letztere zählt je einen Armen auf sieben Einwohner, das erstere dagegen nur einen auf achtundzwanzig. Darum aber ist dennoch die durchschnittliche Lebensdauer selbst in Paris gewachsen, wie Hr. Fix ganz richtig bemerkt.

In Mühlhausen beträgt die wahrscheinliche mittlere Lebensdauer für Kinder der wohlhabenden Klasse neunundzwanzig, für Kinder der Arbeiterklasse aber nur zwei, sage zwei Jahre! Im Jahre 1812 war ebendaselbst die mittlere Lebensdauer 25 Jahre 9 Monate 12 Tage; dagegen betrug sie im Jahre 1827 nur noch 21 Jahre 9 Monate. Und dennoch ist für das gesammte Frankreich die mittlere Lebensdauer im Steigen begriffen. Was will nun das sagen [1]?

Hr. Blanqui, der sich so viel Wohlfahrt und so viel Elend gleichzeitig nicht erklären kann, ruft irgendwo aus: „Die Zunahme

1) Mindestens doch so viel, sollte man meinen, daß die Anzahl der Wohlhabenden im Steigen, die der Armen, die so bedürftig sind, daß die Entbehrungen ihr Leben abkürzen, im Fallen begriffen sei; denn die Lebenszunahme der an Zahl so geringen begüterten Stände müßte ja eine ganz außerordentliche, das Maaß aller natürlichen Wahrscheinlichkeit übersteigende sein, um auf die ganze Bevölkerung vertheilt und dazu noch mit der angeblichen Lebensabnahme der Bedürftigen ausgeglichen, für einen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum zwei Jahre zu betragen. Vielleicht aber ist die Zunahme der Lebensdauer überhaupt von weit geringerer Beweiskraft in Bezug auf die Staatsökonomie, besonders wenn man die Gegenwart mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts vergleicht: sie dürfte mehr den Fortschritten der Sanitätsanstalten und überhaupt der Medicin, namentlich in der Behandlung der gewöhnlichsten Krankheiten zuzuschreiben sein. Erwiesen ist wenigstens, um ein Hauptbeispiel anzuführen, daß die durchschnittliche Lebensdauer im ganzen kultivirten Europa um ein Merkliches länger geworden ist seit der Einführung der Schutzblattern. A. d. Uebers.

der Produktion ist keine Vermehrung des Reichthums... Vielmehr breitet sich das Elend mehr aus, je mehr sich die Industrie koncentrirt. Es muß irgend ein Wurzelübel in einem System liegen, das weder dem Kapital noch der Arbeit irgend welche Sicherheit verbürgt, und während es die Producenten zwingt, ihre Produkte zu vermehren, zugleich ihre Verlegenheiten zu vermehren scheint."

Es giebt hier kein Wurzelübel. Was Hr. Blanqui in Verwunderung setzt, ist ganz einfach das, dessen Bestimmung die Akademie verlangt hat, zu welcher er gehört: die Pendelschwingungen der Oekonomie, der Werth, der abwechselnd und gleichmäßig das Gute und das Böse trifft, bis einst die Stunde der allgemeinen Gleichung geschlagen hat. Ich erlaube mir einen andern Vergleich: die Menschheit in ihrem Gange gleicht einer Kolonne Soldaten, die in demselben Schritt und in demselben Augenblick nach dem abgemessenen Trommelschlag abmarschirt sind, aber allmälig aus dem Takt kommen. Alles geht vorwärts; aber der Abstand der Vordersten und Hintersten wird immer größer und größer, und die Bewegung bringt es nothwendig mit sich, daß es Nachzügler und Verirrte geben muß.

Wir müssen aber noch tiefer in die Antinomie eindringen. Die Maschinen versprachen uns einen Zuwachs an Reichthum; sie haben Wort gehalten, uns aber mit demselben Schlage mit einem Zuwachs von Elend ausgestattet. — Sie versprachen uns die Freiheit; ich werde beweisen, daß sie uns die Sklaverei gebracht haben.

Ich habe gesagt, daß die Bestimmung des Werthes und mit ihr die Widerwärtigkeiten der Gesellschaft begannen mit der Theilung der Industrieen, ohne die es weder Austausch, noch Reichthum, noch Fortschritt geben könnte. Die Periode, die wir in diesem Augenblick durchlaufen, die der Maschinen, unterscheidet sich durch einen besondern Charakter: durch das Löhnerthum (salariat).

Das Löhnerthum stammt in gerader Linie von der Anwendung der Maschinen her, d. h., um meinen Gedanken so allgemein auszudrücken, als er es erheischt, von der ökonomischen Fiktion, nach welcher das Kapital eine Triebkraft der Produktion wird. Kurz, das Löhnerthum, als das Spätere gegen die Theilung der Arbeit und den Austausch, ist das gebotene Korrelativ der Theorie der Kosten-

ermäßigung, auf welche Weise diese Ermäßigung auch erzielt werden möge." Diese Genealogie ist zu interessant, als daß wir ihr nicht einige Worte widmen sollten.

Die erste, einfachste und mächtigste Maschine ist die Werkstatt [1]).

Die Theilung trennte nur erst die verschiedenen Stücke der Arbeit und erlaubte Jedem, sich dem besondern Geschäft zu widmen, das ihm am meisten zusagte. Die Werkstatt dagegen gruppirt die Arbeiter nach dem Verhältniß eines jeden Theiles zum Ganzen. Sie ist die allererste elementarische Form der Abwägung der Werthe, die gleichwohl nach der Meinung der Oekonomen nicht soll zu finden sein. Durch die Werkstatt nun wächst gleichzeitig die Produktion und der Ausfall (deficit).

Jemand wird gewahr, daß er durch die Theilung der Produktion und ihrer verschiedenen Stücke und durch die Ueberweisung jedes einzelnen Stücks an einen besondern Arbeiter eine Vervielfältigung der Kraft erzielt und ein Produkt dieser Kraft, welches die Summe der Arbeit derselben Arbeiteranzahl bei nichtgetheilter Arbeit um Vieles übertrifft.

Von diesem Gedanken geleitet, sagt er sich, daß er eine sorgfältigere, reichlichere und billigere Produktion erzielen werde, wenn er eine stehende Gruppe von Arbeitern bilde, die er zu seinem besondern Gegenstande eigens ausgesucht. Uebrigens ist es nicht unumgänglich nöthig, die Arbeiter in einem und demselben Lokal zu vereinigen: das Bestehen der Werkstatt ist durch diese Berührung nicht wesentlich bedingt, vielmehr geht es hervor aus der Beziehung und dem Verhältniß der verschiedenen Arbeiten und dem gemeinsamen Gedanken, der sie leitet. Kurz, die Vereinigung an einem und dem-

1) Das franz. Wort, atelier, läßt sich nicht anders übersetzen, hat aber gleichwohl eine etwas weitere Bedeutung, insofern es mehr die Gesellschaft der Arbeiter, als das Local, in dem sie arbeiten, bezeichnet. So heißt z. B. in den franz. Kolonieen der gesammte Sklavenbestand einer Pflanzung l'atelier, obgleich denselben weder eine gleichartige Thätigkeit noch eine gemeinsame Werkstatt vereinigt.
A. d. Uebers.

selben Orte kann ihre Vortheile haben, die nicht zu vernachlässigen sind, aber sie ist nicht das, was die Werkstatt ausmacht.

Der Spekulant macht denjenigen, die er zu seinen Mitarbeitern wünscht, folgenden Vorschlag: Ich verbürge euch für immer den Absatz eurer Produkte, wenn ihr mich zum Verkäufer oder Vermittler annehmen wollt. Dieser Handel ist so einleuchtend vortheilhaft, daß eine Annahme des Vorschlages nicht ausbleiben kann. Der Arbeiter findet dauernde Beschäftigung, einen festen Preis und Sicherheit; dem Unternehmer dagegen wird der Verkauf leichter, weil er billiger producirt und vom Preise nachlassen kann; kurz, sein Gewinn wird beträchtlicher durch die Masse des Absatzes. Männiglich beglückwünscht ihn, selbst das Publikum und die Behörden, daß er den gesellschaftlichen Reichthum vermehrt durch seine Kombinationen, und erkennt ihm eine Belohnung zu.

Allein zunächst ist zu bemerken, daß eine Verminderung der Kosten eine Verminderung der Dienstleistungen mit sich bringt, zwar nicht in der neuen Werkstatt, wohl aber für die außengebliebenen Arbeiter desselben Gewerbes, so wie für viele Andere, deren nebenher laufende Dienste in Zukunft minder begehrt sein werden. Jeder Bildung einer Werkstatt entspricht also eine Ausstoßung von Arbeitern, und diese Behauptung, so widersprechend sie scheint, ist eben so wahr in Bezug auf die Werkstatt als in Bezug auf eine Maschine.

Die Oekonomen geben es zu: aber sie wiederholen hier ihre ewige Predigt, daß nach Ablauf einer gewissen Zeit, da die Nachfrage nach dem Produkt im Verhältniß der Preiserniedrigung zunimmt, die Arbeit zuletzt begehrter wird als zuvor. Gewiß, mit der Zeit wird sich das Gleichgewicht wieder herstellen; aber noch einmal sei es gesagt, kaum wird sich das Gleichgewicht auf dem einen Punkte hergestellt haben, so wird es auch schon auf einem andern wieder gestört sein, weil der Erfindungsgeist eben so wenig als die Arbeit jemals stillsteht. Und welche Theorie will es übernehmen, diese ewigen Hekatomben zu rechtfertigen?

„Wenn man, sagt Sismondi, die Anzahl der Peinarbeiter bis auf ein Viertel oder Fünftel ihres gegenwärtigen Betrages vermindert haben wird, dann wird man nur den vierten oder fünften Theil so viel Priester, Aerzte u. s. w. brauchen. Hat man sie einst

ganz beseitigt, so kann man sich auch ohne — die Menschheit behelfen."

Dahin würde es auch wirklich kommen, wenn man nicht, um die Arbeit jeder Maschine in Verhältniß zu bringen mit den Konsumtionsbedürfnissen, d. h. um die fortwährend zerstörte Verhältnißmäßigkeit der Werthe herzustellen, unaufhörlich neue Maschinen erschaffen, neue Absatzwege eröffnen, mithin die Dienstleistungen vervielfachen und andere Arbeiter aus ihrer Anstellung bringen müßte... So schreiten also einerseits die Industrie und der Reichthum, andererseits die Bevölkerung und das Elend in einer Reihe hinter einander und stets eins das andere nach sich ziehend vor.

Ich zeigte, wie der Unternehmer beim Beginn der Industrie mit seinen Genossen, als mit seines Gleichen unterhandelt und wie sie später seine Arbeiter werden. Man begreift, daß diese ursprüngliche Gleichheit durch die vortheilhafte Stellung des Herrn und die Abhängigkeit der Löhner schnell verschwinden muß. Es hilft nichts, daß das Gesetz Jedem das Recht der Unternehmung, so wie die Befugniß, allein zu arbeiten und seine Produkte unmittelbar zu verkaufen, sichert. Nach der Hypothese ist diese letzte Auskunft unanwendbar, weil die Werkstatt es zu ihrem Ziele hat, die vereinzelte Arbeit zu vernichten. Es verhält sich mit der Industrie wie mit der Landwirthschaft: daß man zu arbeiten versteht, will noch nichts sagen, man muß auch zur rechten Zeit gekommen sein; der Verkaufsladen gehört eben so wie das Land Dem, der es zuerst in Besitz nimmt. Hat ein Etablissement Muße gehabt, sich zu entwickeln, seine Grundlagen zu erweitern, den gehörigen Ballast an Kapitalien einzunehmen und sich seine Kundschaft zu sichern, was vermag dann gegen eine so überlegene Gewalt der einzelne Arbeiter, der nichts hat als seine Hände? Es war also kein Willkühraкt der souverainen Gewalt, keine auf gut Glück unternommene rohe Usurpation, was im Mittelalter die Zünfte und Meisterschaften ins Leben rief, sondern die Gewalt der Umstände hatte sie längst geschaffen, bevor noch die Edikte der Könige ihnen die gesetzliche Weihe gaben; und trotz der Reform von 1789 sehen wir, wie sie sich unter unsern Augen mit einer hundert Mal gefährlicheren Energie wieder herstellen. Man überlasse die Arbeit ihren eigenen Strebungen, und

die Leibeignung dreier Viertheile des Menschengeschlechts ist gesichert.

Allein das ist noch nicht Alles. Nachdem die Maschine oder die Werkstatt den Arbeiter erniedrigt, indem sie ihm einen Herrn gegeben, entwürdigt sie ihn vollends, indem sie ihn von dem Range eines (mit Ueberlegung schaffenden*) Handwerkers [1]) auf die Stufe eines bloßen Handlangers heruntersetzt.

Früher bestand die Bevölkerung der Rhone- und Saoneufer zum großen Theile aus Flußschiffern, die ihre Kähne theils durch Ruder, theils durch Pferde bewegten. Jetzt thun fast überall die Dampfboote den Bugsirdienst. Die Flußschiffer können von ihrem Gewerbe meistens nicht mehr leben und bringen entweder drei Viertel ihres Lebens in Unthätigkeit zu, oder werden Heizer auf Dampfböten. Wer nicht der Noth anheim fallen will, der muß sich die Erniedrigung gefallen lassen: das ist die Verschlimmerung, welche die Maschinen für den Arbeiter mit sich bringen. Denn mit einer Maschine verhält es sich wie mit einem Geschütz: alle, die mit demselben, außer dem Kapitain, zu thun haben, sind Dienende, Sklaven.

Seit der Einführung der großen Manufakturen ist eine Menge kleiner Industrieen vom häuslichen Heerde verschwunden. Glaubt man etwa, daß die Arbeiterinnen für 50 und 75 Centimen so viel Einsicht besitzen als ihre Urgroßmütter?

„Nach der Eröffnung der Eisenbahn von Paris nach St. Germain, erzählt Hr. Dunoyer, entstanden zwischen Le Pecq und einer Menge mehr oder minder benachbarter Ortschaften eine so große Anzahl von Omnibus und anderen Fahrgelegenheiten, daß dieser Schienenweg wider alles Erwarten die Verwendung von Pferden beträchtlich vermehrt hat.“

Wider alles Erwarten! Nur ein Oekonom konnte dergleichen nicht erwarten. Vermehre die Maschinen, und du ver-

---

1) In dem Wort artisan liegt etwas vom Begriff des Künstlers, was die deutsche Bezeichnung Handwerker nicht enthält. Dergleichen feine Unterschiede sind, beiläufig bemerkt, nicht nur sprachlich, sondern auch sittlich interessant, weil sie auf abweichende Anschauungen und somit auf Unterschiede gesellschaftlicher Verhältnisse der beiden Nationen hinweisen.

mehrst die beschwerliche und widerstrebende Arbeit: dieser Satz ist eben so zuverlässig als irgend einer der Sprüche, die aus den Zeiten der Sindfluth herrühren. Meinetwegen beschuldige man mich des Uebelwollens gegen die schönste Erfindung unseres Jahrhunderts; nichts soll mich hindern, es herauszusagen, daß das Ergebniß der Eisenbahn nach Leibeignung der kleinen Industrie das sein wird, eine Bevölkerung von erniedrigten Arbeitern, Wegwärtern, Fegern, Auf- und Abladern, Kärrnern, Wächtern, Thürstehern, Wägern, Wagenschmierern, Putzern, Heizern u. s. w. zu schaffen. Vier tausend Kilometer Eisenbahnen werden Frankreich einen Zuwachs von fünfzigtausend Leibeignen geben. Offenbar sind es nicht diese Leute, für welche Hr. Chevalier Gewerbeschulen verlangt.

Man wird vielleicht sagen: die Masse der Transporte wachse verhältnißmäßig weit mehr als die Zahl der Tagelöhner, somit falle der Unterschied zu Gunsten der Eisenbahnen aus und, Alles berücksichtigt, sei mit ihnen doch ein Fortschritt erreicht. Man kann diese Bemerkung sogar allgemeiner fassen und dieselbe Schlußreihe auf alle Industrieen anwenden.

Aber gerade diese Allgemeinheit der Erscheinung läßt die Leibeignung der Arbeiter hervortreten. Die erste Rolle in der Industrie spielen die Maschinen, der Mensch nur die zweite. Alles Genie, das durch die Arbeit entfaltet wird, schägt zur Verdumpfung des Proletariats aus. Welch eine glorreiche Nation werden wir sein, wenn wir unter vierzig Millionen Einwohnern fünfunddreißig Peinarbeiter, Tintenklerer und Bediente zählen!

Mit der Maschine und der Werkstatt hält das göttliche Recht, d. h. das Princip der Autorität seinen Einzug in die Staatsökonomie. Das Kapital, die Meisterschaft, das Privilegium, das Monopol, die Kommandite, der Kredit, das Eigenthum u. s. w., das sind in der ökonomischen Sprache die verschiedenen Namen für jenes Ichweißnichtwas, das man sonst Macht, Autorität, Souverainität, geschriebenes Gesetz, Offenbarung, Religion, Gott genannt hat, die Ursache und das Princip aller unserer Noth, aller unserer Verbrechen, und das uns immer desto ungreiflicher wird, je mehr wir uns abmühen, es zu bestimmen.

Ist es also unmöglich, daß beim gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft die Werkstatt mit ihrer hierarchischen Organisation und die Maschinen, anstatt ausschließlich der Klasse zu dienen, welche die mindest zahlreiche, die mindest arbeitsame und die reichste ist, zum Wohle Aller angewendet werden?

Das ist eben die Frage, die wir jetzt untersuchen wollen.

§. 3.

Die Schutzmittel gegen den unheilvollen Einfluß der Maschinen.

Verringerung der Handarbeit ist gleichbedeutend mit dem Sinken des Preises, mithin mit der Zunahme des Austausches; denn wenn der Verbraucher weniger bezahlt, so kauft er mehr.

Allein die Verringerung der Handarbeit ist auch gleichbedeutend mit einer Beschränkung des Marktes, weil der Producent weniger kauft, wenn er weniger verdient. Und so geht es in der That zu. Die Koncentration der Kräfte in der Werkstatt und die Dazwischenkunft des Kapitals bei der Produktion unter dem Namen von Maschinen bringen gleichzeitig Ueberproduktion und Entbehrung mit sich. Jeder hat gesehen, wie diese beiden Geißeln, die gefährlicher sind als Feuersbrunst und Pech, sich in unseren Tagen im weitesten Maaßstabe und mit verzehrender Intensität entwickelt haben. Gleichwohl können wir unmöglich zurückweichen: wir müssen produciren, immer produciren, billig produciren, denn sonst ist das Bestehen der Gesellschaft gefährdet. Der Arbeiter, welcher der Verdumpfung entgehen wollte, mit der ihn das Princip der Theilung bedrohte, und deshalb so viele wunderbare Maschinen schuf, sieht sich durch seine eigenen Werke vom Bann getroffen oder unterjocht. Welche Mittel bieten sich dar gegen diese Doppelnothwendigkeit?

Hr. v. Sismondi wünscht mit allen Leuten von patriarchalischen Ideen, daß die Theilung der Arbeit sammt den Maschinen aufgegeben würde und daß jede Familie zurückkehrte zu dem System der ursprünglichen Ungetheiltheit, d. h. zu dem Grundsatze: Jeder bei sich und Jeder für sich in der buchstäblichsten Bedeutung der Worte. — Das hieße aber Rückschritte machen, und das ist unmöglich.

Hr. Blanqui versucht es noch einmal mit seinem Plan, den Arbeiter zu betheiligen und alle Industriezweige zu Gunsten des Kollektivarbeiters in Kommandite zu geben. —

Ich habe gezeigt, daß dieser Plan das Staatsvermögen gefährden würde, ohne das Loos der Arbeiter merklich zu verbessern, und Hr. Blanqui selbst scheint wieder auf diesen Gedanken gekommen zu sein. In der That, wie soll man diese Betheiligung des Arbeiters beim Gewinn versöhnen mit den Rechten der Erfinder, der Unternehmer und der Kapitalisten? Die Erfinder müssen sich decken für ihre beträchtlichen Auslagen und langen und geduldigen Anstrengungen. Die Unternehmer setzen fortwährend ihr erworbenes Vermögen aufs Spiel und unterziehen sich allein den Wechselfällen ihrer oft gewagten Unternehmungen. Die Kapitalisten endlich können sich eine Herabsetzung ihrer Zinsen nicht gefallen lassen, ohne gewissermaaßen ihre Ersparnisse zu verlieren. Wie will man, um es mit einem Wort zu sagen, die Gleichheit, die man zwischen den Arbeitern und ihren Herren einführen möchte, in Einklang bringen mit dem Uebergewicht, das man dem Oberhaupt der Anstalt, dem Inhaber der Kommandite und dem Erfinder nicht entziehen kann und das für sie so unzweideutig die ausschließliche Aneignung des Gewinns mit sich bringt? Durch ein Gesetz, die Betheiligung aller Arbeiter am Gewinn dekretiren, hieße die Auflösung der Gesellschaft aussprechen. Das haben alle Oekonomen so wohl eingesehen, daß sie ihren anfänglichen Plan zuletzt in eine bloße Ermahnungspredigt an die Herren verwandeln. So lange aber der Löhner nur den Gewinn hat, welchen ihm der Unternehmer läßt, so lange kann man darauf rechnen, daß ewige Dürftigkeit sein Loos ist. Zu bewirken, daß es anders sei, steht nicht in der Macht derer, welche die Arbeit in Beschlag halten.

Uebrigens kommt auch die sonst sehr lobenswerthe Idee, die Arbeiter mit den Unternehmern zu vergesellschaften, zuletzt auf den kommunistischen, in seinen Vordersätzen offenbar falschen Schluß hinaus: das letzte Ziel der Maschinen ist, den Menschen reich und glücklich zu machen, ohne daß er zu arbeiten brauchte. Nachher also, wenn die Naturkräfte Alles für uns thun müssen, sollen die Maschi-

nen dem Staat gehören, und der Zweck des Fortschritts ist die Gemeinschaft (communauté).

Die kommunistische Theorie werde ich am geeigneten Orte untersuchen.

So viel aber glaube ich den Anhängern dieses Nirgendheims schon jetzt vorweg sagen zu müssen, daß die Hoffnung, welcher sie sich in Bezug auf die Maschinen hingeben, nichts ist, als eine Illusion der Oekonomen, etwas Aehnliches wie die ewige Bewegung (das Perpetuum mobile*), etwas, das man stets sucht und niemals findet, weil man es von Dingen verlangt, die es nicht leisten können. Maschinen können nicht ganz allein arbeiten, vielmehr muß man, um ihre Bewegung zu unterhalten, eine umfassende Bedienung einrichten, so daß sich der Mensch zuletzt desto mehr Anstrengungen schafft, mit je mehr Werkzeugen er sich umgiebt und die große Aufgabe in Betreff der Maschinen weit weniger die ist, ihre Erzeugnisse zu theilen, als ihre Ernährung zu sichern, d. h. das Bewegende unaufhörlich zu erneuern. Dies Bewegende aber ist nicht die Luft, das Wasser, der Dampf, die Elektricität, sondern die Arbeit, d. h. der Absatz.

Eine Eisenbahn unterdrückt auf ihrer ganzen Länge die gewöhnlichen Frachtfahrten, die Eilwagen, die Riemer, Sattler, Wagner, Gastwirthe. Ich nehme diese Thatsache im Augenblick nach der Eröffnung der Fahrten. Angenommen, der Staat träfe, als Maaßregel der Erhaltung oder im Sinne des Entschädigungsprincips, die Einrichtung, daß die durch die Eisenbahn außer Nahrung gesetzten Gewerbtreibenden die Eigenthümer oder Nutznießer des Schienenweges würden. Die Kosten des Transports mögen um 25 Procent vermindert werden (denn wozu wäre sonst die Eisenbahn?): das Einkommen aller dieser Gewerbtreibenden zusammen wird alsbald um ein Gleiches vermindert, d. h. ein Viertel der Leute, die bisher vom Frachtfuhrwesen u. s. w. leben, wird sich trotz der Freigebigkeit des Staats buchstäblich in Mittellosigkeit versetzt sehen. Sie haben ihrem Ausfall nur eine Hoffnung entgegenzustellen: die, daß die Masse der auf der Eisenbahnlinie stattfindenden Transporte sich um 25 Procent vermehrt, oder daß sie in anderen Industriezweigen Beschäftigung finden, was anfangs unmöglich scheint, weil nach der

Hypothese und auch thatsächlich die Stellen überall besetzt, das Verhältniß überall beobachtet wird und das Angebot der Nachfrage genügt.

Gleichwohl ist es nothwendig, daß die Arbeit in anderen Industriezweigen eine neue Anregung erhalte, wenn die Masse der Transporte sich vermehren soll. Zugegeben nun, man beschäftige die brotlos gewordenen Arbeiter bei dieser Ueberproduktion, und ihre Vertheilung an die verschiedenen Arten von Arbeit sei so leicht auszuführen, wie die Theorie es verlangt, so wird man doch noch lange nicht am Ziele sein. Denn da sich das Personal, das bei der Beförderung der Frachten beschäftigt ist, zu dem, das mit der Produktion zu thun hat, verhält wie 100 : 1000, so muß man, um bei einer um ein Viertel billigeren Beförderung, die also auch um ein Viertel der Menge nach beträchtlicher ist, die Produktion ebenfalls um ein Viertel verstärken, d. h. die ackerbauende und industrielle Mannschaft nicht um 25, welche Ziffer nur die Verhältnißmäßigkeit der Frachtindustrie anzeigt, sondern um 250 vermehren. Um aber dies Resultat zu erreichen, muß man Maschinen und, was schlimmer ist, Menschen schaffen: was die Frage immer wieder auf denselben Punkt zurückführt. So häuft sich Widerspruch auf Widerspruch. Es ist nicht mehr blos die Arbeit, welche der Maschine wegen dem Menschen fehlt, sondern auch der Mensch, der vermöge seiner numerischen Schwäche und vermöge der Unzureichendheit seines Verbrauchs der Maschine fehlt, so daß es bis zur Herstellung des Gleichgewichts eben so wohl an Arbeit als an Händen, eben so wohl an Produkten als an Absatz fehlt. Und was wir von der Eisenbahn sagen, gilt von allen Industrieen. Stets verfolgen sich der Mensch und die Maschine, ohne daß der erstere zur Ruhe gelangen oder die letztere gesättigt werden könnte.

Die Fortschritte der Mechanik mögen noch so groß sein, man möge Maschinen erfinden, die hundert Mal wunderbarer sind, als die Spinnmaschine, der Strumpfwebestuhl, die Cylinderpresse; man möge Kräfte entdecken, hundert Mal gewaltiger als der Dampf: statt die Menschheit zu befreien, ihr Muße zu verschaffen und Alles umsonst zu produciren, würde man immer nur die Arbeit vermehren, die Bevölkerungszunahme veranlassen, die Leibeigenschaft erschweren,

das Leben immer mehr vertheuern und den Abgrund noch tiefer aushöhlen, der zwischen der gebietenden und genießenden und der gehorchenden und leidenden Klasse gähnt.

Nehmen wir jetzt an, alle Schwierigkeiten wären überwunden; nehmen wir an, die durch die Eisenbahn zur Verfügung gekommenen Arbeiter genügten zu der Arbeitsvermehrung, welche die Ernährung der Lokomotive verlangt, so wird, da die Ausgleichung ohne Riß bewerkstelligt ist, Niemand leiden, vielmehr das Wohlsein eines Jeden um einen Bruchtheil des Gewinns wachsen, den die Eisenbahn im Vergleich zur gewöhnlichen Fahrweise eingebracht hat. Was steht denn im Wege, wird man mich fragen, daß die Dinge nicht mit dieser Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung ablaufen? Und was kann für eine einsichtsvolle Regierung leichter sein, als auf diese Weise alle industriellen Uebergänge zu bewerkstelligen?

Ich habe die Hypothese so weit geführt, als sie gehen konnte, um einerseits das Ziel zu zeigen, auf welches die Menschheit losgeht, andererseits die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hat, um es zu erreichen. Sicherlich ist es das Gebot der Vorsehung, daß der Fortschritt sich in Betreff der Maschinen in der genannten Weise vollziehe: allein was den Gang der Gesellschaft behindert und sie aus der Scylla in die Charybdis stürzt, das ist gerade der Umstand, daß sie nicht organisirt ist.

Wir sind erst bis zur zweiten Phase ihrer Entwicklungen gelangt, und schon haben wir auf unserem Wege zwei Abgründe getroffen, welche unüberschreitbar schienen, die Theilung der Arbeit und die Maschinen. Wie soll man es anstellen, daß der Stückarbeiter, wenn er ein geistig begabter Mensch ist, nicht verdumpfe, oder gar zum geistigen Leben gelange, wenn er schon verdumpft ist? Wie soll man zweitens unter den Arbeitern die Sammtverbindlichkeit des Interesses herstellen, ohne die der industrielle Fortschritt seine Schritte nur nach Katastrophen zählt, so lange eben diese Arbeiter tief entzweit sind in Bezug auf Arbeit, Lohn, Einsicht und Freiheit, mit einem Wort, entzweit durch Egoismus? Kurz, wie will man das versöhnen, was eben der vollzogene Fortschritt unversöhnlich gemacht hat? Zur Gemeinschaft und Brüderschaft seine Zuflucht nehmen, hieße der Zeit vorgreifen: es giebt keine Gemeinschaft, es kann

keine Brüderschaft bestehen zwischen Geschöpfen wie die, welche aus der Theilung der Arbeit, aus dem Dienst der Maschinen hervorgegangen sind. Nicht hier, wenigstens jetzt nicht, dürfen wir die Lösung suchen.

Nun gut! wird man sagen, weil denn das Uebel noch mehr in den geistigen Zuständen als im System liegt, so wollen wir uns wieder dem Unterricht zuwenden und an der Erziehung des Volks arbeiten.

Soll der Unterricht nützlich sein, ja soll er selbst nur Eingang finden, so muß vor allen Dingen der zu Unterrichtende frei sein, wie man den Acker, bevor man ihn besät, erst mit dem Pfluge bearbeiten und von Dornen und Hundszahn säubern muß. Ferner wäre das beste Erziehungssystem, selbst in Bezug auf Philosophie und Moral die gewerbliche Ausbildung: wie aber will man wiederum diese Erziehung in Einklang bringen mit der Theilarbeit und den Maschinen? Wie soll der Mensch, der durch seine Arbeit ein Sklav, d. h. ein Geräth, ein Ding geworden ist, durch dieselbe Arbeit oder durch Fortsetzung derselben Thätigkeit wieder eine Person werden? Wie kann man es nur nicht einsehn, daß diese Ideen einander wiederstreiten und daß der Proletarier, wenn er durch ein Wunder zu einem gewissen Grade geistiger Ausbildung gelangen könnte, sich derselben zunächst bedienen würde, um die Gesellschaft umzuwälzen und alle bürgerlichen und industriellen Verhältnisse umzugestalten? Was ich hier sage, ist nicht eine leere Uebertreibung. Die arbeitende Klasse in Paris und den großen Städten hat sich in Vergleich zu der vor fünf und zwanzig Jahren zu weit höheren Ideen aufgeschwungen: und ich frage, ist nicht gerade diese Klasse entschieden und energisch revolutionär gesinnt? Und sie wird es immer mehr und mehr in dem Maaße, als sie sich Ideen der Gerechtigkeit und Ordnung aneignet, besonders aber den Mechanismus des Eigenthums begreift.

Die Sprache — ich bitte um die Erlaubniß, noch einmal auf die Etymologie zurückzukommen — die Sprache scheint mir den sittlichen Zustand des Arbeiters, nachdem ihn die Industrie so zu sagen entpersönlicht hat, klärlich ausgedrückt zu haben. Im Lateinischen

enthält der Begriff der Sklaverei den der Unterordnung des Menschen unter die Dinge, und als später das Feudalrecht den Leibeignen für gebunden an die Scholle erklärte, that es weiter Nichts, als daß es den buchstäblichen Sinn des Wortes servus mit einer Umschreibung übersetzte. Die unwillkührliche Vernunft, das Orakel der Schicksalsnothwendigkeit, hatte also den untergeordneten Arbeiter verurtheilt, bevor die Wissenschaft seine Unwürde erwiesen. Was vermögen hienach die Anstrengungen der Philanthropie für Wesen, welche die Vorsehung verworfen hat?

Die Arbeit ist die Erziehung unserer Freiheit. Die Alten hatten den tiefen Sinn dieser Wahrheit erfaßt, als sie einen Unterschied machten zwischen freien und unfreien Künsten. Denn wie das Gewerbe, so die Ideen, wie die Ideen, so die Sitten. Im Sklaven nimmt Alles, Gewohnheit, Geschmack, Neigung, Gesinnung und Vergnügen, den Charakter der Erniedrigung an: in ihm wird Alles untergraben und zerstört. Sich der Erziehung der armen Klassen widmen! Es heißt nur in entarteten Seelen den grausamsten Widerstreit schaffen, ihnen Ideen beibringen, welche die Arbeit für sie unerträglich macht, Neigungen in ihnen erregen, die sich nicht vertragen mit der Gemeinheit ihres Standes, und Lüste in ihnen erwecken, für die ihr Gefühl abgestumpft ist. Wenn ein solcher Plan gelingen könnte, würde er aus dem Arbeiter nicht einem Menschen, sondern einen Teufel machen. Man studire nur die Physiognomieen, welche die Gefängnisse und Bagnos bevölkern, und sage mir dann, ob nicht die meisten solche Individuen verrathen, welche für die Offenbarung des Schönen, der Eleganz, des Reichthums, der Ehre und Wissenschaft und Alles dessen, was die Würde des Menschen ausmacht, zu schwach waren und die von ihr entsittlicht und geistig getödtet wurden!

„Mindestens müßte man die Löhne festsetzen, sagen die wenigst Kecken, und für alle Industriezweige Tarife entwerfen, die von den Herren und von den Arbeitern zuvor genehmigt wären.“

Hr. Fix ist es, der diese Hypothese des Heils vornimmt. Aber siegreich antwortet er:

„Solche Tarife sind in England und anderwärts zu Stande gebracht; man weiß was sie werth sind: überall waren sie kaum angenommen, als sie auch schon verletzt wurden, sowohl von den Herren als von den Arbeitern."

Die Ursachen dieser Uebertretung der Tarife sind mit Händen zu greifen. Es sind die Maschinen, die unaufhörlichen Verbesserungen und Kombinationen der Industrie. Ein Tarif wird in einem bestimmten Augenblick festgesetzt: plötzlich aber tritt eine neue Erfindung auf, welche ihrem Urheber das Mittel in die Hand giebt, den Preis der Waare herabzusetzen. Was werden die andern Unternehmer thun? Sie hören auf zu fabriciren und entlassen ihre Arbeiter oder sie schlagen ihnen eine Herabsetzung des Lohnes vor. Es ist dies das Einzige was sie thun können, bis sie ihrerseits ebenfalls ein Verfahren entdecken, vermittelst dessen sie ohne Verminderung der Löhne noch billiger produciren können als ihre Konkurrenten, was wiederum einer Arbeiterabschaffung entspricht.

Hr. Leon Faucher scheint sich einem Entschädigungssystem zuzuneigen. Er sagt:

„Wir begreifen, daß der Staat als der Vertreter des allgemeinen Wunsches in irgend einem Interesse die Aufopferung eines Industriezweiges gebietet." — Man meint stets, er gebiete sie, sobald er jedem die Freiheit bewilligt zu produciren und diese Freiheit gegen jeden Angriff vertheidigt und in Schutz nimmt. — Allein dies ist eine äußerste Maaßregel, ein stets gefährlicher Versuch, den man nur mit aller irgendmöglichen Schonung der Einzelnen wagen darf. Der Staat hat nicht das Recht, einer Klasse von Bürgern die Arbeit zu nehmen, von welcher sie leben, bevor er nicht anderweitig für ihren Unterhalt gesorgt oder sich die Gewißheit verschafft hat, daß sie in einer neuen Industrie Gelegenheit finden, ihre Kraft und Einsicht anzuwenden. In civilisirten Ländern ist es Grundsatz, daß sich die Regierung selbst nicht zum allgemeinen Besten eines Privateigenthums bemächtigen darf, wofern sie nicht zuvor das Interesse des Eigenthümers durch eine angemessene Entschädigung abgelöst hat. Nun aber scheint uns die Arbeit ein eben so rechtmäßiges, eben so geheiligtes Eigenthum zu sein als ein Feld oder ein Haus, und wir

begreifen nicht, wie man sie ohne irgend eine Art von Entschädigung expropriiren kann ...

„Eben so wie wir einerseits die Lehren für chimärisch halten, welche die Regierung darstellen als die allgemeine Arbeitsnachweiserin für die Gesellschaft, gleichermaaßen scheint es uns andrerseits gerecht und nothwendig, daß jede Arbeitsberaubung, die zum allgemeinen Besten vorgenommen wird, nur in Verbindung mit einer Ausgleichung oder einem Uebergange ins Werk gesetzt werde und daß man den Staatsrücksichten weder Individuen noch ganze Klassen zum Opfer bringe. Bei Nationen, die eine gute Verfassung haben, besitzt die Macht stets Zeit und Geld genug, um diese theilweisen Leiden zu stillen. Und gerade deshalb, weil die Industrie nicht von ihr ausgeht, weil sie entsteht und sich entwickelt unter dem freien und individuellen Antriebe der Bürger, ist die Regierung gehalten, ihr eine Art von Vergütung oder Entschädigung anzubieten, wenn sie den Lauf derselben stört."

Das nenne ich Gold sprechen: Hr. Leon Faucher verlangt, was er auch dazu sagen möge, die Organisation der Arbeit. Bewirken, daß jede Arbeitsberaubung nur vor sich gehe auf dem Wege einer Ausgleichung oder eines Ueberganges, und daß weder Klassen noch Individuen jemals den Staatsrücksichten, d. h. dem Fortschritt der Industrie und der Freiheit der Unternehmen, diesem obersten Gesetze des Staats, aufgeopfert werden, das heißt ohne Zweifel sich auf eine Weise, deren nähere Bestimmung der Zukunft überlassen bleibt, zum Arbeitsnachweiser in der Gesellschaft und zum Hüter der Löhne aufzuwerfen. Da nun, wie wir wiederholentlich gesagt, der Fortschritt der Industrie und somit das Arbeitsloswerden und das neue — Arbeit — Bekommen in der Gesellschaft stätig fortdauern, so muß nicht sowohl ein besonderer Uebergang für jede Neuerung, als vielmehr ein allgemeines Princip, ein organisches Uebergangsgesetz ausfindig gemacht werden, das für alle möglichen Fälle anwendbar ist und seine Wirkung von selbst hervorbringt. Ist Hr. Leon Faucher im Stande dies Gesetz zu formeln und die verschiedenen Antagonismen zu versöhnen, die wir beschrieben haben? Nein, denn er bleibt vorzugsweise bei dem Gedanken einer Entschädigung stehen. Bei wohlorganisirten Nationen, sagt er, hat die Staatsgewalt stets Zeit

und Geld genug, um diese theilweisen Leiden zu stillen. Es thut mir leid um die edeln Absichten des Hrn. Leon Faucher, aber sie scheinen mir durchaus unausführbar.

Die Staatsgewalt hat nur so viel Zeit und Geld, als sie den Steuerpflichtigen nimmt. Mit der Staatsabgabe die brotlos gewordenen Industriellen entschädigen, hieße die neuen Erfindungen mit Bann belegen und mit der Gewalt der Bajonnette Kommunismus treiben, nicht aber die Schwierigkeit lösen. Es ist überflüssig, sich mit der Entschädigung durch den Staat weiter zu befassen. Die Entschädigung, nach dem Plane des Hrn. Leon Faucher in Anwendung gebracht, würde entweder zum industriellen Despotismus, zu einer Lage der Dinge wie die Regierung Mehemet Ali's, oder zu einer Armensteuer, d. h. zu einer eiteln Scheinheiligkeit führen. Dem Wohle der Menschheit frommt es mehr, keine Entschädigung zu leisten, sondern die Arbeit von selbst ihre ewige Verfassung suchen lassen.

Es giebt Leute, welche sagen: die Regierung schaffe die brotlos gewordenen Arbeiter nach den Punkten hin, wo die Privatindustrie sich nicht eingelassen hat und wohin die Unternehmungen Einzelner nicht gelangen können. Wir haben Gebirge zu bewalden, fünf oder sechs Millionen Hectaren Land urbar zu machen, Kanäle zu graben, kurz tausend Dinge zu unternehmen, die einen unmittelbaren und allgemeinen Nutzen gewähren würden.

„Wir müssen den Leser um Verzeihung bitten, antwortet Hr. Fix; aber auch hier sind wir genöthigt, das Kapital zum Vermittler zu nehmen. Diese Bodenflächen liegen, einige Gemeindeländereien ausgenommen, deshalb wüst, weil sie bearbeitet keinen Reinertrag und wahrscheinlich nicht einmal die Bestellungskosten abwerfen würden. Diese Ländereien befinden sich im Besitz von Eigenthümern, welche das zu ihrer Ausbeutung nothwendige Kapital entweder haben oder nicht haben. Im ersteren Falle würde sich der Besitzer sehr wahrscheinlich, wenn er diese Ländereien bewirthschaftete, selbst mit dem kleinsten Gewinn begnügen und vielleicht auf die sogenannte Bodenrente verzichten; allein er hat gefunden, daß er sein Anlagekapital verlieren würde, wenn er die Urbarmachung unternähme, und seine andern Berechnungen haben ihm bewiesen, daß der Verkauf der Erzeugnisse die Bewirthschaftungskosten nicht decken

würde . . . Zieht man Alles in gehörige Erwägung, so wird dies Land also wüst liegen bleiben, weil das hineingesteckte Kapital keinen Gewinn bringen und verloren gehen würde. Verhielte es sich anders, so würden diese Ländereien sogleich urbar gemacht werden. Die Ersparnisse, die jetzt einer andern Richtung folgen, würden sich nothwendig in einem gewissen Maaße der Landwirthschaft zuwenden; denn die Kapitalien haben keine Neigungen, sondern nur Interessen und suchen stets die Anlage, welche die größeste Sicherheit und den größesten Gewinn gewährt."

Dies sehr wohl begründete Urtheil kommt darauf hinaus, daß der Augenblick, seine wüstliegenden Ländereien urbar zu machen, für Frankreich noch nicht gekommen ist, eben so wie es für die Kaffern und Hottentotten noch nicht an der Zeit ist, Eisenbahnen zu haben. Denn die Gesellschaft beginnt wie gesagt (Kap. II.) mit den leichtesten, sichersten, nothwendigsten und mindest kostspieligen Erwerbszweigen, und erst allmälig gelingt es ihr auch die verhältnißmäßig minder ergiebigen Dinge nutzbar zu machen. Seit die Menschheit sich abmüht auf der Erde, hat sie nicht anders gearbeitet und es kehrt für sie stets dieselbe Sorge wieder: für ihren Unterhalt zu sorgen, indem sie auf Entdeckungen ausgeht. Soll die Urbarmachung, von der die Rede ist, nicht eine ruinirende Spekulation, eine Ursache der Noth werden, mit anderen Worten, soll sie möglich sein, so müssen wir noch ferner unsere Kapitalien und Maschinen vermehren, neue Verfahren entdecken und die Arbeit besser theilen. Die Regierung aber angehen, sie möge dazu den ersten Schritt thun, das hieße handeln wie die Bauern, die zu Gott beten und ihren Heiligen anrufen, wenn sie ein Unwetter heraufziehen sehn. Die Regierungen sind — man kann es heutzutage nicht genug wiederholen — die Stellvertreter der Gottheit, ich habe beinahe gesagt die Vollstrecker der himmlischen Rache: sie vermögen Nichts für uns. Ist die englische Regierung z. B. im Stande, den Unglücklichen, die im Arbeitshause ihre Zuflucht suchen, Arbeit zu gewähren? Und wenn sie es wäre, würde sie es wagen? Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen! Dieser Ausdruck des Mißtrauens des Volkes gegen die Gottheit sagt uns zugleich, was wir von der Gewalt zu erwarten haben! . . . . Nichts.

Wir sind angelangt bei der zweiten Station unseres Golgathazuges; aber statt uns unfruchtbaren Betrachtungen zu überlassen, wollen wir lieber immer mehr aufmerksam sein auf die Lehren des Schicksals. Im Fortschritt unseres Leidens liegt das Unterpfand unserer Freiheit.

Fünftes Kapitel.

Dritte Epoche: Die Konkurrenz.

Was soll aus der Menschheit werden zwischen der hundertköpfigen Hyder der Arbeitstheilung und dem unbezwingbaren Drachen der Maschinen? Ein Prophet hat es gesagt vor mehr denn zweitausend Jahren: Satan sieht sein Opfer an, und der Krieg ist entbrannt, Aspexit gentes, et dissolvit. Um uns zu beschützen vor zwei Geißeln, der Hungersnoth und der Pest, schickt uns die Vorsehung eine dritte, die Zwietracht.

Die Konkurrenz stellt die Periode der Philosophie dar, in welcher, nachdem eine halbe Erkenntniß der Antinomien der Vernunft die Sophistik erzeugt hatte, die Merkmale des Falschen und Wahren sich vermischten und man anstatt der Lehrgebäude weiter Nichts mehr hatte, als die betrüglichen Kampfspielereien des Geistes. So wiederholt die industrielle Bewegung getreu die metaphysische; die ganze Geschichte der Socialökonomie ist enthalten in den Schriften der Philosophen. Wir wollen jetzt diese interessante Phase studiren, deren auffallendste Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sie sowohl Denen, die da glauben, als Denen, die da protestiren, den Kopf benimmt.

§. 1.

Nothwendigkeit der Konkurrenz.

Hr. Louis Reybaud, seines Gewerbes ein Romanschreiber, nur gelegentlich Oekonom geworden und von der Akademie der Moral- und Staatswissenschaften für seine antireformatorischen Karikaturen mit Patent versehen; ein Mann, der mit der Zeit einer der feindseligsten Schriftsteller gegen die socialen Ideen geworden ist; Hr. Louis Reybaud ist Nichts desto weniger, wie er sich auch anstellen möge, tief erfüllt von eben diesen Ideen: die Opposition, die er zu Tage bringt, liegt weder in seinem Herzen noch in seinem Geiste, sondern in seinen Thatsachen.

In der ersten Ausgabe seiner Studien „über die zeitgenössischen Reformatoren" hatte Hr. Reybaud, gerührt vom Anblick der socialen Schmerzen und ergriffen vom Muthe jener Stifter der Schulen, welche geglaubt, mit einem Ausbruch von Sentimentalität die Welt reformiren zu können, ausdrücklich die Ansicht ausgesprochen: das, was sich über allen ihren Systemen erhalte, sei die Association. Hr. Dunoyer, einer der Beurtheiler des Hrn. Reybaud, gab ihm dies Zeugniß, das für Hrn. Reybaud um so schmeichelhafter war, als es in der Form eine leichte ironische Färbung hatte.

„Hr. Reybaud, der in einem von der Akademie gekrönten Buche so treffend und talentvoll die Fehler der drei hauptsächlichen reformistischen Systeme dargelegt hat, steht dennoch ein für das Princip, das ihnen gemeinsam ist und ihre Grundlage bildet, die Association. — Die Association ist in seinen Augen, wie er erklärt, das größeste Problem der neueren Zeit. Sie, sagt er, ist berufen, das Problem der Vertheilung der Früchte der Arbeit zu lösen. Wenn für die Lösung dieses Problems die geltende Macht Nichts vermöchte, würde die Association Alles vermögen. Hr. Reybaud spricht hier wie ein Schriftsteller des Phalanstère . . ."

Hr. Reybaud hatte sich, wie man hieraus entnehmen kann, etwas vorgewagt. Er besaß aber zu viel gesunden Menschenverstand und Redlichkeit, um den Abgrund zu übersehen. Bald sah er ein, daß er irre ging und begann zurückzuzuppen. Ich mache ihm kein Verbrechen aus dieser Schwenkung, denn Hr. Reybaud ist Einer

von Denen, die man nicht ohne Ungerechtigkeit verantwortlich machen kann für ihre Metaphern. Er hatte geredet ohne es zuvor zu überlegen und nahm sein Wort zurück: was kann natürlicher sein? Wenn die Socialisten dies überhaupt Jemand verdenken wollten, so wäre Hr. Dunoyer der Mann, denn er hatte die Verläugnung von Seiten Hrn. Reybaud's durch jenes sonderbare Kompliment veranlaßt.

Uebrigens bemerkte Hr. Dunoyer sehr bald, daß seine Worte keine tauben Ohren gefunden. Er erzählt zum Ruhme der guten Grundsätze, daß Hr. Reybaud in einer zweiten Ausgabe seiner „Studien über die Reformatoren" von selbst das Absprechende seiner Ausdrücke gemildert habe. Statt „Alles vermögen" habe er gesagt: „Viel vermögen".

Das war eine bedeutende Aenderung, wie Hr. Dunoyer sehr gut bemerkte. Gleichwohl konnte Hr. Reybaud zu derselben Zeit schreiben: „Diese Symptome sind ernst; man kann sie ansehen als die Wahrzeichen einer unbewußten Organisation, in welcher die Arbeit das Gleichgewicht und die Regelmäßigkeit sucht, die ihr fehlen. . . . Hinter allen diesen Anstrengungen verbirgt sich ein Princip, die Association, das auf Grund unregelmäßiger Bethätigungen zu verdammen Unrecht wäre."

Zuletzt hat sich Hr. Reybaud offen für einen Anhänger der Konkurrenz erklärt, d. h. er hat das Princip der Association entschieden aufgegeben. Denn wenn man unter Association weiter Nichts zu verstehen hat, als die vom Handelsgesetzbuch bestimmten Formen der Gesellschaft, deren Philosophie uns die HH. Troplong und Delongle im Auszuge gegeben haben, so ist es nicht mehr der Mühe werth, einen Unterschied zu machen zwischen den Socialisten und Oekonomen, zwischen einer Partei, welche die Association sucht, und einer anderen, welche behauptet, daß dieselbe bereits existire.

Deshalb jedoch, weil es Hrn. Reybaud begegnet ist, in einer Frage, von welcher er sich, wie es scheint, noch keine klare Vorstellung gemacht hat, unbesonnenerweise mit ja und nein abzusprechen, bilde man sich nicht etwa ein, daß ich ihn unter die Reihe Derer stelle, die mit Socialismus spekuliren und, nachdem sie eine Mystifikation in die Welt geschleudert, sogleich ihren Rückzug antreten, un-

ter dem Vorwande, die Idee sei allgemeines Eigenthum und sie brauchten dieselbe eben nur ihren Weg gehen zu lassen. Meiner Meinung nach gehört Hr. Reybaud vielmehr zur Klasse der Gefoppten, die so viele rechtschaffene und hochbegabte Leute zu den Ihrigen zählt. Hr. Reybaud bleibt also in meinen Augen der vir probus dicendi peritus, der gewissenhafte und gewandte Schriftsteller, der sich wohl einmal übertölpeln läßt, aber doch nie etwas Anderes ausspricht, als was er sieht und meint. Sobald übrigens Hr. Reybaud einmal auf dem Gebiete der ökonomischen Ideen stand, konnte er um so weniger mit sich selbst einig werden, je klarer seine Einsicht, je treffender sein Urtheil ist. Der Leser soll diese merkwürdige Erfahrung selbst machen.

Könnte ich mich Hrn. Reybaud verständlich machen, so würde ich ihm sagen: Ergreifen Sie Partei für die Konkurrenz, und Sie haben Unrecht; ergreifen Sie Partei gegen dieselbe, und Sie haben ebenfalls Unrecht; und dies bedeutet, daß Sie in beiden Fällen Recht haben. Wenn Sie nun hiernach überzeugt sind, daß Sie sich weder in der ersten noch in der vierten Auflage Ihres Buches geirrt, und es gelingt Ihnen, Ihre Ansicht auf eine verständliche Weise zu formeln, so will ich Sie für einen eben so genialen Oekonomen halten wie Turgot und A. Smith; aber ich sage es Ihnen im Voraus, wenn Sie dem Letzteren gleichen, den Sie wahrscheinlich wenig kennen, so werden Sie ein Gleichheitsmann sein! Soll die Wette gelten?

Um Hrn. Reybaud besser vorzubereiten auf diese Art von Versöhnung mit sich selbst, wollen wir ihm zunächst beweisen, daß diese Wandelbarkeit des Urtheils, die ihm jeder Andere an meiner Stelle mit beleidigender Bitterkeit vorwerfen würde, ein Verrath ist, nicht ein Verrath des Schriftstellers, sondern ein Verrath an den Thatsachen, zu deren Dolmetscher er sich aufgeworfen hat.

Im März 1844 schrieb Hr. Reybaud über die Oelfrüchte, einen Gegenstand, der seine Vaterstadt Marseille nahe anging, einen Artikel, in welchem er sich warm für die freie Konkurrenz und für das Sesamöl aussprach. Nach den wie es scheint authentischen Daten, die er gesammelt, würde Sesam 45 bis 46 Procent Oel geben, während Mohn und Raps nur 25 bis 30 und die Olive nur 20 bis 22 geben. Eben deswegen mißfällt der Sesam den Fabrikanten im Norden und sie haben ein Verbot desselben verlangt und durchgesetzt.

Indeß sind die Engländer auf der Lauer und bereit, sich dieses werthvollen Handelszweiges zu bemächtigen. Man verbiete die Frucht, sagt Hr. Reybaud, so wird uns das Oel dennoch gemischt, als Seife oder in irgend einer andern Form wieder zukommen. Ueberdies erheischt es das Interesse unserer Rhederei, daß dieser Handel beschützt werde; es handelt sich um nicht weniger als 40,000 Tonnen Frucht, für die 300 Fahrzeuge und 3000 Matrosen erforderlich sind.

Diese Thatsachen sind ausschlaggebend: 45 Procent Oel statt 25; die Qualität besser als bei allen französischen Oelfrüchten; Preisermäßigung für eine Waare von erster Nothwendigkeit; Ersparniß für die Konsumenten, 300 Schiffe, 3000 Matrosen: das Alles würde uns die Handelsfreiheit einbringen! Also die Konkurrenz und das Sesam sollen leben!

Weiterhin bemerkt Hr. Reybaud, um diese glänzenden Resultate besser zu sichern, von seinem Patriotismus hingerissen und seine Idee auf geradem Wege weiter verfolgend, und meiner Meinung nach sehr treffend: die Regierung müsse sich in Zukunft jedes Gegenseitigkeitsvertrages enthalten; er verlangt, die französische Rhederei solle sowohl die gesammte Ausfuhr als die Einfuhr des französischen Handels besorgen. „Was man Gegenseitigkeit nennt, sagt er, ist eine reine Fiktion, deren Vortheil auf Seiten der Nation bleibt, deren Schifffahrt am Wenigsten theuer zu stehen kommt. Da nun in Frankreich die Elemente der Schifffahrt, der Preis des Schiffes, die Löhnung der Mannschaft, die Ausrüstungs- und Verproviantirungskosten eine außerordentliche Höhe erreichen und größer sind als bei den andern seefahrenden Nationen, so folgt daraus, daß jeder Gegenseitigkeitsvertrag für uns einem Entsagungsvertrage gleichkommt und daß wir, anstatt zu einer Maaßregel gegenseitigen Genehmseins uns wissentlich oder unbewußt zu einem Opfer verstehn: „Frankreich verbraucht 500,000 Ballen Baumwolle, und die Amerikaner sind es, welche dieselbe auf unsere Kay's bringen; es verwendet ungeheuere Mengen Steinkohlen, und die Engländer besorgen die Zufuhr derselben; die Schweden und Norweger bringen uns ihr Eisen und Holz selbst, die Holländer ihren Käse, die Russen ihren Hanf und ihr Getreide, die Genuesen ihren Reis, die Spanier ihr

Oel, die Sicilier ihren Schwefel, die Griechen und Armenier alle Waaren des mittelländischen und des schwarzen Meeres."

Offenbar ist ein solcher Zustand der Dinge unerträglich, denn er führt dahin, unsere Handelsmarine überflüssig zu machen. Beeilen wir uns also, in die Seewerkstätte zurückzukehren, aus welcher der niedrige Preis der fremden Schifffahrt uns auszuschließen bestrebt ist. Schließen wir unsere Häfen den fremden Fahrzeugen oder belegen sie wenigstens mit einer hohen Taxe. Also nieder mit der Konkurrenz und der nebenbuhlerischen Rhederei!

Fängt Hr. Reybaud an zu begreifen, daß seine ökonomisch-socialistischen Schwankungen weit unschuldiger sind, als er geglaubt hat? Welchen Dank wird er mir schuldig sein für die Beruhigung seines vielleicht beunruhigten Gewissens!

Die Gegenseitigkeit, über die sich Hr. Reybaud so bitter beklagt, ist weiter Nichts als eine Form der Handelsfreiheit. Man mache die Freiheit des Verkehrs zu einer vollständigen unbeschränkten, und unsere Flagge ist von den Meeren vertrieben, wie unsere Oele vom Festlande verdrängt werden würden. Wir werden also unser Oel theurer bezahlen, wenn wir darauf bestehen, es selbst zu fabriciren, und eben so unsere Kolonialwaaren, wenn wir ihren Transport selbst besorgen wollen. Um größere Billigkeit zu erlangen, müßten wir, nachdem wir unsere Oele aufgegeben, auch unsere Marine aufgeben: eben so gut könnten wir auf der Stelle unsere Tücher, unsere Leinwand, unsern Kattun, unser Eisen aufgeben und dann, da jede vereinzelte Industrie nothwendig zu theuer wird, auch unsere Weine, unser Getreide, unsere Futtergewächse! Was man auch wählen möge, das Privilegium oder die Freiheit, man gelangt zum Unmöglichen, zum Unsinn.

Gewiß giebt es ein Princip der Ausgleichung; allein wenn es nicht der vollendetste Despotismus sein soll, so muß dies Princip aus einem Gesetze herfließen, welches ein Höheres ist gegen die Freiheit selbst. Gerade dies Gesetz aber ist es, was noch Niemand definirt hat und was ich von den Oekonomen verlange, wenn sie wirklich im Besitz der Wissenschaft sind. Denn für einen Gelehrten kann ich Den nicht halten, der mit vollster Ueberzeugung und mit allem

möglichen Geiste jetzt für die Freiheit und funfzehn Zeilen weiter für das Monopol predigt.

Ist es nicht einleuchtend, unmittelbar und für die bloße Anschauung einleuchtend, daß die Konkurrenz die Konkurrenz zerstört? Giebt es selbst in der Geometrie einen gewisseren und ausgemachteren Satz als diesen? Wie, unter welchen Bedingungen und in welchem Sinne kann nun ein Princip, das die Negation seiner selbst ist, in die Wissenschaft hineingehören? Wie kann es ein organisches Gesetz der Gesellschaft werden? Wenn die Konkurrenz nothwendig ist, wenn sie, wie die Schule sagt, ein Postulat der Produktion ist, wie wird sie dann so verwüstend? Und wenn ihre gewisseste Wirkung die ist, Diejenigen zu Grunde zu richten, die sie mit fortreißt, wie wird sie dann nützlich? Denn weder die Uebelstände, die sie in ihrem Gefolge hat, noch das Gute, das sie uns verschafft, sind Zufälligkeiten, die aus der That des Menschen entstehn: vielmehr entspringen beide logisch aus dem Princip und bestehen einander gegenüber mit demselben Rechte . . .

Zunächst ist die Konkurrenz für die Arbeit eben so wesentlich als die Theilung, weil sie selbst die Theilung ist, nur in einer anderen Form zurückgekehrt, oder vielmehr auf ihre zweite Potenz erhoben. Sie ist die Theilung, sage ich, nicht mehr wie in der ersten Epoche der ökonomischen Entwickelungen als adäquat der Gesammtkraft, mithin die Persönlichkeit des Arbeiters in der Werkstatt verschlingend, sondern die Theilung, wie sie die Freiheit gebiert, indem sie aus jeder Unterabtheilung der Arbeit gleichsam eine Souveränität bildet, in welcher sich der Mensch in seiner Kraft und Unabhängigkeit setzt. Die Konkurrenz ist mit einem Wort die Freiheit in der Theilung und in allen getheilten Stücken: sie beginnt mit den zusammengesetztesten Verrichtungen und trachtet dahin, sich bis hinab in die untergeordneten Hanthierungen des Theilarbeiters zu verwirklichen.

Hier kommen die Kommunisten mit einem Einwurfe. Man muß in allen Dingen, sagen sie, den Gebrauch und den Mißbrauch unterscheiden. Es giebt eine nützliche, lobenswerthe, sittliche Konkurrenz, eine Konkurrenz, welche Geist und Herz erweitert, eine edle und großmüthige Konkurrenz, den Wetteifer, und warum sollte dieser Wetteifer nicht den Vortheil Aller zum Zweck haben? . . . Es

giebt eine andere Konkurrenz, die unheilbringend, unsittlich, ungesellschaftlich ist, eine eifersüchtige Konkurrenz, welche haßt und tödtet: den Egoismus.

So spricht der Kommunismus; so drückte sich vor einem Jahre das Journal la Réforme in seinem socialen Glaubensbekenntniß aus.

Wie sehr es mir auch widerstrebt, Opposition zu machen gegen Männer, deren Ideen im Grunde die meinigen sind, so kann ich doch eine solche Dialektik nicht gelten lassen. In dem Glauben, durch eine mehr grammatische als wirkliche Untersuchung Alles zu versöhnen, hat die Réforme, ohne es zu merken, für die „rechte Mitte" gearbeitet, d. h. auf die schlechteste Weise diplomatisirt. Ihre Beweisführung ist genau dieselbe wie die des Hrn. Rossi in Bezug auf die Theilung der Arbeit. Sie besteht darin, die Konkurrenz und die Moral in Gegensatz zu bringen, um die eine durch die andere zu begrenzen, wie Hr. Rossi durch die Moral die ökonomischen Schlußfolgerungen aufzuhalten und einzuschränken gedachte, indem er bald hier bald da, je nach Bedürfniß und Gelegenheit, beschnitt und ausmerzte. Ich habe Hrn. Rossi widerlegt durch die einfache Frage: wie ist es möglich, daß die Wissenschaft mit sich selbst entzweit ist, nämlich die Wissenschaft vom Reichthum mit der von der Pflicht? Eben so frage ich die Kommunisten: wie kann ein Princip, dessen Entwickelung sichtbar nützlich ist, zugleich unheilbringend sein?

Man sagt: der Wetteifer ist nicht die Konkurrenz. Ich bemerke zunächst, daß dieser vorgebliche Unterschied sich nur auf die verschieden verlaufenden Wirkungen des Princips bezieht, wodurch der Glaube entsteht, es seien zwei Principien, die man nur verwechsele. Der Wetteifer ist nichts Anderes als die Konkurrenz selbst; und da man sich einmal auf Abstractionen eingelassen hat, will ich gern darauf eingehen. Es giebt keinen Wetteifer ohne Ziel, wie es keine leidenschaftliche Regung giebt ohne Gegenstand; und wie der Gegenstand jeder Leidenschaft nothwendig der Leidenschaft selbst analog ist, beim Verliebten ein Weib, beim Herrschsüchtigen Macht, beim Geizigen Gold, beim Dichter ein Lorbeerkranz, so ist der Gegenstand des industriellen Wetteifers nothwendig der Gewinn.

Nein, entgegnet der Kommunist, der Gegenstand des Wettei-

fers beim Arbeiter soll der allgemeine **Nutzen**, die **Brüderlichkeit**, die Liebe sein.

Allein die Gesellschaft selbst — weil man sich einmal, anstatt beim Einzelnen stehen zu bleiben, um den es sich hier handelt, nur mit dem Gesammtmenschen befassen will — die Gesellschaft, sage ich, arbeitet nur im Hinblick auf den Reichthum; das Wohlsein, das Glück ist ihr einziger Gegenstand. Wie sollte nun, was für die Gesellschaft wahr ist, für den Einzelnen nicht wahr sein, da doch am Ende die Gesellschaft der Mensch ist und die ganze Menschheit in jedem einzelnen Menschen lebt? Wie will man an Stelle des unmittelbaren Gegenstandes des Wetteifers, der in der Industrie das persönliche Wohlsein ist, jenen entlegenen und fast metaphysischen Beweggrund setzen, den man das allgemeine Wohlsein nennt, zumal da dies Nichts ist ohne jenes und nur aus jenem hervorgehen kann?

Die Kommunisten geben sich im Allgemeinen einer seltsamen Illusion hin: schwärmerisch erpicht auf die Gewalt gedenken sie aus der Centralkraft, und in dem besondern Falle, von dem hier die Rede ist, aus dem Gesammtreichthum durch eine Art von Umkehr das Wohlsein des Arbeiters herzuleiten, der diesen Reichthum geschaffen hat: als ob das Individuum das Spätere wäre gegen die Gesellschaft und nicht umgekehrt die Gesellschaft das Spätere gegen das Individuum! Uebrigens ist dieser Fall nicht der einzige, in dem wir die Socialisten unbewußt beherrscht sehen von den hergebrachten Satzungen der Wirthschaft, gegen welche sie protestiren.

Allein was haben wir nöthig weiter darauf einzugehen? Sobald der Kommunismus den Namen der Sachen, vera rerum vocabula, ändert, gesteht er mittelbar seine Ohnmacht und tritt aus der Reihe der Kämpfenden. Darum sage ich ihm statt aller Antwort: Indem Ihr die Konkurrenz leugnet, laßt Ihr die These im Stich und habt fortan bei der Verhandlung nicht weiter mitzureden. Ein ander Mal wollen wir untersuchen, in wie weit sich der Mensch für das Interesse Aller aufopfern muß: hier gilt es, das Problem der Konkurrenz zu lösen, d. h. die höchste Befriedigung des Egoismus mit den gesellschaftlichen Nothwendigkeiten zu versöhnen; verschont uns daher mit euren Moralpredigten.

Die Konkurrenz ist nothwendig für die Feststellung des Werths,

d. h. für das Princip der Vertheilung selbst, und somit für das Zustandekommen der Gleichheit. So lange ein Produkt nur von einem einzigen Fabrikanten geliefert wird, bleibt der wirkliche Werth desselben ein Geheimniß, sei es nun durch Verheimlichung von Seiten des Producenten, sei es durch Unbekümmertheit oder Unfähigkeit, den Herstellungspreis bis aufs Aeußerste zu beschränken. So ist das Privilegium der Production ein wirklicher Verlust für die Gesellschaft, und die Oeffentlichkeit der Industrie, wie die Konkurrenz der Arbeiter, ist ein Bedürfniß. Keiner der erdachten und erdenkbaren utopistischen Pläne kann sich diesem Gesetze entziehen.

Gewiß, es fällt mir nicht ein zu leugnen, daß die Arbeit und der Lohn gewährleistet werden müssen; ich hege sogar die Hoffnung, daß die Zeit dieser Gewährleistung nicht fern ist: aber ich behaupte, daß die Gewährleistung des Lohns unmöglich ist ohne genaue Kenntniß des Werths, und daß dieser Werth nur durch die Konkurrenz, keineswegs aber durch kommunistische Einrichtungen oder durch ein Volksdekret entdeckt werden kann. Denn es waltet hier Etwas, das mächtiger ist als der Wille des Gesetzgebers und der Bürger: die unbedingte Unmöglichkeit für den Menschen, seine Pflicht zu erfüllen, sobald er jeder Verantwortlichkeit gegen sich selbst überhoben ist: die Verantwortlichkeit gegen sich selbst aber bringt in Bezug auf die Arbeit nothwendig den Andern gegenüber die Konkurrenz mit sich. Man befehle, daß vom 1. Januar 1847 ab die Arbeit und der Lohn Jedermann gewährleistet sein sollen: sofort wird ein ungeheures Nachlassen der heißen Anspannung der Industrie folgen; der wirkliche Werth wird schnell unter dem Nominalwerth heruntersinken; die klingende Münze wird trotz ihres Bildes und Gepräges das Schicksal der Assignaten erfahren; der Kaufmann wird für weniger Waare mehr Geld verlangen und wir werden uns um einen Kreis tiefer in der Hölle der Noth befinden, von welcher die Konkurrenz nur erst die dritte Stufe ist.

Selbst wenn ich mit einigen Socialisten zugeben wollte, daß der Reiz der Arbeit eines Tages im Stande sein werde, dem Wetteifer Nahrung zu gewähren ohne einen Rückgedanken an Gewinn: von welchem Nutzen könnte uns in der Phase, die wir studiren, diese Chimäre sein? Wir stehen erst in der dritten Epoche der ökonomi-

schen Entwicklung, im dritten Zeitalter der Feststellung der Arbeit, d. h. in einer Periode, in der die Arbeit unmöglich anreizend sein kann. Denn der Reiz der Arbeit kann nur die Frucht einer hohen physischen, sittlichen und geistigen Entwicklung des Arbeiters sein. Diese Entwicklung aber, diese Erziehung der Menschheit durch die Industrie ist gerade der Gegenstand, den wir verfolgen mitten durch die Widersprüche der Socialökonomie. Wie also vermöchte uns der Reiz der Arbeit als Princip und als Hebel zu dienen, wo er für uns noch Zweck und Ziel ist?

Wann es übrigens auch unzweifelhaft ist, daß die Arbeit als die höchste Bethätigung des Lebens, des Geistes und der Freiheit ihren Reiz in sich selbst trägt, so leugne ich doch, daß dieser Reiz jemals völlig getrennt werden könne von dem Beweggrunde des Nutzens und somit von einer Rückkehr zum Egoismus; es giebt, sage ich, keine Arbeit um der Arbeit willen, wie ich meine, daß es keinen Styl um des Styls, keine Liebe um der Liebe, keine Kunst um der Kunst willen gebe. Der Styl um des Styls willen hat in unsern Tagen die schnellfertige Literatur und die Improvisation ohne Ideen erzeugt; die Liebe um der Liebe willen führt zur Päderastie, Onanie und Hurerei; die Kunst um der Kunst willen führt zum Chinesenthum (Schnörkelei), zur Karikatur, zum Kultus des Häßlichen. Wenn der Mensch in der Arbeit weiter Nichts mehr sucht, als das Vergnügen der körperlichen Uebung, so hört er bald auf zu arbeiten und spielt. Die Geschichte wimmelt von Thatsachen, welche diese Ausartung bezeugen. Die Spiele Griechenlands, die isthmischen, olympischen, pythischen, nemeischen, Uebungen einer Gesellschaft, welche Alles durch ihre Sklaven producirte; das Leben der Spartiaten und ihrer Musterbilder, der Kreter; die Gymnasien, Palästren, Hippodrome und das Treiben auf der Agorá der Athener; die Beschäftigungen, welche Plato in seiner Republik den Kriegern zuertheilt und die uns nur die Neigungen seines Zeitalters wiedergeben; endlich unsere feudale Gesellschaft mit ihren Ringelrennen und Turnieren: alle diese Erfindungen und viele andere, die ich mit Stillschweigen übergehe, vom Schachspiel, das, wie man sagt, bei der Belagerung Trojas von Palamed erfunden wurde, bis zu den Karten, welche Gringonneur für Karl VI. malte, sind redende Bei-

spiele, was aus der Arbeit wird, wenn man den ernsten Beweggrund des Nutzens von ihr fortläßt. Die Arbeit, die wahre Arbeit, die, welche den Reichthum erzeugt und uns die Wissenschaft giebt, bedarf zu sehr der Regel, der Ausdauer und der aufopfernden Hingebung, als daß sie lange die Freundin der Lust sein könnte, die ihrer Natur nach flüchtig, unbeständig und unordentlich ist. Sie ist etwas zu Erhabnes, zu Ideales und Philosophisches, um ausschließlich Vergnügen und Genuß, d. h. etwas Mystisches und bloßes Gefühl zu sein. Die Fähigkeit zu arbeiten, welche den Menschen vom Thiere (?) unterscheidet, hat ihre Quelle in den tiefsten Tiefen der Vernunft: wie sollte sie in uns eine bloße Bethätigung des Lebens, eine wollüstige That unseres Gemeingefühls werden?

Wenn man jetzt zu der Hypothese einer Umwandlung unserer Natur seine Zuflucht nimmt, für die in der Geschichte kein Beispiel zu finden ist, und deren Idee bisher Nichts ausgedrückt haben würde, so ist das weiter Nichts als ein Traum, unverständlich selbst für Diejenigen, die ihn vertheidigen, eine Umkehrung des Fortschritts, eine Gewaltthätigkeit gegen die gewissesten Gesetze der ökonomischen Wissenschaft: und statt aller Antwort entferne ich diese Idee ganz aus der Verhandlung.

Halten wir uns an die Thatsachen, da die Thatsachen allein einen Sinn haben und uns fördern können. Die französische Revolution wurde eben so sehr für die industrielle als für die politische Freiheit vollbracht; und obgleich Frankreich im J. 1789 nicht alle Konsequenzen des Princips bemerkte, dessen Verwirklichung es verlangte, so hat es sich doch weder in seinen Wünschen noch in seiner Erwartung getäuscht. Wer es zu leugnen versuchte, würde in meinen Augen das Recht auf die Kritik verlieren: ich werde nie mit einem Gegner streiten, der den freiwilligen Irrthum von fünfundzwanzig Millionen Menschen als Princip aufstellen wollte.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wollte Frankreich, der Privilegien überdrüssig, um jeden Preis die Starrheit seiner Korporationen abschütteln und die Würde des Arbeiters dadurch herstellen, daß es ihm die Freiheit gab. Ueberall mußte man die Arbeit emancipiren, das Genie anspornen, den Industriellen verantwortlich machen, indem man ihm tausend Mitbewerber erweckte, und auf ihn allein

die Folgen seiner Schlaffheit, Unwissenheit und Unredlichkeit zurückfallen ließ. Schon vor 89 war Frankreich reif zum Uebergange; Turgot hatte den Ruhm, den ersten Schritt zu bewerkstelligen.

Warum also, wenn die Konkurrenz nicht ein Princip der Socialökonomie, ein Schicksalsdecret, eine Nothwendigkeit der Menschenschenseele gewesen wäre, warum also hätte man, anstatt die Korporationen, Meisterschaften und Zünfte abzuschaffen, nicht vielmehr daran gedacht, das Ganze herzustellen? Warum hätte man sich nicht mit einer Reformation statt einer Revolution begnügt, und das um so mehr, da dieser Mittelweg ganz im Sinne der konservativen Ideen war, welche das Bürgerthum theilte? Mögen mir doch der Kommunismus und die so zu sagen socialistische Demokratie, die auf dem Princip der Konkurrenz, ohne es zu wissen, das System der rechten Mitte, die gegenrevolutionäre Idee vertreten, diese Einmüthigkeit der Nation erklären, wenn sie es im Stande sind!

Dazu kommt, daß die Ereignisse die Theorie bestätigten. Vom Ministerium Turgot an begann sich ein Zuwachs von Thätigkeit und Wohlsein in der Nation zu offenbaren. Auch schien die Probe so entscheidend, daß sie die Zustimmung aller Gesetzgebungen erhielt. Die Freiheit der Industrie und des Handels spielt in unsern Verfassungen eine eben so bedeutende Rolle wie die politische Freiheit. Dieser Freiheit endlich verdankt Frankreich seit sechzig Jahren die Fortschritte seines Reichthums. . .

Ich bitte um die Erlaubniß, nächst dieser Hauptthatsache, welche die Nothwwendigkeit der Konkurrenz so siegreich beweist, noch drei oder vier andere anzuführen, die zwar von minder allgemeiner Bedeutung sind, aber doch den Einfluß des Princips, das ich vertheidige, besser hervortreten lassen.

Warum ist der Ackerbau bei uns so wunderweit zurückgeblieben? Wie kommt es, daß diesem wichtigen Zweige der nationalen Arbeit noch in so vielen Gegenden der alte Schlendrian und die Barbarei anhaften? Unter den zahlreichen Ursachen, die man dafür anführen könnte, scheint mir der Mangel an Konkurrenz den ersten Rang einzunehmen. Die Bauern reißen sich um die Fetzen Land; sie machen sich Konkurrenz beim Notar, aber nicht auf dem Felde. Und man

spreche zu ihnen von Wetteifer, von öffentlichem Wohl: welche staunenden Gesichter sie dazu machen werden! — Der König, sagen sie, (denn der König ist für sie gleichbedeutend mit dem Staat, dem Gemeinwohl, der Gesellschaft) der König besorge seine Geschäfte, wir wollen die unsrigen besorgen! Das ist ihre Philosophie, ihr Patriotismus. O, wenn der König ihnen Konkurrenten erwecken könnte! Unglücklicherweise ist es unmöglich. Während in der Industrie die Konkurrenz aus der Freiheit und dem Eigenthum hervorgeht, sind in der Landwirthschaft Freiheit und Eigenthum vielmehr ein unmittelbares Hinderniß der Konkurrenz. Der Gewinn, der den Bauern zufällt, richtet sich nicht nach seiner Arbeit und Einsicht, sondern nach der Beschaffenheit seines Landes und dem Belieben des Herrgotts. Daher denkt er bei seiner Wirthschaft nur darauf, so wenig als möglich Lohn zu zahlen und so wenig als möglich Ausgaben zu machen. Da er sicher ist, seine Waaren stets an den Mann zu bringen, so trachtet er weit mehr nach der Verminderung seiner Kosten als nach der Verbesserung des Ackers und der Beschaffenheit des Ertrages. Er besorgt die Aussaat, das Uebrige die Vorsehung. Die einzige Art von Konkurrenz, welche die Ackerbau treibende Klasse kennt, ist die bei Verpachtungen, und man kann es nicht leugnen, daß dieselbe in Frankreich, z. B. in der Beauce, günstige Resultate herbeigeführt hat. Da jedoch das Princip dieser Konkurrenz nur so zu sagen aus zweiter Hand kommt und nicht unmittelbar aus der Freiheit und dem Eigenbesitz der Landwirthe hervorgeht, so verschwindet sie mit der Ursache, die sie erzeugt, und das so sehr, daß es, um den Verfall der landwirthschaftlichen Industrie in manchen Gegenden zu bewirken oder wenigstens den Fortschritt derselben aufzuhalten, vielleicht genügen würde, die Pächter in Eigenthümer zu verwandeln. . .

Einen andern Zweig der Gesammtarbeit, welcher in diesen letzten Jahren zu lebhaften Debatten Anlaß gegeben hat, bilden die öffentlichen Bauten. „Zur Leitung eines Straßenbaues, sagt C. Dunoyer sehr treffend, wäre vielleicht ein Pionier und ein Postillon geeigneter als ein Ingenieur, der eben ganz frischbacken aus der Schule für Brücken- und Chausséebau hervorgegangen ist.“ Gewiß hat Jeder Gelegenheit gehabt, sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung zu überzeugen.

Es sollte eine Brücke gebaut werden über einen der schönsten unserer Ströme, der berühmt ist durch die Bedeutung seiner Schifffahrt. Sobald die Arbeiten begannen, bemerkten die Uferbewohner, daß die Bögen viel zu niedrig ausfallen würden, um beim Hochwasser die Fahrzeuge durchlassen zu können. Sie machten den Ingenieur, der die Arbeiten zu leiten hatte, darauf aufmerksam. „Brücken, antwortete er mit stolzer Würde, sind für Diejenigen bestimmt, welche hinüber, nicht aber für die, welche unten durch wollen.“ Seine Antwort ist in jener Gegend zum Sprichwort geworden. Da aber die Dummheit unmöglich bis zum Ende Recht behalten kann, hat die Regierung die Nothwendigkeit eingesehen, das Werk ihres Beamten umzuändern und in diesem Augenblick werden die Brückenbögen erhöht. Würden wohl die Kaufleute, die bei der Schifffahrt auf diesem Wasserwege betheiligt sind, wenn man ihnen das Unternehmen auf ihre Gefahr übergeben hätte, zu wiederholten Malen Aenderungen daran vorgenommen haben? Man könnte ein Buch zusammenschreiben über Meisterstücke derselben Art, zu Stande gebracht von der gelehrten Jugend der Brücken- und Wegebaukunde, die, kaum aus der Schule herausgetreten, eine feste Anstellung erhält und nun durch keine Konkurrenz mehr angespornt wird.

Als Beweis für die industrielle Befähigung des Staats und somit für die Möglichkeit, die Konkurrenz überall abzuschaffen, wird die Tabaksverwaltung angeführt. Da ist von keiner Verfälschung, keinem Proceß, da ist weder von Bankerott noch von Elend die Rede. Die Arbeiter werden genügend bezahlt, unterrichtet und sittlich gebildet; durch Abzüge wird ihnen eine Pension gesichert und sie befinden sich in einer unvergleichlich besseren Lage, als die große Mehrzahl Derer, die von der freien Industrie beschäftigt werden.

Alles das mag wahr sein; ich weiß es nicht. Es ist mir unbekannt, was innerhalb der Tabaksverwaltung vorgeht; ich habe mich weder bei den Direktoren noch bei den Arbeitern erkundigt und hatte es auch nicht nöthig. Wieviel kostet der Tabak, den die Verwaltung verkauft? und was ist er werth? Um die erste Frage zu beantworten, braucht man sich nur an das erste beste Bureau zu wenden. Ueber die zweite aber weiß man mir Nichts zu sagen, weil es

an einem Maaßstabe zur Vergleichung fehlt, weil es verboten ist, durch Versuche die Herstellungskosten der Regie zu kontrolliren, mithin unmöglich, sie abzuschätzen. Also kostet das zum Monopol erhobene Tabaksgeschäft der Gesellschaft nothwendig mehr, als es ihr einbringt; es ist eine Industrie, die von Unterstützungen lebt, anstatt durch ihren eigenen Ertrag zu bestehen, die also, weit entfernt, uns als Muster zu dienen, vielmehr einer der ersten Mißbräuche ist, der einer Reform unterliegen muß.

Wenn ich von einer Reform spreche, die mit der Tabaksproduktion vorzunehmen ist, so habe ich dabei nicht blos die ungeheure Auflage im Auge, welche den Preis dieses Produkts verdreifacht und vervierfacht, auch nicht blos die hierarchische Organisation der Beamten, welche die Einen durch ihren Gehalt zu ebenso kostspieligen als unnützen Aristokraten, die Andern zu hoffnungslosen Söldnern macht, die für immer in einer untergeordneten Stellung zurückgehalten werden. Selbst das Privilegium der Bureaus und den ganzen Schwarm von Schmarotzern, den sie füttern, lasse ich dahingestellt sein. Ich habe vor Allem die nützliche Arbeit im Auge, die Arbeit der wirklichen Arbeiter. Schon allein deswegen, weil der Arbeiter keine Konkurrenz hat und weder beim Gewinn noch beim Verlust interessirt ist, kurz, weil er nicht frei ist, muß seine Productivität nothwendig eine geringere, seine Dienstleistung zu theuer sein. Und nun sage man mir noch, daß die Regierung ihre Löhner gut besolde und sich mit ihrem Wohlergehn beschäftige! Was ist denn dabei Wunderbares? Wie mag man es doch übersehen, daß die Freiheit es ist, welche die Lasten des Privilegiums trägt, und daß, wenn alle Industriezweige eben so wie die Tabaksindustrie behandelt würden, was freilich unmöglich ist, die Quelle der Unterstützungen ausgehen würde, die Nation nicht mehr im Stande wäre, ihre Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu erhalten und der Staat Bankerott machen müßte?

Fremde Produkte. — Ich berufe mich hier auf einen Gelehrten, der kein Staatsökonom ist, H. Liebig. — „Früher bezog Frankreich von Spanien jährlich für 20—30 Millionen Fr. Soda, denn die spanische Soda war die beste. Während der ganzen Dauer des Krieges mit England war der Preis der Soda, mithin auch der der

Seife und des Glases fortwährend im Steigen begriffen und alle Fabrikationen litten darunter. Da entdeckte Leblanc das Verfahren, die Soda aus dem gewöhnlichen Kochsalz zu bereiten. Dies Verfahren war für Frankreich eine Quelle des Reichthums: die Sodafabrikation gewann eine außerordentliche Ausdehnung; allein weder Leblanc noch Napoleon genossen den Gewinn der Erfindung. Die Restauration benutzte die Erbitterung auf den Urheber der Kontinentalsperre und weigerte sich, die Schuld des Kaisers zu tilgen, dessen Versprechungen die Entdeckung Leblanc's veranlaßt hatten. . ."

„Vor einigen Jahren wollte der König von Neapel den Schwefelhandel Siciliens in ein Monopol verwandeln. England, das eine ungeheure Masse von diesem Schwefel verbraucht, drohte ihm den Krieg zu erklären, wenn er das Monopol fortbestehen ließe. Während die beiden Regierungen diplomatische Noten wechselten, wurden in England fünfzehn Patente genommen auf die Erfindung, Schwefelsäure aus Gyps, Eisenkies und anderen Mineralien, an denen England Ueberfluß hat, zu bewirken. . . Allein die Angelegenheit mit dem König von Neapel ward gütlich beigelegt und diese Bereitungsarten wurden nicht weiter verfolgt. Doch hatten die angestellten Versuche bewiesen, daß die Schwefelsäurebereitung auf dem neuen Wege erfolgreich gewesen sein würde, wodurch der Handel Siciliens mit seinem Schwefel vielleicht zu Grunde gerichtet worden wäre."

Ohne den Krieg mit England, ohne das Gelüst des Königs von Neapel nach einem Monopol hätte man noch lange nicht daran gedacht, in Frankreich die Soda aus dem Seesalz, in England die Schwefelsäure aus Gyps und Eisenkies zu ziehen. Eben diesen Einfluß hat die Konkurrenz auf die Industrie. Der Mensch geht aus seiner Trägheit nur dann heraus, wenn das Bedürfniß ihn beunruhigt und das sicherste Mittel den Geist in ihm auszulöschen, besteht darin, ihn von jeder Sorge zu befreien und ihm den Köder des Gewinns und der daraus folgenden gesellschaftlichen Auszeichnung zu nehmen, indem man rings um ihn her einen „allgemeinen und ewigen Frieden" schafft und dem Staat die Verantwortlichkeit für seine Trägheit aufbürdet.

Ja, zum Verdruß der modernen Ruhseligkeit muß man es sa-

gen, das menschliche Leben ist ein fortwährender Krieg, ein Krieg mit dem Bedürfniß, mit der Natur, ein Krieg des Menschen mit seines Gleichen und folglich mit sich selbst. Die Theorie einer friedlichen Gleichheit, beruhend auf Brüderschaft und Hingebung, ist Nichts als ein Abklatsch der katholischen Lehre von der Entsagung auf die Güter und Freuden dieser Welt, dieses Princips des Bettlerthums, dieses Lobgesangs auf das Elend. Der Mensch kann seinen Nächsten wohl so lieben, daß er für ihn in den Tod geht, aber nicht so, daß er für ihn arbeitet.

An die eben widerlegte Theorie der Hingebung knüpfen die Gegner der Konkurrenz eine andere an, welche gerade das Gegentheil der ersteren ist. Denn es ist ein Gesetz des Geistes, wenn er die Wahrheit, seinen Gleichgewichtspunkt, verkennt, zwischen zwei Widersprüchen hin und her zu pendeln. Diese neue Theorie des der Konkurrenz feindlichen Socialismus ist die der Aufmunterung.

Was kann socialer und dem Anschein nach fortschrittsförderlicher sein, als die Aufmunterung zur Arbeit und zur Industrie? Es giebt keinen Demokraten, der nicht aus ihr eine der schönsten Befugnisse der Gewalt machte, keinen Utopisten, der sie nicht unter die obersten Mittel zählte, das Glück zu organisiren.

Die Regierung ist aber vermöge ihrer Natur so unfähig, die Arbeit zu leiten, daß jede von ihr bewilligte Belohnung ein wahrer Diebstahl an der gemeinschaftlichen Kasse ist. Hr. Reybaud liefert uns den Text zu diesem Satze.

„Die Prämien, die man bewilligt, um die Ausfuhr anzuspornen, sagt er irgendwo, kommen den bei der Einfuhr des Rohstoffes bezahlten Zöllen gleich; der Vortheil bleibt durchaus Null und ist nur eine Ermunterung zu einem ausgedehnten Schleichhandel."

Dies Resultat ist unvermeidlich. Man hebe den Eingangszoll auf, und die Nationalindustrie leidet darunter, wie wir vorhin beim Sesam sahen; man behalte die Taxe bei und bewillige keine Ausfuhrprämie, und der nationale Handel wird auf den fremden Märkten besiegt. Will man, um diesem Uebelstande vorzubeugen, wieder zur Prämie zurückkehren? So giebt man mit einer Hand, was man mit der andern genommen, und veranlaßt als letztes Resultat den Betrug, dies Caput mortuum aller Aufmunterungen der Industrie.

Es folgt daraus, daß jede Aufmunterung zur Arbeit, jede der Industrie bewilligte Belohnung außer dem natürlichen Preise des Produkts ein umsonst gegebenes Geschenk, eine Zugabe ist, die man vom Konsumenten vorweg nimmt und in seinem Namen einem Günstling der Macht anbietet für — eine Null, für gar Nichts. Die Industrie aufmuntern bedeutet daher soviel als zur Trägheit aufmuntern: die Ermunterung ist Nichts als eine Art von Prellerei.

Im Interesse unserer Kriegsmarine glaubte die Regierung den Rhedern eine Prämie für jeden an Bord angestellten Mann bewilligen zu müssen. „Jedes Fahrzeug," sagt Hr. Reybaud, „das nach Terre Neuve abgeht, nimmt 60—70 Mann an Bord. Darunter sind 12 Matrosen, die übrigen sind Landleute, die man ihren Feldarbeitern entrissen. Sie werden auf Tagelohn zur Zubereitung der gefangenen Fische gedungen, haben mit der Führung des Schiffes Nichts zu thun und besitzen vom Matrosen weiter Nichts als den Magen und die Füße. Gleichwohl figuriren diese Leute auf den Marine-Militärrollen und verewigen in diesen eine Täuschung. Gilt es die Einrichtung der Prämien zu vertheidigen, so bringt man sie in Rechnung; sie zählen mit und tragen bei zum Erfolge."

Das ist ja eine unwürdige Gaunerei! ruft gewiß irgend ein naiver Reformator. Gut. Wir wollen die Thatsache analysiren, und die allgemeine Idee, welche sie enthält, herauszuziehen suchen.

Dem Princip nach ist die einzige Aufmunterung der Arbeit, welche die Wissenschaft zugeben kann, der Gewinn. Denn wenn die Arbeit nicht in ihrem eignen Ertrage ihren Lohn finden kann, so muß sie, anstatt aufgemuntert, vielmehr so schnell als möglich aufgegeben werden; wenn sie aber einen Reinertrag gewährt, so ist es widersinnig, zu diesem Reinertrag noch ein unverdientes Geschenk hinzuzufügen und so den Werth der Leistung zu übertreiben. Ich wende diesen Grundsatz an und sage also: wenn der Dienst der Handelsmarine nur 10,000 Matrosen erheischt, so muß man nicht auffordern, 15,000 zu halten; das Kürzeste für die Regierung wäre 5000 Rekruten auf Staatsfahrzeugen einzuschiffen und sie wie die Prinzen ihre Uebungsfahrten machen zu lassen. Jede der Handelsmarine angebotene Aufmunterung ist eine unmittelbare Aufforderung zum Betruge, ja ein Lohn, den man für einen unmöglichen Dienst bietet.

Können sich etwa die Bedienungsweise des Schiffs, die Mannszucht, kurz alle Erfordernisse des Seeverkehrs diesem Zuwachs eines überflüssigen Personals anpassen? Was soll denn der Rheder thun gegenüber einer Regierung, die ihm einen Zuschuß anbietet, damit er Leute an Bord seines Schiffes nehme, die er nicht braucht? Wenn der Minister das Geld der Staatskasse zum Fenster hinauswirft, bin ich dann strafbar, wenn ich es aufhebe? . . .

So geht, was wohl bemerkt zu werden verdient, die Theorie der Aufmunterungen in gerader Linie hervor aus der Theorie der Aufopferung, und um nicht zu verlangen, daß der Mensch verantwortlich sei, werden die Gegner der Konkurrenz durch den verhängnißvollen Widerspruch ihrer Ideen gezwungen, aus dem Menschen bald einen Gott, bald ein Vieh zu machen. Und dann wundern sie sich, daß sich die Gesellschaft auf ihren Ruf nicht rühren will! Ihr armen Kinder! Die Menschen werden niemals weder besser noch schlechter sein, als ihr sie seht und als sie stets gewesen sind. Sobald ihr besonderes Wohl sie drängt, lassen sie das allgemeine Wohl im Stiche, und ich finde dies, wenn nicht ehrenwerth, so doch zu entschuldigen. Es ist eure eigne Schuld, wenn ihr von ihnen bald mehr verlangt, als sie schuldig sind, bald wieder ihre Habgier ködert durch Belohnungen, welche sie nicht verdienen. Der Mensch hat nichts Werthvolleres als sich selbst, mithin kein anderes Gesetz als seine Verantwortlichkeit gegen sich selbst. Die Theorie der Hingebung ist eben so wie die der Belohnungen eine Gaunertheorie, welche die Gesellschaft und die Sittlichkeit zerstört, und eben dadurch, daß ihr einerseits von der Aufopferung, andererseits vom Privilegium die Aufrechterhaltung der Ordnung erwartet, schafft ihr in der Gesellschaft einen neuen Antagonismus. Anstatt die Harmonie der freien Thätigkeit der Personen zu Stande zu bringen, entfremdet ihr das Individuum und den Staat gegen einander; indem ihr die Einigkeit gebietet, schürt ihr die Zwietracht.

Kurz, außer der Konkurrenz bleibt nichts Anderes übrig, als diese Doppelnothwendigkeit: die Aufmunterung, eine Betrügerei, oder die Aufopferung, eine Heuchelei.

Die Konkurrenz, in ihrem Princip analysirt, ist also eine Ein-

gebung der Gerechtigkeit. Dennoch werden wir sehen, daß die Konkurrenz in ihren Folgen ungerecht ist.

§. 2.

Zerstörende Wirkungen der Konkurrenz. Sie vernichtet die Freiheit.

„Die Kraft gewinnt das Himmelreich, sagt das Evangelium, und nur die Gewaltigen rauben es.“ Diese Worte sind die Allegorie der Gesellschaft. In der durch die Arbeit geregelten Gesellschaft werden Würde, Reichthum und Ruhm der Bewerbung anheimgegeben; sie sind die Belohnung der Starken und man kann die Konkurrenz definiren als die Herrschaft der Stärke. Die alten Oekonomen hatten diesen Widerspruch nicht sogleich bemerkt; die neueren haben ihn zugeben müssen.

„Nur drei Dinge gehören dazu, schrieb A. Smith, um einen Staat von der untersten Stufe der Barbarei zur höchsten des Wohlstandes emporzubringen: Friede, mäßige Steuern und eine erträgliche Rechtspflege. Alles Uebrige bringt der natürliche Lauf der Dinge.“

Hiezu macht der letzte Uebersetzer Smith's, Hr. Blanqui, folgende düstre Anmerkung: „Wir haben gesehen, wie der natürliche Lauf der Dinge heillose Wirkungen hervorbringt und die Anarchie in der Produktion, den Krieg um Absatzwege und den Raubkampf der Konkurrenz erzeugt. Die Theilung der Arbeit und die Vervollkommnung der Maschinen, welche für die große Arbeiterfamilie des Menschengeschlechts die Eroberung einiger Muße zu Gunsten ihrer Würde zu Wege bringen sollten, haben auf mehreren Punkten Nichts erzeugt, als Verdumpfung und Elend. . . . Als A. Smith schrieb, war die Freiheit noch nicht gekommen mit ihren Wirren und Mißbräuchen; der Professor von Glasgow sah nur ihre Wohlthaten vorher. . . . Smith hätte geschrieben wie H. Sismondi, wäre er Zeuge gewesen von dem traurigen Zustande Irlands und der Manufakturdistrikte Englands in unsern Tagen. . . .“

Ei, ihr schriftstellernden Staatsmänner, ihr Publicisten des Tages, ihr Gläubigen und Halbgläubigen, ihr Alle, die ihr euch die Aufgabe gestellt, die Menschen mit euren Lehren zu beglücken, hört

ihr wohl diese Worte, die gerade so klingen, als wären sie aus dem Jeremias übersetzt? Werdet ihr uns nun endlich sagen, wohin ihr die Civilisation zu führen gedenkt? Welchen Rath habt ihr der Gesellschaft, dem Vaterlande in ihrer Angst zu geben?

Doch zu wem rede ich denn? Zu Ministern, Journalisten, Küstern und Pedanten! Und kümmern sich diese Leute etwa um die Socialökonomie? Haben sie von der Konkurrenz auch nur reden gehört?

Ein Lyoneser, eine im Handelskriege erhärtete Seele, reiste in Toskana. Er bemerkt, daß in diesem Lande jährlich fünf bis sechsmalhunderttausend Strohhüte verfertigt werden, die einen Gesammtwerth von 4 bis 5 Millionen haben. Diese Industrie ist fast der einzige Broderwerb des kleinen Volkes. „Wie kommt es, sagt er zu sich selbst, daß ein so leichter Kultur- und Industriezweig nicht nach der Provence und nach Languedoc verpflanzt ist, wo das Klima dasselbe ist wie in Toskana?“ Wenn man nun aber, bemerkt bei dieser Gelegenheit ein Oekonom, den Landleuten in Toskana ihre Industrie nimmt, wovon sollen sie denn leben?

Die Fabrikation schwarzer Seidenzeuge war für Florenz eine besondere Kunst geworden, deren Geheimniß man dort sorgfältig bewahrte. „Ein geschickter Fabrikant aus Lyon, bemerkt der Tourist mit Genugthuung, ließ sich in Florenz nieder und erfuhr zuletzt das Verfahren beim Färben und Weben. Wahrscheinlich wird diese Entdeckung die florentinische Ausfuhr vermindern.“ 1)

Die Zucht der Seidenraupe überließ man früher den toskanischen Landleuten, denen sie einen Theil ihres Lebensunterhalts verschaffte. „Da kamen die landwirthschaftlichen Gesellschaften und stellten den Leuten vor, daß die Seidenraupe im Schlafzimmer des Landmanns weder genug Luft, noch eine hinreichend gleichmäßige Temperatur, noch auch eine so richtige Pflege genösse, als wenn die Arbeiter, die sie aufzögen, dies zu ihrem einzigen Gewerbe machten. Demzufolge haben denn reiche, einsichtsvolle und großmüthige Bür-

1) Fulchiron, Voyage en Italie.

ger, unter allgemeinem Beifall, eigne Seidenwurmhäuser gebaut. (Sismondi)."

Ihr fragt, ob nun die Seidenwurmzüchter, die Fabrikanten der schwarzen Zeuge und die der Hüte ihre Arbeit verlieren werden? — Gewiß: man wird ihnen sogar beweisen, daß es zu ihrem Besten sei, sofern sie dieselben Produkte in Zukunft billiger kaufen können, als sie selbst sie producirten. Das ist die Konkurrenz.

Die Konkurrenz mit ihrem mörderischen Instinkt nimmt einer ganzen Arbeiterklasse das Brot und sieht darin weiter Nichts als eine Verbesserung, eine Ersparniß: — sie stiehlt hinterlistig ein Geheimniß und wünscht sich dazu Glück als zu einer „Entdeckung"; — sie verwandelt die natürlichen Zonen der Produktion zum Nachtheil eines ganzen Volkes und behauptet weiter Nichts gethan, als die Vortheile ihres Klimas benutzt zu haben. Die Konkurrenz wirft alle Begriffe von Billigkeit und Gerechtigkeit über den Haufen; sie vermehrt die wirklichen Kosten der Produktion, indem sie ohne Nothwendigkeit die angelegten Kapitalien vermehrt; sie veranlaßt bald die Theuerung, bald die Entwerthung der Produkte, verderbt das allgemeine Gewissen, indem sie überall das Spiel an die Stelle des Rechts treten läßt und unterhält überall Schrecken und Mißtrauen.

Doch was! ohne diesen grausamen Charakter würde die Konkurrenz ihrer glücklichsten Wirkungen verlustig gehen; ohne die Willkühr im Handel und ohne die Angst des Marktes würde die Arbeit nicht unaufhörlich Fabrik gegen Fabrik errichten und, minder in Athem erhalten, könnte die Produktion keins ihrer Wunder vollbringen. Nachdem sie das Uebel eben aus der Nützlichkeit ihres Princips hat entstehen lassen, weiß die Konkurrenz aufs Neue das Gute aus dem Bösen zu ziehen; die Zerstörung erzeugt Nützlichkeit, das Gleichgewicht verwirklicht sich durch aufgeregte Bewegung und man kann von der Konkurrenz sagen, was Simson von dem Löwen sagte, den er getödtet: De comedente cibus exiit et de forti dulcedo. Giebt es in allen Sphären des menschlichen Wissens etwas Ueberraschenderes als die Staatsökonomie?

Hüten wir uns jedoch einer ironischen Regung Raum zu geben, die von unserer Seite nur ein ungerechter Angriff sein würde. Es ist das Eigenthümliche der ökonomischen Wissenschaft, ihre Gewißheit

in ihren Widersprüchen zu finden und das ganze Unrecht der Oekonomen besteht nur darin, daß sie dies nicht haben begreifen können. Nichts ist dürftiger als ihre Kritik, Nichts trübseliger als die Gedankenverwirrung, in die sie gerathen, sobald sie auf diese Frage (die der Konkurrenz) zu reden kommen. Sie gehaben sich dabei etwa wie Zeugen, welche durch die Folter gezwungen werden, auszusagen, was ihr Gewissen lieber verschweigen möchte. Der Leser wird mir Dank wissen, wenn ich ihm die Gründe vorführe, mit denen sie sich beschwichtigen und (in Betreff der Konkurrenz*) zufrieden geben, indem ich ihn gleichsam einem Konventikel von Oekonomen beiwohnen lasse.

Hr. Dunoyer eröffnet die Verhandlung.

Hr. Dunoyer hat sich unter allen Oekonomen mit der größten Energie auf die positive Seite der Konkurrenz gelegt und eben deswegen, wie zu erwarten, ihre negative Seite am Schlechtesten begriffen. In Bezug auf das, was er Principien nennt, läßt er gar nicht mit sich reden, und ist weit entfernt davon, zu glauben, daß in der Staatsökonomie das Ja und das Nein gleichzeitig und in demselben Grade wahr sein könnten; ja, man kann es sagar zu seinem Lobe sagen, ein solcher Begriff widersteht ihm um so mehr, je freimüthiger und redlicher er in seinen Lehren ist. O, was würde ich darum geben, um diese so reine, aber auch so hartnäckige Seele mit der Wahrheit zu durchdringen, die für mich eben so gewiß ist, als das Dasein des Sonnenlichts, der Wahrheit, daß alle Kategorien der Staatsökonomie Widersprüche sind! Statt sich umsonst abzumühen mit dem Versuch, Theorie und Praxis zu versöhnen; statt sich zufrieden zu geben mit der lächerlichen Ausflucht, daß hienieden eben Alles seine gute und seine schlimme Seite habe, würde Hr. Dunoyer die synthetische Idee suchen, in welcher alle Antinomien sich lösen und aus einem paradoxen Konservativen, was er gegenwärtig ist, mit uns ein unerbittlicher und konsequenter Revolutionär werden.

„Wenn die Konkurrenz ein falsches Princip ist, sagt Hr. Dunoyer, so folgt daraus, daß die Menschheit seit zweitausend Jahren einen falschen Weg geht.“

Nein, das folgt nicht so, wie Sie es sagen, und Ihre vorurtheilbehaftete Bemerkung widerlegt sich eben durch die Theorie des Fort-

schritts. Die Menschheit setzt ihre Principien eins nach dem andern und zuweilen in langen Zwischenräumen: was ihren Inhalt anlangt, läßt sie dieselben niemals fahren, wenn sie dieselben auch der Reihe nach in Betreff des Ausdrucks oder der Formel zerstört. Diese Zerstörung nennt man Negation, weil die allgemeine Vernunft vermöge ihres steten Fortschreitens unaufhörlich die Völle (plénitude; die vollkommene Angemessenheit des allgemeinen Ausdrucks für den gesammten Inhalt*) und das Genügen ihrer bisherigen Ideen negirt. Weil auf diese Weise die Konkurrenz eine der Epochen der Feststellung des Werthes, eins der Elemente der socialen Synthese ist, ist es eben so wahr, daß sie unzerstörbar ist in ihrem Princip, als es wahr ist, daß sie Nichts desto weniger in ihrer gegenwärtigen Form abgeschafft, negirt werden muß. Wenn sich also hier Jemand in Widerspruch mit der Geschichte befindet, so sind Sie es.

„Ich habe in Bezug auf die Beschuldigungen, welche man gegen die Konkurrenz erhoben hat, Mehreres zu bemerken; zunächst dies, daß diese Wirthschaft (die Konkurrenz*), sie mag nun gut oder schlecht, zerstörend oder befruchtend sein, in der Wirklichkeit noch nicht existirt; daß sie überall nur als Ausnahme und auf die unvollständigste Weise eingerichtet ist."

Diese erste Bemerkung hat keinen Sinn. Die Konkurrenz tödtet die Konkurrenz, sagten wir am Anfange, und dieser Satz kann als Definition genommen werden. Wie sollte die Konkurrenz wohl jemals eine vollständige werden können? Wenn man übrigens auch zugäbe, daß die Konkurrenz noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung existire, so würde dies doch nur einfach so viel beweisen, daß die Konkurrenz nicht mit der ganzen Ausstoßungskraft wirkt, die in ihr liegt; allein dies würde Nichts an ihrer kontradiktorischen Natur ändern. Was brauchen wir noch drei Jahrtausende zu warten, um zu lernen, daß die Konkurrenz, je mehr sie sich entwickelt, desto mehr dahin strebt, die Zahl der Konkurrenten zu vermindern?

„Zweitens bemerke ich, daß das Gemälde, welches man von ihr entwirft, kein treues ist, und daß man bei demselben die Ausdehnung nicht genügend in Anschlag bringt, welche das allgemeine Wohlsein, selbst das der arbeitenden Klassen gewonnen hat."

Wenn einige Socialisten die nützliche Seite der Konkurrenz ver-

kennen, so lassen Sie dafür ihre verderblichen Wirkungen unerwähnt. Erst die Ergänzung Ihrer Darstellung durch das Zeugniß ihrer Gegner stellt die Konkurrenz in ihr ganzes Licht und aus einer zwiefachen Lüge ergiebt sich für uns die Wahrheit. — Was aber die Bedeutsamkeit ihrer verderblichen Seite anlangt, so werden wir sogleich sehen, woran wir uns zu halten haben.

„Drittens bemerke ich, daß die Leiden der arbeitenden Klasse nicht aus ihren wahren Ursachen hergeleitet werden.“

Wenn es noch andere Ursachen des Elends giebt als die Konkurrenz, hindert das die letztere, auch das Ihrige dazu beizutragen? Und würde nur jährlich ein Industrieller durch die Konkurrenz zu Grunde gerichtet, so zwar, daß es erwiesen wäre, daß sein Sturz die nothwendige Wirkung der Konkurrenz sei, so müßte die Konkurrenz als Princip schon verworfen werden.

„Viertens, daß die Hauptmittel gegen die Uebel der Konkurrenz Nichts weniger als erfolgreich sein würden...“

Das ist möglich; allein ich schließe daraus, daß das Nichtgenügen der vorgeschlagenen Mittel Ihnen eine neue Pflicht auferlegt, die gerade darin besteht, die wirksamsten Mittel zur Vorbeugung gegen die Uebel der Konkurrenz aufzusuchen.

„Fünftens endlich, daß die wahren Heilmittel, in sofern es möglich ist, dem Uebel durch die Gesetzgebung abzuhelfen, gerade in der Wirthschaft (régime) liegen würden, die man beschuldigt, dasselbe erzeugt zu haben, d. h. in einer immer mehr und mehr verwirklichten Wirthschaft der Freiheit und Konkurrenz.“

Gut, damit bin ich zufrieden. Das Heilmittel gegen die Konkurrenz besteht Ihrer Meinung nach darin, die Konkurrenz allgemein zu machen. Damit aber die Konkurrenz allgemein werde, muß man Allen die Mittel verschaffen zu konkurriren; man muß die Uebermacht des Kapitals über die Arbeit zerstören oder doch mildern, das Verhältniß des Herrn zum Arbeiter ändern, kurz, man muß die Antinomie der Theilung der Arbeit und die der Maschinen lösen; man muß die Arbeit organisiren: können Sie diese Lösung geben?

Hr. Dunoyer entwickelt dann mit einem Muth, der einer besseren Sache würdig wäre, sein selbeignes Nirgendheim der allgemei-

nen Konkurrenz: diese Entwickelung ist ein Labyrinth, in welchem der Verfasser bei jedem Schritt strauchelt und sich widerspricht.

„Die Konkurrenz, sagt Hr. Dunoyer, stößt auf eine Menge von Hindernissen."

In der That, sie stößt auf so viele und so gewaltige Hindernisse, daß sie durch dieselben selbst unmöglich wird. Denn wo giebt es ein Mittel, über die Hindernisse der Konstituirung der Gesellschaft zu siegen, die in ihrem eignen Wesen liegen, mithin von der Konkurrenz selbst untrennbar sind?

„Es giebt außer den öffentlichen Dienstleistungen eine gewisse Anzahl von Gewerben, deren Ausübung die Regierung mehr oder minder ausschließlich sich vorbehalten zu müssen geglaubt hat; noch beträchtlicher ist die Anzahl Derer, für welche die Gesetzgebung einer beschränkten Zahl von Personen ein Monopol zugestanden hat. Die der Konkurrenz anheim gegebenen sind gleichwohl gewissen Formalitäten, Beschränkungen und Hemmnissen ohne Zahl unterworfen, welche dieselbe für Viele unzugänglich machen, so daß auch hier die Konkurrenz bei Weitem keine unbegrenzte ist. Endlich aber giebt es fast gar kein Gewerbe, das nicht mannichfaltigen, ohne Zweifel nothwendigen Abgaben unterworfen wäre .... u. s. w."

Was soll das Alles? Hr. Dunoyer ist doch ganz gewiß nicht der Meinung, daß die Gesellschaft sich behelfen solle ohne Regierung, ohne Verwaltung, Polizei, Steuern, Universitäten, kurz ohne alles das, was einer Gesellschaft ihre Verfassung giebt. Weil also der Begriff der Gesellschaft nothwendig Ausnahmen von der Konkurrenz mit sich bringt, ist die Hypothese einer allgemeinen Konkurrenz chimärisch, und somit wären wir wieder glücklich angelangt bei der Wirthschaft des bloßen Beliebens; ein Umstand, den wir schon durch die Definition der Konkurrenz wußten. Liegt denn aber nichts Ernsthaftes in dieser Beweisführung des Hrn. Dunoyer?

Die Meister der Wissenschaft machten früher damit den Anfang, daß sie jede vorgefaßte Idee weit von sich wiesen und sich darauf legten, die Thatsachen, ohne sie jemals zu verändern oder zu verläugnen, auf allgemeine Gesetze zurückzuführen. Die Untersuchungen A. Smith's sind für die Zeit, in welcher sie erschienen, ein Wunder von Scharfsinn und tiefem Verständniß. Das ökonomische Gemälde

Quesnay's, so unverständlich es scheint, giebt Zeugniß von einem tiefen Gefühl der allgemeinen Synthese. Die Einleitung des großen Werkes von J. B. Say beschäftigt sich ausschließlich mit den wissenschaftlichen Merkmalen der Staatsökonomie, und man merkt es jeder Zeile an, wie sehr der Verfasser das Bedürfniß absoluter Begriffe gefühlt hat. Die Oekonomen des vorigen Jahrhunderts haben allerdings nicht die Wissenschaft wirklich zu Stande gebracht, aber sie suchten diese Verwirklichung mit Eifer und redlichem Willen.

Wie weit sind wir gegenwärtig entfernt von diesen edeln Gedanken. Man sucht nicht mehr die Wissenschaft, sondern man vertheidigt die Dynastie- und Kasteninteressen. Man rennt sich hartnäckig fest im hergebrachten Schlendrian eben wegen seiner Ohnmacht; man beruft sich auf die ehrwürdigsten Namen um widernatürlichen Erscheinungen einen Stempel der Aechtheit aufzuprägen, der ihnen nicht zukommt. Anklägerische Thatsachen werden für Ketzerei erklärt, die Bestrebungen des Jahrhunderts verläumdet, und Nichts bringt einen Oekonomen so sehr in Harnisch, als wenn man es darauf absieht, sich mit ihm auf Vernunftgründe einzulassen.

„Was unserer Zeit eigenthümlich ist, ruft mit höchst mißvergnügtem Tone Hr. Dunoyer aus, das ist die Aufregung aller Klassen, ihre Unruhe, ihre Unfähigkeit bei irgend Etwas stehen zu bleiben und sich jemals zufrieden zu geben und das teuflische Losarbeiten auf die am Wenigsten glücklichen Klassen, um sie immer desto mißvergnügter zu machen, je größere Anstrengungen die Gesellschaft aufbietet, um ihre Lage zu einer in der Wirklichkeit minder beklagenswerthen zu machen."

Gut! Weil die Socialisten die Staatsökonomie aufstacheln, darum sind sie eingefleischte Teufel! Und giebt es in der That etwas Nutzloseres, als dem Proletarier beizubringen, daß er beeinträchtigt und geschädigt wird an Arbeit und Lohn, und daß es inmitten der Zustände, in denen er lebt, keine Heilmittel giebt für seine Noth?

Hr. Reybaud wiederholt die Klage seines Meisters Dunoyer in verstärkter Weise; es ist als ob die beiden Seraphs des Jesaias ein Sanctus sängen auf die Konkurrenz. Im Juni **1844**, gerade als er die vierte Ausgabe seiner „Zeitgenössischen Reformatoren" veröffentlichte, schrieb Hr. Reybaud in der Bitterkeit seines Herzens: Man

verdankt den Socialisten die Organisation der Arbeit, das Recht auf die Arbeit; sie sind die Anreger des Ueberwachungssystems... Auf beiden Seiten des Kanals gerathen die gesetzgebenden Kammern allmälig unter ihren Einfluß... So gewinnt das Nirgendheim Boden..." Hr. Reybaud beklagt den geheimen Einfluß des Socialismus auf die besten Köpfe; er brandmarkt (flétrir) — welche Bosheit! — die unvermerkte Ansteckung, von der sich selbst Diejenigen beschleichen lassen, welche Lanzen gebrochen haben gegen den Socialismus. Dann knüpft er als einen letzten Akt seiner hohen Justiz gegen die bevorstehende Veröffentlichung eines Werkes unter dem Titel „Die Gesetze der Arbeit" an, in welchem er beweisen wird (wofern nicht eine neue Wendung in seinen Ideen eintritt), daß die Gesetze der Arbeit weder mit dem Recht auf die Arbeit, noch mit der Organisation der Arbeit etwas Gemeinschaftliches haben, und daß die beste Reform die sei, den Dingen ihren Lauf zu lassen. „Daher ist denn auch, setzt Hr. Reybaud hinzu, das Streben der Staatsökonomie nicht mehr auf die Theorie, sondern auf die Praxis hingerichtet. Die abstrakten Theile der Wissenschaft scheinen nunmehr festgestellt zu sein. Der Streit über die Definition ist völlig, oder doch fast völlig erschöpft. Die Arbeiten der großen Oekonomen über den Werth, das Kapital, Angebot und Nachfrage, Lohn, Abgaben, Maschinen, Verpachtung, Bevölkerungszunahme, Ueberschwemmung des Markts mit Produkten, Absatz, Banken, Monopole u. s. w. scheinen die Grenzen der dogmatischen Untersuchungen abgemarkt zu haben, und bilden einen Inbegriff von Lehren, über den hinaus wohl Wenig zu hoffen ist."

„Leichtigkeit im Schwatzen, Unfähigkeit zum Denken", das wäre das Endurtheil Montesquieu's gewesen, über diesen absonderlichen Panegyrikus auf die Begründer der Socialökonomie. **Die Wissenschaft ist fertig!** Darauf schwört Hr. Reybaud, und was er mit so großer Autorität behauptet, das wiederholt man in der Akademie, auf den Lehrkanzeln, im Staatsrath, in den Kammern; das läßt man drucken in den Journalen, das läßt man den König sagen in seinen Reden zum Lobe des guten Jahres, und vor den Gerichtshöfen wird danach das Urtheil gefällt über Diejenigen, welche dagegen Einspruch thun.

Die Wissenschatt ist fertig! O wie thöricht sind wir demnach, wir Socialisten, daß wir das Licht suchen am hellen Mittage und, unsere Laternen in der Hand, Einsprache thun gegen den Glanz dieser Sonnen!

Aber, meine Herren, nur mit aufrichtigem Bedauern und großem Mißtrauen gegen mich selbst sehe ich mich genöthigt, Sie um einige Aufklärung zu bitten. Wenn Sie unsere Leiden nicht abhelfen können, so geben Sie uns wenigstens gute Worte, geben Sie uns Ueberzeugung, geben Sie uns Resignation!

„Es liegt auf der Hand, sagt Hr. Dunoyer, daß der Reichthum in unseren Tagen ganz ungleich besser vertheilt ist, als es jemals der Fall gewesen." — „Das Gleichgewicht der Freuden und Leiden, antwortet sogleich Hr. Reybaud, trachtet stets darnach, sich hienieden herzustellen."

Wie? Was sagen Sie? Besser vertheilter Reichthum, hergestelltes Gleichgewicht. Ich bitte Sie, erklären Sie sich näher über diese bessere Vertheilung! Ist etwa die Gleichheit im Kommen oder die Ungleichheit in Gehen begriffen? Schließt sich die Sammtverbindlichkeit enger, oder vermindert sich die Konkurrenz? Ich lasse Sie nicht los, bevor Sie mir geantwortet, non missura cutem.... Denn auf welcher Ursache sie auch beruhen möge, diese Herstellung des Gleichgewichts und bessere Vertheilung des Reichthums, ich nehme sie mit Inbrunst an und will sie verfolgen bis zu ihren letzten Konsequenzen. Vor 1830 — ich greife mir dies Datum auf gut Glück heraus — war der Reichthum schlechter vertheilt: wie das? Heute ist er Ihrer Meinung nach besser vertheilt: Warum? Sie sehen, wo ich hinaus will: da weder die Vertheilung eine vollkommen billige, noch das Gleichgewicht ein absolut richtiges ist, so frage ich einerseits: welches Hinderniß stört das Gleichgewicht? und andrerseits: kraft welchen Princips geht die Menschheit stets über vom Schlechteren zum minder Schlechten, und vom Guten zum Besseren? Denn am Ende kann doch dies geheime Princip der Verbesserung weder die Konkurrenz, noch das Maschinenwesen, noch die Theilung der Arbeit, noch auch Angebot und Nachfrage sein: alle diese Principien sind Nichts als Hebel, die einer nach dem anderen den Werth schwanken machen, wie das die Akademie der Moralwissenschaften

sehr wohl begriffen hat. Welches ist nun das oberste Gesetz des Wohlseins? Welches ist die Regel, das Maaß, das Kriterium des Fortschritts, dessen Verletzung die ewige Ursache des Elends wird? Redet, aber hört auf zu predigen.

Der Reichthum ist besser vertheilt, sagt Ihr. Laßt sehn, wo sind die Beweise?

Hr. Dunoyer:

„Nach officiellen Documenten hat Frankreich nicht weniger als eilf Millionen Grundsteuer-Einheiten. Die Zahl der Eigenthümer, von welchen dieselben bezahlt werden, schätzt man auf sechs Millionen, so daß, wenn man auf die Familie vier Köpfe rechnet, nicht weniger als vierundzwanzig Millionen Einwohner von vierunddreißig am Grundbesitz Theil haben würden."

Somit gäbe es nach der günstigsten Ziffer in Frankreich zehn Millionen Proletarier, fast ein Drittel der ganzen Bevölkerung. Ei, was sagen Sie dazu? Rechnet man dazu die Hälfte der übrigen vierundzwanzig Millionen, für die ihr mit Hypotheken belastetes, zerstückeltes, heruntergekommenes und armseliges Eigenthum nicht so viel werth ist, als ein Handwerk, so erhält man doch noch nicht die ganze Anzahl Derer, die ihr Leben ohne Sicherheit kümmerlich fristen.

„Die Anzahl jener vierundzwanzig Millionen ist merklich im Zunehmen begriffen."

Ich dagegen behaupte, daß sie merklich im Abnehmen begriffen ist. Wer ist Ihrer Meinung nach der wahre Eigenthümer, der Nenninhaber, der besteuert, geschatzt, verpfändet, mit Hypotheken belastet ist, oder der Gläubiger, welcher die Einkünfte bezieht? Die jüdischen und Baseler Darleiher sind gegenwärtig die wahren Besitzer des Elsaß, und diese Darleiher beweisen ihre treffliche Umsicht gerade dadurch, daß sie nicht daran denken, Grundbesitz zu erwerben, sondern es vorziehen, ihre Kapitalien anzulegen.

„Zu den Grundbesitzern sind noch ungefähr 1,500,000 mit Patenten Versehene hinzuzurechnen, also, die Familie zu vier Personen gerechnet, sechs Millionen, die bei der Leitung industrieller Unternehmungen betheiligt sind."

Zunächst ist zu bemerken, daß Viele von diesen Patentirten zu-

gleich Grundbesitzer sind, daß Sie dieselben also zweimal in Rechnung bringen. Dann kann man mit Sicherheit behaupten, daß von der gesammten Anzahl der zum Handel und zur Industrie Patentirten höchstens ein Viertel wirklich Gewinn erzielt, ein anderes Viertel sich eben erhält, die Uebrigen aber mit ihren Geschäften fortwährend unter Pari bleiben. Nehmen wir also höchstens die Hälfte der angeblichen sechs Millionen bei der Leitung industrieller Unternehmen Betheiligter und rechnen sie zu den sehr problematischen zwölf Millionen wirklicher Grundbesitzer, so erhalten wir für Frankreich eine Gesammtsumme von 15 Millionen, die vermöge ihrer Erziehung, ihrer Industrie, ihrer Kapitalien, ihres Kredits und ihres Eigenthums im Stande sind, einander Konkurrenz zu machen. Für den übrigen Theil der Nation, nämlich für 19 Millionen Seelen, ist die Konkurrenz wie das „Huhn im Topf" Heinrich's IV. ein Gericht, das sie für die Klasse produciren, welche bezahlen kann, das sie selbst aber nicht anrühren.

Noch eine Schwierigkeit. Diese neunzehn Millionen Menschen, denen die Konkurrenz unzugänglich bleibt, sind die Söldner der Konkurrenten. So kämpften vormals die Knechte für ihre ritterlichen Herren, durften aber weder selbst ein Banner führen, noch eine bewaffnete Macht aufstellen. Wenn nun die Konkurrenz nicht durch sich selbst der allgemeine Zustand werden kann, wie sollten dann Diejenigen, für welche sie nur Gefahren hat, nicht Bürgschaften verlangen von Seiten der Barone, deren Diener sie sind? Und wenn ihnen diese Bürgschaften nicht können verweigert werden, wie sollten sie dann etwas Anderes sein als Hemmnisse der Konkurrenz, eben so wie der Gottesfriede, den die Bischöfe erfanden, ein Hemmniß der Feudalkriege war? Durch die Verfassung der Gesellschaft, sagte ich so eben, ist die Konkurrenz eine Ausnahme, ein Privilegium: jetzt frage ich, wie bei der Gleichheit der Rechte dies Privilegium noch möglich ist?

Und meinen Sie etwa, daß, wenn ich für die Konsumenten und Löhner Bürgschaften gegen die Konkurrenz verlange, dies ein socialistischer Traum sei? Hören Sie nur zwei Ihrer berühmtesten Berufsgenossen, die Sie wohl nicht beschuldigen werden, ein teuflisches Werk zu vollbringen.

Hr. Rossi erkennt (Tom. 1. Lection 16) dem Staate das Recht zu, die Arbeit zu regeln, „wenn die Gefahr zu groß und die Bürgschaften ungenügend sind", was so viel heißt, als immer. Denn der Gesetzgeber muß für die öffentliche Ordnung sorgen durch Principien und Gesetze: er wartet nicht, bis unvorhergesehene Thatsachen zum Vorschein kommen, um sie mit willkührlicher Hand zurückzuweisen. — An einer andern Stelle (T. II. p. 73—77) stellt derselbe als Folge einer übertriebenen Konkurrenz die sofortige Bildung einer Geld- und Acker-Aristokratie und das baldige Verschwinden des kleinen Grundbesitzes in Aussicht, und erhebt darüber einen Nothschrei.

Hr. Blanqui erklärt, daß in der Wissenschaft der Staatsökonomie die Organisation der Arbeit an der Tagesordnung sei (später hat er es zurückgenommen); er fordert auf zur Theilnahme der Arbeiter am Gewinn und zum Auftreten des Kollektivarbeiters und donnert unaufhörlich gegen Monopole, Verbote und die Tyrannei des Kapitals. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Hr. Rossi stellt als Kriminalist Bestimmungen auf gegen die Räubereien der Konkurrenz, und Hr. Blanqui verklagt als Instruktionsrichter die Schuldigen: es ist das Gegenstück zu dem Duo, das wir aber erst von den HH. Reybaud und Dunoyer singen hörten. Während Diese ein Hosianna anstimmen, antworten Jene, wie die ehrwürdigen Väter der Koncilien mit einem Anathema.

Aber, wird man sagen, die HH. Blanqui und Rossi haben es nur auf die Mißbräuche der Konkurrenz gemünzt; es fällt ihnen nicht ein, das Princip in Acht zu erklären, und in allen diesen Dingen sind sie vollkommen einig mit den HH. Reybaud und Dunoyer.

Ich protestire gegen diese Unterscheidung im Interesse des Rufes der beiden Professoren.

In Wahrheit hat der Mißbrauch Alles in Beschlag genommen, und die Ausnahme ist zur Regel geworden. Als Hr. Troplong, während er mit allen Oekonomen die Handelsfreiheit vertheidigte, zugab, daß das Bündniß der Messagerien eine der Thatsachen sei, gegen welche der Gesetzgeber vollkommen ohnmächtig ist, und welche die gesundesten Begriffe der Socialökonomie Lügen zu strafen scheinen, da hatte er noch den Trost, sich sagen zu können, daß eine solche

Thatsache eine durchaus ausnahmsweise sei, und daß man glauben dürfe, sie werde nicht allgemein werden. Nun aber ist sie allgemein geworden: selbst der altbackenste Rechtsgelehrte braucht nur zum Fenster hinaus zu sehen, um sich zu überzeugen, daß gegenwärtig durchaus Alles durch die Konkurrenz monopolisirt ist, der Transport (zu Lande, Wasser und Eisenbahn) Getreide und Mehl, Wein und Branntwein, Holz, Kohlen, Eisen, Gewebe, Salz, chemische Produkte u. s. w. Es ist betrübend für die Jurisprudenz, diese Zwillingsschwester der Staatsökonomie, ihre ernsten Voraussichten in weniger als ein Lustrum Lügen gestraft zu sehen: aber noch trauriger ist es für eine große Nation, sich leiten zu lassen von so armseligen Geistern und kümmerliche Lese zu halten nach den Paar Ideen, von denen sie im Gestrüpp ihrer Schriften zehren muß.

Theoretisch haben wir bewiesen, daß die Konkurrenz vermöge ihrer nützlichen Seite allgemein sein und auf ihren höchsten Intensitätsgrad gesteigert werden müßte, daß sie aber, von ihrer negativen Seite aufgefaßt, überall bis auf die letzte Spur erstickt werden muß. Sind die Oekonomen im Stande, diese Elimination zu bewerkstelligen? haben sie die Konsequenzen derselben vorgesehen, ihre Schwierigkeiten berechnet? Im Bejahungsfalle würde ich es wagen, ihnen folgenden Fall zur Lösung vorzuschlagen:

Ein Bundes- oder vielmehr ein Associationsvertrag — denn die Gerichtshöfe würden sehr in Verlegenheit gerathen, wenn sie den einen oder anderen definiren sollten — hat alle Kohlenbergwerke des Loirebeckens zu einer Gesellschaft vereinigt. Auf die Klage des Stadtraths von Lyon und Saint-Etienne hat der Minister eine Kommission ernannt und beauftragt, den Charakter und die Tendenzen dieser erschreckenden Gesellschaft zu untersuchen. Ich frage nun, was vermag hier das Einschreiten der Staatsgewalt mit Hülfe des Civilgesetzes und der Staatsökonomie?

Man schreit über Koalition. Aber kann man es verhindern, daß die Bergwerksbesitzer sich associiren, die allgemeinen Betriebskosten vermindern, und durch eine besser geleitete Arbeit den Ertrag ihrer Minen erhöhen? Will man ihnen befehlen, ihren alten Krieg wieder zu beginnen und sich zu Grunde zu richten durch Vermehrung der Kosten, durch Verschleuderung, Ueberschwemmung des

Marktes, Unordnung und Herabdrücken der Preise? Alles das ist unsinnig.

Will man sie verhindern, ihre Preise so zu erhöhen, daß sie die Zinsen ihrer Kapitalien erlangen? Nun, dann vertheidige man sie selbst gegen die Forderung von Seiten ihrer Arbeiter, den Lohn zu erhöhen; dann ändere man das Gesetz über Kommanditengesellschaften und verbiete den Aktienhandel; und wenn nun alle diese Maaßregeln getroffen sind, so entschädige man die Kapitalisten, denen das Loirebecken gehört, da sie doch ohne Ungerechtigkeit nicht gezwungen werden können, Kapitalien zu verlieren, die sie während der Geltung anderer Gesetze angelegt haben.

Will man ihnen einen Preistarif auferlegen? Das wäre ein Maximumgesetz. Dann würde sich also der Staat an die Stelle der betheiligten Geschäftsleute setzen, ihre Kapital-, Zinsen- und Bureaukostenberechnungen übernehmen, den Lohn der Bergleute, die Besoldung der Ingenieurs und Direktoren, den Preis des Holzes, die Kosten des Materials und endlich auch den normalen und rechtmäßigen Betrag des Gewinns bestimmen müssen. Durch eine Ministerordonanz ist das Alles nicht zu bewerkstelligen: man muß ein Gesetz erlassen. Wird der Gesetzgeber es wagen, um einer besonderen Industrie willen das allgemeine Recht der Franzosen abzuändern und die Gewalt an Stelle des Besitzes zu setzen? Dann ist nur Zweierlei möglich: entweder fällt der Kohlenhandel in die Hände des Staats, oder aber der Staat findet das Mittel, für die Bergwerksindustrie die Freiheit mit der Ordnung zu versöhnen, und in diesem letzteren Falle verlangen die Socialisten, daß das, was auf einen Punkt durchgesetzt ist, überall nachgeahmt werde.

Das Bündniß der Loirebergwerke hat die sociale Frage in Ausdrücken gestellt, die keine Ausflucht mehr möglich machen. Entweder die Konkurrenz, d. h. das Monopol und seine Folgen, oder Betrieb durch den Staat, d. h. Theuerniß der Arbeit und fortwährende Verarmung; oder endlich eine Lösung durch die Gleichheit, mit anderen Worten, die Organisation der Arbeit, welche die Negation der Staatsökonomie und das Ende des Eigenthums mit sich bringt.

Allein die Oekonomen gehen nicht mit dieser harschen Logik zu Werke, sondern schachern und feilschen lieber mit der Nothwendigkeit.

Hr. Dupin [1]) meint, „wenn die Konkurrenz im Innern nützlich sein könne, so müsse sie doch zwischen den verschiedenen Völkern verhindert werden.„

Verhindern oder gewähren lassen, das ist die ewige Alternative der Oekonomen, über die ihr Geist nicht hinaus kann. Vergebens ruft man ihnen zu, daß es sich weder darum handle, irgend Etwas zu verhindern, noch darum, Alles zuzulassen, sondern daß das, was man von ihnen verlangt, und was die Gesellschaft erwartet, eine Versöhnung ist: für diese doppelte Idee hat ihr Hirn schlechterdings keine Eingangspforte.

„Man muß„ antwortet Hrn. Dupin Hr. Dunoyer, „unterscheiden zwischen Theorie und Praxis."

Mein Gott, Jedermann weiß, daß Hr. Dunoyer bei aller Unerbittlichkeit, mit der er in seinen Werken auf den Principien besteht, in Bezug auf die Praxis im Staatsrath sehr zum akkommodirenden Nachgeben geneigt ist. Aber er gebe sich doch nur einmal die Mühe, sich selbst die Frage zu stellen: warum bin ich gezwungen, unaufhörlich zwischen Theorie und Praxis zu unterscheiden? warum wollen sie mit einander nicht in Einklang kommen?

Hr. Blanqui, als ein versöhnlicher und friedliebender Mann, unterstützt den gelehrten Hrn. Dunoyer, d. h. die Theorie. Gleichwohl ist er mit Hrn. Dupin, d. h. mit der Praxis, der Meinung, daß die Konkurrenz nicht von Vorwürfen frei sei. So sehr hat Hr. Blanqui davor Angst, zu verläumden und das Feuer anzuschüren.

Hr. Dupin besteht hartnäckig auf seiner Meinung. Er beruft sich gegen die Konkurrenz auf den Betrug, auf das schlechte Gewicht beim Verkauf, auf die Ausbeutung der Kinder; alles das ohne Zweifel nur um zu beweisen, daß die Konkurrenz im Innern des Landes nützlich sein könne!

Hr. Passy bemerkt mit seiner gewöhnlichen Logik, es werde stets unredliche Leute geben, die u. s. w. — Man beschuldige die menschliche Natur, ruft er aus, aber nicht die Konkurrenz.

---

1) Sitzung der Akademie der Moral und Staatswissenschaften am 10. Juni 1843.

Gleich beim ersten Wort verliert die Logik des Hrn Passy die eigentliche Frage aus den Augen. Was man der Konkurrenz vorwirft, sind die Uebelstände, die aus ihrer Natur hervorgehen, nicht aber die Betrügereien, zu denen sie die Gelegenheit oder den Vorwand bietet. Ein Manufakturist macht es möglich, statt eines Arbeiters, der ihm drei Franken den Tag kostet, eine Frau anzustellen, welcher er nur einen Fr. zu geben braucht. Diese Auskunft ist für ihn das einzige Mittel, das Sinken des Preises auszuhalten und seine Anstalt im Gange zu erhalten. Den Arbeiterinnen wird er bald Kinder zugesellen. Durch die Nothwendigkeiten des Krieges gezwungen, vermindert er allmälig die Löhne und vermehrt die Arbeitsstunden. Worin handelt er dabei straffällig? Dasselbe Argument läßt sich auf hundert Arten fassen und auf alle Industrien anwenden, ohne daß man Grund hätte, die menschliche Natur anzuklagen.

Hr. Passy selbst ist gezwungen, dies zuzugeben, wenn er hinzusetzt: „Was die gezwungene Arbeit der Kinder betrifft, so liegt die Schuld an den Aeltern." — Das ist richtig. Und die Schuld der Aeltern, an wen liegt sie?

„In Irland," fährt dieser Redner fort, „giebt es keine Konkurrenz, und dennoch hat das Elend daselbst eine ungeheuere Höhe erreicht."

Hier wird die gewöhnliche Logik des Hrn. Passy von einem ungewöhnlichen Gedächtnißfehler verrathen. In Irland herrscht vielmehr ein vollständiges allgemeines Ackermonopol und eine unbeschränkte wüthende Konkurrenz der Pächter. Konkurrenz — Monopol, das sind die beiden schweren Kugelgewichte, welche das unglückliche Irland (wie ein Galeerensklave) an jedem Fuße mit sich schleppt.

Wenn die Oekonomen müde sind, die menschliche Natur, die Habgier der Aeltern, den tollen Ungestüm der Radikalen anzuklagen, dann erholen und weiden sie sich am Gemälde der Glückseligkeit des Proletariats. Aber auch hier können sie weder unter einander noch Jeder mit sich selbst einig werden, und Nichts schildert besser die Anarchie der Konkurrenz, als der Wirwarr ihrer Ideen.

„Gegenwärtig putzt sich die Frau des Handwerkers mit zierlichen Kleidern, wie sie im vorigen Jahrhundert selbst die vornehmsten

Damen nicht würden verschmäht haben[1]). Und das sagt derselbe Hr. Chevalier, der nach einer ihm ganz eigenthümlichen Rechnung annimmt, daß das Gesammteinkommen der Nation, gleich vertheilt, für den Kopf 65 Centimen täglich betragen würde. Einige Oekonomen geben sogar nur 55 Cent. an. Da nun aber von diesen Summen das höhere Einkommen der Reichen bestritten werden muß, so kann man mit Hrn. v. Morogues annehmen, daß das tägliche Einkommen der Hälfte aller Franzosen nicht über 25 Cent. beträgt.

„Aber," entgegnet Hr. Chevalier mit mystischem Schwunge, „beruht denn das Glück nicht auf der Harmonie der Wünsche und Genüsse, auf dem Gleichgewicht der Bedürfnisse und ihrer Befriedigungen? Giebt es nicht einen gewissen Zustand der Seele, dessen Bedingungen abzuwenden der Staatsökonomie nicht zukommt, und den zu erzeugen nicht zu ihrer Aufgabe gehört, da derselbe das Werk der Religion und Philosophie ist?" —

Staatsökonom! würde Horaz, wenn er jetzt lebte, Hrn. Chevalier zurufen, sorge du nur für meine Einnahme, und überlaß mir die Sorge für meine Seele. Det vitam, det opes, aequum mi animum ipse parabo.

Hr. Dunoyer hat wieder das Wort.

„In vielen Städten könnte man an Festtagen leicht die arbeitende Klasse mit der der Bürger (warum giebt es zwei Klassen) verwechseln, so gut kleidet sich die erstere. Nicht minder groß ist der Fortschritt in Bezug auf die Nahrungsmittel: dieselben sind reichlicher, nahrhafter und mannichfaltiger als früher. Das Brot hat sich überall verbessert. Fleisch, Suppe, Weißbrot werden in vielen Fabrikstädten weit häufiger und allgemeiner gegessen als ehedem. Endlich aber ist die durchschnittliche Lebenslänge von fünfunddreißig auf vierzig Jahre gestiegen."

Weiter unten giebt Hr. Dunoyer die Uebersicht der Vermögen in England nach Marshall. Aus derselben geht hervor, daß in England zwei Millionen fünfmalhunderttausend Familien ein durchschnittliches Einkommen von nur 1200 Franken haben. 1200 Fr.

---

1) Chevalier, leçon 4.

in England bedeuten so viel als 730 Fr. in Frankreich, eine Summe, die auf vier Personen getheilt, für jede 182 Fr. 50 Cent. und auf den Tag 50 Cent. beträgt. Dies Resultat nähert sich den 65 Cent., die Hr. Chevalier jedem Franzosen zuspricht: der Unterschied zu Gunsten des Letzteren rührt daher, daß der Fortschritt des Reichthums in Frankreich weniger weit vorgerückt, und in demselben Maaße das Elend noch geringer ist. Woran soll man nun glauben, an die üppigen Beschreibungen, oder an die Berechnungen der Oekonomen?

„Der Pauperismus hat in England dermaaßen zugenommen," gesteht Hr. Blanqui, „daß die englische Regierung zu den schrecklichen Arbeitshäusern hat ihre Zuflucht nehmen müssen. . . ." In der That, diese vorgeblichen Arbeitshäuser, in denen die Arbeit aus lächerlichen und unfruchtbaren Beschäftigungen besteht, sind, was man auch darüber sagen möge, Nichts als Folterkammern. Denn es giebt für ein vernunftbegabtes Wesen keine größere Marter, als einen Mühlstein ohne Korn und Mehl drehn zu müssen, einzig um die Ruhe zu fliehn, ohne darum doch dem Müssiggange zu entgehen.

„Diese Organisation (die Organisation der Konkurrenz)", fährt Hr. Blanqui fort, „hat die Richtung, allen Gewinn dem Kapital zuzuführen. . . . Reims, Mühlhausen, Saint Quentin, wie Manchester, Leeds, Spitalfield sind die Orte, wo die Existenz des Arbeiters die unsicherste ist. . . ." Dann folgt ein grauenhaftes Gemälde des Elends der Arbeiter. Männer und Weiber, junge Mädchen und Kinder werden uns vorgeführt als ausgehungerte, lumpenbedeckte, bleifarbige, schwindsüchtige und verwilderte Jammergestalten. Die Beschreibung schließt mit der Bemerkung „die Arbeiter der mechanischen Industrie sind nicht mehr fähig, Soldaten zur Rekrutirung der Armee zu liefern." Diesen Leuten scheint also doch die Suppe und das Weißbrot des Hrn. Dunoyer nicht zu bekommen.

Hr. Villermé hält die Liederlichkeit der jungen Arbeiterinnen für **unvermeidlich.** Das Konkubinat ist ihr gewöhnliches Verhältniß; sie werden gänzlich von den Arbeitsherren, Kommis und Studenten ausgehalten. Obgleich im Allgemeinen die Ehe für das Volk einen größeren Reiz hat, als für das Bürgerthum, so fürchtet sich doch eine beträchtliche Anzahl von Proletariern, Anhängern der Malthus'schen Theorie ohne es zu wissen, vor Familie, und folgt dem

allgemeinen Strome. Wie also die Arbeiter Kanonenfutter sind, so sind die Arbeiterinnen Futter für die Hurerei. Dadurch wird der zierliche Sonntagsanzug erklärlich. Warum sollten am Ende auch diese Fräuleins mehr zur Tugend verpflichtet sein, als ihre Bürgerinnen?

Hr. Buret, ein von der Akademie Gekrönter:

„Ich behaupte, daß die arbeitende Klasse mit Leib und Seele dem Belieben der Industrie Preis gegeben ist."

Derselbe sagt an einer anderen Stelle:

„Eine sehr geringe Bemühung der Spekulation kann den Preis des Brotes um 5 Cent. und mehr für das Pfund erhöhen, und dies macht für 34 Millionen Menschen 620,500,000 Fr. aus." Beiläufig sei hier bemerkt, daß Buret, dessen Verlust sehr zu bedauern ist, die Existenz der Kornwucherer für ein Volksvorurtheil hielt. Sophiste! Wucherer oder Spekulant, was liegt am Namen, wenn du die Sache zugiebst?

Man könnte Bände füllen mit solchen Anführungen. Allein der Zweck dieser Schrift ist nicht, die Widersprüche der Oekonomen aufzuzählen, und gegen einzelne Personen einen erfolglosen Krieg zu führen. Nein, unser Zweck ist erhabener und würdiger: er besteht darin, das System der Widersprüche der Staatsökonomie zu entwickeln, was ganz etwas Anderes ist. Wir beendigen also hiermit diese traurige Musterung, und werfen, bevor wir schließen, nur noch einen Blick auf die verschiedenen Mittel, die man vorgeschlagen hat, um den Uebelständen der Konkurrenz abzuhelfen.

§. 3.

Die Mittel gegen die Konkurrenz.

Kann die Konkurrenz in der Arbeit abgeschafft werden?

Eben so gut könnte man fragen, ob die Persönlichkeit, die Freiheit, die individuelle Verantwortlichkeit aufgehoben werden könne.

Die Konkurrenz ist in der That nichts Anderes, als der Ausdruck der Gesammtthätigkeit, eben so wie der Lohn, in seiner höchsten Bedeutung gefaßt, der Ausdruck des Verdienstes und des Unverdienstes, mit einem Wort, der Verantwortlichkeit des Arbeiters ist.

Vergebens deklamirt man und lehnt man sich auf gegen diese beiden wesentlichen Formen der Freiheit und der Disciplin in der Arbeit. Ohne eine Theorie des Lohns keine Vertheilung, keine Gerechtigkeit; ohne eine Organisation der Konkurrenz keine gesellschaftliche Gewährleistung und Sicherheit, mithin keine Sammtverbindlichkeit.

Die Socialisten haben zwei wesentlich verschiedene Sachen verwechselt, wenn sie, die Einigung des häuslichen Heerdes der industriellen Konkurrenz entgegensetzend, sich gefragt haben, ob nicht die Gesellschaft ganz eben so konstituirt werden könne, wie eine große Familie, deren sämmtliche Glieder durch die Bande des Bluts verbunden wären, und nicht wie eine Art von Bündniß, in dem Jeder durch das Gesetz seines Vortheils festgehalten wird. Die Familie ist nicht, wenn ich es so zu sagen wagen darf, der Typus, das organische Molekul der Gesellschaft. In der Familie giebt es, wie das Hr. v. Bonald sehr richtig bemerkt hatte, nur ein moralisches Wesen, nur einen Geist, eine Seele, ja ich möchte fast mit der Bibel sagen, nur ein Fleisch. Die Familie ist der Typus und die Wiege der Monarchie und des Patriziertbums: in ihr beruht und erhält sich die Idee der Autorität und Souveränität, die im Staate mehr und mehr erlischt. Die Familie war das Muster, nach welchem alle Gesellschaften des Alterthums und der Feudalzeit sich organisirt hatten, und gerade diese alte patriarchalische Verfassung ist es, gegen welche die Demokratie der Neuzeit protestirt und sich empört.

Die konstituirende Einheit der Gesellschaft ist die Werkstatt.

Die Werkstatt enthält in sich nothwendig ein körperschaftliches Interesse und Privatinteressen, eine Gesammtperson und einzelne Personen. So entsteht ein System von Beziehungen, die in der Familie unbekannt sind, und unter welchen die Opposition zwischen dem Gesammtwillen, vertreten vom Herrn, und dem Willen der Individuen, vertreten von den Löhnern, die erste Stelle einnimmt. Dann kommen die Beziehungen zwischen einer und einer anderen Werkstatt, einem und dem anderen Kapital, mit anderen Worten: die Konkurrenz und die Association. Denn die Konkurrenz und die Association stützen sich eine auf die andere; sie existiren nicht ohne einander; weit entfernt sich auszuschließen, sind sie nicht einmal verschieden verlaufend. Wer von Konkurrenz spricht, setzt bereits ein

gemeinsames Ziel voraus; die Konkurrenz ist also nicht der Egoismus, und es ist der bedauerlichste Irrthum des Socialismus, sie als den Umsturz der Gesellschaft angesehen zu haben.

Es kann also hier nicht davon die Rede sein, die Konkurrenz zu vernichten, was eben so unmöglich ist, als die Freiheit zu vernichten; es handelt sich darum, ihr Gleichgewicht, ja ich würde gern sagen, ihre polizeiliche Ordnung zu finden. Denn jede Kraft, jede freieigne Thätigkeit, sei sie nun eine individuelle oder kollektive, muß ihre bestimmte Begrenzung erhalten. Es verhält sich in dieser Beziehung mit der Konkurrenz wie mit der Einsicht und Freiheit. Wie also wird sich die Konkurrenz in der Gesellschaft harmonisch ordnen?

Wir haben bereits die Antwort gehört, die Hr. Dunoyer giebt, der für die Staatsökonomie spricht: die Konkurrenz muß sich durch sich selbst ordnend begrenzen. Mit anderen Worten: nach Hrn. Dunoyer's und aller Oekonomen Meinung ist das Heilmittel gegen die Uebelstände der Konkurrenz wiederum die Konkurrenz, und da die Staatsökonomie die Theorie des Eigenthums, des unbeschränkten Rechtes zum Gebrauch und Mißbrauch ist, so ist es klar, daß sie keine andere Antwort zu geben im Stande ist. Es ist dies aber gerade so, als wenn man behaupten wollte, daß die Erziehung der Freiheit durch die Freiheit, die Bildung des Geistes durch den Geist, die Bestimmung des Werthes durch den Werth bewerkstelligt werde: lauter Sätze, die offenbar tautologisch und widersinnig sind.

Und in der That, es springt in die Augen, daß die Konkurrenz, wenn sie um ihrer selbst willen und ohne einen anderen Zweck betrieben wird, als den, eine unbestimmte und mißstimmende Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, zu Nichts führen kann, und daß dann ihre Schwankungen ewig sind. In der Konkurrenz sind die mit einander ringenden Gewalten die Kapitalien, die Maschinen, die Verfahrungsarten, das Talent und die Erfahrung, also wieder die Kapitalien; der Sieg ist den stärksten Bataillonen gesichert. Wenn also die Konkurrenz sich nur zu Gunsten der Privatinteressen bethätigt, und ihre socialen Wirkungen weder durch die Wissenschaft bestimmt, noch vom Staate zurückgehalten werden, so wird in der Konkurrenz wie in der Demokratie ein fortwährendes Streben vom Bürgerkriege zur Oligarchie, von der Oligarchie zum Despotismus walten; diesem folgt

dann die Auflösung und Rückkehr zum Bürgerkriege ohne Ende und ohne Ruhe. Darum kann die Konkurrenz, sich selbst überlassen, niemals zu ihrer Feststellung gelangen; sie bedarf eben so wie der Werth eines höheren Princips, das sie socialisire und bestimme. Diese Thatsachen stehen jetzt genügend fest für uns, so daß wir sie als kritisch begründet ansehen können, und nicht mehr auf dieselben zurückzukommen brauchen. Die Staatsökonomie hat sich in Betreff der Ordnung der Konkurrenz, da sie kein anderes Mittel hat und haben kann, als eben die Konkurrenz selbst, als ohnmächtig erwiesen.

Es bleibt uns also noch die Frage zu beantworten, wie der Socialismus die Lösung gefaßt hat. Ein einziges Beispiel wird einen Maaßstab für die von ihm angewandten Mittel geben, und es uns möglich machen, in Betreff seiner allgemeine Schlüsse zu ziehen.

Hr. Louis Blanc hat durch sein bedeutendes schriftstellerisches Talent die Aufmerksamkeit des Publikums vielleicht am Meisten von allen modernen Socialisten auf sich gezogen. In seinem Buche über die Organisation der Arbeit führt er das Problem der Association auf einen Punkt zurück, auf die Konkurrenz, und erklärt sich ohne Zaudern für die Abschaffung derselben. Man kann hiernach beurtheilen, wie dieser für gewöhnlich so umsichtige Schriftsteller sich getäuscht hat über den Werth der Staatsökonomie und die Tragweite des Socialismus. Einerseits bezieht Hr. Blanc seine Ideen ganz fertig, ich weiß nicht von woher, will Alles nur in seinem Jahrhundert und Nichts in der Geschichte finden, verwirft also die Staatsökonomie durchaus, sowohl ihrem Inhalt als ihrer Form nach, und beraubt sich somit eben der Materialien zur Organisation; andrerseits legt er gewissen wieder heraufbeschworenen Bestrebungen aller früheren Epochen, die er für neu nimmt, eine Wirklichkeit bei, die sie nicht haben, und verkennt die Natur des Sociaiismus, die darin besteht, ausschließlich kritisch zu sein. Hr. Blanc gewährt uns daher das Schauspiel einer lebendigen und raschen Einbildungskraft, die mit einer Unmöglichkeit ringt; er hat an die Eingebung des Genies geglaubt, aber er muß wohl bemerkt haben, daß die Wissenschaft sich nicht improvisiren läßt, und daß, man mag nun Adolph Boyer, Louis Blanc oder J. J. Rousseau heißen, sobald die Erfahrung inhaltslos ist, auch die Vernunft keinen Inhalt haben kann.

Hr. Louis Blanc beginnt mit folgender Erklärung:

„Ich kann Diejenigen nicht begreifen, die, ich weiß nicht welche mystische Paarung zwei entgegensetzter Principien erfunden haben, Die Association auf die Konkurrenz pfropfen ist eine armselige Idee, und heißt so viel, als die Verschnittenen durch Zwitter ersetzen wollen."

Daß Hr. Blanc diese vier Zeilen geschrieben, bleibt für ihn ewig zu bedauern. Sie beweisen, daß er bei der vierten Ausgabe seines Buchs in der Logik noch eben so zurückgewesen ist, wie in der Staatsökonomie, und daß er über Beide urtheile, wie ein Blinder über die Farben. Das Zwitterthum in der Politik besteht gerade in der Ausschließung, weil die Ausschließung die ausgeschlossene Idee stets unter irgend einer Form und in gleichem Grade zurückführt. Hr. Blanc würde sehr erstaunt sein, wenn man es ihm an der fortwährenden Vermengung der entgegengesetztesten Principien, die er sich in seinem Buche zu Schulden kommen läßt, an der Verwechselung der Autorität mit dem Recht, des Eigenthums mit dem Kommunismus, der Aristokratie mit der Gleichheit, der Arbeit mit dem Kapital, der Belohnung mit der Hingebung, der Freiheit mit der Diktatur, der freien Prüfung mit dem religiösen Glauben, aufzeigte, daß der wahre Zwitter, der Publicist doppelten Geschlechts, Niemand anderes ist, als er selbst. Hr. Blanc steht auf der Grenze der Demokratie und des Socialismus, eine Stufe tiefer als die Republik, zwei Stufen unter Hrn. Barrot, drei unter Hrn. Thiers, und ist selbst, was er auch sagen und thun möge, ein Abkömmling des Hrn. Guizot in vierter Generation, ein Doktrinär.

„Wahrlich," ruft Hr. Blanc, „wir gehören nicht zu Denen, die da Anathema rufen über das Princip der Autorität. Wir haben tausendfältige Gelegenheit gehabt, dies Princip gegen Angriffe zu vertheidigen, die eben so gefährlich als einfältig waren. Wir wissen, daß, wenn in einer Gesellschaft die organisirte Kraft nirgend zu finden ist, der Despotismus überall waltet. . ."

Also besteht nach Hrn. Blanc das Mittel gegen die Konkurrenz, oder vielmehr das Mittel, sie abzuschaffen, in der Einmischung der Autorität, in der Substitution des Staats an Stelle der persönlichen Freiheit: es ist das Umgekehrte vom System der Oekonomen.

Es sollte mir leid thun, wenn Hr. Blanc, dessen sociale Bestre-

bungen bekannt sind, mich beschuldigte, daß ich einen unpolitischen Krieg gegen ihn führe, indem ich ihn widerlege. Ich lasse den edeln Absichten des Hrn. Blanc alle Gerechtigkeit widerfahren; ich liebe und lese seine Werke, und bin ihm besonders dankbar für den Dienst, den er mir dadurch erwiesen, daß er in seiner „Geschichte der zehn Jahre" die unheilbare Armuth seiner Partei klargelegt hat. Allein Niemand kann es sich gefallen lassen, als ein Gefoppter oder als ein Einfältiger zu erscheinen: was kann daher, frage ich, jede persönliche Frage bei Seite lassend, der Socialismus, diese allgemeine Protestation, Gemeinsames haben mit dem bunten Wirrwarr alter Vorurtheile, aus denen sich die Republik des Hrn. Blanc zusammensetzt? Hr. Blanc hört nicht auf, die Autorität anzurufen, und der Socialismus erklärt sich laut und offen für anarchisch; Hr. Blanc stellt die Macht über die Gesellschaft, und der Socialismus strebt dahin, die Gewalt unter die Gesellschaft zu bringen; Hr. Blanc läßt das sociale Leben von oben herabkommen, und der Socialismus ist anheischig, es von unten aufkommen und emporwachsen zu lassen; Hr. Blanc läuft der Politik nach, und der Socialismus sucht die Wissenschaft. Keine Heuchelei weiter! rufe ich Hrn. Blanc zu: Sie wollen weder Katholicismus, noch Monarchie, noch Adel; aber Sie brauchen einen Gott, eine Religion, eine Diktatur, eine Censur, eine Hierarchie, Unterschiede und Rangstufen. Und ich, ich leugne Ihren Gott, Ihre Autorität, Ihre Souveränität, Ihren juridischen Staat und alle Ihre repräsentativen Augenverblendnisse; ich mag weder das Pfaffenthum Robespierres, noch den Heiligenscepter Marats, und ehe ich mir Ihre mannweibliche Demokratie gefallen lasse, unterstütze ich lieber den Statusquo. Seit sechzehn Jahren widersteht Ihre Partei dem Fortschritt und hemmt die öffentliche Meinung; seit sechzehn Jahren beweist sie ihren despotischen Ursprung, und macht Schweif hinter der bestehenden Gewalt auf der äußersten Linken: es ist Zeit, daß sie entweder abtritt, oder eine Metamorphose mit sich vornimmt. Ihr unversöhnlichen Theoretiker der Autorität, welche von Euern Vorschlägen könnte denn nicht die Regierung, die Ihr bekriegt, auf eine erträglichere Weise verwirklichen als Ihr?

Das System des Hrn. Louis Blanc kommt auf drei Punkte hinaus:

1) Der Gewalt eine große Initativkraft zu schaffen, d. h. deutlich gesprochen, die Willkür allmächtig zu machen, um ein Nirgendheim zu verwirklichen.

2) Auf Kosten des Staats öffentliche Werkstätten zu schaffen, und als Kommanditen einzurichten.

3) Die Privatindustrie durch die Konkurrenz der Nationalindustrie zu beseitigen.

Und das ist Alles.

Hat Hr. Blanc das Problem des Werths in Angriff genommen, welches allein alle anderen in sich enthält? Es ist ihm nicht eingefallen. — Hat er eine Theorie der Vertheilung gegeben? Nein. — Hat er die Antinomie der Theilung der Arbeit gelöst, diese ewige Ursache der Unwissenheit, Unsittlichkeit und des Elends für den Arbeiter? Nein. — Hat er den Widerspruch der Maschinen und des Löhnerthums beseitigt und die Rechte der Association mit denen der Freiheit versöhnt? Im Gegentheil, Hr. Blanc giebt diesem Widerspruch die bestätigende Weihe. Unter der despotischen Beschützerschaft des Staats giebt er als Princip die Ungleichheit der Rangstufen und der Löhne zu, und fügt zur Ausgleichung das Wählerrecht hinzu. Arbeiter, welche ihre Arbeitsordnung votiren und ihre Oberhäupter ernennen, sind sie denn nicht frei? Es kann wohl kommen, daß diese votirenden Arbeiter unter sich weder einen Oberbefehl noch einen Unterschied der Besoldung zugeben; dann wird, da gar nicht dafür gesorgt ist, den industriellen Talenten eine Befriedigung zu gewähren, die Auflösung in die Werkstatt eindringen, und, wofern sich nicht die Polizei ins Mittel legt, Jeder zu seinen eignen Geschäften zurückkehren. Diese Befürchtungen scheinen Hrn. Blanc weder ernst, noch gegründet: er erwartet unbesorgt die Probe, da er sicher sein kann, daß die Gesellschaft sich nicht aus ihren Fugen herausmachen wird, um ihn zu widerlegen.

Und die so zusammengesetzten und verwickelten Fragen über Abgaben, Kredit, internationalen Handel, Eigenthum, Erbschaftsrecht: hat Hr. Blanc sie ergründet? Und das Problem der Bevölkerung, hat er es gelöst? Nein, nein, tausendmal nein! Wenn Hr. Blanc eine Schwierigkeit nicht durchhaut, so schiebt er sie auf die Seite. In Bezug auf die Bevölkerung sagt er: „Da nun das Elend so zeu-

gungsfruchtbar ist, und durch die sociale Werkstatt das Elend verschwinden wird, so braucht man sich hierauf nicht weiter einzulassen."

Vergebens ruft Hr. Sismondi, gestützt auf die allgemeine Erfahrung, ihm zu: „Wir haben kein Vertrauen zu Denen, welche übertragene Gewalten ausüben. Wir glauben, daß jede Korporation ihre Geschäfte schlechter besorgen wird, als Leute, die ein persönliches Interesse beseelt; die Direktoren werden nachlässig, prunksüchtig und verschwenderisch sein, sie werden sich dem Günstlingswesen ergeben und der Furcht, sich bloßzustellen, kurz es werden sich bei ihnen alle Fehler einstellen, die man bei der Verwaltung des Staatsvermögens im Gegensatz zum Privatvermögen wahrnimmt. Wir glauben ferner, daß man bei einer Versammlung von Aktionären nur Unaufmerksamkeit, launenhaftes Wesen und Nachlässigkeit finden wird, und daß ein Handelsunternehmen fortwährend beeinträchtigt und bald zu Grunde gerichtet werden würde, wenn es von einer berathenden Versammlung und einem Kaufmann abhinge."

Hr. Blanc hört Nichts, er betäubt sich selbst mit dem schallenden Klange seiner Phrasen; das Privatinteresse ersetzt er durch Hingebung für die allgemeine Sache, die Konkurrenz durch den Wetteifer und seine Belohnungen. Nachdem er die industrielle Hierarchie als Princip aufgestellt hat, was eine nothwendige Konsequenz seines Glaubens an Gott, an die Autorität und an das Genie ist, giebt er sich mystischen Gewalten hin, den Idolen seines Herzens und seiner Einbildungskraft.

So macht denn Hr. Blanc auch den Anfang mit einem Staatsstreich, oder vielmehr, wie er sich ausdrückt, mit einer Anwendung der Initiativkraft, die er der Gewalt beilegt; er schatzt die Reichen mit einer außerordentlichen Steuer, um die Kommanditen für das Proletariat einzurichten. Die Logik des Hrn. Blanc ist ganz einfach: es ist die der Republik: die Gewalt kann, was das Volk will, und was das Volk will, das ist wahr. Wahrlich, es ist eine absonderliche Weise, die Gesellschaft zu reformiren, wenn man ihre unwillkürlichsten Strebungen unterdrückt, ihre unzweideutigsten Darlegungen leugnet, und anstatt das Wohlsein zu verallgemeinern durch regelmäßige Entwicklung des Ueberkommenen, die Arbeit und

das Einkommen völlig umstellen will: Aber, aufrichtig gesagt, wozu denn diese Verkleidung, wozu so viel Umwege? Wäre es nicht viel einfacher, ohne Weiteres das agrarische Gesetz einzuführen? Könnte nicht die Staatsgewalt vermöge ihrer Initiativkraft mit einem Schlage erklären, daß alle Kapitalien und Arbeitsinstrumente Eigenthum des Staates seien, vorbehältlich einer Entschädigung, die man den Inhabern der Uebergangsform wegen bewilligen müßte? Vermittelst dieser entschiedenen aber loyalen und redlichen Maaßregel wäre das ökonomische Feld rein gefegt; weiter hätte es dem Utopier Nichts gekostet, und Hr. Blanc hätte dann ohne irgend ein Hinderniß ganz nach seiner Bequemlichkeit zur Organisation der Gesellschaft schreiten können.

Aber was spreche ich von Organisiren! Das ganze organische Werk des Hrn. Blanc besteht in diesem großen Akt der Expropriation oder Substitution, wie man will; ist die Industrie einmal umgestellt und republikanisirt, das große Monopol eingerichtet, so zweifelt Hr. Blanc weiter nicht daran, daß die Produktion nach Wunsch gehen werde. Er begreift nicht, daß man gegen sein sogenanntes System eine, eine einzige Schwierigkeit einwendet. Und in der That, was läßt sich gegen einen Plan einwenden, der so radikal nichtig, so ungreiflich ist, wie der des Hrn. Blanc?

Der merkwürdigste Theil seines Buches ist die Zusammenstellung von Einwürfen, die einige Ungläubige ihm gemacht haben, und die er, wie man sich denken kann, siegreich beantwortet. Diese Kritiker waren es nicht gewahr geworden, daß sie bei der Erörterung des Systems des Hrn. Blanc verhandelten: über die Dimensionen, die Schwere und die Gestalt eines — mathematischen Punktes. Es hat sich aber so ereignet, daß Hr. Blanc bei dem Streit, den er geführt, mehr gelernt hat, als durch seine eignen Betrachtungen, und man wird inne, daß wenn die Einwendungen fortgedauert hätten, er am Ende wirklich entdeckt haben würde, was er erfunden zu haben glaubte: die Organisation der Arbeit.

Aber ist denn am Ende das Ziel, das Hr. Blanc verfolgte, und das im Uebrigen so eingeschraubt ist, nämlich die Abschaffung der Konkurrenz und die Garantie des Erfolges für ein vom Staate beschütztes und geleitetes Unternehmen wirklich erreicht? — Ich will in

Bezug auf diese Frage die Bemerkung eines talentvollen Oekonomen, des Hrn. Joseph Garnier, anführen und mir erlauben, zu seinen Worten einige Erläuterungen zu geben.

„Die Regierung würde," nach Hrn. Blanc, „moralische Arbeiter wählen und ihnen gute Löhne zahlen." — Somit braucht Hr. Blanc eigens für ihn gemachte Leute, und schmeichelt sich nicht mit der Hoffnung, auf jede Art von Temperament einzuwirken. Die Löhne, verspricht er, sollen gut sein, und das ist freilich leichter, als das Maaß derselben zu bestimmen.

„Hr. Blanc nimmt hypothetisch an, daß diese Werkstätten einen reinen Gewinn abwerfen, und außerdem der Privatindustrie eine so gute Konkurrenz machen würden, daß die letztere sich in Nationalwerkstätten umwandeln müßte."

Wie soll das möglich sein, wenn die Herstellungspreise der Nationalwerkstätten höher sind, als die der freien Werkstätten? Ich habe im ersten Kapitel gezeigt, daß die 300 Arbeiter einer Spinnerei Dem, der sie ausbeutet, noch keinen Reingewinn von 20,000 Fr. abwerfen, und daß diese 20,000 Fr., auf die 300 Arbeiter vertheilt, ihre Einnahme nur um 18 Cent. täglich vermehren würden. Dies gilt aber für alle Industriezweige. Wie will die Nationalwerkstatt, die ihren Arbeitern gute Löhne schuldet, diesen Ausfall decken? — Durch Wetteifer, sagt Hr. Blanc.

Hr. Blanc führt mit ungemeinem Wohlgefallen das Haus Leclaire an, eine Gesellschaft von Haus- und Stubenmalern, die ihre Geschäfte sehr gut besorgt, und in welcher er einen lebendigen Beweis für sein System sieht. Hr. Blanc hätte zu diesem Beispiel noch eine Menge ähnlicher Gesellschaften hinzufügen können, welche eben so viel, d. h. auch nicht mehr beweisen würden, als das Haus Leclaire. Das Haus Leclaire ist ein Kollectivmonopol, unterhalten von der vornehmen Gesellschaft, die dasselbe in sich schließt. Es fragt sich aber, ob die ganze Gesellschaft ein Monopol werden kann im Sinne des Hrn. Blanc und nach dem Muster des Hauses Leclaire. Dies leugne ich mit Bestimmtheit. Ein Umstand aber, welcher die uns beschäftigende Frage weit näher berührt, und auf den Hr. Blanc nicht Acht gegeben hat, ist der, daß es aus den Vertheilungsrechnungen, die das Haus Leclaire ihm geliefert, hervorgeht, daß die Löhne

dieses Hauses weit höher sind, als der allgemeine Durchschnittsbetrag, daß also das Erste, was bei einer Reorganisation der Gesellschaft geschehen müßte, das wäre, daß man dem Hause Leclaire entweder unter seinen Arbeitern, oder außerhalb eine Konkurrenz erweckte.

„Die Löhne würden durch die Regierung bestimmt werden. Die Mitglieder der socialen Werkstatt könnten über dieselben nach Belieben verfügen und unfehlbar würde die unbestreitbare Vortrefflichkeit des Lebens in Gemeinschaft aus der Association der Arbeiten die freiwillige Association des Vergnügens hervorgehen lassen.“

Ist Hr. Blanc Kommunist oder nicht? Er spreche sich einmal aus, anstatt sich immer in der Weite zu halten; wenn der Kommunismus ihn nicht verständlicher macht, so wird man doch wenigstens wissen, was er will.

„Wenn man den Anfang liest, in welchem Hr. Blanc für angemessen erachtet hat, die Einwürfe zu bekämpfen, die einige Journale gegen ihn erhoben haben, so erkennt man besser das Unvollständige seines Planes, der ein Kind von mindestens drei Vätern ist, vom Saint-Simonismus, Fourierismus und Kommunismus mit Beimischung der Politik und ein wenig, aber sehr wenig Staatsökonomie.“

„Nach seinen Auseinandersetzungen würde der Staat nur der Regulator, Gesetzgeber und Beschützer der Industrie sein, aber weder der allgemeine Fabrikant, noch der allgemeine Producent. Da er aber ausschließlich die socialen Werkstätten beschützt, um die Privatindustrie zu vernichten, so gelangt er nothwendig zum Monopol, und fällt unwillkürlich in die Saint-Simonistische Theorie zurück, wenigstens in Bezug auf die Produktion.“

Hr. Blanc kann es nicht in Abrede stellen: sein „System“ ist gegen die Privatindustrie gerichtet, und bei ihm strebt die Gewalt vermöge ihrer Initiativkraft dahin, jede Initiative des Einzelnen zu zerstören, und die freie Arbeit in Bann zu thun. Die Paarung der Gegensätze ist Hrn. Blanc verhaßt. Daher sehen wir denn, daß er der Association zuerst die Konkurrenz und dann sogar die Freiheit zum Opfer bringt. Ich erwarte, ihm bald bei der Abschaffung der Familie zu begegnen.

„Gleichwohl würde die Hierarchie hervorgehen aus dem Wahl-

princip wie beim Fourierismus, wie bei der konstitutionellen Politik. Aber selbst diese socialen Werkstätten, die das Gesetz regelt, werden sie etwas Anderes sein, als Korporationen? Was ist das Band der Korporationen? Das Gesetz. Wer wird das Gesetz geben? Die Regierung. Sie nehmen an, daß es gut sein werde? Ei, aber die Erfahrung hat bewiesen, daß es sich niemals dazu verstanden, die unzähligen Vorkommnisse der Industrie zu regeln. Sie sagen uns, es wird den Betrag des Gewinns, der Löhne festsetzen, und Sie hoffen, es werde dies in der Weise thun, daß die Arbeiter und Kapitalien sich in die sociale Werkstatt zurückziehen. Aber Sie sagen uns nicht, wie das Gleichgewicht sich herstellen wird zwischen diesen Werkstätten, mit dem Bestreben zum gemeinschaftlichen Leben im Phalanstère (Gemeindekloster*); Sie sagen uns nicht, wie diese Werkstätten die innere und äußere Konkurrenz vermeiden werden, wie sie sorgen werden für die im Verhältniß zum Kapital übermäßige Bevölkerung, wie sich die socialen Werkstätten für die Manufaktur von denen für den Ackerbau unterscheiden sollen, und so noch eine Menge von anderen Dingen. Ich weiß wohl, daß Sie antworten werden: durch die eigenthümliche Kraft des Gesetzes (wird sich Alles das schon machen*)! Und wenn Ihre Regierung, Ihr Staat dies Gesetz nicht zu entwerfen wissen? Sehen Sie nicht, daß Sie einen Abhang hinuntergleiten, und daß Sie genöthigt sind, sich an irgend Etwas anzuklammern, was dem lebendigen Gesetze ähnlich ist? Man sieht es wohl, wenn man Sie liest: Sie sind vorzüglich bemüht, eine Macht zu erfinden, die fähig wäre, zu Ihrem System zu passen; aber ich erkläre, nachdem ich Sie aufmerksam gelesen, daß ich nicht glaube, daß Sie noch einen klaren und bestimmten Begriff von dem haben, was Sie brauchen. Was Ihnen, so wie uns Allen fehlt, das ist der wahre Begriff der Freiheit und Gleichheit, dem Sie ihre Anerkennung nicht versagen möchten, den Sie aber dennoch genöthigt sind, aufzuopfern, welche Vorsichtsmaaßregeln Sie auch treffen mögen.

„Unbekannt mit der Natur und den Verrichtungen der Staatsgewalt haben Sie es nicht gewagt, auch nur bei einer Erklärung länger stehn zu bleiben; Sie haben auch nicht das geringste Beispiel gegeben."

„Angenommen, die Werkstätten sind wirksam, um zu produci-

ren, so werden sie handeltreibende Werkstätten sein, die auch die Cirkulation, den Umsatz der Produkte besorgen. Und wer soll den Preis regeln? Wieder das Gesetz? Wahrlich, ich sag' es Ihnen, ohne eine neue Offenbarung auf dem Sinai werden Sie, Ihr Staatsrath, Ihre Repräsentantenkammer, oder Ihr Areopagus von Senatoren nimmermehr damit zu Stande kommen."

Diese Bemerkungen sind unwiderleglich zutreffend. Hr. Blanc muß bei seiner Organisation durch den Staat stets gerade damit schließen, womit er hätte anfangen sollen, und was ihm die Mühe erspart hätte, sein Buch zu schreiben, nämlich mit dem Studium der ökonomischen Wissenschaft. Dies spricht sein Kritiker sehr richtig aus: „Hr. Blanc hat den großen Fehler begangen, politische Strategie zu treiben mit Fragen, die sich dazu nicht eignen;" er hat versucht, die Regierung zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten, und es ist ihm nur gelungen, die Unverträglichkeit des Socialismus mit der schwätzenden und parlamentarischen Demokratie immer klarer zu beweisen. Sein mit beredten Seiten reich ausgestattetes Pamphlet macht ihm als Schriftsteller Ehre: der philosophische Werth des Buchs aber würde eben so groß sein, wenn der Verfasser sich damit begnügt hätte, auf jede Seite in großen Buchstaben weiter Nichts als die Worte „ich protestire" hinzuschreiben.

Fassen wir das Bisherige zusammen:

Die Konkurrenz als eine staatsökonomische Phase in ihrem Ursprunge betrachtet, ist das nothwendige Resultat des Auftretens der Maschinen, der Einrichtung der Werkstatt und der Theorie der Verminderung der allgemeinen Kosten; in ihrer eigenthümlichen Bedeutung und ihrer Tendenz betrachtet, ist sie die Art und Weise, in der sich die Gesammtthätigkeit darlegt, der Ausdruck der gesellschaftlichen Selbstbethätigung, das Wappenschild der Demokratie und der Gleichheit, das wirksamste Werkzeug zur Feststellung des Werthes, der Grundpfeiler der Association. — Als ein Aufschwung der individuellen Kräfte ist sie das Unterpfand ihrer Freiheit, der erste Moment ihrer Harmonie, die Form der Verantwortlichkeit, welche sie alle vereinigt und sammtverbindlich macht.

Allein sich selbst überlassen und der Leitung eines höheren und wirksamen Princips beraubt, ist die Konkurrenz weiter Nichts als eine

unbestimmte Bewegung, ein zielloses Schwanken der industriellen Macht, die ewig hin- und hergeworfen wird zwischen den beiden gleich verderblichen Extremen, der Korporation und dem Patronat einerseits, welche, wie wir sahen, die Werkstatt ins Leben rufen, und andererseits dem Monopol, von dem im folgenden Kapitel die Rede sein wird.

Der Socialismus hat mit Recht gegen diese anarchische Konkurrenz protestirt, aber selbst noch nichts Befriedigendes zu ihrer Regelung vorgeschlagen, was der Umstand beweist, daß in allen bis jetzt zu Tage geförderten Nirgendheims die Bestimmung oder Socialisation des Werthes der Willkür überlassen ist, und daß deshalb alle Reformen entweder zur hierarchischen Zunft, oder zum Monopol des Staats, oder endlich zum kommunistischen Despotismus führen.

Sechstes Kapitel.

Vierte Epoche: Das Monopol.

Das Monopol ist ausschließlicher Handel mit Etwas, ausschließliches Ausbeuten, Genießen eines Gegenstandes.

Das Monopol ist der natürliche Gegensatz der Konkurrenz. Diese einfache Bemerkung genügt, wie wir bemerkt haben, die Nirgendheime abzuthun, deren Gedanke dahin geht, die Konkurrenz abzuschaffen, als ob sie zum Gegensatz die Association und die Brüderschaft hätte. Die Konkurrenz ist die Lebenskraft, welche das Gesammtwesen beseelt: sie zerstören, wenn dies möglich wäre, hieße die Gesellschaft tödten. Sobald aber die Konkurrenz nothwendig ist, bringt sie auch die Idee des Monopols mit sich, weil das Monopol gleichsam der Sitz jeder konkurrirenden Individualität ist. Auch haben die Oekonomen bewiesen, und Hr. Rossi hat es ausdrücklich anerkannt, daß das Monopol die Form des gesellschaftlichen Besitzes ist, ohne die keine Arbeit, kein Produkt, kein Austausch, kein Reichthum möglich wäre. Jeder Ackerbesitz ist ein Monopol; jedes industrielle Nirgendheim strebt danach, sich als Monopol zu konstituiren, und dasselbe gilt von den anderen Funktionen, die nicht mit inbegriffen sind in diesen beiden Kategorien.

Das Monopol an sich bringt also noch nicht die Idee der Ungerechtigkeit mit sich; ja es liegt in demselben sogar Etwas, was

dasselbe rechtmäßig macht, da dies eben so sehr zum Wesen der Gesellschaft, als zum Wesen des Menschen gehört. Es ist dies die positive Seite des Princips, welches wir jetzt untersuchen wollen.

Allein das Monopol wird ganz eben so wie die Konkurrenz antisocial und unheilbringend. Wie das? — Durch den Mißbrauch, antworten die Oekonomen, und die Mißbräuche des Monopols zu bestimmen und zu unterdrücken ist das Bemühen der Beamten, und die neue Schule der Staatsökonomie setzt ihren Ruhm darein, als Anklägerin desselben aufzutreten.

Ich werde beweisen, daß die sogenannten Mißbräuche des Monopols nichts Anderes sind, als die Wirkungen des gesetzlichen Monopols in negativer Richtung; daß sie nicht zu trennen sind von ihrem Princip, ohne Vernichtung dieses Princips, daß sie mithin dem Gesetze unzugänglich sind, und daß jede Unterdrückung dieser Art willkürlich und ungerecht ist. Sonach ist, wie wir sehen werden, das Monopol ein konstituirendes Princip der Gesellschaft, eine Bedingung des Reichthums, zugleich aber und in demselben Grade ein Princip der Beraubung und des Pauperismus; je mehr Gutes man es erzeugen läßt, desto mehr Uebel empfängt man von ihm; ohne dasselbe steht der Fortschritt still, und mit demselben wird die Arbeit unbeweglich und erlischt die Civilisation.

§. 1.

Nothwendigkeit des Monopols.

Das Monopol ist also das unabwendliche Ziel der Konkurrenz, die es durch eine stetige Negation ihrer selbst erzeugt. Denn weil die Konkurrenz der Gesellschaft wesentlich inhaftet, wie die Bewegung den lebenden Wesen, so ist das Monopol, das als Folge derselben auftritt, das Zweck und Ziel derselben ist, und ohne das die Konkurrenz nicht angenommen worden wäre, eben so lange rechtmäßig, und wird es bleiben, als die Konkurrenz, eben so lange als die mechanischen Vorrichtungen und industriellen Kombinationen, eben so lange endlich, als die Theilung der Arbeit und die Feststellung der Werthe Nothwendigkeiten und Gesetze sein werden.

So ist also das Monopol allein schon durch seine logische

Abstammung und Entwicklung gerechtfertigt. Gleichwohl würde diese Rechtfertigung wenig zu bedeuten scheinen, und nur dahin führen, daß man die Konkurrenz nur desto energischer verwerfe, wenn das Monopol sich nicht ebenfalls durch sich selbst und als Princip setzen könnte.

In den bisherigen Kapiteln haben wir gesehen, daß die Theilung der Arbeit die Besonderung des Arbeiters ist, zumal in so fern er als eine Intelligenz in Betracht kommt; daß die Erschaffung der Maschinen und die Organisation der Werkstatt seine Freiheit ausdrücken, und daß durch die Konkurrenz der Mensch oder die intelligente Freiheit in Thätigkeit tritt. Das Monopol ist nun der Ausdruck der siegreichen Freiheit, der Kampfpreis, die wirkliche Verherrlichung des Genies; es ist der kräftigste Sporn aller seit Anbeginn der Welt vollbrachten Fortschritte, und dies so sehr, daß, wie wir eben sagten, die Gesellschaft, die ohne dasselbe nicht bestehen kann, ohne dasselbe gar nicht entstanden wäre.

Von woher erhält nun das Monopol diese eigenthümliche Kraft, von der uns die Bildung des Worts und die Sache selbst, wenn wir sie mit gewöhnlichen Augen ansehen, so ganz und gar keinen Begriff geben?

Das Monopol ist im Grunde Nichts als die Eigenherrschaft (autocratie) des Menschen über sich selbst, das diktatorische Recht, welches die Natur jedem Producirenden gegeben hat, seine Fähigkeiten zu nutzen, wie es ihm gefällt, seinen Gedanken freien Lauf zu lassen in der Richtung, welche er vorzieht, mit irgend etwas Besonderem, was zu wählen ihm eben beliebt, und mit der ganzen Macht seiner Mittel zu spekuliren, unumschränkt zu verfügen über die Werkzeuge, die er sich geschaffen, und die Kapitalien, die er erspart, Behufs irgend eines Unternehmens, das er eben wagen will, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, allein die Frucht der Entdeckung und des Gewinns von seinem Wagniß zu genießen.

Dies Recht gehört so sehr zum Wesen der Freiheit, daß, wenn man es leugnet, man den Menschen an Leib und Seele verstümmelt und in der Ausübung seiner Fähigkeiten lähmt, und daß die Gesellschaft, die nur durch den freien Aufschwung der Individuen fortschrei-

tet, in ihrem Gange aufgehalten ist, wenn es ihr einmal an Leuten gebricht, welche sie ausbeuten.

Es ist Zeit, alle diese Ideen durch das Zeugniß der Thatsachen zu verleiblichen.

Ich kenne eine Kommune, in welcher es seit unvordenklichen Zeiten keine Wege gab, weder Feldwege noch Verbindungsstraßen nach Außen. Drei Viertheile des Jahres hindurch war jede Einfuhr oder Ausfuhr von Waaren unmöglich; eine Umfriedung von Koth und Morästen schützte das unnahbare Oertchen vor jeder Invasion von Außen und zugleich vor jeder Ausflucht der Einwohner. Bei schönem Wetter mußte man mindestens sechs Pferde vorspannen, um eine Last fortzuschaffen, die auf gutem Wege eine gewöhnliche Mähre bequem fortgezogen hätte. Der Bürgermeister des Orts beschloß trotz des Stadtraths einen Weg über sein Gebiet zu führen. Lange Zeit wurde er verunglimpft, verwünscht, verflucht. Hatte man sich doch bis auf ihn ohne Straße beholfen: was brauchte er das Geld der Kommune zu verthun und die Arbeiter um ihre Zeit zu bringen? Aus purem Hochmuth, so hieß es, wolle der Herr Bürgermeister auf Kosten der armen Pachter eine so schöne Straße eröffnen für seine Gäste aus der Stadt! . . . Trotz alle dem wurde die Straße angelegt, und bald fingen die Bauern an sich dazu Glück zu wünschen! Wie das jetzt so ganz anders geworden ist! sagten sie; sonst mußten wir acht Pferde anspannen, um dreißig Säcke Korn auf den Markt zu bringen, und blieben drei Tage fort; jetzt spannen wir zwei an, fahren des Morgens weg und kommen des Abends wieder. — Aber bei allen diesen Gesprächen ist vom Bürgermeister nicht weiter die Rede. Seitdem der Erfolg ihm Recht gegeben, hat man aufgehört, von ihm zu sprechen; ja, ich habe sogar erfahren, daß die Meisten ihm deswegen gram waren.

Dieser Bürgermeister hatte sich benommen wie ein Aristides. Angenommen, er hätte, der dumpfen Schimpferei überdrüssig, seinen Einsassen gleich Anfangs den Vorschlag gemacht, den Weg auf seine Kosten zu bauen, wenn man ihm dafür fünfzig Jahre lang ein Wegegeld bezahlen wolle, wobei es jedoch Jedem unbenommen bliebe, wie früher querfeldein zu fahren: wäre ein solcher Vertrag auch nur im Mindesten ein betrügerischer gewesen?

Hier haben wir die Geschichte der Gesellschaft und der Monopolisten.

Nicht Jedermann ist in der Lage, seinen Mitbürgern mit einer Straße oder mit einer Maschine ein Geschenk zu machen: für gewöhnlich ist es der Erfinder, der Belohnnng erwartet, nachdem er Gesundheit und Vermögen aufgeopfert hat. Man verweigere also doch einem Arkwright, einem Watt, einem Jacquard das Privilegium ihrer Entdeckung und verhöhne sie noch obendrein! So werden sie hinter verschlossenen Thüren arbeiten, und ihr Geheimniß vielleicht mit ins Grab nehmen. Man entziehe dem Bauer den Besitz des Bodens, den er urbar macht, und Niemand wird mehr urbar machen wollen.

Aber, sagt man, ist dies denn das wahre Recht, das sociale, das brüderliche Recht? Was sich entschuldigen läßt beim Heraustreten aus der ursprünglichen Gemeinschaft als eine Wirkung der Nothwendigkeit, ist doch nur ein Provisorisches, das verschwinden muß vor einer vollkommneren Einsicht in die Rechte und Pflichten des Menschen und der Gesellschaft.

Ich schrecke vor keiner Hypothese zurück. Wir wollen zusehen und tiefer in die Sache eingehen. Es ist schon ein bedeutender Punkt, daß die Gegner zugeben, während der ersten Periode der Civilisation habe sich die Sache nicht anders machen können. Es fragt sich nur noch, ob die Einrichtungen dieser Periode in der That weiter Nichts sind, wie man gesagt hat, als ein Privilegium, oder aber ob sie das Ergebniß ewiger und der Gesellschaft immanenter Gesetze sind.

Der Satz, den ich in diesem Augenblick behaupte, ist um so schwieriger, weil er in geradem Gegensatz steht zu dem allgemeinen Bestreben, und weil ich ihn sogleich selbst durch seinen Widerspruch werde umstoßen müssen.

Ich bitte, mir zu sagen, wie es nur möglich ist, sich auf die Principien der Gesellschaftlichkeit, Brüderlichkeit und Sammtverbindlichkeit zu berufen, während die Gesellschaft selbst jeden sammtverbindlichen und brüderlichen Vertrag von sich weist? Beim ersten Auftreten jeder Industrie, beim ersten Aufleuchten einer Entdeckung steht der Erfinder vereinsamt da; die Gesellschaft läßt ihn im Stich und hält ihn zurück. Oder richtiger ausgedrückt: dieser Mann wird

in Bezug auf die Idee, die er gefaßt hat, und deren Verwirklichung er verfolgt, für sich allein die ganze Gesellschaft. Er hat keine Associés, keine Mitarbeiter, keine Gewährleister mehr; Alles flieht ihn: er allein hat die Verantwortlichkeit, ihm allein gebühren also auch die Vortheile der Spekulation.

Man beharrt aber auf seinem Stück: es ist, sagt man, nur Verblendung von Seiten der Gesellschaft, es ist ein Aufgeben ihrer heiligsten Rechte und Interessen, des Wohlseins künftiger Geschlechter, und der besser unterrichtete oder mehr vom Glück begünstigte Spekulant kann nicht ohne Unredlichkeit Nutzen ziehen aus dem Monopol, welches die allgemeine Unwissenheit ihm überläßt.

Ich behaupte, daß dies Benehmen der Gesellschaft ein äußerst verständiges ist, was die Gegenwart betrifft, und ich werde zeigen, daß sie, was die Zukunft anlangt, dabei nicht zu kurz kommt. Im zweiten Kapitel habe ich durch die Lösung der Antinomie des Werths gezeigt, daß der Vortheil jeder nützlichen Entdeckung für den Erfinder, wie er es auch anstellen möge, ein unvergleichlich geringerer ist als für die Gesellschaft; ich habe den Beweis dieses Punktes bis zur mathematischen Strenge geführt. Später werde ich noch zeigen, daß außer dem Gewinn, der ihr von jeder Entdeckung sicher ist, die Gesellschaft auch an die Privilegien, die sie bewilligt, sei es zeitweilig, sei es für immer, verschiedene Rückforderungen ausübt, welche das Uebermaaß einiger Privatvermögen reichlich decken und deren Wirkung das Gleichgewicht schleunig herstellt. Ich will mir jedoch nicht vorgreifen.

Ich bemerke also, daß das gesellschaftliche Leben sich auf eine zwiefache Weise bethätigt: als Erhaltung und Entwicklung.

Die Entwicklung bewerkstelligt sich durch den Aufschwung individueller Energie; die Masse ist ihrer Natur nach unfruchtbar, passiv und widerspenstig gegen alles Neue. Sie ist, wenn ich diesen Vergleich wagen darf, gleichsam die an sich unfruchtbare Mutterscheide, in der sich jedoch die von der Privatthätigkeit erzeugten Saamenkeime ablagern, denn die Letztere leistet in der zwitterlichen Gesellschaft in Wahrheit den Dienst des männlichen Gliedes.

Allein die Gesellschaft erhält sich nur, so lange sie sich der Verbindlichkeit für Privatspekulationen entzieht, und jede Neuerung durch-

aus nur auf das Risiko und die Gefahr der Einzelnen geschehen läßt. Das Verzeichniß der nützlichen Erfindungen könnte man auf einigen Seiten zusammenschreiben. Die zu einem guten Ende geführten Unternehmungen lassen sich zählen: keine Zahl dagegen giebt die Menge falscher Ideen und unbedachter Versuche an, die tagtäglich im Gehirn der Menschen aufkeimen. Es giebt auch nicht einen Erfinder, nicht einen Handwerker, der nicht auf je einen vernünftigen und richtigen Plan Tausende von Chimären ausgeheckt hätte, nicht einen Geist, der nicht auf je einen Funken Vernunft ganze Wirbel Rauch zu Tage gebracht. Wenn es möglich wäre, zwei Theile zu machen aus allen Produkten der menschlichen Vernunft, und auf eine Seite alle nützlichen Arbeiten zu stellen, auf die andere alles das, was an Kraft, Geist, Kapital und Zeit für Irrthümer verschwendet ist, so würde man erschrocken sehen, daß die Summe des Letzteren vielleicht eine Milliarde Procent von der der ersteren ausmacht. Was sollte aus der Gesellschaft werden, wenn sie diese Passivmasse tilgen, und alle diese Bankerotte bezahlen müßte? Und was würde umgekehrt aus der Verantwortlichkeit und Würde des Arbeiters werden, wenn er, gedeckt durch die Gewährleistung der Gesellschaft, ohne eignes Risiko sich allen Launen einer fieberisch aufgeregten Einbildungskraft hingeben, und jeden Augenblick die Existenz der Menschheit auf's Spiel setzen könnte?

Aus allen diesen Gründen schließe ich, daß das, was von Anbeginn Brauch gewesen ist, bis ans Ende Brauch sein wird, und daß es bei diesem Punkte wie bei jedem anderen, wenn wir die Versöhnung im Auge haben wollen, sinnlos ist, zu glauben, daß irgend Etwas könne abgeschafft werden. Denn da die Ideenwelt unendlich ist, wie die Natur, und die Menschen der Spekulation, d. h. dem Irrthum unterworfen sind, gegenwärtig, wie zu allen Zeiten, so haben die Individuen fortwährend eine Anregung zu spekuliren, und die Gesellschaft hat stets gerechte Ursache, mißtrauisch auf ihrer Hut zu sein, und somit sind stets die Elemente vorhanden, aus denen das Monopol entsteht.

Was bringt man in Vorschlag, um aus diesem Dilemma herauszukommen? Den Rückkauf! Dagegen ist zu allererst zu sagen, daß der Rückkauf unmöglich ist. Wenn alle Werthe monopolisirt

sind, wo will dann die Gesellschaft die Entschädigung für die Monopolinhaber hernehmen? Was soll seine Hypothek sein? Zweitens aber wäre der Rückkauf auch vollkommen nutzlos; denn wenn alle Monopole zurückgekauft wären, hätte man erst wieder die Industrie zu organisiren; und wo ist das System dieser Organisation zu finden? Worüber ist die öffentliche Meinung ganz im Reinen? Welche Probleme sind denn schon gelöst? Ist die Organisation eine Organisation in hierarchischer Weise, so kehren wir zurück zur Monopolwirthschaft; ist sie eine demokratische, so langen wir wieder an bei dem Punkt, von welchem wir ausgegangen; die angekauften Industrien fallen dem gesammten Volk, d. h. der Konkurrenz anheim, und werden allmälig wieder Monopole. Ist endlich die Organisation eine kommunistische, so sind wir nur von einer Unmöglichkeit zur anderen übergegangen; denn die Gütergemeinschaft ist, wie wir seiner Zeit beweisen werden, eben so wie die Konkurrenz und das Monopol antinomisch, unmöglich.

Will man sich, um nicht das gesellschaftliche Vermögen an eine unbegrenzte und somit unheilbringende Sammtverbindlichkeit zu wagen, etwa damit begnügen, dem Erfindungs- und Unternehmungsgeist gewisse Regeln vorzuschreiben? Will man eine Censur schaffen für die Männer von Genie und für die — Narren? Das hieße voraussetzen, die Gesellschaft wisse schon im Voraus, was eben jetzt gerade entdeckt werden müsse. Die Entwürfe der Unternehmer einer vorgängigen Prüfung unterwerfen, hieße von vornherein jede Bewegung verbieten. Denn ich sage es noch einmal, in Bezug auf das Ziel, das er sich steckt, giebt es für jeden Industriellen einen Augenblick, in welchem er in seiner Person die Gesellschaft selbst darstellt, und besser und weiter sieht, als alle anderen Menschen zusammengenommen, und das oft, ohne daß er sich auch nur aussprechen oder verständlich machen könnte. Als Kopernikus, Kepler und Galilei, die Vorläufer Newtons, dahin gelangten, der christlichen Gesellschaft, welche damals von der Kirche vertreten wurde, sagen zu können: Die Bibel hat sich geirrt, die Erde dreht sich und die Sonne steht fest; da hatten sie Recht gegen die Gesellschaft, welche sie auf Grund des Glaubens und der Ueberlieferung der Lüge zieh. Hätte also die Gesellschaft die Verbindlichkeit für das kopernikanische System über-

nehmen können? Sie vermochte dies so wenig, daß vielmehr das neue System offen ihrem Glauben widersprach, und daß, bevor die Vernunft mit der Offenbarung versöhnt werden konnte, Galilei, einer der verantwortlichen Entdecker, als Märtyrer der neuen Idee gefoltert wurde. Wir sind, ich will es annehmen, toleranter geworden; aber eben diese Toleranz beweist, daß wir, indem wir dem Genie freieren Spielraum gewähren, doch nicht gemeint sind, minder diskret zu sein als unsere Vorfahren. Es regnet Erfindungspatente, aber ohne Garantie der Regierung. Die Eigenthumstitel sind unter die Obhut der Bürger gestellt, aber weder der Kataster noch die Charte gewährleisten ihren Werth: der Arbeit liegt es ob, denselben geltend zu machen. Und was die wissenschaftlichen und anderen Aufträge betrifft, welche die Regierung mitunter geldlosen Forschern anvertraut, so sind dieselben Nichts als ein Raub und eine Korruption mehr.

Thatsächlich kann die Gesellschaft Niemand das Kapital garantiren, das zum Versuch mit einer Idee nothwendig ist; rechtlich aber kann sie nicht das Ergebniß eines Unternehmens für sich in Anspruch nehmen, bei dem sie sich nicht betheiligt hatte: deshalb ist das Monopol unzerstörbar. Uebrigens würde auch die Sammtverbindlichkeit Nichts helfen: denn da Jeder für seine Phantasien die Verbindlichkeit Aller verlangen kann, und dasselbe Recht haben würde, das Blankett der Regierung zu erhalten, so würde man bald bei einer allgemeinen Willkür, d. h. ganz einfach beim Statusquo anlangen.

Einige sehr unglücklich von evangelischen Abstractionen inspirirte Socialisten — ich sage dies mit der ganzen Kraft meines Gewissens — haben die Schwierigkeit mit folgenden schönen Maximen abzuschneiden geglaubt: — Die Ungleichheit der Fähigkeiten ist der Beweis für die Ungleichheit der Pflichten; — Ihr habt mehr von der Natur erhalten, gebt daher auch euern Brüdern mehr; — und was dergleichen hochklingende und rührende Phrasen mehr sind, die ihre Wirkung auf hohle Köpfe niemals verfehlen, nichts desto weniger aber das Allerunschuldigste sind, was man sich irgend denken kann. Die praktische Formel, welche man aus diesen bewundernswürdigen Sentenzen ableitet, lautet dahin, daß jeder Arbeiter seine ganze Zeit der Gesellschaft schuldig ist, und daß die Gesellschaft ihm dafür Alles

liefern muß, was zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendig ist nach Maaßgabe der Mittel, über welche sie verfügt.

Meine kommunistischen Freunde mögen mir vergeben! Ich würde minder rauh gegen ihre Ideen auftreten, wenn ich nicht unerschütterlich in meiner Vernunft und in meinem Herzen überzeugt wäre, daß die Gütergemeinschaft, der Republikanismus und alle socialen Nirgendheime, politische wie religiöse, welche die Thatsachen und die Kritik verschmähen, das größte Hinderniß sind, das der Fortschritt jetzt zu besiegen hat. Wie kommt es doch, daß man niemals begreifen will, daß die Brüderschaft nur durch die Gerechtigkeit hergestellt werden kann; daß nur die Gerechtigkeit, die Bedingung, das Mittel und Gesetz der Freiheit und Brüderlichkeit, der Gegenstand unseres Studiums sein muß, und daß wir die Bestimmung und die Formel derselben rastlos bis in ihre kleinsten Einzelnheiten verfolgen müssen. Wie können Schriftsteller, die mit der staatsökonomischen Sprache vertraut sind, vergessen, daß Ueberlegenheit an Talent gleichbedeutend ist mit Ueberlegenheit an Bedürfnissen, und daß die Gesellschaft, weit entfernt, von besonders kräftigen Persönlichkeiten mehr zu erwarten, als vom großen Haufen, vielmehr fortwährend darüber wachen muß, daß sie nicht mehr empfangen, als sie geben, da es der Masse so schon schwer genug fällt, Alles wiederzugeben, was sie empfängt? Man wende sich wie man will, stets muß man zurückkommen auf das Kassabuch, auf die Einnahmen- und Ausgabenrechnung, diese einzige Garantie sowohl gegen die starken Konsumenten als gegen die kleinen (Geringes leistenden*) Producenten. Der Arbeiter ist unaufhörlich im Vorschuß gegen seine Produktion; stets neigt er dahin, den Kredit in Anspruch zu nehmen, Schulden und Bankerott zu machen; er muß unaufhörlich erinnert werden an den Satz Say's, daß man Produkte nur mit Produkten kauft.

Annehmen, der hochbefähigte Arbeiter könne sich zu Gunsten der geringeren begnügen mit der Hälfte seines Lohnes, seine Dienste theilweise umsonst leisten und produciren, wie das Volk sagt: „für den König von Preußen", d. h. für die Abstraction, welche sich die Gesellschaft, der Souverain, oder „meine Mitmenschen und Brüder" nennt, das hieße die Gesellschaft auf ein Gefühl gründen, von dem ich nicht gerade behaupten will, daß es dem Menschen unzugänglich

sei, das aber, wenn es systematisch zum Princip erhoben wird, Nichts ist, als eine falsche Tugend, eine gefährliche Scheinheiligkeit. Die Mildthätigkeit ist uns geboten als eine Ausgleichung der Gebrechen, welche unsere Mitmenschen zufällig betreffen, und ich begreife, daß sie von diesem Gesichtspunt aus organisirt werden kann; ja, ich meine, daß sie, aus der Sammtverbindlichkeit selbst hervorgehend, ganz einfach zur Gerechtigkeit wird. Allein als Werkzeug der Gleichheit und als Gesetz des Gleichgewichts aufgefaßt, würde die Mildthätigkeit die Auflösung der Gesellschaft sein. Die Gleichheit kommt unter den Menschen zu Stande durch das strenge und unbeugsame Gesetz der Arbeit, durch die Verhältnißmäßigkeit der Werthe, durch die Redlichkeit des Austausches und die Gleichwerthigkeit (équivalence) der Verrichtungen, kurz, durch die mathematische Lösung aller Antagonismen.

Das ist der Grund, warum die Mildthätigkeit, diese erste Tugend des Christen, die legitime Hoffnung der Socialisten, das Ziel aller Anstrengungen des Staatsökonomen, für die Gesellschaft ein Gebrechen ist, sobald man sie zu einem Verfassungsprincip und Gesetz erhebt; das ist auch der Grund, warum gewisse Oekonomen haben sagen können, die gesetzliche Mildthätigkeit habe der Gesellschaft mehr Uebel zugefügt, als die Usurpation des Eigenthums. Der Mensch so wie die Gesellschaft, zu welcher er gehört, steht mit sich selbst fortwährend in laufender Rechnung; Alles, was er konsumirt, muß er produciren. Das ist die allgemeine Regel, der sich Niemand entziehen kann, ohne ipso facto in Unehre zu verfallen, oder des Betruges verdächtig zu werden. Wahrhaftig, es ist eine seltsame Idee, unter dem Vorwande der Brüderlichkeit die verhältnißmäßig geringere Tüchtigkeit der Mehrzahl der Menschen zu dekretiren! Nach dieser schönen Erklärung bleibt Nichts übrig, als die Konsequenzen derselben zu ziehen, und bald wird, Dank der Brüderlichkeit, die Aristokratie wiederhergestellt sein.

Verdopple den normalen Lohn des Arbeiters, und du ladest ihn ein zur Trägheit, du erniedrigst seine Würde und entsittlichst sein Bewußtsein; — nimm ihm den rechtmäßigen Preis für seine Anstrengungen, und du reizest seinen Zorn oder du steigerst seinen Stolz. In beiden Fällen trübst du seine brüderliche Gesinnung. Stelle ihm

dagegen als Bedingung des Genusses die Arbeit, diese einzige von der Natur vorgesehene Weise, die Menschen zu vergesellschaften, indem sie durch dieselbe gut und glücklich werden, und du kehrst zurück unter das Gesetz der ökonomischen Vertheilung: Produkte werden mit Produkten gekauft. Der Kommunismus — ich habe es oft beklagt — ist geradezu die Negation der Gesellschaft in ihrer Basis, welche eben die fortschreitende Gleichwerthigkeit der Verrichtungen und Befähigungen ist. Die Kommunisten, zu denen aller Socialismus hinneigt, glauben nicht an die Gleichheit durch Natur und Erziehung; sie helfen ihr nach durch souveräne Dekrete, die aber, was sie auch thun mögen, unausführbar sind. Anstatt die Gerechtigkeit im Verhältniß der Thatsachen zu suchen, nehmen sie dieselbe aus ihrer Empfindsamkeit her, und nennen Gerechtigkeit alles das, was ihnen Nächstenliebe zu sein scheint, indem sie unaufhörlich die Dinge der Vernunft mit denen des Gefühls verwechseln.

Warum bringt man in Fragen der Oekonomie unaufhörlich die Brüderlichkeit, die Mildthätigkeit, Hingebung und Gott hinein? Sollte dies vielleicht daran liegen, daß die Utopisten es leichter finden, über diese großen Worte zu schwätzen, als die socialen Kundgebungen ernstlich zu studiren?

Brüderlichkeit! Seid meine Brüder, so viel es Euch beliebt, wofern ich nur der große Bruder bin und Du der kleine, wofern nur die Gesellschaft, unsere gemeinschaftliche Mutter, meine Erstgeburt und meine Dienste ehrt, indem sie mir eine doppelte Portion zuweist. — Ihr wollt für meine Bedürfnisse sorgen, sagt Ihr, nach Maaßgabe der Euch zu Gebote stehenden Mittel. Ich meine aber, es müsse vielmehr nach Maaßgabe meiner Arbeit geschehen; wo nicht, so höre ich auf zu arbeiten.

Mildthätigkeit! Ich leugne sie, sie ist Mysticismus. Umsonst redet Ihr mir vor von Brüderlichkeit und Liebe! ich bleibe überzeugt, daß Ihr mich doch nicht liebt, und ich fühle es sehr wohl, daß ich Euch nicht liebe. Eure Freundschaft ist nur Verstellung, und wenn Ihr mich liebt, so thut Ihr es aus Interesse. Ich verlange Alles, was mir zukommt, Nichts als das, was mir zukommt: warum wollt Ihr es mir nicht geben?

Hingebung! Ich leugne die Hingebung, sie ist Mysticismus. Redet mir von Soll und Haben, denn das ist in meinen Augen das einzige Kriterium des Gerechten und Ungerechten, des Guten und des Bösen in der Gesellschaft. Zunächst nur „Jedem nach seinen Werken"; und wenn ich mich dann einmal bewogen fühle, Euch zu helfen, so will ich es gern thun, aber ich will nicht dazu gezwungen sein. Mich zur Hingebung zwingen, heißt mich ermorden!

Gott! Ich kenne keinen Gott, Gott ist ebenfalls Mysticismus. Streicht mir vor allen Dingen dies Wort aus Euren Reden, wenn Ihr wollt, daß ich Euch anhöre, denn dreitausend Jahre haben es mich gelehrt, daß Jeden, der mir von Gott redet, nach meiner Freiheit oder nach meinem Beütel gelüstet. Wieviel seid Ihr mir, wieviel bin ich Euch schuldig? Das ist meine Religion und mein Gott.

Das Monopol besteht kraft der Natur und kraft des menschlichen Wesens: seine Quelle liegt in der tiefsten Tiefe unseres Gewissens, und zugleich in der äußeren Thatsache unserer Individualisation. Eben so wie an unserm Körper und in unserm Geiste Alles Besonderheit und Eigenthümlichkeit ist, eben so producirt sich unsere Arbeit mit einem eigenthümlichen und besonderen Charakter, der ihre Beschaffenheit und ihren Werth ausmacht. Da nun die Arbeit sich nicht bethätigen kann ohne Materie oder einen Gegenstand des Wirkens, und somit die Person nothwendig die Sache fordert, so entsteht das Monopol zwischen Subjekt und Objekt, eben so unfehlbar wie die Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Bienen, Ameisen und andere in Gesellschaft lebende Thiere scheinen individuell nur mit Automatismus begabt zu sein; die Seele und der Instinkt sind bei ihnen fast ausschließlich nur Kollektiveigenschaft. Eben deshalb kann es bei diesen Thieren kein Privilegium und Monopol geben, und deshalb verrichten sie selbst ihre überlegtesten Arbeiten ohne einander zu fragen oder Berathung zu halten. Die Menschheit dagegen ist in ihrer Wahrheit individualisirt, und so wird der Mensch unabwendlich Monopolist, weil er Nichts ist, wenn er nicht Monopolist ist. Deshalb ist die Frage des socialen Problems nicht die, wie man das Monopol abschaffen soll, sondern die, wie man alle Monopole mit einander versöhnen kann.

Die wichtigsten und unmittelbarsten Wirkungen des Monopols sind folgende:

1) Im staatlichen Gebiete die Klassificirung der Menschheit in Familien, Stämme, Städte, Nationen, Staaten: es ist dies die elementare Eintheilung der Menschheit in Gruppen und Untergruppen von Arbeitern, die durch Race, Sprache, Sitte und Klima unterschieden sind. Kraft des Monopols hat die Menschheit vom Erdball Besitz ergriffen, wie sie kraft der Association seine vollkommen unbeschränkte Beherrscherin werden wird.

Das Staats- und bürgerliche Recht, wie es alle Gesetzgeber ohne Ausnahme aufgefaßt und alle Rechtsgelehrten geformelt haben, entspringt aus dieser patriotischen und nationalen Organisation der Gesellschaften, und bildet in der Reihe der socialen Widersprüche eine erste und weitgreifende Verzweigung, deren Studium allein viermal so viel Zeit verlangen würde, als wir der von der Akademie gestellten industriell-ökonomischen Frage widmen können.

2) Im Gebiet der Oekonomie trägt das Monopol bei zur Zunahme des Wohlseins, indem es zunächst durch Vervollkommnung der Mittel den allgemeinen Reichthum vermehrt, und dann den durch die Theilung der Arbeit, die Maschinen und die Konkurrenz genommenen Erwerb der Arbeit **kapitalisirt**, d. h. konsolidirt. Auf dieser Wirkung des Monopols beruht die ökonomische Fiktion, nach welcher der Kapitalist als Producent und das Kapital als Tarifkraft der Produktion angesehen wird, und außerdem auch als eine Folge dieser Fiktion die Theorie der **Netto**- und **Brutto**produktion.

In dieser Beziehung habe ich einige Bemerkungen mitzutheilen. Ich will zunächst J. B. Say anführen.

„Der producirte Werth ist das **Bruttoprodukt**: zieht man von diesem Werth die Produktionskosten ab, so hat man das **Netto**produkt.

„Für eine ganze Nation in ihrer Gesammtheit genommen giebt es kein Nettoprodukt, denn da der Werth der Produkte nur gerade so groß ist, wie die Produktionskosten, so zieht man beim Abzuge dieser Kosten den gesammten Werth der Produkte ab. Wenn man daher von einer nationalen, von einer jährlichen Produktion spricht, so ist darunter immer die Bruttoproduktion zu verstehen.

„Das jährliche Einkommen ist das Bruttoeinkommen.

„Die Nettoproduktion kann immer nur dann gemeint sein, wenn von den Interessen eines Producenten im Gegensatz zu denen anderer Producenten die Rede ist. Ein Unternehmer hat seinen Gewinn von dem producirten Werthe nach Abzug des verbrauchten Werthes. Was aber für ihn verbrauchter Werth ist, wie der Ankauf einer produktiven Dienstleistung, das ist für Den, welcher diesen Dienst leistet, ein Theil seines Einkommens."

Gegen diese Definitionen ist Nichts einzuwenden. Unglücklicherweise gewahrte J. B. Say nicht ihre ganze Tragweite, und konnte nicht ahnen, daß eines Tages sein unmittelbarer Nachfolger am Collége de France dieselben angreifen würde. Hr. Rossi hat es sich herausgenommen, den Satz J. B. Say's zu widerlegen „daß für eine Nation das Nettoprodukt dasselbe sei, wie das Bruttoprodukt", und zwar durch die Ansicht, daß die Nationen eben so wenig wie einzelne Unternehmer Etwas ohne Vorschüsse producirten, und daß, wenn J. B. Say's Formel wahr wäre, daraus folgen müßte, daß der Satz: ex nihilo nihil fit, unrichtig sei.

Dies ist aber wirklich der Fall. Die Menschheit producirt gleich wie Gott Alles aus Nichts, de nihilo hilum, wie sie selbst ein Produkt des Nichts ist, wie ihr Gedanke aus dem Nichtsein hervorgeht. Hr. Rossi hätte nicht einen solchen Mißgriff gethan, wenn er nicht, mit dem Physiokraten, die Produkte des Reichs der Industrie mit denen des Thier=, Pflanzen= und Mineralreichs verwechselt hätte. Die Staatsökonomie beginnt mit der Arbeit; sie entwickelt sich durch die Arbeit; und Alles das, was nicht von der Arbeit herkommt, fällt der bloßen Brauchbarkeit anheim, d. h. der Kategorie derjenigen Dinge, welche der Einwirkung des Menschen unterworfen sind, aber noch nicht durch die Arbeit vertauschbar geworden sind, bleibt der Staatsökonomie durchaus fremd. Selbst das Monopol, wenn es auch durch einen reinen Akt des Gesammtwillens erreicht ist, ändert Nichts an diesen Verhältnissen, weil nach dem Zeugniß der Geschichte, nach dem geschriebenen Gesetz und nach der ökonomischen Theorie das Monopol nur als das Nachherige der Arbeit existirt oder als existirend angesehen wird.

Die Lehre Say's steht daher unerschütterlich fest. In Bezug

auf den Unternehmer, dessen Besonderheit stets andere Industrielle voraussetzt, die mit ihm mitarbeiten, ist der Gewinn das, was vom producirten Werth übrig bleibt, nach Abzug der verbrauchten Werthe, zu denen man den Lohn des Unternehmers selbst oder, anders ausgedrückt, seinen Gehalt hinzurechnen muß. In Bezug auf die Gesellschaft, welche alle möglichen Besonderheiten in sich schließt, ist das Nettoprodukt identisch mit dem Bruttoprodukt.

Es giebt aber einen Punkt, für den ich eine Erklärung bei Say und den anderen Oekonomen vergebens gesucht habe: wie stellt sich die Wirklichkeit und Rechtmäßigkeit des Nettoprodukts her? Denn es ist leicht einzusehen, daß man bei gleichbleibendem Verkaufspreise nur den Lohn der Arbeiter und die Taxe der verbrauchten Werthe zu erhöhen brauchte, um das Nettoprodukt verschwinden zu lassen. Somit unterscheidet sich, wie es scheint, das Nettoprodukt in Nichts von einem Abzug am Lohn, oder, was auf dasselbe hinauskommt, von einem Preisaufschlag, den man vom Konsumenten bezieht, und das Nettoprodukt hat ganz das Ansehen einer gewaltsamen Erpressung ohne den mindesten Schein von Recht.

Diese Schwierigkeit ist im Voraus gelöst in unserer Theorie von der Proportionalität der Werthe.

Nach dieser Theorie muß jeder Ausbeuter einer Maschine, einer Idee oder eines Geldfonds angesehen werden, als Einer, welcher bei gleichen Kosten die Summe einer bestimmten Art von Produkten, und somit durch Zeitersparniß den gesellschaftlichen Reichthum vermehren will. Das Princip der Rechtmäßigkeit des Nettoprodukts liegt also in den bisher gebräuchlichen Verfahrungsweisen: wenn die neue Kombination gelingt, so ergiebt sie ein Mehr an Werthen, und somit einen Gewinn, der eben das Nettoprodukt ist; beruht das Unternehmen auf einer falschen Grundlage, so erfolgt ein Ausfall am Bruttoprodukt, und mit der Zeit Zahlungsunfähigkeit und Bankerott. In dem Falle wo keine Neuerung von Seiten des Unternehmers stattfindet, — und dieser Fall ist der häufigste, — bleibt, da der Erfolg einer Industrie von dem Betrieb abhängt, die Regel des Nettoprodukts anwendbar. Da nun vermöge der Natur des Monopols jedes Unternehmen dem Risiko und der Gefahr des Unternehmers anheim gestellt bleiben muß, so folgt daraus, daß das Nettoprodukt ihm

kraft des heiligsten Rechtes, das es unter den Menschen giebt, gehören muß, kraft des Rechtes der Arbeit und der Einsicht.

Ich brauche nicht erst daran zu erinnern, daß das Nettoprodukt oft übertrieben gesteigert wird, entweder durch betrügerische Lohnabzüge oder auf irgend eine andere Weise. Dies sind Mißbräuche, die nicht aus dem Princip hervorgehen, sondern aus der menschlichen Habgier, und außerhalb des Gebietes der Theorie bleiben. (?) Uebrigens habe ich bei der Abhandlung der Feststellung der Arbeit (Kap. II. §. 2.) gezeigt:

1) wie das Nettoprodukt niemals den Unterschied übersteigen kann, der aus der Ungleichheit der Produktionsmittel entsteht;

2) wie der Gewinn, der für die Gesellschaft aus jeder neuen Erfindung hervorgeht, unvergleichlich größer ist, als der Gewinn des Unternehmers.

Ich werde auf diese jetzt erschöpften Fragen hinfort nicht mehr zurückkommen, und bemerke nur, daß vermöge des industriellen Fortschritts das Nettoprodukt beständig die Richtung hat, für den Industriösen geringer zu werden, während auf einer anderen Seite das Wohlsein zunimmt, wie die koncentrischen Jahresringe eines Baumstammes desto dünner werden, je dicker der Baum wird, und je weiter sie vom Mittelpunkt entfernt sind.

Neben dem Nettoprodukt, der natürlichen Belohnung des Arbeiters, habe ich als eine der glücklichsten Wirkungen des Monopols die Kapitalisation der Werthe bezeichnet, aus welcher eine andere Art von Gewinn entspringt, nämlich die Zinsen des Kapitals. — Was die Rente anlangt, so ist diese, obgleich sie oft mit den Zinsen zusammenfällt, obgleich sie in der gewöhnlichen Redeweise eben so wie der Gewinn und die Interessen in dem gemeinschaftlichen Ausdruck „Einkommen“ zusammengefaßt wird, doch etwas Anderes als die Zinsen; sie entspringt nicht aus dem Monopol, sondern aus dem Eigenthum, und gehört zu einer besonderen Theorie, von der wir seiner Zeit reden werden.

Was aber ist denn nun diese Wirklichkeit, die allen Völkern bekannt und gleichwohl noch so schlecht definirt ist, die man Zins oder Darlehnspreis nennt, und die Anlaß giebt zu der Fiktion von der Produktivität des Kapitals?

Jedermann weiß, daß ein Unternehmer, wenn er seine Produktionskosten berechnet, sie gewöhnlich in drei Kategorien eintheilt: 1) die zu verbrauchenden Werthe und zu bezahlenden Dienstleistungen; 2) seinen persönlichen Gehalt; 3) Tilgungs- (Amortisations-) fonds und Zinsen des Kapitals. Aus dieser letzteren Kostenkategorie ist die Unterscheidung zwischen Kapitalist und Unternehmer entsprungen, obgleich diese beiden Titel stets nur dieselbe Macht, das Monopol ausdrücken.

So ist ein industrielles Unternehmen, welches nur die Zinsen des Kapitals abwirft, und Nichts für das Nettoprodukt, ein bedeutungsloses, das nur zu einer Umformung der Werthe führt, ohne den Reichthum zu vermehren, ein Unternehmen, das keinen Grund des Bestehens in sich hat, und daher auch am ersten Tage wieder aufgegeben wird. Woher kommt es also, daß diese Verzinsung des Kapitals nicht als ein genügender Ersatz für das Nettoprodukt angesehen wird? Warum ist sie nicht selbst das Nettoprodukt?

Auch hier werden wir von der Philosophie der Oekonomen wieder im Stiche gelassen. Um den Wucher zu vertheidigen, haben sie behauptet, das Kapital sei produktiv, und so eine Metapher in eine Wirklichkeit verwandelt. Es ist den eigenthumsfeindlichen Socialisten nicht schwer geworden, ihre Sophismen umzustoßen, und es ist aus dieser Polemik eine solche Ungunst gegen das Kapital hervorgegangen, daß der Volksgeist gegenwärtig die Benennungen „Kapitalist" und „Müßiggänger" für gleichbedeutend hält. Es kommt mir wahrlich nicht in den Sinn, hier das zurückzunehmen, was ich selbst nach dem Vorgange so vieler Anderen behauptet habe, oder eine Klasse von Bürgern wieder zu Ehren zu bringen, welche ihre Pflichten so sonderbar verkennt; allein das Interesse der Wissenschaft und selbst des Proletariats nöthigen mich, meine früheren Behauptungen zu ergänzen, und die wahren Principien aufrecht zu erhalten.

1) Jede Produktion wird bewerkstelligt im Hinblick auf eine Konsumtion, d. h. auf einen Genuß. In der Gesellschaft bezeichnen die Wechselbegriffe „Produktion" und „Konsumtion" eben so wie „Nettoprodukt" und „Bruttoprodukt" etwas vollkommen Identisches. Wenn also der Arbeiter, nachdem er ein Nettoprodukt erzielt, anstatt sich desselben zur Vermehrung seines Wohlseins zu bedienen,

sich mit seinem Lohn begnügte, und den ihm zufallenden Ueberschuß stets auf eine neue Produktion verwendete, wie so viele Leute thun, die nur verdienen um wieder einzukaufen, so würde die Produktion bis ins Unendliche anwachsen und, vom Standpunkt der Gesellschaft betrachtet, würde die Bevölkerung beim Statusquo bleiben. Ist also der Zins des Kapitals in einem industriellen Unternehmen angelegt, das allmälig durch die Anhäufung des Nettoprodukts gebildet wurde, so ist dieser Zins gleichsam eine Vermittelung zwischen der Nothwendigkeit, einerseits die Produktion, andererseits das Wohlsein zu vermehren, eine Art und Weise, das Nettoprodukt zu produciren und zugleich zu konsumiren. Das ist der Grund, warum gewisse industrielle Gesellschaften ihren Aktionären eine Dividende bezahlen, bevor noch das Unternehmen im Stande gewesen ist, Etwas abzuwerfen. Das Leben ist kurz, der Erfolg kommt nur mit abgemessenen Schritten; auf der einen Seite gebietet die Arbeit, auf der andern will der Mensch genießen. Um alle diese Forderungen zu bewilligen, wird das Nettoprodukt wieder der Produktion zugewandt; unterdessen (inter-ea, inter-esse) aber, d. h. bis zum Erscheinen des neuen Produkts, kann der Kapitalist genießen.

Während somit die Ziffer des Nettoprodukts den Fortschritt des Reichthums bezeichnet, bezeichnen die Zinsen des Kapitals, ohne welche das Nettoprodukt unnütz sein und nicht einmal existiren würde, den Fortschritt des Wohlseins. Welche Form auch die Regierung haben möge, die sich unter den Menschen einsetzt, sie mögen im Monopol oder in Gütergemeinschaft leben, jeder Arbeiter möge sein offnes Konto mit Kredit und Debet haben oder die Gemeinschaft ihm seine Arbeit und sein Vergnügen zutheilen: das Gesetz, welches ich eben entwickelt habe, wird sich stets vollziehen. Unsere Zinsrechnungen thun nichts Anderes, als Zeugniß für dasselbe ablegen.

2) Die durch das Nettoprodukt geschaffenen Werthe kommen in die Sparkasse und werden hier zu Kapital in der ganz vorzüglich vertauschbaren und der Entwerthung am Wenigsten unterworfenen Form, mit einem Wort, als klingende Münze, welche der einzige festgestellte Werth ist. Wird nun dies Kapital aus einem freien ein Angelegtes, d. h. nimmt es die Form von Maschinen, Gebäuden u. s. w. an, so ist es des Austausches immer noch fähig; dagegen

aber den Schwankungen des Angebots und der Nachfrage bei Weitem mehr unterworfen. Ist es einmal angelegt, festgemacht, so kann es sich nur schwer wieder losmachen, und das einzige Hülfsmittel des Inhabers ist die Ausbeutung. Die Ausbeutung ist allein im Stande, dem angelegten Kapital seinen Nennwerth zu erhalten; es ist möglich, daß sie dasselbe vermehrt, aber auch möglich, daß sie es vermindert. Ein so umgeformtes Kapital verhält sich ungefähr so, als wenn es an ein überseeisches Unternehmen gewagt wäre: die Zinsen sind die Assekuranzprämie des Kapitals. Diese Prämie wird mehr oder minder hoch sein, je nachdem Ueberfluß oder Mangel an Kapital herrscht.

Später wird man auch noch zwischen der Assekuranzprämie und den Zinsen des Kapitals unterscheiden, und neue Thatsachen werden hervorgehen aus dieser Auseinandersetzung. So ist die Geschichte der Menschheit ein ewiges Unterschied-Setzen in den Begriffen der Vernunft.

3) Die Kapitalzinsen lassen den Arbeiter nicht bloß seine Werke genießen, und sichern seine Ersparniß, sondern sie nöthigen den Producenten auch — und das ist die wunderbarste Wirkung dieser Zinsen — unaufhörlich zu arbeiten und niemals still zu stehen.

Wenn ein Unternehmer sein eigner Kapitalist ist, so kann es kommen, daß er sich statt allen Gewinns damit begnügt, die Zinsen von seinem Vermögen zu beziehen: dann aber ist seine Industrie sicherlich nicht mehr im Fortschritt begriffen, und muß folglich leiden. Das wird man gewahr, wenn der Kapitalist ein Anderer ist, als der Unternehmer. Die Zinsen gehen aus dem Geschäft heraus; dadurch wird der Gewinn für den Fabrikanten Null, und seine Industrie wird ihm zu einer beständigen Gefahr, von welcher er sich so bald als irgend möglich muß zu befreien suchen. Denn da sich das Wohlsein für die Gesellschaft in einer unendlichen Progression vermehren muß, ist es auch für den Producenten Gesetz, fortwährend einen Ueberschuß zu verwirklichen: sonst ist seine Existenz eine unsichere, eintönige und ermüdende. Die Zinsen, welche der Producent dem Kapitalisten schuldet, sind also zu vergleichen mit der Peitsche des Pflanzers, welche dem eingeschlafenen Sklaven um den Kopf schwirrt; sie sind die Stimme des Fortschritts, die ihm zuruft: vorwärts,

vorwärts, arbeite, arbeite! Die Bestimmung des Menschen treibt ihn zum Glücke, und darum verbietet sie ihm die Ruhe.

4) Die Zinsen des Geldes endlich sind die Bedingung der Cirkulation der Kapitalien und der Hauptantrieb der industriellen Sammtverbindlichkeit. Diese Ansicht ist von allen Oekonomen aufgefaßt, und wir werden bei der Kreditfrage näher auf dieselbe eingehen.

Ich bilde mir ein, besser als es bisher geschehen, bewiesen zu haben:

Daß das Monopol nothwendig ist, weil es der Antagonist der Konkurrenz ist;

Daß es der Gesellschaft wesentlich ist, weil sie ohne dasselbe niemals aus den Urwäldern herausgetreten wäre, und jetzt ohne dasselbe reißend schnell zurückschreiten würde;

Daß es endlich die Krone für den Producenten ist, wenn es, sei es nun durch die Nettoproduktion, sei es durch die Zinsen des Kapitals, welches er zur Produktion hergiebt, dem Monopolinhaber den Zuwachs an Wohlsein verschafft, den er für seinen richtigen Vorausblick und für seine Anstrengungen verdient.

Sollen wir daher mit den Oekonomen das Monopol verherrlichen, und es zu Gunsten der sichergestellten Konservativen heiligen? Ich will es gern, vorausgesetzt, daß sie eben so, wie ich Ihnen in dem Bisherigen Recht gegeben, nun auch mir in Betreff des nun Folgenden Recht widerfahren lassen.

§. 2.

Verderblichkeit des Monopols.

Eben so wie die Konkurrenz, enthält auch das Monopol einen Widerspruch in seinem Begriff und seiner Definition. In der That, da Produktion und Konsumtion in der Gesellschaft identisch sind, und verkaufen gleichbedeutend ist mit kaufen, so kann man nicht von einem Verkaufs- und Ausbeutungsprivilegium sprechen, ohne damit zugleich ein Verbrauchs- und Einkaufsprivilegium zuzugeben, was auf eine Negation des einen wie des andern hinauskommt. Daher rührt das vom Monopol gegen das Löhnerthum ausgesprochene

Verbot sowohl der Konsumtion als der Produktion. Die Konkurrenz war der Bürgerkrieg, das Monopol ist die Niedermetzelung der Gefangenen.

Für diese verschiedenen Sätze vereinigen sich alle möglichen Arten von Augenscheinlichkeit, physikalische, algebraische und metaphysische. Was ich hinzuzusetzen habe, ist weiter Nichts als eine erweiterte Darstellung, denn man braucht sie nur auszusprechen, um sie zu beweisen.

Jede in ihren ökonomischen Beziehungen betrachtete Gesellschaft theilt sich auf natürliche Weise in Kapitalisten und Arbeiter, Unternehmer und Löhner, vertheilt in einem Maaßstabe, dessen Grade das Einkommen eines Jeden bezeichnen, dies Einkommen mag nun aus Löhnen, Gewinnen, Zinsen, Miethen oder Renten bestehen.

Aus dieser hierarchischen Vertheilung der Personen und der Einnahmen geht hervor, daß der eben angeführte Grundsatz Say's „In einer Nation ist das Nettoprodukt dem Bruttoprodukt gleich" nicht mehr wahr ist, weil vermöge der Wirkung des Monopols die Ziffer des Verkaufspreises viel höher ist, als die des Herstellungspreises. Da aber gleichwohl der Herstellungspreis den Verkaufspreis bezahlen muß, weil eine Nation in Wahrheit keinen anderen Abnehmer hat als sich selbst, so folgt, daß der Umsatz, somit auch die Cirkulation und das Leben, unmöglich sind.

„In Frankreich produciren 20 Millionen Arbeiter, vertheilt auf alle Zweige der Wissenschaft, Kunst und Industrie, Alles was zum menschlichen Leben dienlich ist. Die Summe ihrer gesammten Löhne beträgt, wie wir hypothetisch annehmen wollen, 20 Milliarden; allein wegen des Gewinns, der den Monopolisten zufällt (Nettoprodukt und Zinsen), muß die Summe der Produkte mit 25 Milliarden bezahlt werden. Da nun die Nation keine anderen Käufer hat, als ihre Löhner und Lohnzahler, da diese nicht für die anderen bezahlen, und der Verkaufspreis der Waaren für Alle derselbe ist, so ist es klar, daß, um die Cirkulation möglich zu machen, der Arbeiter für das, wovon er nur vier erhält, fünf bezahlen muß." (Was ist das Eigenthum? Kap. IV.)

Das ist der Grund, warum Reichthum und Arbeit Wechsel-

begriffe und unzertrennlich sind, nicht blos in der Idee, sondern auch in der That; das ist es, was sie als mit einander konkurrirend bestehen läßt, und dem Löhner das Recht giebt zu der Behauptung, der Reichthum besitze nur dasjenige mehr als der Arme, um was dieser betrogen ist. Nachdem das Monopol seine Kosten-, Gewinn- und Zinsenrechnung gemacht hat, macht der Löhner und Konsument die seinige, und findet, daß man ihm einen im Arbeitsvertrag als hundert aufgeführten Lohn versprochen, ihm aber in Wahrheit nur fünfundsiebzig gegeben hat. Das Monopol macht also Bankerott gegen das Löhnerthum, und es ist in aller Strenge wahr, daß es von dem Staube lebt, den es diesem abgenommen hat.

Es ist sechs Jahre her, seit ich diesen erschreckenden Widerspruch aufgezeigt habe. Warum hat er keinen Wiederhall gefunden in der Presse? Warum haben die Gebieter über den Ruf nicht die öffentliche Meinung davon benachrichtigt? Warum haben Diejenigen, welche für den Arbeiter politische Rechte verlangen, ihm nicht gesagt, daß man ihn bestehle? Warum haben die Oekonomen geschwiegen? warum?

Unsere revolutionäre Demokratie macht nur darum so viel Lärm, weil sie Furcht hat vor Revolutionen; aber durch die Verläugnung der Gefahr, der sie nicht ins Antlitz zu schauen wagt, erreicht sie weiter Nichts, als daß sie dieselbe vergrößert. „Wir sind, sagt Hr. Blanqui, wie Heizer, welche die Spannung im Dampfkessel verstärken, während sie gleichzeitig die Sicherheitsventile beschweren.“ Tröstet euch, ihr Opfer des Monopols! Wenn eure Henker nicht hören wollen, so geschieht es nur, weil die Vorsehung beschlossen hat, sie niederzuschmettern. Non audierunt, sagt die Bibel, quia Deus volebat occidere eos.

Da der Verkauf die Bedingungen des Monopols nicht erfüllen kann, häufen sich die Waaren übermäßig auf. Die Arbeit hat in einem Jahre so viel producirt, als der Lohn ihr nur in fünfzehn Monaten zu konsumiren erlaubte: man muß daher die Arbeit ein Vierteljahr lang einstellen. Allein wenn der Arbeiter feiert, verdient er Nichts: wie soll er dann jemals kaufen? Und wenn der Monopolist seine Produkte nicht los werden kann, wie soll dann sein Unternehmen bestehen? Die logische Unmöglichkeit vervielfältigt sich

in der Umgebung der Werkstatt; die Thatsachen, welche sie darlegen, findet man überall.

„Die englischen Mützenweber, sagt Eugen Buret, waren so weit gekommen, daß sie immer nur den zweiten Tag aßen, und dieser Zustand dauerte anderthalb Jahre.“ — Und er führt eine Menge ähnlicher Fälle an.

Was uns aber beim Anblick der Wirkungen des Monopols besonders das Herz zerreißt, ist die Art, wie die unglücklichen Arbeiter sich gegenseitig als Urheber ihres Elends beschuldigen, und sich einbilden, sie könnten die Herabsetzung des Lohnes verhindern, wenn sie sich verbündeten und einander unterstützten. „Die Irländer,“ sagt ein Beobachter, „haben den arbeitenden Klassen Großbritanniens eine unselige Lehre gegeben. . . . Sie haben unsere Arbeiter das verderbliche Geheimniß gelehrt, ihre Bedürfnisse auf die bloße Erhaltung ihres animalischen Lebens zu beschränken, und sich wie die Wilden mit einem Geringsten von Lebensmitteln zu begnügen, die gerade ausreichen, das Leben zu verlängern . . . Durch dies schlimme Beispiel belehrt und zum Theil der Nothwendigkeit nachgebend, haben die arbeitenden Klassen das löbliche Selbstgefühl verloren, das sie bewog, ihre Häuser sauber einzurichten, und in ihrer Umgebung die anständigen Bequemlichkeiten zu vermehren, welche zum Glück beitragen.“

Noch nie habe ich etwas Trostloseres und Dümmeres gelesen. Was sollten denn diese Arbeiter thun? Die Irländer kamen: sollte man sie niedermetzeln? Der Lohn wurde herabgesetzt: sollten sie ihn anzunehmen verweigern und sterben? Die Nothwendigkeit war gebieterisch, das sagen sie selbst. Nachher kam die übermäßige Zahl von Arbeitsstunden, Krankheiten, Verkrüppelung, Ausartung, Verdumpfung und alle die Zeichen der industriellen Sklaverei: alle diese Kalamitäten sind entstanden aus dem Monopol und seinen traurigen Vorgängern, der Konkurrenz, den Maschinen und der Theilung der Arbeit. Und Sie wollen die Irländer anklagen?

Zu anderen Zeiten schieben die Arbeiter die Schuld auf die Mißgunst des Glücks, und ermahnen einander zur Geduld: es ist dies das Gegenstück zu den Danksagungen, die sie der Vorsehung darbringen, wenn es Arbeit genug giebt und der Lohn ausreicht.

Ich ersehe aus einem Artikel des Journal des Économistes von Hrn. Leon Faucher (Septbr. 1845), daß seit einiger Zeit die englischen Arbeiter sich die Zusammenrottirungen abgewöhnt haben, was gewiß ein Fortschritt ist, zu dem man ihnen nur Glück wünschen kann, daß aber diese sittliche Besserung der Arbeiter besonders auf ihrer ökonomischen Bildung beruhe. „Der Lohn," rief auf einem Meeting in Bolton ein Spinner aus, „hängt nicht von den Fabrikanten ab. In Zeiten, wo der Preis gedrückt ist, sind die Herren weiter Nichts, als gleichsam die Geißel in der Hand der Nothwendigkeit, und sie müssen zuschlagen, sie mögen wollen oder nicht. Das regelnde Princip ist das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, und die Herren haben nicht diese Macht .... Laßt uns also vernünftig zu Werke gehen; wir müssen uns fügen lernen in die Zeit der Trübsal und die gute Zeit gehörig benutzen: wenn wir den Fortschritt unserer Industrie befördern, sind wir nicht bloß uns selbst, sondern auch dem ganzen Lande nützlich." (Beifall.)

Vortrefflich! Das sind wohlabgerichtete, das sind ja wahre Musterarbeiter. Welche Menschen sind diese Spinner, die sich, ohne zu klagen, „der Geißel der Nothwendigkeit" preisgeben, weil das regelnde Princip des Lohnes das „Angebot und die Nachfrage" ist!

Hr. Leon Faucher setzt mit reizender Naivität hinzu: „Die englischen Arbeiter sind unerschrockene Denker. Gieb ihnen ein falsches Princip, und sie werden es mathematisch bis zum Absurden führen, ohne still zu stehen oder zu erschrecken, als ob sie dem Triumph der Wahrheit entgegengingen."

Ich für meinen Theil hoffe, daß die französischen Arbeiter trotz aller Anstrengungen der ökonomischen Propaganda niemals Denker von dieser Stärke sein werden. Angebot und Nachfrage, wie auch die Geißel der Nothwendigkeit, können ihren Köpfen nichts Rechtes mehr anhaben. Dies Elend fehlte England: es wird nicht über den Kanal gehen.

Vermöge der kombinirten Wirkung der Theilung der Arbeit, der Maschinen, des Nettoprodukts und der Zinsen dehnt das Monopol seine Eroberungen in wachsender Progression aus; seine Entwickelungen umfassen eben so sehr den Ackerbau, als Handel und Industrie und alle Arten von Produkten. Jedermann kennt die Aeußerung

des Plinius über das Ackermonopol, welches den Fall Italiens bewirkte, latifundia perdidere Italiam. Ganz dasselbe Monopol macht die römische Kampagna noch jetzt arm und unbewohnbar, und bildet den verderblichen Kreis, in welchem sich England unter Zuckungen herumdreht. Dies Monopol ist es, das, in Folge eines Staatenkrieges gewaltsam eingeführt, alle Leiden Irlands erzeugt, und O'Connel den Anlaß giebt zu so vielen Agitationen, obwohl auch er nicht vermögend ist, seine Repealer aus diesem Labyrinth herauszuführen. Erhabene Gefühle und hochtrabende Reden sind das schlechteste Heilmittel gegen die Uebel der Gesellschaften: leichter dürfte es O'Connel gelingen, Irland und die Irländer aus der Nordsee in den australischen Ocean zu versetzen, als das Monopol, welches sie erwürgt, zu stürzen durch den Hauch seiner Reden. Die allgemeinen Beichten und Predigten werden dort auch nicht mehr ausrichten. Wenn nur noch das religiöse Gefühl die Moral des irländischen Volks aufrecht erhält, so ist es hohe Zeit, daß ein Wenig von dieser profanen Wissenschaft, welche die Kirche so verschmäht, den Schaafen zu Hülfe komme, welche ihr Hirtenstab nicht mehr vertheidigt.

Das Eindringen des Monopols im Handel und Industrie ist zu bekannt, als daß ich noch Zeugnisse dafür zu sammeln brauchte. Wozu auch sich so viel mit Beweisen zu schaffen machen, wo die Thatsachen so laut reden. Die Beschreibung des Elends der arbeitenden Klassen von E. Buret hat etwas Phantastisches, was uns den Athem benimmt und Entsetzen einflößt. Es sind Scenen, welchen die Einbildungskraft den Glauben versagt, trotz der Bescheinigungen und Protokolle. In einem kahlen Alkoven liegen völlig nackte Eheleute mit ihren gleichfalls nackten Kindern; ganze Klassen der Bevölkerung gehen Sonntags nicht mehr in die Kirche, weil sie ihre Blöße nicht bedecken können; Leichname bleiben acht Tage unbegraben liegen, weil der Verstorbene weder ein Bahrtuch, ihn einzuzuwickeln, noch Geld zum Sarge und für die Leichenträger hinterlassen hat (und der Bischof bezieht gegen 500,000 Livres jährliches Einkommen); ganze Familien drängen sich um den Ausguß und Kehricht, leben in Kameradschaft mit den Schweinen, und verfaulen bei lebendigem Leibe, oder wohnen in Erdlöchern wie die Albinos;

achtzigjährige Greise schlafen nackt auf der kahlen Diele, die Jungfrau und die Hure sterben hin in derselben Blöße: überall Verzweiflung, Auszehrung und Nichts als Hunger, Hunger! . . . Und dies Volk, welches die Verbrechen seiner Gebieter büßt, empört sich nicht! Nein, bei den Flammen der Nemesis! wenn das Volk sich nicht mehr rächen kann, so giebt es keine Vorsehung mehr.

Die massenweisen Morde des Monopols haben noch keine Dichter gefunden. Unsere Reimer mögen Nichts zu schaffen haben mit den Angelegenheiten dieser Welt; sie haben kein Gefühl für den Proletarier und fahren lieber fort, den Mond anzuseufzen mit ihrer wehmuthweichen Lust. Und doch, welchen Gegenstand für Betrachtungen giebt das vom Monopol erzeugte Elend!

Walter Scott möge sprechen:

„Früher, vor vielen Jahren, hatte jeder Dörfler seine Kuh und sein Schwein und sein eingehegtes Stück Feld rund um das Haus. Da, wo jetzt ein einziger Pächter wirthschaftet, lebten früher dreißig kleine Meyer, so daß jetzt auf einen Mann, der allerdings reicher ist, als die dreißig Meyer der alten Zeit alle zusammen, neunundzwanzig elende Tagelöhner kommen, die keine Beschäftigung finden für ihren Geist und ihren Arm, und von denen wenigstens die Hälfte überflüssig ist. Der einzige Nutzen, den sie bringen, ist der, daß sie einen jährlichen Zins von 60 Schilling für die Hütte, die sie bewohnen, bezahlen, *wenn sie können.*“

Eine moderne Ballade, die E. Buret anführt, singt über die Einöde des Monopols:

Des Spinners Schnurren ist im Thal verstummt,
Zu Grabe ging der Sinn der Häuslichkeit.
Der Aeltervater steht am Heerd, verkrummt,
Im fahlen Antlitz bittres Hungerleid,
Und wärmt die hagern Händ' am Reisigrauch.
So trostlos leer erblickt er Haus und Heerd,
Und ach, sein altgewordnes Herz ist auch
An Trost und Freude völlig ausgeleert.

Die dem Parlament vorgelegten Berichte wetteifern mit dem Romanschreiber und dem Dichter.

„Die Bewohner von Glensheil in der Gegend des Thales von

Dundee zeichneten sich früher vor ihren Nachbarn aus durch ihre körperlichen Eigenschaften. Die Männer waren groß, kräftig, thätig und muthig, die Frauen einnehmend und anmuthig. Beide Geschlechter hatten einen ungewöhnlichen Hang zur Poesie und Musik. Und jetzt? Ach, eine lange Prüfung durch Armuth, andauerndes Entbehren genügender Nahrungsmittel und guter Kleidung haben diesem Menschenschlag, der früher besonders schön war, ungemein heruntergebracht und ausarten lassen."

Da ist sie also, die verhängnißvolle Entartung, die ich in den beiden Kapiteln von der Theilung der Arbeit und den Maschinen angedeutet. Und unsere Schriftsteller beschäftigen sich mit artigen Sachen aus der Vergangenheit, als ob die Gegenwart ihres Genies nicht würdig wäre! Der erste, der sich von ihnen auf diese infernalischen Pfade gewagt hat, hat der Koterie ein Aergerniß gegeben! Ihr elenden Schmarotzer und gemeinen Schacherer mit Versen und Prosa, die ihr sammt und sonders des Lohnes unwürdig seid, welcher Marsyas zu Theil wurde! O, wenn eure Qualen so lange dauern sollten, wie meine Verachtung, dann müßte man glauben an die Ewigkeit der Höllenstrafe.

Das Monopol, das uns so eben noch so gerecht und begründet schien, ist um so ungerechter, als es nicht blos den Lohn illusorisch macht, sondern auch bei der Berechnung eben dieses Lohnes den Arbeiter betrügt, indem es ihm gegenüber einen falschen Titel, eine falsche Eigenschaft annimmt.

Hr. v. Sismondi bemerkt irgendwo in seinem „Studium über Socialökonomie", daß ein Banquier, wenn er einem Kaufmann Bankzettel für seine Werthe giebt, anstatt daß er dem Kaufmann kreditirt, vielmehr von ihm Kredit erhält. „Dieser Kredit," setzt Hr. v. Sismondi hinzu, „ist freilich so kurz, daß der Kaufmann sich kaum die Zeit nimmt zu prüfen, ob der Banquier desselben würdig ist, und das um so mehr, als der Erstere der Kredit Begehrende ist, anstatt ihn zu bewilligen."

Somit wären, nach Hrn. v. Sismondi, bei Verausgabung des Bankpapiers die Rollen des Kaufmanns und des Banquiers umgekehrt: der Erstere ist der Gläubiger und der Zweite der Kredit Erhaltende.

Etwas Aehnliches findet statt zwischen dem Inhaber des Monopols und dem Löhner.

In der That, die Arbeiter sind es, die, wie der Kaufmann bei der Bank, ihre Arbeit diskontiren wollen; eigentlich müßte der Unternehmer ihnen Kautionen und Sicherheit stellen. Ich will mich näher darüber aussprechen.

Bei jeder Ausbeutung, welcher Natur sie auch sei, kann der Unternehmer rechtmäßiger Weise außer seiner persönlichen Arbeit weiter Nichts für sich in Anspruch nehmen als seine Idee. Die Ausführung, als Ergebniß des Zusammenwirkens zahlreicher Arbeiter, ist die Wirkung einer Kollektivmacht, deren Urheber, eben so frei in ihrer Wirksamkeit wie der Gebieter, Nichts produciren können, was ihm umsonst zu Theil würde. Es fragt sich nun, ob die Summe der einzelnen Löhne, die der Unternehmer bezahlt, der Gesammtwirkung, von der ich rede, an Werth gleichkommt: denn wenn es anders wäre, , würde das Axiom Say's: „Jedes Produkt ist werth, was es kostet“ verletzt sein.

„Der Kapitalist,“ sagte man, „hat den Taglohn der Arbeit nach Abmachung bezahlt; folglich schuldet er ihnen Nichts. Um genau zu sein, müßte man sagen, er hat einen Taglohn so oft bezahlt, als er Arbeiter bezahlt hat, was nicht ganz dasselbe ist. Denn die ungemeine Kraft, die aus der Vereinigung der Arbeiter hervorgeht, aus dem Zusammentreffen und der Harmonie ihrer Anstrengungen, diese Kostenersparniß, die durch ihre Bildung zur Werkstatt erzielt wird, diese Vervielfältigung des Produkts, die der Unternehmer zwar vorhergesehen hat, die aber durch freie Kräfte verwirklicht wird, diese hat er nicht bezahlt. Zweihundert Grenadiere, die unter der Leitung eines Ingenieurs wirken, haben in einigen Stunden einen Obelisken aufgerichtet: glaubt man etwa, daß ein einziger Mann in zweihundert Tagen damit zu Stande gekommen wäre? Gleichwohl ist auf der Rechnung des Unternehmers die Summe der Löhne in beiden Fällen dieselbe, weil er sich den Gewinn ihrer Gesammtkraft zueignet. Hierbei ist nur zweierlei möglich: es ist entweder eine Usurpation oder ein Irrthum von seiner Seite. (Was ist das Eigenthum? Kap. 3.)“

Um die Spinnmaschine gehörig in Anwendung zu bringen, waren Mechaniker, Erbauer, Aufseher uud ganze Brigaden von Arbeitern und Arbeiterinnen aller Art erforderlich. Als diese Arbeiter sich zur Spinnerei verdungen, mußten sie im Interesse ihrer Freiheit, ihrer Sicherheit, ihrer und ihrer Kinder Zukunft, Vorbehalte stellen: aber wo sind die Kreditbriefe, die sie den Unternehmern eingehändigt? Wo sind die Bürgschaften, die sie von diesen erhalten? Wie? Millionen von Menschen haben ihre Hände verkauft und ihre Freiheit veräußert, ohne die Tragweite ihres Kontrakts zu kennen; sie haben sich verdungen in dem Glauben, eine dauernde Arbeit und eine hinreichende Bezahlung zu finden; sie haben mit ihren Händen ausgeführt, was der Gedanke ihrer Herren entworfen hatte; sie sind durch dies Mitarbeiten Theilhaber am Unternehmen geworden: und nun, da das Monopol keinen Austausch mehr bewerkstelligen kann oder will, stellt es seine Fabrikation ein, und läßt diese Millionen von Arbeitern brotlos, und man muthet ihnen zu, sich darein zu *ergeben*! Durch ein neues Verfahren haben sie von zehn Arbeitstagen neun verloren, und als Ausgleichung zeigt man ihnen die erhobene „Geißel der Nothwendigkeit!“ Wenn sie sich dann weigern, für einen geringeren Lohn zu arbeiten, so beweist man ihnen, daß sie sich dadurch nur selbst bestrafen. Nehmen sie den Lohn an, den man ihnen bietet, so verlieren sie den „edeln Stolz“, den Sinn für „anständige Bequemlichkeiten,“ die das Glück und die Würde des Arbeiters ausmachen, und ihm ein Anrecht geben auf die Theilnahme der Reichen. Rotten sie sich zusammen, um die Erhöhung des Lohnes durchzusetzen, so wirft man sie ins Gefängniß! Während sie ihre Ausbeuter vor Gericht verfolgen sollten, sind sie es selbst, an denen die Gerichte die Verletzung der Handelsfreiheit rächen! Sie sind die Opfer des Monopols, und müssen die Strafe erdulden, welche die Monopolisten verdient haben! O menschliche Gerechtigkeit, du dumme Buhlerin, wie lange noch wirst du, mit deinem Flitterplunder zur Göttin herausgeputzt, das Blut des hingewürgten Proletariers saufen?

Das Monopol hat Alles an sich gerissen, das Land, die Arbeit und die Arbeitswerkzeuge, die Produkte und ihre Vertheilung. Die Staatsökonomie selbst hat nicht mehr umhin gekonnt, es zuzugeben:

„Fast überall," sagt Hr. Rossi, „findet man auf seinem Wege ein Monopol. Kaum giebt es ein Produkt, das man als das reine und einfache Resultat der Arbeit ansehen könnte; somit kann sich das ökonomische Gesetz, welches den Preis nach den Produktionskosten bemißt, nie vollständig verwirklichen . . . Es ist eine Formel, die im höchsten Grade modificirt wird durch die Einmischung des einen oder andern Monopols, welchem die Werkzeuge der Produktion unterworfen sind." (Cours d'écon. pol. T. I. p. 143.)

Hr. Rossi ist zu hoch gestellt, um seiner Sprache die ganze Schärfe und Genauigkeit zu geben, welche die Wissenschaft gebietet, wenn vom Monopol die Rede ist. Was er so wohlwollend eine Modifikation ökonomischer Formeln nennt, ist nichts Anderes, als eine lange und gehässige Verletzung der Grundgesetze der Arbeit und des Austausches. Es ist eine Wirkung des Monopols, daß in der Gesellschaft, weil das Nettoprodukt zum Bruttoprodukt hinzugerechnet wird, der Gesammtarbeiter sein eignes Produkt theurer bezahlen muß, als es kostet, was widersprechend und unmöglich ist; — daß das natürliche Gleichgewicht der Produktion und Konsumtion vernichtet wird; daß der Arbeiter eben so sehr am Betrage seines Lohnes als an seinen Reglements betrogen wird; daß der Fortschritt im Wohlsein sich für ihn verwandelt in einen unaufhörlichen Fortschritt im Elend. Eine Wirkung des Monopols endlich ist es, daß alle Begriffe der Gerechtigkeit im Handel umgekehrt werden, und die Socialökonomie aus einer positiven Wissenschaft, die sie ist, zu einem wahren Nirgendheim wird.

Diese Verdrehung der Staatsökonomie unter dem Einfluß des Monopols ist eine so hervorragende Thatsache in der Geschichte der socialen Ideen, daß wir uns nicht enthalten können, hier einige Beispiele dafür anzuführen.

So ist vom Standpunkt des Monopols der Werth nicht mehr jener synthetische Begriff, der dazu dient, das Verhältniß eines besonderen nutzbaren Gegenstandes zur Gesammtheit des Reichthums auszudrücken: das Monopol schätzt die Dinge nicht in Bezug auf die Gesellschaft, sondern in Bezug auf sich, und so verliert der Werth seinen socialen Charakter, und ist weiter Nichts mehr, als ein unbestimmtes, willkürliches, egoistisches, wesentlich bewegliches Verhält-

hältniß. Von diesem Princip ausgehend, dehnt der Monopolist die Bezeichnung Produkt auf alle Arten von Dienstbarkeit aus, und wendet die Idee des Kapitals auf alle frivolen und schmachvollen Industrien an, welche seine Leidenschaften und Laster ausbeuten. Die Reize einer Buhlerin, sagt Say, sind ein Fonds, dessen Produkt dem allgemeinen Gesetz der Werthe folgt, nämlich dem Angebot und der Nachfrage. Die meisten staatsökonomischen Werke wimmeln von dergleichen Anwendungen. Da aber die Prostitution und die Leibeigenschaft, aus der sie hervorgeht, von der Moral verwerflich gefunden wird, macht uns Hr. Rossi wieder bemerklich, daß die Staatsökonomie, nachdem sie ihre Formel in Folge der Dazwischenkunft des Monopols modificirt, eine neue Verbesserung an derselben anbringen müsse, obwohl ihre Schlüsse an sich selbst untadelhaft seien. Denn die Staatsökonomie, sagt er, hat Nichts zu schaffen mit der Moral: uns liegt es ob, ihre Formeln gelten zu lassen, oder sie zu modificiren und zu korrigiren, je nachdem unser Wohl, das Wohl der Gesellschaft und die Sittlichkeit es erheischen. Wie Vielerlei steht trennend zwischen der Staatsökonomie und der Wahrheit!

Eben so ist die Theorie des Nettoprodukts, die so hervorragend social, fortschrittbefördernd und erhaltend ist, durch das Monopol, wenn ich so sagen darf; individualisirt, und das Princip, welches das Wohlsein der Gesellschaft bewirken sollte, richtet sie zu Grunde. Der Monopolist hat überall das größtmöglichste Nettoprodukt im Auge, und handelt nicht mehr als Glied und im Interesse der Gesellschaft, sondern im Hinblick auf sein augenblickliches Interesse, gleichviel ob dies dem der Gesellschaft entgegengesetzt ist oder nicht. Diese Aenderung des ins Auge gefaßten Ziels ist die Ursache, der Hr. v. Sismondi die Entvölkerung der römischen Kampagna zuschreibt. Nach den vergleichenden Untersuchungen, die er über den Ertrag des agro romano angestellt, je nachdem derselbe beackert werden oder als Weide liegen bleiben würde, hat er gefunden, daß der Bruttoertrag im ersteren Falle zwölfmal größer sein würde, als im zweiten; da aber der Ackerbau eine verhältnißmäßig größere Anzahl von Arbeitern erfordert, so hat er auch gefunden, daß dann der Reinertrag ein geringerer sein würde. Diese Berechnung, die den Besitzern nicht

entgangen ist, war hinreichend, sie zu bestärken in der Gewohnheit, ihr Land unbebaut zu lassen, und so ist die römische Kampagna unbewohnt.

„Alle Theile der römischen Staaten," setzte Hr. v. Sismondi hinzu, „zeigen uns denselben Kontrast zwischen den Erinnerungen an ihren Wohlstand im Mittelalter und ihrer gegenwärtigen Wüstenei. Die Stadt Ceri, berühmt durch Renzo da Ceri, der Marseille gegen Karl V. und Genf gegen den Herzog von Savoyen vertheidigte, ist nur noch eine Einöde. Auf allen Lehngütern der Orsini und Colonna ist Niemand zu finden. In den Wäldern, die den schönen See von Vico umgeben, ist das Menschengeschlecht verschwunden, und die Krieger, mit welchen der gefürchtete Podesta von Vico Rom im 14. Jahrhundert so oft zittern machte, haben keine Nachkommen hinterlassen. Castro und Ronciglione sind verödet . . ." (Études sur l'écon. pol.)

In der That, die Gesellschaft trachtet nach dem größtmöglichen Bruttoertrag, und somit nach der größtmöglichen Bevölkerung, weil für sie Brutto- und Nettoertrag identisch sind. Das Monopol dagegen zielt beständig nach dem größtmöglichen Nettoertrag, und sollte es denselben auch nicht anders als durch die Vernichtung des Menschengeschlechts erreichen können.

Eben dieser Einfluß des Monopols hat die Kapitalzinsen in ihrem Begriffe umgekehrt, so daß auch sie für die Gesellschaft ein Todesprincip geworden sind. Die Kapitalzinsen sind, wie wir auseinandergesetzt, einerseits die Form, in welcher der Arbeiter sein Nettoprodukt genießt, indem er es gleichwohl neuen Schöpfungen dienen läßt, andererseits das materielle Band der Sammtverbindlichkeit zwischen den Producenten vom Gesichtspunkt der Vermehrung der Reichthümer. In der ersten Gestalt kann die Summe der Zinsen niemals den Betrag des Kapitals selbst übersteigen; vom zweiten Gesichtspunkt aus bringen die Zinsen noch außer der Rückzahlung eine Prämie als Belohnung für den geleisteten Dienst. In keinem Falle enthalten sie den Begriff ewiger Fortdauer.

Allein das Monopol hat den Begriff Kapital, den man nur auf Schöpfungen der menschlichen Industrie anwenden kann, verwechselt

mit dem Begriff des von der Natur gegebenen ausbeutbaren Fonds, welcher Allen gehört. Ueberdies wurde es bei seiner Usurpation begünstigt durch den anarchischen Zustand einer Gesellschaft, in welcher der Besitz nur unter der Bedingung, ausschließlich, unbeschränkt und ewig zu sein, bestehen kann. So hat es sich denn eingebildet, und diese Einbildung als Princip aufgestellt, daß das Kapital eben so wie der Acker, die Thiere und Pflanzen, in sich selbst eine Eigenthätigkeit besitze, die den Kapitalisten der Pflicht entbinde, noch etwas Anderes dem Austausch zuzubringen, und irgend welchen Antheil zu nehmen an den Arbeiten der Werkstatt. Aus dieser falschen Idee ist das griechische Wort für Wucher, ροχος, hervorgegangen, das ungefähr so viel bedeutet, als das Junge, den Nachwuchs des Kapitals[1]). Es gab Aristoteles Anlaß zu dem Witz: „das Geld jungt nicht." Allein die Metapher der Wucherer ist mächtiger gewesen, als der Scherz des Stagyriten. Der Wucher wie die Rente, von welcher er eine Nachahmung ist, ist von rechtswegen für ewig erklärt, und erst sehr spät hat er, halb zum Princip zurückkehrend, die Idee der Amortisation wieder erzeugt . . .

Das ist der Sinn dieses Räthsels, welches den Theologen und Gesetzeskundigen so viel Aergerniß gegeben, und in Betreff dessen die christliche Kirche zweimal geirrt hat, einmal, indem sie jede Art von Zins verdammte, und zum zweitenmal, als sie sich der Ansicht der Oekonomen fügte, und so ihre früheren Grundsätze Lügen strafte. Der Wucher oder das Heimfallsrecht ist eben so sehr der Ausdruck als die Verurtheilung des Monopols; er ist die Beraubung der Arbeit durch das organisirte und legalisirte Kapital; er ist von allen ökonomischen Vorkehrungen diejenige, welche die alte Gesellschaft am Lautesten anklagt, und deren schmähliches Fortbestehen eine plötzliche Vertreibung der ganzen Klasse von Kapitalisten aus ihrem Besitz, und ohne Entschädigung, rechtfertigen würde.

Endlich hat das Monopol, bewogen von einer Art von Selbsterhaltungstrieb, sogar die Idee der Association verdreht, die ihm

1) Das deutsche Wort Wucher, wuchern, beruht auf derselben Anschauung. A. d. U.

hindernd entgegentreten konnte, oder richtiger gesagt, es hat ihr die Entstehung verwehrt.

Wer möchte sich's gegenwärtig wohl zutrauen, zu definiren, was die Gesellschaft unter Menschen sein soll? Das Gesetz unterscheidet zwei Arten und vier Unterarten von bürgerlichen Gesellschaften, und eben so viel Handelsgesellschaften, von der einfachen Halbpartgesellschaft bis zur anonymen. Ich habe die anerkanntesten Kommentare über alle diese Formen der Association nachgelesen, und erkläre, daß ich weiter Nichts gefunden, als eine Anwendung der Herkömmlichkeiten des Monopols zwischen zwei oder mehreren Verbündeten, welche ihre Kapitalien und ihre Bemühungen vereinigen gegen Alles, was da producirt und konsumirt, erfindet und austauscht, was da lebt und stirbt. Die Bedingung sine qua non aller dieser Gesellschaften ist das Kapital, dessen Vorhandensein allein sie konstituirt und ihnen eine Grundlage giebt; ihr Zweck ist das Monopol, d. h. die Verdrängung aller anderen Arbeiter und Kapitalisten, mithin die Negation der socialen Gesammtheit, in Bezug auf die Personen.

So würde z. B. nach der Definition des Code eine Handelsgesellschaft, die es als Princip aufstellen wollte, daß jeder Ausländer auf seinen bloßen Antrag hin aufgenommen werden, und sogleich die Rechte und Begünstigungen der Associirten, selbst der Leiter, genießen dürfe, schon nicht mehr eine Gesellschaft sein, denn die Gerichte würden ex officio ihre Auflösung, ihr Nichtbestehen erklären. Wenn ferner die Kontrahenten einer Gesellschaft keine Einlage stipulirten, und unter ausdrücklichem Vorbehalt für Jeden, gegen Alle zu konkurriren, sich darauf beschränkten, sich gegenseitig Arbeit und Lohn zu sichern, ohne weder eines besonderen Betriebs, noch der Kapitalien, Zinsen, Gewinne und Verluste Erwähnung zu thun, so würde ein solcher Vertrag für widersprechend in seiner Fassung, für eben so zwecklos als unvernünftig gehalten, und auf die Klage des ersten abtrünnigen Mitgliedes vom Richter für nichtig erklärt werden. Derartig abgefaßte Uebereinkommen könnten keinen Rechtsanspruch vor Gericht begründen; Leute, die sich die Associés aller Welt nennten, würden angesehen werden als mit Niemand associirt; Schriften, in denen gleichzeitig von Garantie und Konkurrenz unter den Associirten

die Rede wäre, ohne Erwähnung eines gesellschaftlichen Vermögens und ohne Bezeichnung des Zwecks, würden für ein Werk überschwenglicher Charlatanerie gelten, und ihrem Verfasser könnte es leicht begegnen, daß er nach Bicètre geschickt würde, vorausgesetzt, daß die Beamten einwilligten, ihn für nicht mehr als für einen Verrückten zu halten.

Und gleichwohl ist es durch die zuverlässigsten Data der Geschichte und der Socialökonomie erwiesen, daß die Menschheit nackt und ohne Kapital auf die Erde gesetzt ist, die sie ausbeutet, daß sie also es ist, die allen Reichthum geschaffen hat und nachträglich schafft; daß das Monopol in ihr Nichts ist, als ein relativer Gesichtspunkt, der dazu dient, die Stufe des Arbeiters mit gewissen Bedingungen des Genusses zu bezeichnen, und daß aller Fortschritt darin besteht, durch unendliches Vervielfältigen der Produkte die Verhältnißmäßigkeit derselben zu bestimmen, d. h. die Arbeit und das Wohlsein zu organisiren durch die Theilung der Arbeit, die Maschinen, die Werkstatt, die Erziehung und die Konkurrenz. Etwas, das darüber hinausläge, vermag auch das gründlichste Studium nicht zu entdecken. —

Auf der anderen Seite ist es einleuchtend, daß alle Bestrebungen der Menschheit, sowohl in ihrer Politik als in ihrer bürgerlichen Gesetzgebung, auf die Universalisation abzielen, d. h. auf eine vollständige Umwandlung der Idee der Gesellschaft, wie sie von unsern Gesetzbüchern bestimmt wird.

Hieraus schließe ich, daß ein Gesellschaftsvertrag, der nicht mehr die Einlage der Associirten regelte, weil nach der ökonomischen Theorie jeder Theilnehmer angesehen wird als Einer, der bei seinem Eintritt in die Gesellschaft Nichts besitzt, sondern die Bedingungen der Arbeit und des Austausches, und der Jedem Zutritt gewährte, der um Aufnahme bäte, — daß ein solcher Gesellschaftsvertrag Nichts enthalten würde, was nicht vernünftig und wissenschaftlich wäre, denn er würde der Ausdruck des Fortschritts selbst, die organische Formel der Arbeit sein, weil er so zu sagen die Menschheit zu sich selbst erhöbe, indem er ihr den Grundriß ihrer Verfassung gäbe.

Wer aber ist unter allen Rechtsgelehrten und Oekonomen dieser herrlichen und gleichwohl so einfachen Idee auch nur auf tausend Meilen nahe gekommen?

„Ich glaube nicht," sagt Hr. Troplong, „daß der Geist der Association berufen sei zu einer höheren Bestimmung, als die, welche er in der Vergangenheit und bis auf diesen Tag erfüllt hat . . .; und ich gestehe, daß ich Nichts versucht habe zur Verwirklichung solcher Hoffnungen, die ich für übertrieben halte . . . Es giebt richtige Grenzen, welche die Association nicht überschreiten darf: Nein! die Association ist in Frankreich nicht berufen, Alles zu regieren. Der freiwillige Aufschwung des individuellen Geistes ist auch eine lebendige Kraft unserer Nation und eine Ursache ihrer Originalität . . .

„Die Idee der Association ist keine neue . . . Schon bei den Römern sehen wir die Handelsgesellschaft mit ihrem ganzen Zubehör auftreten, als da sind Monopole, Wucher, Verabredungen, Bündnisse, Räuberei und Bestechlichkeit . . . Die Handelsgesellschaft füllt das Civil-, Handels- und Seerecht des Mittelalters; sie ist in dieser Zeit das thätigste Werkzeug der gesellschaftlich organisirten Arbeit . . . Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an bilden sich die Aktiengesellschaften und bis zum Sturze Laws sind sie in fortwährender Zunahme begriffen . . . Wie können wir uns nur wundern, daß man Bergwerke, Fabriken, Journale auf Aktien begründet? Schon vor zwei Jahrhunderten gab man Inseln, Königreiche, fast eine ganze Hemisphäre auf Aktien aus. Wir thun wer weiß wie verwundert darüber, daß Hunderte von Kommanditinteressenten sich zu einem Unternehmen gruppiren, aber schon im 14. Jahrhundert war die ganze Stadt Florenz die Kommanditinteressentin einiger Kaufleute, welche den Unternehmungsgeist so weit als möglich trieben. — Nachher, wenn unsere Spekulationen schlecht sind, wenn wir tollkühn, unvorsichtig oder leichtgläubig gewesen sind, quälen wir den Gesetzgeber mit unsern Scherereien, und verlangen von ihm Verbote, Anullirungen. Bei unserer Manie, Alles zu regeln, selbst was bereits ins Gesetzbuch aufgenommen ist, Alles durch verbesserte und vermehrte Formeln in Bestimmungen einzuzwängen, Alles durch Verwaltungsmaaßregeln zu leiten, selbst die Wechselfälle und Schläge des Handels, rufen wir trotz der Masse von Gesetzen, die wir schon

besitzen, immer wieder aus, es sei hierin noch so Mancherlei zu thun! . . ."

Hr. Troplong glaubt an die Vorsehung, aber wahrhaftig, er ist nicht ihr Mann. Nicht er wird die Formel der Association finden, nach der die Gemüther gegenwärtig Verlangen tragen, da sie überdrüssig sind der Koalitions- und Raubvertragsprotokolle, dessen Gemälde Hr. Troplong in seinem Kommentar vor uns aufrollt. Er ist, und das mit Recht, böse auf Diejenigen, welche Alles in Gesetzesterte einzwängen wollen, aber er selbst ist gewillt, die Zukunft in ein Schock von Artikeln einzuzwängen, in denen selbst der scharfsinnigste Verstand keinen Funken von ökonomischer Wissenschaft, keine Spur von Philosophie zu entdecken vermöchte. Bei unserer Manie, ruft er, Alles zu regeln, selbst was bereits ins Gesetzbuch aufgenommen ist . . .! Ich wüßte nichts Ergötzlicheres, als diesen Zug, der uns gleichzeitig den Rechtsgelehrten und den Oekonomen hinzeichnet. Nach dem Code Napoleon bleibt Nichts mehr zu thun! . . .

„Zum Glück," fährt Hr. Troplong fort, „sind alle Abänderungspläne, die in den Jahren 1837 und 1838 mit so großem Lärm zu Tage gebracht wurden, gegenwärtig vergessen. Der Konflikt der verschiedenen Wortschläge und die Anarchie der reformistischen Ansichten haben negative Resultate herbeigeführt. Während die Reaktion gegen die Wechselspekulanten vor sich ging, ließ der gesunde Sinn der öffentlichen Meinung zugleich einer Menge officieller Organisationspläne ihr Recht widerfahren, die weit weniger verständig waren, als das bestehende Gesetz, weit weniger übereinstimmten mit den Herkömmlichkeiten des Handels, und weit weniger Freisinnigkeit hatten, obgleich sie **nach** dem Jahre 1830 zum Vorschein kamen, als die Bestimmungen des Staatsraths in der Kaiserzeit! Jetzt ist Alles wieder in Ordnung gekommen, und das Handelsgesetzbuch hat seine Unversehrtheit, seine vortreffliche Unversehrtheit behalten. Wenn der Handel dessen bedarf, so findet er neben der Gesammtgesellschaft auch schon Antheil- und anonyme Gesellschaften, und die freie Kommandite, die nur durch die Vorsicht der Vollmachtgeber und durch die Bestimmungen des Strafgesetzes in Bezug auf die Schwindelei geregelt werden." (**Troplong, des sociétés civiles et de commerce, préface.**)

Eine schöne Philosophie, die sich freut, die Reformversuche scheitern zu sehen, und die ihre Triumphe nach negativen Resultaten des Forschungsgeistes zählt! Ich kann mich hier nicht näher einlassen auf die Kritik der Civil- und Handelsgesellschaften, welche Hrn. Troplong den Stoff zu zwei Bänden geliefert haben. Ich behalte mir dies vor für die Zeit, wo ich nach Vollendung der Theorie der ökonomischen Widersprüche in ihrer allgemeinen Gleichung das Programm der Association werde gefunden haben, das ich dann in seinem Verhältniß zu der Praxis und den Begriffen unserer Vorfahren darstellen werde.

Hier nur ein Wort über die Gesellschaftshandlung (commandite).

Auf den ersten Blick ist man geneigt zu glauben, die Gesellschaftshandlung könne sich vermöge ihrer Kraft, sich auszudehnen, und vermöge ihrer Leichtigkeit in der Uebertragung in einer Weise verallgemeinern, daß sie eine ganze Nation in allen ihren Handels- und industriellen Beziehungen umfasse. Allein schon die oberflächliche Prüfung der Verfassung dieser Gesellschaft beweist sehr bald, daß die Art von Erweiterung, deren sie fähig ist, was die Zahl der Aktionäre betrifft, Nichts gemein hat mit der Ausdehnung des socialen Bandes.

Zunächst ist die Gesellschaftshandlung wie alle anderen Handelsgesellschaften nothwendig beschränkt auf einen Betrieb: in dieser Beziehung verhält sie sich ausschließend gegen alle anderen Industrien, die der ihrigen fremd sind. Wenn es anders wäre, so hätte die Gesellschaftshandlung ihre Natur geändert, und wäre eine neue Gesellschaftsform, deren Statuten sich nicht mehr speciell auf den Gewinn, sondern auf die Vertheilung der Arbeit und auf die Bedingungen des Austausches bezögen; sie wäre dann gerade die Association, welche Hr. Troplong leugnet, und welche von der Rechtsauffassung des Monopols verboten wird.

Das Personal der Gesellschaftshandlung theilt sich natürlich in zwei Kategorien, in den leitenden Vorstand und die Aktionäre. Der Vorstand wird in geringer Anzahl aus Denjenigen ausgewählt, welche das Unternehmen anregen, organisiren und unter ihren Schutz nehmen. Im Vergleich mit dieser kleinen Regierung, welche die

Gesellschaft mit Machtvollkommenheit verwaltet, sind die Aktionäre nur das Volk der Steuerpflichtigen, die, einander fremd, ohne Einfluß und ohne Verantwortlichkeit, bei dem Geschäft nur mit ihrer Einlage betheiligt sind. Sie sind Darleiher gegen eine Prämie, nicht aber Associés.

Hiernach begreift man, daß alle Industrien des Reichs durch Gesellschaftshandlungen betrieben werden, und daß jeder Bürger vermöge seiner Leichtigkeit, seine Aktien zu vermehren, sich an der Gesammtheit oder an der Mehrzahl derselben betheiligen könnte, ohne daß darum seine Lage eine bessere würde. Ja, es könnte sogar kommen, daß er dieselbe immer mehr und mehr gefährdet sähe. Denn, noch einmal sei es gesagt, der Aktionär ist das Lastthier, die auszubeutende Materie der Gesellschaftshandlung, und nicht seinetwegen wird dieselbe gebildet. Soll die Association eine wirkliche sein, so muß der Theilnehmer nicht als Börsenspieler, sondern als Unternehmer zu ihr gehören; er muß eine Stimme haben in der Berathung; sein Name muß mit ausgesprochen oder wenigstens mit begriffen sein in der gesellschaftlichen Beschlußnahme; kurz, es muß in Bezug auf ihn Alles auf dem Fuße der Gleichheit geordnet sein. Allein diese Bedingungen sind gerade die der Organisation der Arbeit, an welche der Code nicht gedacht hat; sie bilden den ferneren, über sie hinausliegenden Gegenstand der Staatsökonomie, folglich sind sie nicht vorauszusetzen, sondern zu schaffen, und als solche sind sie durchaus unverträglich mit dem Monopol.

Der Socialismus ist trotz seines prunkenden Namens bis auf diesen Tag noch nicht glücklicher gewesen, als das Monopol in der Definition der Gesellschaft. Ja, man kann sagen, daß er sich in dieser Beziehung in allen seinen Organisationsplänen fortwährend als Plagiator der Staatsökonomie erwiesen hat. Hr. Blanc, den ich bereits bei Gelegenheit der Konkurrenz anführte, und der, wie wir sahen, bald für das hierarchische Princip auftritt, und den angeblichen Vertheidiger der Ungleichheit macht, bald wieder den Kommunismus predigt, mit einem Federstrich das Gesetz des Widerspruchs leugnet, weil er es nicht begreift, und vor allen Dingen die Gewalt als das letzte Auskunftsmittel seines Systems annimmt, Hr. Blanc giebt uns auch hier wieder ein merkwürdiges Beispiel, wie ein

Socialist, ohne es zu merken, die Staatsökonomie abschreibt, und sich unaufhörlich in dem fehlerhaften Kreise der Herkömmlichkeiten der Eigenthumswirthschaft herumdreht. Im Grunde leugnet Hr. Blanc das Uebergewicht des Kapitals, er leugnet sogar, daß das Kapital bei der Produktion der Arbeit gleichkommt, worin er mit den gesunden ökonomischen Theorien übereinstimmt. Allein er kann oder versteht ohne das Kapital nicht auszukommen, nimmt dasselbe zum Ausgangspunkt, und fordert auf zur Staatskommandite, d. h. er wirft sich auf die Knie vor den Kapitalisten, und anerkennt die Souveränität des Monopols. Daher die absonderlichen Verdrehungen seiner Dialektik. Ich bitte den Leser, mir diese ewigen Persönlichkeiten zu verzeihen: da sich der Socialismus eben so wie die Staatsökonomie in einer Anzahl von Schriftstellern personificirt hat, kann ich nicht anders verfahren, als die Autoren anführen.

„Hat das Kapital, sagt die Phalange, in so fern es eine zur Produktiou mitwirkende Kraft ist, die Rechtmäßigkeit der anderen producirenden Kräfte, oder nicht? Ist es unrechtmäßig, so beansprucht es unrechtmäßigerweise einen Antheil an der Produktion; man muß es dann ausschließen, und es hat keine Zinsen zu erhalten; ist es dagegen rechtmäßig, so kann es rechtmäßigerweise nicht ausgeschlossen werden von der Theilnahme am Gewinn, am Zuwachs, zu dem es beigetragen hat.“

Die Frage konnte nicht klarer gestellt werden. Hr. Blanc dagegen findet, sie sei auf eine sehr verworrene Art gestellt, d. h. sie bringt ihn sehr in Verlegenheit, und er muß sich sehr quälen, um ihren Sinn herauszufinden.

Zunächst nimmt er an, man frage ihn: „ob es billig sei, dem Kapitalisten vom Gewinn bei der Produktion einen eben so großen Antheil wie dem Arbeiter zuzugestehen?“ Hierauf antwortet nun Hr. Blanc ohne Zaudern, dies würde ungerecht sein. Dann folgt etwas Beredtsamkeit, um diese Ungerechtigkeit zu beweisen.

Der Verfasser jenes Aufsatzes in der Phalange fragt aber nicht, ob der Antheil des Kapitalisten dem des Arbeiters gleich sein solle, sondern er will nur wissen, ob der Kapitalist überhaupt

einen Antheil bekommen muß. Und hierauf bleibt Hr. Blanc die Antwort schuldig.

Will man damit sagen, fährt Hr. Blanc fort, daß das Kapital zur Produktion unentbehrlich sei, wie die Arbeit selbst? — Hier macht Hr. Blanc einen Unterschied: er giebt zu, daß das Kapital unentbehrlich sei wie die Arbeit, aber nicht eben so sehr, als die Arbeit.

Der Verfasser zieht wiederum nicht die Qualität, sondern das Recht in Frage.

Meint man — es sind dies lauter Fragen, die Hr. Blanc stellt — daß nicht alle Kapitalisten Müßiggänger seien? Hr. Blanc ist großmüthig gegen die Kapitalisten, welche arbeiten, und fragt, warum man den Antheil Derjenigen so groß machen wolle, welche nicht arbeiten? Dann wieder ein Erguß von Beredtsamkeit über die unpersönlichen Dienste des Kapitalisten und die persönlichen des Arbeiters, der mit einer Mahnung an die Vorsehung schließt.

Zum dritten Mal: man fragt Sie, ob die Theilnahme des Kapitals am Gewinn rechtmäßig sei, da Sie zugeben, daß es zur Produktion unentbehrlich sei?

Endlich entschließt sich Hr. Blanc, der die Fragen dennoch verstanden hatte, zu antworten, daß, wenn er dem Kapital Zinsen zugestehe, dies nur eine Uebergangsmaaßregel sei, um den Kapitalisten den Abhang zu erleichtern, den sie hinunter müßten. Da übrigens sein Plan das Aufgehen der Privatkapitalien in der Association nothwendig macht, so wäre es Thorheit und Abfall vom Princip, mehr zu thun. Wenn Hr. Blanc seinen Gegenstand studirt hätte, so brauchte er nur einfach zu antworten: ich leugne das Kapital.

Nachdem auf diese Weise Hr. Blanc — und mit seinem Namen meine ich den ganzen Socialismus — mit einem ersten Widerspruch gegen den Titel seines Buches, welches sich die „Organisation der Arbeit" nennt, erklärt hat, das Kapital sei bei der Produktion unentbehrlich, und müsse folglich organisirt werden, und theilnehmen am Gewinn, wie die Arbeit, weist er mit einem zweiten Widerspruch das Kapital von der Organisation zurück, und

weigert sich, es anzuerkennen; — mit einem dritten Widerspruch vertheilt Er, der sich lustig macht über Orden und Adelstitel, Bürgerkronen, Belohnungen und Auszeichnungen für Schriftsteller, Erfinder, Künstler und Handwerker, die sich verdient gemacht ums Vaterland, und weist ihnen Gehalte an, je nach ihrem Rang und ihren Würden: lauter Dinge, welche eben so thatsächlich, nur nicht mit derselben mathematischen Genauigkeit wie Zinsen und Nettoprodukt, die Widerherstellung des Kapitals sind. Vierter Wiederspruch: Hr. Blanc errichtet diese neue Aristokratie auf dem Princip der Gleichheit, d. h. er gedenkt gleichen und freien Associirten die Meisterschaft, Arbeitern Müßiggangsprivilegien, kurz, Beraubten das Recht der Beraubung bewilligen zu lassen. Fünfter Widerspruch: er läßt diese Gleichheitsaristokratie beruhen auf der Grundlage einer mit großer Kraft begabten Gewalt, d. h. auf dem Despotismus, der anderen Form des Monopols. Sechster Widerspruch: nachdem er versucht, durch seine Aufmunterungen für Künstler und Arbeiter die Vergütung der Dienstleistung anzumessen, wie das Monopol, und den Lohn der Fähigkeit, ebenfalls wie das Monopol, beginnt er einen Lobsalm auf das Leben, die Arbeit und die Konsumtion in Gemeinschaft; allein das hindert ihn nicht, ernste und inhaltschwere Schriftsteller, um welche sich die Gemeinschaft der Leser wenig kümmert, durch Nationalaufmunterungen, die vom gemeinschaftlichen Ertrag abgezogen werden, den Wirkungen der allgemeinen Gleichgültigkeit entziehen zu wollen. Siebenter Widerspruch... — Doch ich will es dabei bewenden lassen, denn ich würde selbst mit dem siebenundsiebzigsten noch nicht fertig sein.

Man sagt, Hr. Blanc, der in diesem Augenblick an einer Geschichte der französischen Revolution arbeitet, habe sich ernstlich auf das Studium der Staatsökonomie gelegt. Die erste Frucht dieses Studiums wird, wie ich nicht zweifle, die sein, daß er seine Schrift über die Organisation der Arbeit zurücknimmt, und in Folge dessen auch alle seine Ideen über Autorität und Regierung umgestaltet. Leistet sie dies, so wird die Geschichte der französischen Revolution von Hrn. Blanc ein wahrhaft nützliches und originelles Werk sein.

Alle socialistischen Sekten ohne Ausnahme sind besessen von

demselben Vorurtheil; sie werden sämmtlich inspirirt von dem ökonomischen Widerspruch, und gestehen unbewußt ihre Ohnmacht ein gegenüber der Nothwendigkeit des Kapitals. Alle warten, um ihre Ideen zu verwirklichen, erst darauf, daß sie die Gewalt und das Geld in die Hände bekommen. Die Chimären des Socialismus in Betreff der Association lassen mehr denn jemals die Wahrheit des Satzes hervortreten, den ich am Anfange aufstellte: daß nämlich der Socialismus Nichts enthalte, was nicht auch die Staatsökonomie enthielte; und dies fortwährende Plagiat ist die unwiderrufliche Verurtheilung beider. Nirgend sieht man die Mutteridee sich regen, die so einleuchtend hervorgeht aus der Bildung der ökonomischen Kategorien: daß die höhere Formel der Association ganz und gar Nichts mit dem Kapital zu thun hat, dem Gegenstande der Rechnung der Privatleute, sondern sich einzig beziehen muß auf das Gleichgewicht der Produktion, die Bedingungen des Austausches, die fortschreitende Verminderung des Herstellungspreises, diese alleinige und einzige Quelle des Fortschritts und des Reichthums. Anstatt die Verhältnisse einer Industrie zur anderen, eines Arbeiters zum anderen, einer Provinz, eines Volkes zum anderen zu bestimmen, denken die Socialisten nur daran, sich mit Kapitalien zu versehen, und fassen das Problem der Sammtverbindlichkeit der Arbeiter stets so auf, als ob es sich darum handelte ein neues Monopolhaus zu begründen. Die Welt, die Menschheit, die Kapitalien, die Industrie, die Gesellschaftspraxis, sind fertig vorhanden: es handelt sich nur darum, ihre Philosophie zu ermitteln, d. h. sie zu organisiren: und die Socialisten — suchen Kapitalien! So stehen sie stets außerhalb der Wirklichkeit, und es ist daher kein Wunder, daß die Wirklichkeit sie im Stich läßt.

So verlangt Hr. Blanc die Staatskommandite und die Einrichtung von Nationalwerkstätten; so verlangte Fourier sechs Millionen, und seine Schule giebt sich noch heutigen Tages Mühe, diese Summe zusammenzubringen; so hoffen die Kommunisten eine Revolution, welche ihnen die Autorität und die Kasse in die Hände spielen werde, und erschöpfen sich in Erwartung dessen mit nutzlosen Unterzeichnungen. Das Kapital und die Gewalt, diese Organe zweiten Ranges der Gesellschaft, sind stets die Götter, welche der Socia-

lismus anbetet: wenn das Kapital und die Gewalt nicht existirten, so würde er sie erfinden. Bei dieser Eingenommenheit für Gewalt und Kapital hat der Socialismus den Sinn seiner eigenen Protestationen vollkommen mißverstanden; ja, er hat nicht einmal gemerkt, daß er sich durch sein Eingehen auf das Altherkömmliche der Staatsökonomie sogar das Recht der Protestation verscherzte: Er beschuldigt die Gesellschaft des Widerstreits und eben mit diesem Widerstreit verfolgt er die Reform. Er verlangt Kapitalien für die armen Arbeiter, als ob das Elend der Arbeiter nicht aus der Konkurrenz der Kapitalien unter einander, so wie auch aus der gemachten, künstlichen Opposition zwischen Arbeit und Kapital entstände, als ob die Frage heute nicht genau dieselbe wäre, die sie vor Entstehung der Kapitalien gewesen, das heißt auch jetzt noch wie immer eine Frage des Gleichgewichts; kurz — ich muß es unaufhörlich wiederholen, wiederholen bis zum Ueberdruß — als ob es sich fortan um etwas Anderes handelte, als um eine Synthese aller der von der Civilisation aufgestellten Principien, und als ob man, wenn diese Synthese, wenn die Idee, welche die Welt leitet, bekannt wäre, der Vermittlung des Kapitals und des Staats bedürfte, um sie überzeugend darzuthun.

Dadurch, daß der Socialismus der Kritik abtrünnig geworden ist, sich aufs Predigen und auf Chimären gelegt, und sich in die politischen und religiösen Umtriebe eingemischt hat, hat er seine Sendung verrathen, und den Charakter des Jahrhunderts verkannt. Die Revolution von 1830 hatte uns entsittlicht; der Socialismus macht uns weibisch. Ganz wie die Staatsökonomie, deren Widersprüche er nur aufs Neue durchbeutelt, ist auch der Socialismus nicht im Stande, der Bewegung der Geister ein Genüge zu thun; er ist bei Denen, die er für sich einnimmt, weiter Nichts, als ein neues Vorurtheil, das man zu entwurzeln hat, und bei Denen, die ihn verbreiten, weiter Nichts als eine zu entlarvende Charlatanerie, die desto gefährlicher ist, da sie fast immer aufrichtig gemeint wird.

Siebentes Kapitel.

Fünfte Epoche: Die Polizei oder die Steuer.

Die Menschheit macht bei der Setzung ihrer Principien, als ob sie einem unbedingten, höchsten Befehl gehorchte, niemals Rückschritte. Gleich dem Reisenden, der über abschüssige Krümmen hinweg aus dem tiefen Thal zum Gipfel des Berges hinansteigt, verfolgt sie unerschrocken ihre Zickzackbahn und schreitet los auf ihr Ziel mit sicherem Schritt, ohne Bedauern Dessen, was sie verläßt, und ohne Stillstand. Bei der Wendung des Monopols angelangt, wirft der Geist der Gesellschaft einen wehmüthigen Blick rückwärts, und sagt zu sich selbst mit tiefem Erwägen:

„Das Monopol hat dem armen Lohnarbeiter Alles geraubt, Brot, Kleidung und Haus, Erziehung, Freiheit und Sicherheit. Ich will den Monopolisten besteuern: um diesen Preis werde ich ihm sein Privilegium erhalten.“

„Acker und Bergwerke, Wälder und Gewässer, das erste Besitzthum des Menschen, sind für den Proletarier zur verbotenen Frucht geworden. Ich will mich ins Mittel legen bei ihrem Betrieb, ich will meinen Antheil haben an den Produkten, und das Verbot des Grundbesitzes soll respektirt werden.“

„Die Industrie ist dem Feudalwesen anheimgefallen: aber ich

habe die Oberlehnsherrlichkeit. Die Feudalherren mögen mir Tribut bezahlen, so sollen sie den Gewinn von ihren Kapitalien behalten."

„Der Handel nimmt vom Verbraucher wucherischen Gewinn vorweg. Ich will seine Straße mit Zollstellen besäen, seine Aufträge stempeln, seine Frachtbriefe visiren, und er soll auch ferner seinen Lauf haben."

„Das Kapital hat durch geistiges Uebergewicht die Arbeit besiegt. Ich will Schulen aufthun, auf daß der Arbeiter, selbst intelligent geworden, ebenfalls Kapitalist werden könne."

„Es gebricht den Produkten an Cirkulation, und das gesellschaftliche Leben ist darniedergehalten. Ich will Straßen, Brücken, Kanäle, Märkte, Theater und Tempel bauen und werde dadurch gleichzeitig Arbeit, Reichthum, Absatz erzielen."

„Der Reiche lebt im Ueberfluß, während der Arbeiter Hungerthränen weint. Ich will Steuern legen auf Brot, Wein, Fleisch, Salz und Honig, auf die nothwendigen Bedürfnisse und auf die theueren Sachen, und das wird ein Almosen sein für meine Armen."

„Und ich will Wächter setzen über die Gewässer, Wälder und Felder, Bergwerke und Straßen; ich will Einsammler der Steuern und Lehrer für die Jugend aussenden; ich werde ein Heer halten gegen die Widerspenstigen, Gerichtshöfe, sie zu verurtheilen, Gefängnisse, sie zu bestrafen, und Priester, sie zu verfluchen. Alle diese Stellen sollen dem Proletariat zuertheilt, und von den Leuten des Monopols bezahlt werden."

„Das ist mein bestimmter und wirkungskräftiger Wille." —

Wir haben zu beweisen, daß die Gesellschaft weder etwas Besseres denken, noch etwas Schlechteres thun konnte: es wird dies der Gegenstand einer Musterung sein, die, wie ich hoffe, das sociale Problem in ein ganz neues Licht stellen soll.

Jede Maaßregel allgemeiner Polizei[1]), jede Verwaltungs- und Handelsverordnung eben so wie jedes Steuergesetz ist im Grunde

1) D. Uebers. muß daran erinnern, daß das Wort police eine viel allgemeinere Bedeutung hat, als unser daraus gebildetes Polizei, gleichwohl aber nicht gut anders wiederzugeben ist.

nichts Anderes, als einer von den unzähligen Artikeln des uralten, niemals fertigen, stets gebrochenen und stets wieder aufgenommenen Vertrages zwischen Patriciat und Proletariat. Daß die Parteien oder ihre Vertreter davon Nichts gewußt, ja daß sie ihre politischen Verfassungen häufig sogar von einem ganz andern Gesichtspunkt aufgefaßt, das kann uns wenig kümmern; denn nicht den Mann, den Gesetzgeber oder Fürsten, fragen wir nach der Bedeutung seiner Handlungen, sondern diese Handlungen selbst.

§. 1.

Synthetische Idee der Besteuerung. — Ausgangspunkt und Entwickelung dieser Idee.

Um das hier Folgende verständlicher zu machen, will ich die bisher befolgte Methode umkehren, und zuerst die höhere Theorie der Steuer darlegen, dann ihre Entstehung geben, und zuletzt ihren Widerspruch und ihre Resultate auseinandersetzen. Die synthetische Idee der Steuer, so wie ihr ursprünglicher Begriff würde Stoff geben zu viel weiteren Entwickelungen. Ich will mich aber auf eine bloße Angabe meiner Sätze und eine ganz allgemeine Andeutung der Beweise beschränken.

Die Steuer ist ihrem Wesen und ihrer positiven Bestimmung nach die Form der Vergütung für jene Art von Angestellten, welche Adam Smith mit dem Namen der **Unproduktiven** bezeichnet, obgleich er eben so sehr als irgend Jemand die Nützlichkeit und selbst die Nothwendigkeit ihrer Arbeit in der Gesellschaft einräumt. Mit dieser Bezeichnung als unproduktiv meinte Adam Smith, dessen Genie Alles durchschaut, und uns Alles zu thun gelassen hat, daß das Produkt dieser Arbeiter **negativ** sei, was sehr verschieden ist von **null**, daß folglich die Vergütung in Betreff ihrer nach einer anderen Weise, als durch den Austausch stattfindet.

Erwägen wir einmal, was in Bezug auf die Vergütung in den vier großen Abtheilungen der Kollektivarbeit geschieht, in der **Gewinnung** (gewisser Naturstoffe*), **Industrie**, **Handel** und **Ackerbau**. Jeder Producent bringt ein wirkliches Produkt auf den Markt, dessen Menge sich messen, dessen Beschaffenheit sich schätzen, dessen Preis sich herausstellen und dessen Werth sich endlich bezahlen

läßt, theils in anderen Dienstleistungen oder Waaren, theils in klingender Münze. Bei allen diesen Industrien ist also die Vergütung nichts Anderes, als der wechselseitige Austausch der Produkte je nach der Verhältnißmäßigkeit der Werthe.

Nichts Aehnliches findet statt bei den sogenannten öffentlichen Beamten. Diese erlangen ihr Subsistenzrecht nicht durch Produktion von etwas wirklich Nutzbarem, sondern gerade durch die Unproduktivität selbst, in der sie ohne ihre eigne Schuld zurückgehalten werden. Für sie ist das Gesetz der Verhältnißmäßigkeit umgekehrt: während der sociale Reichthum entsteht und anwächst in geradem Verhältniß zu der Qualität und Mannichfaltigkeit der wirklichen Produkte, die von den vier großen Kategorien der Industrie geliefert werden, setzt die Entwickelung dieses selben Reichthums, die Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung, was das Personal der Polizei betrifft, vielmehr eine fortschreitende und unbegrenzte Verminderung voraus. Die Angestellten des Staats sind also in Wahrheit unproduktiv. In dieser Beziehung dachte J. B. Say wie A. Smith, und Alles, was er über diesen Gegenstand zur Verbesserung seines Meisters geschrieben, und was man ihm ungeschickter Weise zum Ruhm angerechnet hat, ist einzig, wie man leicht ersieht, aus einem Mißverständniß entsprungen. Mit einem Wort, der Gehalt der Regierungsbeamten macht für die Gesellschaft ein Deficit aus; er muß in Rechnung gebracht werden unter den Verlusten, welche fortwährend zu vermindern der Zweck der industriellen Organisation sein muß. Welche andere Bezeichnung soll man demnach den Männern der Staatsgewalt geben, wenn nicht die des Adam Smith?

Dies ist also eine Kategorie von Leistungen, welche, da sie keine wirklichen Produkte liefern, durchaus nicht in der gewöhnlichen Weise bezahlt werden können. Sie fallen nicht unter das Gesetz des Austausches, und können kein Gegenstand einer besonderen Spekulation, einer Konkurrenz, einer Gesellschaftshandlung, oder irgend einer Art von Handel werden. Es sind Dienste, von denen im Grunde zwar die Ansicht herrscht, daß sie von Jedermann unentgeltlich besorgt werden, die aber kraft des Gesetzes der Arbeitstheilung einer kleinen Anzahl von Männern von Fach anvertraut sind, die sich ihnen ausschließlich widmen, und somit bezahlt werden müssen. Die Geschichte

bestätigt diese allgemeine Auffassung. Der menschliche Geist, der bei jedem Problem alle Lösungen versucht, hat es auch unternommen, die öffentlichen Aemter dem Austausch zu unterwerfen: lange Zeit haben die Beamten in Frankreich, wie die Notare u. s. w. nur von ihren Sporteln gelebt. Allein die Erfahrung hat bewiesen, daß diese Art der Vergütung, bei Unproduktiven in Anwendung gebracht, zu kostspielig und zu vielen Uebelständen unterworfen ist, so daß man sie wieder aufgeben mußte.

Die Organisation der unproduktiven Dienste trägt auf mehrfache Art bei zum allgemeinen Wohlsein. Zunächst befreit sie die Producenten von der Sorge für die öffentliche Sache, an welcher Alle theilnehmen müssen, deren Sklaven also Alle mehr oder minder sind. Zweitens schafft sie in der Gesellschaft eine künstliche Centralisation, das Bild und Vorspiel der künftigen Sammtverbindlichkeit der Industrien; endlich giebt sie den ersten Versuch einer Abwägung und allgemeinen Disciplin.

Wir anerkennen sonach mit J. B. Say die Nützlichkeit der Beamten und anderen Agenten der öffentlichen Autorität; aber wir behaupten, daß diese Nützlichkeit eine rein negative sei, und behalten also für ihre Urheber den Namen der Unproduktiven bei, den ihnen A. Smith gegeben hat. Wir thun dies keineswegs aus einem Gefühl des Uebelwollens, sondern nur weil sie sich in der That nicht zur Kategorie der Producenten rechnen können. „Die Steuer," sagt sehr treffend ein Oekonom von der Schule Say's, H. M. J. Garnier, die Steuer ist eine Beraubung, die man so viel als möglich zu vermindern suchen muß, bis auf die äußersten Bedürfnisse der Gesellschaft." Hat dieser Schriftsteller nachgedacht über den Sinn seiner Worte, so hat er auch gesehen, daß das Wort Beraubung (privation), dessen er sich bedient, gleichbedeutend ist mit Nichtproduktion, und daß somit Diejenigen, zu deren Gunsten die Steuer erhoben wird, in Wahrheit Unproduktive sind.

Ich lege Gewicht auf diese Definition, die mir um so unbestreitbarer scheint, da in Bezug auf die Sache Alle einverstanden sind, wenn man auch noch über das Wort streitet, weil sie den Keim enthält zur größten Revolution, die in der Welt zu Stande kommen kann: ich meine die Unterordnung der unproduktiven Leistungen unter die

produktiven, mit einem Wort, die thatsächliche, stets verlangte, und niemals erlangte Unterwerfung der Autorität unter die Bürger.

Es ist eine Folge der Entwickelung der ökonomischen Widersprüche, daß die Ordnung in der Gesellschaft zuerst als umgekehrt erscheint, daß das, was oben stehen soll, unten steht, was erhaben (en relief) hervortreten soll, vertieft ist, und was im Licht stehen soll, in Schatten gestellt ist. So wird die Gewalt, welche ihrem Wesen nach wie das Kapital, das Helfende und Untergeordnete gegen die Arbeit sein soll, vermöge des Widerstreits der Gesellschaft zum Spion, Richter und Tyrannen der produktiven Verrichtungen. Die Gewalt, der ihre ursprünglich niedrigere Stellung Gehorsam gebietet, ist Fürst und Souverain.

Zu allen Zeiten haben die arbeitenden Klassen gegen die officielle Kaste die Lösung dieser Antinomie betrieben, zu welcher einzig die ökonomische Wissenschaft den Schlüssel geben kann. Die Schwankungen, d. h. die politischen Stürme, welche aus diesem Kampf der Arbeit gegen die Gewalt entspringen, führen bald eine Lähmung der Centralkraft herbei, welche das Bestehen der Gesellschaft gefährdet, bald erhöhen sie diese Kraft übermäßig, und erzeugen so den Despotismus. Die Privilegien des Oberbefehls, die zahllosen Genüsse, die er dem Stolz und Ehrgeiz gewährt, machen die unproduktiven Aemter zum Gegenstand des allgemeinen Begehrens, und so durchdringt ein neuer Gährungsstoff die Gesellschaft, die, bereits getheilt, einerseits in Kapitalisten und Löhner, andererseits in Producenten und Unproduktive, sich nun für die Gewalt aufs Neue in Monarchisten und Demokraten theilt. Die Konflikte des Königthums und der Republik würden uns den Stoff zu der wunderbarsten und interessantesten Episode liefern. Allein die Grenzen dieses Werkes gestatten uns eine so lange Abschweifung nicht, und somit werden wir uns, nachdem wir diese neue Verzweigung des weiten Netzes der menschlichen Verirrungen angedeutet, in Bezug auf die Steuer ausschließlich auf die ökonomische Frage beschränken.

Das ist in gedrängtester Darstellung die synthetische Theorie der Steuer, d. h. wenn ich diesen Alltagsvergleich wagen darf, dieses fünften Rades am Wagen der Menschheit, das so viel Lärm erregt, und im Regierungssystem der Staat genannt wird. — Der Staat,

die Polizei oder ihr Existenzmittel, die Steuer, ist, ich wiederhole es, der officielle Name der Klasse, die man in der Staatsökonomie mit der Benennung der Unproduktiven bezeichnet, mit einem Wort, des gesellschaftlichen Bediententhums.

Allein die öffentliche Vernunft erreicht nicht mit einem Schlage diese einfache Idee, die im Laufe von Jahrhunderten dem Staat von einem transcendenten Begriff bleiben muß. Um einen solchen Gipfel zu übersteigen, muß die Civilisation schreckliche Stürme und zahllose Revolutionen durchmachen, und es ist, als ob sie in jeder derselben ihre Kräfte durch ein Bad in Blut erneuere. Und wenn nun endlich die Produktion, vertreten vom Kapital, den Augenblick erreicht zu haben scheint, sich das unproduktive Organ, den Staat, gänzlich unterzuordnen, dann erhebt sich die Gesellschaft voller Unwillen, die Arbeit weint, sich bald frei zu sehen, die Gerechtigkeit schreit über Skandal, und alle von dannen ziehenden Orakel der Götter rufen mit Schrecken aus, das Heiligthum sei geschändet und verwüstet, und das Ende der Zeiten gekommen. So wahr ist es, daß die Menschheit niemals will, was sie sucht, und daß selbst der geringste Fortschritt nicht verwirklicht werden kann, ohne den Völkern einen panischen Schrecken einzujagen!

Welches ist nun in dieser Entwickelung der Ausgangspunkt der Gesellschaft, und mit welcher Wendung gelangt sie zur politischen Reform, d. h. zur Ersparniß in ihren Ausgaben, zur gleichen Vertheilung ihrer Steuer und zur Unterordnung der Gewalt unter die Industrie?

Dies ist es, was wir in wenig Worten sagen wollen, indem wir uns die weiteren Entwickelungen für die Folge vorbehalten.

Die ursprüngliche Idee der Steuer ist die des Rückkaufs.

Wie nach dem mosaischen Gesetz alles Erstgeborene Jehova gehörte, und durch eine Opfergabe zurückgekauft werden mußte, so erscheint die Steuer überall unter der Form eines Zehntens oder Regals, durch das der Eigenthümer alljährlich den Gewinn des Betriebs vom Souverain zurückkaufen muß, denn es gilt die Ansicht, daß er denselben nur von diesem habe. Diese Theorie der Steuer ist übrigens nur einer der besonderen Artikel des sogenannten Gesellschaftsvertrages.

Die Alten und die Modernen kommen alle darin überein, daß sie in mehr oder minder bestimmten Ausdrücken den juridischen Zustand der Gesellschaften als eine Reaktion der Schwachen gegen die Starken darstellen. Diese Idee ist in allen Werken Platos vorherrschend, namentlich im Gorgias, wo er, mehr spitzfindig als logisch, die Sache der Gesetze gegen die Gewalt, d. h. die gesetzgeberische Willkür gegen die kriegerische und aristokratische Willkür verficht. In diesem heikeln Streit, wo das Gewicht der Gründe auf beiden Seiten gleich ist, spricht Plato nur die Ansicht des ganzen Alterthums aus. Schon lange vor ihm hatte Moses, indem er eine Theilung der Ländereien vornahm, das Erbgut für unveräußerlich erklärte, und eine allgemeine Löschung aller Hypotheken ohne Rückzahlung in jedem funfzigsten Jahre verordnete, den Uebergriffen der Kraft eine Schranke gesetzt. Die ganze Bibel ist ein Hymnus auf die Gerechtigkeit, d. h. nach dem hebräischen Sprachgebrauch auf die Mildthätigkeit, die Sanftmuth des Mächtigen gegen den Schwachen, und das freiwillige Verzichten auf das Vorrecht der Stärke. Solon, der seine Sendung als Gesetzgeber mit einer allgemeinen Aufhebung der Schulden begann, und Abgaben und Vorbehalte einrichtete, d. h. Schranken, welche die Wiederkehr derselben verhindern sollten, verfuhr nicht weniger reaktionär. Noch weiter ging Lykurg: er verbot den individuellen Besitz und bemühte sich, den Menschen ganz im Staat aufgehen zu lassen, indem er die Freiheit vernichtete, um besser das Gleichgewicht zu erhalten. Hobbes leitete, und das mit großem Recht, die Gesetzgebung ab vom Kriegszustande, und gelangte auf einem anderen Wege dahin, die Gleichheit auf einer Ausnahme, dem Despotismus, zu basiren. Sein so vielfach verläumdetes Buch ist Nichts als eine Entwickelung dieser berühmten Antithese. Die Charte von 1830, welche die Empörung der Bürgerlichen gegen den Adel vom Jahre 89 bestätigte, und die abstrakte Gleichheit der Personen vor dem Gesetz dekretirte, trotz der thatsächlichen Ungleichheit der Kräfte und Talente, welche den wahren Grund des geltenden socialen Systems ausmacht, ist wiederum Nichts als eine Protestation der Gesellschaft zu Gunsten des Armen gegen den Reichen, des Kleinen gegen den Großen. Alle Gesetze des Menschengeschlechts über den Kauf und Verkauf, Miethe, Eigenthum, Darlehn, Hypotheken,

Erbschaften, Schenkungen, Testamente, Mitgift, Unmündigkeit, Vormundschaft u. s. w. sind in Wahrheit Nichts als Schranken, welche die juridische Willkür gegen die Willkür der Stärke errichtet hat. Die Achtung der Verträge, das Halten des gegebenen Wortes, die Heiligkeit des Eides, sind die Fiktionen, die Handfesseln, wie der berüchtigte Lysander trefflich sagte, mit denen die Gesellschaft die Starken betrügt, und sie in ihr Joch spannt.

Die Steuer gehört zu der großen Gattung der Vorbeugungs-, Verhinderungs-, Unterdrückungs- und Strafeinrichtungen, welche A. Smith mit dem Gattungsnamen Polizei bezeichnete, und die, wie gesagt, in ihrem ursprünglichen Begriff nichts Anderes ist, als die Reaktion der Schwachen gegen die Starken. Dies geht, abgesehen von den in Ueberfluß vorhandenen Zeugnissen der Geschichte, welche wir bei Seite lassen, um uns ausschließlich auf den ökonomischen Beweis zu beschränken, hervor aus den natürlichen Unterscheidungen, die unter den Steuern entstanden sind.

Alle Steuern oder Abgaben theilen sich ein in zwei große Kategorien:

1) Vergütungssteuern (Kopfsteuer) oder Privilegien: sie sind die am Längsten bestehenden.

2) Verbrauchssteuer oder Quoten, deren Tendenz, indem sie den ersteren ähnlich werden, dahin geht, unter allen öffentlichen Lasten Gleichheit herzustellen.

Die erste Art von Steuern ist die Abgabe, welche sich der Souverain vorbehält von allen Monopolen, die er bewilligt oder duldet; sie ist, wie gesagt, die Entschädigung des Armen, das dem Eigenthum gegen Bezahlung zugestandene Gewährenlassen. Dies ist die Form und der Sinn der Steuer in allen alten Monarchien gewesen, deren schönes Ideal das Feudalwesen war. Bei dieser Wirthschaft ist die Steuer Nichts als ein Tribut, die der Inhaber dem allgemeinen Besitzer oder Vollmachtgeber, dem Könige, zahlt.

Als später vermöge der Entwickelung des öffentlichen Rechts das Königthum, die patriarchalische Form der Souveränität, anfing, vom demokratischen Geiste durchweht zu werden, wurde die Steuer eine S c h a t z u n g, die jeder Geschatzte der öffentlichen S a c h e schuldete, und die nun nicht mehr der Hand des Fürsten, sondern der

Staatskasse anheim fiel. Bei dieser Entwickelung bleibt das Princip der Steuer unversehrt: was sich umgestaltet, ist noch nicht die Einrichtung selbst, sondern es tritt nur der wirkliche Souverain an die Stelle des figürlichen. Ob nun die Steuer in den Seckel des Fürsten fällt, oder dazu dient, eine gemeinschaftliche Schuld zu tilgen, es ist immer nur eine von der Gesellschaft gegen das Privilegium ausgeübte Rückforderung; denn sonst wäre es unmöglich zu erklären, warum die Steuer nach dem Verhältniß der Vermögen eingerichtet worden wäre.

„Jeder trage bei zu den öffentlichen Ausgaben, Nichts kann besser sein: warum aber sollte der Reiche mehr bezahlen als der Arme?

— Das ist nicht mehr als gerecht, sagt man, weil er mehr besitzt.

Ich gestehe, daß ich diese Gerechtigkeit nicht begreife. Nur Eins ist möglich: entweder garantirt die verhältnißmäßige Steuer ein Privilegium zu Gunsten der starken Steuerzahler, oder sie ist selbst eine Unbill. Denn wenn das Eigenthum zum natürlichen Recht gehört, wie es die Erklärung von 93 will, so ist Alles, was mir kraft dieses Rechts angehört, eben so heilig als meine Person: es ist mein Blut, mein Leben, mein eignes Selbst; wer es anrührt, der vergreift sich an meinem Augapfel. Meine 100,000 Fr. Einkommen sind eben so unverletzlich, als die 75 Cent., welche die Grisette täglich verdient, meine Zimmer eben so unverletzlich, als ihre Dachkammer. Die Taxe ist nicht nach Maaßgabe der physischen Kraft, der Körpergröße oder des Talents vertheilt: sie darf daher eben so wenig nach Maaßgabe des Eigenthums vertheilt werden." (*Was ist das Eigenthum?* Kap. II.)

Diese Bemerkungen sind um so richtiger, als das Princip, welches sie dem der verhältnißmäßigen Vertheilung entgegenzusetzen bezwecken, auch seine Periode der Anwendung gehabt hat. Die verhältnißmäßige Steuer ist in der Geschichte viel später als die Lehnshuldigung, die in einer bloßen dienstfertigen Demonstration ohne eine wirkliche Leistung bestand.

Die zweite Art von Steuern begreift im Allgemeinen alle diejenigen, die man mit einer Art von Widersinn als die *indirekten*

bezeichnet, wie die Abgaben vom Getränk, Salz, Tabak, die Zölle, mit einem Wort, alle Taxen, welche das Einzige, was besteuert werden soll, das Produkt direkt betreffen. Das Princip dieser Steuer, deren Name, wie gesagt, wahrhaft widersinnig ist, hat unstreitig eine bessere theoretische Begründung und eine billigere Tendenz als die vorige: daher stehe ich nicht an, trotz der Meinung der Masse, die sich stets ebenso über das, was ihr dienlich ist, wie über das, was ihr Nachtheil bringt, im Irrthum befindet, zu behaupten, daß diese Steuer die allein normale ist, abgesehen von der Art der Vertheilung und Erhebung, mit der ich hier Nichts zu thun habe.

Denn wenn es wahr ist, wie ich so eben auseinandergesetzt, daß die wahre Natur der Steuer darin besteht, nach einer besonderen Besoldungsweise gewisse Dienstleistungen zu bezahlen, welche sich der gewöhnlichen Form des Austausches entziehen, so folgt daraus, daß alle Producenten, die, was ihre persönliche Benutzung derselben anbetrifft, diese Dienste gleichermaaßen genießen, einen gleichmäßigen Antheil zur Besoldung beitragen müssen. Das Quotum jedes Einzelnen wird daher ein Bruchtheil seines austauschfähigen Produkts, oder mit anderen Worten ein Abzug von den Werthen sein, welche er zur Konsumtion geliefert hat. Allein bei der Monopolwirthschaft und bei der Erhebung vom Grundbesitz erhält der Fiskus das Produkt, bevor es zum Austausch gekommen, ja bevor es noch einmal wirklich producirt ist, und dieser Umstand hat den Erfolg, daß der Betrag der Abgabe auf die Produktionskosten geschlagen wird, daß sie somit von Konsumenten getragen, das Monopol aber davon befreit wird.

Wie es sich aber auch verhalte mit der Bedeutung der Repartitions- und der Quotensteuer, Eins steht fest, und dies Eine ist für uns besonders wichtig: bei der Verhältnißmäßigkeit der Abgaben ist die Absicht des Souverains die gewesen, die Bürger nicht mehr nach dem alten Feudalprincip, vermittelst eines Kopfgeldes, was die Idee einer nach der Anzahl der Besteuerten berechneten Schatzung enthalten würde, und nicht nach Maaßgabe ihrer Güter beitragen zu lassen zu den öffentlichen Lasten, sondern je nach dem Betrage der Kapitalien, was voraussetzt, daß die Kapitalien von einer höheren Autorität als der der Kapitalisten abhängen. Unwillkürlich und mit ein-

müthiger Uebereinstimmung findet Jedermann eine solche Vertheilung gerecht; Jedermann ist daher unwillkürlich und mit einmüthiger Uebereinstimmung der Ansicht, daß die Steuer eine Zurücknahme seitens der Gesellschaft, eine Art von Loskauf des Monopols ist. Besonders schlagend tritt dies in England hervor, wo nach einem Specialgesetz die Besitzer des Bodens und der Manufakturen je nach ihrem Einkommen eine Steuer von zweihundert Millionen, die sogenannte Armentaxe, bezahlen.

Kurz, der praktische und eingestandene Zweck der Steuer ist der, die Reichen zu Gunsten des Volks einer verhältnißmäßigen Rücknahme von ihrem Kapital zu unterwerfen.

Die Analyse und die Thatsachen liefern aber den Beweis:

1) Daß die Repartitionssteuer, die Steuer des Monopols, anstatt von den Besitzenden, fast ganz von den Nichtbesitzenden bezahlt wird.

2) Daß die Quotensteuer, die den Producenten vom Konsumenten trennt, einzig den Letzteren trifft, wodurch dem Kapitalisten nur der Theil bleibt, den er zu bezahlen haben würde, wenn die Vermögen durchaus gleich wären.

3) Daß Heer, Gerichte, Polizei, Schulen, Spitäler, Armen-, Zufluchts- und Zuchthäuser, öffentliche Aemter, selbst die Religion, kurz Alles, was die Gesellschaft einrichtet zur Vertheidigung, Emancipation und Erleichterung des Proletariers, zunächst vom Proletarier bezahlt und unterhalten, dann aber gegen den Proletarier gerichtet wird oder für ihn verloren geht, so daß das Proletariat, das Anfangs nur für die Kaste arbeitete, die es auszehrt, die der Kapitalisten, jetzt auch noch für die Kaste arbeiten muß, welche es geißelt, die der Unproduktiven.

Diese Thatsachen sind gegenwärtig so bekannt, und die Oekonomen — diese Gerechtigkeit muß ich ihnen widerfahren lassen — haben sie so einleuchtend dargethan, daß ich mich dessen enthalten will, ihre Beweise noch einmal durchzuarbeiten, da sie ohnehin keinen Widerspruch finden. Was ich klarzulegen beabsichtige, und was die Oekonomen, wie es scheint, nicht genügend eingesehen haben, das ist der Umstand, daß die durch diese neue Phase der Socialökonomie dem Arbeiter bereitete Lage keiner Verbesserung fähig ist; daß,

abgesehen von dem Fall, daß die industrielle Organisation in Folge dessen die politische Reform, die Vermögensgleichheit herbeiführte, das Uebel ein den Polizeieinrichtungen eben so inhaftendes ist, wie der Gedanke der Mildthätigkeit, welcher dieselben erzeugt hat; kurz, daß der Staat, welche Form er auch annehmen möge, eine aristokratische oder theokratische, eine monarchische oder republikanische, so lange er noch nicht das gehorsame und unterwürfige Organ einer Gesellschaft von Gleichen geworden ist, für das Volk eine unvermeidliche Hölle, ja ich möchte sagen, eine rechtmäßige Verdammniß bleiben wird.

§. 2.

Die Antinomie der Steuer.

Ich höre die Anhänger des Statusquo zuweilen behaupten, wir genössen gegenwärtig einer genügenden Freiheit, und blieben sogar, trotz der Deklamationen gegen die bestehende Ordnung der Dinge, noch zurück hinter unseren Institutionen. Ich bin wenigstens in Bezug auf die Steuer ganz der Meinung dieser Optimisten.

Nach der Theorie, welche wir so eben kennen gelernt, ist die Steuer die Reaktion der Gesellschaft gegen das Monopol. In dieser Beziehung kommen alle Ansichten überein: Volk und Gesetzgeber, Oekonomen, Journalisten und Lustspieldichter, die den socialen Gedanken jeder in seiner Sprache übersetzen, rufen bis zum Ueberdruß, die Steuer müsse auf die Reichen fallen, den Ueberfluß und die Luxusgegenstände treffen, dagegen die von erster Nothwendigkeit freilassen. Kurz, man hat aus der Besteuerung eine Art von Privilegium der Privilegirten gemacht: ein schlechter Gedanke, denn dies heißt die Rechtmäßigkeit des Privilegiums thatsächlich anerkennen, und das Privilegium taugt in keinem Falle was, unter welcher Form es auch erscheinen möge. Das Volk mußte bestraft werden für diese egoistische Inkonsequenz, und die Vorsehung hat ihre Aufgabe nicht unerfüllt gelassen.

Von dem Augenblick an, wo die Steuer als eine Rückforderung aufgefaßt war, mußte sie sich im Verhältniß zu den Kräften einrichten, ob sie nun das Kapital betraf, oder insbesondere das

Einkommen in Anspruch nahm. Ich werde aber beweisen, daß der Fiskus, da die Vertheilung der Steuer, je nach dem Belange des Einkommens, gerade die ist, die man einführen würde in einem Lande, wo alle Vermögen gleich wären, abgesehen von den Verschiedenheiten ihres Beruhens (auf Grundstücken, Geschäften u. s. w.*) und der Erhebung, das Allerliberalste in unserer Gesellschaft ist, und daß in diesem Punkt unsere Sitten in der That zurückgeblieben sind hinter unseren Institutionen. Da aber unter schlimmen Leuten die besten Sachen nothwendig verabscheuungswerth sein müssen, so werden wir sehen, daß die gleichheitliche Steuer das Volk erdrückt, gerade weil das Volk ihr nicht gewachsen ist.

Ich will annehmen, daß das Bruttoeinkommen in Frankreich für jede aus vier Personen bestehende Familie 1000 Fr. betrage; es ist dies nur eine Kleinigkeit mehr als die Ziffer des Hrn. Chevalier, der nur 63 Cent. täglich auf den Kopf, also 919 Fr. 80 Cent. jährlich für die Familie gefunden hat. Die Steuer beträgt gegenwärtig über eine Milliarde, also etwa ein Achtel des Gesammteinkommens; somit ist jede Familie, die jährlich 1000 Fr. verdient, mit 125 Fr. Steuer belastet.

Hiernach zahlt ein Einkommen von 2000 Fr. 250, ein Einkommen von 3000 Fr. 375, eins von 4000 Fr. 500 Fr. Steuer. Die Proportion ist genau und mathematisch fehlerfrei; der Fiskus ist nach der Arithmetik sicher, Nichts zu verlieren.

Allein von Seiten der Besteuerten gewinnt die Sache ein völlig anderes Ansehn. Nach dem Gedanken des Gesetzgebers sollte die Steuer dem Vermögen proportional sein; aber sie nimmt vielmehr zu in gleicher Richtung mit der Noth, so daß ein Bürger desto mehr bezahlen muß, je ärmer er ist. Ich will mich bemühen, dies durch wenige Zahlen deutlich zu machen.

Nach der verhältnißmäßigen Steuer hat man an den Fiskus zu zahlen:

für ein Einkommen von	1000 Fr.	eine Steuer von	125	Fr.
" " " "	2000	" " " "	250	"
" " " "	3000	" " " "	375	"
" " " "	4000	" " " "	500	"

für ein Einkommen von 5000 Fr. eine Steuer von 625 Fr.
= = = = 6000 = = = = 750 =

Die Steuer scheint also nach dieser Reihe in gleichem Verhältniß mit dem Einkommen zu wachsen.

Erwägt man aber, daß jede Einkommenssumme sich auf 365 Einheiten zusammensetzt, von denen jede ein Tageseinkommen des Steuerpflichtigen darstellt, so wird man nicht mehr finden, daß die Steuer verhältnißmäßig, sondern daß sie gleich ist. Wenn nämlich der Staat von einem Einkommen von 1000 Fr. 125 Fr. Steuer fortnimmt, so ist das, als wenn er der besteuerten Familie 45 Tagsummen Subsistenzmittel nähme; eben so aber machen die Steuerbeträge von 250, 375, 500, 625, 750 Fr., welche einem Einkommen von 2000, 3000, 4000, 5000, 6000 Fr. entsprechen, für Jeden, der diese Summe bezieht, immer nur eine Besteuerung von 45 Tagesölden aus.

Ich behaupte nun, daß diese Gleichheit der Steuer eine ungeheuerliche Ungleichheit, und daß es eine seltsame Illusion ist, sich einzubilden, weil das tägliche Einkommen beträchtlicher sei, sei auch die darauf lastende Steuer eine stärkere. Versetzen wir unsern Standpunkt vom persönlichen Einkommen auf das Gesammteinkommen.

Der sociale Reichthum hat in Folge des Monopols die arbeitende Klasse verlassen, und sich der Klasse der Kapitalisten zugewandt. Deshalb bezweckt die Steuer, diese Umstellung zu mäßigen und gegen die Usurpation zu reagiren, indem sie an jedem Privilegirten eine verhältnißmäßige Zurücknahme ausübt. Verhältnißmäßig? Aber womit soll sie denn im Verhältniß stehen? Ohne Zweifel mit dem, was der Privilegirte zu viel erhalten hat, und nicht im Verhältniß zu dem Bruchtheil des socialen Kapitals, das sein Einkommen darstellt. Somit ist der Zweck der Steuer verfehlt, und das Gesetz umgeschlagen zur Verhöhnung, denn anstatt sein Achtel da zu verlangen, wo es vorhanden ist, verlangt der Fiskus dasselbe gerade von Denjenigen, denen er es wiedergeben sollte. Eine letzte Rechnung wird dies handgreiflich machen.

Das Einkommen Frankreichs auf 68 Cent. pro Tag und Person angenommen, erhält der Familienvater, der als Lohn oder Ertrag

seines Kapitals 1000 Fr. jährlich bezieht, vier Theile vom Nationaleinkommen; Der, welcher 2000 Fr. bezieht, acht Theile, der 4000 Fr. bezieht, sechzehn Theile u. s. f. Daraus folgt, daß der Arbeiter, der für ein Einkommen von 1000 Fr. 125 Fr. an den Fiskus bezahlt, einen halben Theil, oder ein Achtel von seinem Einkommen und der Subsistenz seiner Familie bezahlt, während der Rentier, der für ein Einkommen von 6000 Fr. nur 750 Fr. bezahlt, einen Gewinn von 17 Theilen am Gesammteinkommen erübrigt, mit anderen Worten, an der Steuer 425 Procent gewinnt.

Ich will dieselbe Wahrheit in einer anderen Form wiederholen.

Man zählt in Frankreich ohngefähr 200,000 Wähler. Ich weiß nicht, wie hoch sich die Summe beläuft, die von diesen 200,000 Wählern an Steuern bezahlt wird, aber ich glaube wenig von der Wahrheit abzuweichen, wenn ich den Durchschnittsbetrag für Jeden auf 300 Fr. anschlage, also zusammen 60 Millionen, zu denen noch ein Viertel als ihr Antheil an der indirekten Steuer hinzuzurechnen ist, also 75,000,000 Fr., oder 75 Fr. auf den Kopf (die Familie eines jeden Wählers zu 5 Personen gerechnet), welche die Wählerklasse an den Staat bezahlt. Das Budget beträgt nach dem Annuaire économique für 1845 tausendeinhundertundsechs Millionen. Somit bleibt eine Milliarde und 31 Millionen an Steuern, die von den Nichtwählern bezahlt werden, und es kommen auf jeden Bürger, der nicht Wähler ist, 31 Fr. 30 Cent., zwei Fünftel der von der reichen Klasse bezahlten Steuer. Sollte dies Verhältniß ein billiges sein, so müßte die Durchschnittssumme des Wohlseins der nicht wählenden Klasse zwei Fünftel vom durchschnittlichen Wohlsein der Klasse der Wähler betragen. Dies ist aber nicht der Fall; denn die wirkliche Summe dieses Wohlseins ist um mehr als drei Viertel kleiner als diese Soll-Summe.

Allein dieses Mißverhältniß erscheint noch schneidender, wenn man erwägt, daß die eben angestellte Berechnung in Bezug auf die Wählerklasse ganz unrichtig ist, und zwar lediglich zu Gunsten der Zinspflichtigen.

Die Steuern nämlich, welche in Bezug auf den Genuß des Wählerrechts allein gerechnet werden, sind 1) die Grundsteuer, 2) die Personal- und Mobilien-, 3) die Thür- und Fenstersteuer, 4) die

Patentsteuer. Mit Ausnahme der Personen- und Mobiliensteuer, die wenig verschieden ist, werden diese Steuern sämmtlich auf die Konsumenten geschlagen; eben so verhält es sich mit allen indirekten Abgaben, welche sich die Kapitalinhaber von den Konsumenten zurückzahlen lassen, ausgenommen jedoch die Abgaben bei der Besitzveränderung, welche den Eigenthümer direkt treffen, und sich im Ganzen auf 150 Millionen belaufen. Nehmen wir nun an, das Eigenthum der Wähler sei bei der letzteren Summe mit einem Sechstel betheiligt, was schon stark gerechnet ist, so wird sich, da die direkten Abgaben (409 Millionen) auf den Kopf 12 Fr., die indirekten (547 Millionen) 16 Fr. betragen, die durchschnittliche Steuersumme für jeden Wähler, der einen Haushalt von 5 Personen hat, im Ganzen auf 265 Fr. belaufen, während sie für den Arbeiter, der sich, seine Frau und zwei Kinder nur mit seiner Hände Arbeit ernährt, 112 Fr. beträgt. — Oder, um es noch allgemeiner zu geben: die durchschnittliche Steuersumme in der höheren Klasse beträgt 53 Fr., die in der unteren 28 Fr. auf den Kopf. Hierauf nun wiederhole ich meine Frage: beträgt das Wohlsein vom Wählercensus abwärts die Hälfte des Wohlseins von demselben aufwärts?

Es verhält sich mit der Steuer wie mit periodischen Zeitschriften, die in der Wirklichkeit desto theurer sind, je seltener sie erscheinen. Ein täglich erscheinendes Blatt kostet 40 Fr., ein wöchentliches 10 Fr., ein monatliches 4 Fr. Alles Uebrige gleich angenommen, verhalten sich die Abonnementspreise dieser Blätter zu einander, wie die Zahlen 40, 70 und 120, indem der Preis mit der Seltenheit des Erscheinens steigt. Gerade so geht es mit der Steuer: sie ist ein Abonnement, welches jeder Bürger bezahlt für das Recht zu arbeiten und zu leben. Wer dies Recht in geringerem Verhältniß benutzt, der bezahlt mehr; wer es etwas mehr benutzt, bezahlt weniger, und wer es viel benutzt, bezahlt wenig.

Die Oekonomen sind damit allgemein einverstanden. Sie haben die verhältnißmäßige Steuer nicht blos in ihrem Princip, sondern auch in ihrer Anwendung angegriffen; sie haben die Anomalien derselben hervorgehoben, die fast alle daraus entstehen, daß das Verhältniß des Kapitals zur Einnahme oder der in Kultur befindlichen Ackerfläche zum Ertrag niemals fest ist.

Lastet eine Abgabe von einem Zehntel des Einkommens der Ländereien, und erzeugen Ländereien von verschiedener Beschaffenheit im Verhältniß für 8, für 6 und für 5 Fr. Getreide, so verlangt die Steuer ein Achtel vom Einkommen des fruchtbarsten, ein Sechstel von dem des minder, und ein Fünftel von dem des mindest fruchtbaren Landes. Ist dann nicht die Steuer umgekehrt vertheilt, als sie sein sollte? — An Stelle des Landes kann man andere Produktionswerkzeuge setzen, und Kapitalien von demselben Werth oder Arbeitsquanta von gleichem Range mit einander vergleichen, die auf Industriezweige von verschiedener Produktivität verwendet werden: der Schluß daraus wird stets derselbe sein. „Es ist ungerecht, ein gleiches Kopfgeld von 10 Fr. vom Arbeiter, der 1000 Fr. verdient, und vom Künstler oder Arzt zu verlangen, der sich eine Einnahme von 60,000 Livres erwirbt." (J. Garnier, Principes d'économie politique.)

Diese Bemerkungen sind sehr richtig, obwohl sie nur die Erhebung oder die Unterlage der Steuer und nicht ihr Princip selbst treffen. Denn wenn man die Vertheilung als nach dem Einkommen, anstatt nach dem Kapital geregelt voraussetzt, so bleibt stets das stehen, daß die Steuer, welche in geradem Verhältniß zum Vermögen stehen sollte, dem Konsumenten zur Last fällt.

Die Oekonomen haben den entscheidenden Schritt gethan, und offen anerkannt, daß die verhältnißmäßige Besteuerung unbillig sei.

„Die Steuer," sagt Say, „darf nie vom Nothwendigen erhoben werden." — Allerdings giebt er nicht näher an, was man unter dem Nothwendigen zu verstehen habe, aber wir können seine Auslassung ergänzen. Das Nothwendige ist das, was jedem Individuum vom Gesammtprodukt des Landes, nach Abzug des Steuerantheils, zukommt. Da also die Produktion Frankreichs in runden Zahlen acht Milliarden beträgt, und die Steuer eine Milliarde, so beträgt das Nothwendige für jeden Einzelnen täglich 56½ Cent. Alles, was dies Einkommen übersteigt, kann nach J. B. Say besteuert werden; Alles, was diese Höhe nicht erreicht, muß dem Fiskus unantastbar bleiben.

Eben dies spricht derselbe Schriftsteller in anderen Worten aus, wenn er sagt: „Die verhältnißmäßige Steuer ist unbillig." Adam

Smith hatte schon vor ihm gesagt: „Es ist nicht unvernünftig, daß der Reiche zu den öffentlichen Ausgaben nicht blos nach Verhältniß seines Einkommens, sondern auch noch Etwas mehr beitrage." — „Ich will weiter gehen," setzt Say hinzu, „ich scheue mich nicht zu sagen, daß die progressive Steuer die einzig billige ist." — Und Hr. J. Garnier, der letzte Zusammenfasser der Oekonomen, sagt: „Es muß das Bestreben der Reformen sein, eine progressionelle Gleichheit, wenn ich so sagen darf, einzurichten, welche weit gerechter, weit billiger ist, als die angebliche Gleichheit der Besteuerung, die weiter Nichts ist, als eine ungeheuerliche Ungleichheit."

Somit sind nach der allgemeinen Ansicht und nach dem Zeugniß der Oekonomen zwei Thatsachen erwiesen: erstens, daß die Steuer in ihrem Princip eine Reaktion gegen das Monopol und gegen den Reichen gerichtet ist; zweitens, daß in der Praxis eben diese Steuer ihrem Zweck untreu wird, daß sie eine Ungerechtigkeit begeht, indem sie vorzugsweise den Armen trifft, und daß der Gesetzgeber dahin trachten muß, sie auf eine billigere Weise zu vertheilen.

Diese zweifache Thatsache mußte ich sicher feststellen, bevor ich zu anderen Betrachtungen übergehen konnte: jetzt aber beginnt meine Kritik.

Die Oekonomen haben bei ihrer gutmüthigen Ehrlichkeit, die sie von ihren Vorgängern geerbt, und die noch gegenwärtig ihr Hauptlob ausmacht, durchaus nicht bemerkt, daß die Progressionstheorie der Steuer, welche sie den Regierungen als das nec plus ultra einer weisen und freisinnigen Verwaltung bezeichnen, in ihren Ausdrücken widersprechend, und mit einer Legion von Unmöglichkeiten geschwängert ist. Sie haben die Bedrückungen des Fiskus der Reihe nach der Barbarei der Zeiten, der Unwissenheit der Fürsten, den Kastenvorurtheilen, der Habgier der Unterhändler, kurz Allem Schuld gegegeben, was ihrer Meinung nach die Progression der Steuer hinderte, und der redlichen Durchführung der Gleichheit vor dem Budget im Wege stand: aber es ist ihnen auch nicht einen Augenblick eingefallen, daß das, was sie unter der Benennung einer progressiven Steuer verlangten, der Umsturz aller ökonomischen Begriffe war.

So haben sie z. B. nicht gesehen, daß die Steuer eben dadurch schon progressiv ist, daß sie eine verhältnißmäßige ist, nur daß freilich

die Progression hierbei eine umgekehrte, und nicht mit der Vermögenszunahme, sondern mit der Vermögensabnahme in gleicher Richtung laufende ist. Hätten die Oekonomen die klare Idee dieser Umkehrung, die in allen Ländern mit einem Steuersystem dieselbe bleibt, so hätte eine so auffallende Erscheinung nothwendig ihre Aufmerksamkeit erregen müssen; sie würden die Ursachen derselben aufgesucht, und endlich entdeckt haben, daß Das, was sie für eine Zufälligkeit der Civilisation, für eine Wirkung der unentwirrbaren Schwierigkeiten der menschlichen Regierungen hielten, das Erzeugniß des Widerspruches ist, welcher der gesammten Staatsökonomie inhaftet.

1) Die progressive Steuer, mag sie nun auf das Kapital oder auf das Einkommen gelegt werden, ist die Negation selbst des Monopols, desselben Monopols, das man, wie Hr. Rossi sagt, auf dem Wege der Socialökonomie überall antrifft, desselben Monopols, welches der wahre Sporn der Industrie, die Hoffnung der Ersparniß, der Erhalter und Vater allen Reichthums ist, kurz, von dem wir haben sagen hören, daß die Gesellschaft mit demselben nicht existiren könne, daß sie aber ohne dasselbe gar nicht dasein würde. Die Steuer werde plötzlich das, was sie unzweifelhaft ist, was sie sein soll, nämlich die verhältnißmäßige oder progressive (was dasselbe ist) Beisteuer jedes Producenten zu den öffentlichen Lasten, so sind sofort Rente und Gewinn überall für den Staat in Beschlag genommen; die Arbeit sieht sich der Frucht ihrer Werke beraubt, jedes Individuum ist auf die der Summe von 56½ Cent. gleichkommende Portion beschränkt, und das Elend wird allgemein; der zwischen Arbeit und Kapital geschlossene Vertrag ist aufgelöst und die Gesellschaft, ihres Steuers beraubt, schreitet zurück bis zu ihrem Urzustande.

Man wird vielleicht sagen, es sei leicht, die völlige Annullirung des Gewinns vom Kapital dadurch zu verhindern, daß man die Wirkung der Progression in einem gewissen Augenblick wieder aufhalte.

Eklekticismus, Justemilieu, Feilschen mit dem Himmel und mit der Moral: es soll also stets dieselbe Philosophie sein! Die wahre Wissenschaft mag Nichts wissen von solchen Vermittelungen. Jedes angelegte Kapital muß dem Producenten in der Form von Zinsen wieder einkommen; jede Arbeit muß einen Ueberschuß lassen, jeder Lohn muß dem Produkt gleich sein. Unter der Aegide dieser Gesetze

verwirklicht die Gesellschaft unaufhörlich vermöge der größesten Mannichfaltigkeit von Produktionen die größtmögliche Summe von Wohlsein. Diese Gesetze sind unbedingt gültig: sie verletzen, heißt die Gesellschaft verwunden, verstümmeln. Also ist das Kapital, das zuletzt nichts Anderes ist, als aufgehäufte Arbeit, unverletzlich. Auf der anderen Seite aber ist das Streben nach Gleichheit nicht minder gebieterisch: bei jeder Phase der Oekonomie tritt es auf mit wachsender Energie und unüberwindlicher Autorität. Ihr müßt also gleichzeitig sowohl die Arbeit als auch die Gerechtigkeit befriedigen: ihr müßt der ersteren immer verläßlichere Bürgschaften geben und die letztere herstellen ohne Zugeständnisse und ohne Zweideutigkeit.

Statt dessen aber wißt Ihr nur an Stelle eurer Theorien fürstliches Belieben zu setzen, den Verlauf der ökonomischen Gesetze durch eine willkürliche Gewalt aufzuhalten, und unter dem Vorwande der Billigkeit sowohl dem Lohn als dem Monopol gegenüber zu lügen. Eure Freiheit ist nur eine halbe Freiheit, eure Gerechtigkeit nur eine halbe Gerechtigkeit, und eure Weisheit besteht im Einschlagen der Mittelstraße, deren Unbill stets eine doppelte ist, weil sie weder den Ansprüchen der einen noch denen der anderen Partei ein Genüge thun! Nein, das kann die Wissenschaft nicht sein, welche Ihr uns verheißen habt, die uns die Geheimnisse der Produktion und Konsumtion der Reichthümer entschleiern, und dadurch die gesellschaftlichen Antinomien unzweideutig lösen soll. Eure halbliberale Lehre ist das Gesetzbuch des Despotismus und verräth sowohl eure Unfähigkeit vorzuschreiten, als eure Schaam vor dem Zurückweichen.

Wenn die Gesellschaft, durch ihren bisherigen ökonomischen Entwickelungsgang gebunden, niemals auf ihrem Wege umkehren kann, wenn bis zum Eintreten der allgemeinen Gleichung das Monopol in seinem Besitz erhalten werden muß, so ist keine Aenderung möglich in Bezug auf die Unterlage (die Träger und die tragenden Gegenstände, Güter, Gewerbe, Werthe*) der Steuer, und wir haben es hier nur mit einem Widerspruch zu thun, der wie jeder andere so weit getrieben werden muß, bis er sich erschöpft. Habt daher den Muth eurer Meinung: Achtung vor dem Wohlstand und keine Barmherzigkeit gegen den Armen, den der Gott des Monopols verdammt hat. Je weniger der Lohnarbeiter zu leben hat, desto mehr muß er

bezahlen: Wer wenig hat, dem soll noch genommen werden, qui minus habet, etiam quod habet auferetur ab eo. Das ist nothwendig, das ist unabwendliches Schicksal: es handelt sich dabei um das Heil der Gesellschaft.

Gleichwohl wollen wir einmal versuchen, die Progression der Steuer umzukehren, und es so anzustellen, daß anstatt des Arbeiters der Kapitalist mehr hergeben muß.

Zunächst bemerke ich, daß bei der gebräuchlichen Erhebungsweise eine solche Umkehrung unausführbar ist.

Wenn nämlich die Steuer auf das Betriebskapital gelegt wird, so wird der Gesammtbetrag dieser Steuer auf die Produktionskosten geschlagen, und dann ist nur zweierlei möglich: entweder wird das Produkt, trotz der Erhöhung des Verkaufswerthes vom Konsumenten gekauft, folglich der Producent von der Abgabe entlastet, oder aber dasselbe Produkt wird zu theuer befunden, und in diesem Falle wirkt die Steuer, wie das J. B. Say treffend bemerkt, in der Weise eines auf die Aussaat gelegten Zehntens, d. h. sie behindert die Produktion. Es ist dasselbe wie mit einer zu hohen Abgabe bei der Besitzveränderung unbeweglicher Güter, welche die Cirkulation derselben hemmt, und die Fonds dadurch minder produktiv macht, daß sie sich dem Wechsel der Inhaber entgegenstellt.

Wird dagegen die Steuer auf das Produkt gelegt, so ist sie nur noch eine Quotensteuer, die Jeder nach dem Umfange seiner Konsumtion bezahlt, während der Kapitalist, den sie zu treffen beabsichtigt, verschont bleibt.

Ueberdies ist die Annahme einer progressiven Steuer, die zur Unterlage entweder das Produkt oder das Kapital haben soll, völlig widersinnig. Wie soll man es sich als möglich vorstellen, daß ein und dasselbe Produkt bei dem Einen mit 10 p. 100 und bei dem Andern nur mit 5 p. 100 besteuert werde? Wie will man es anstellen, daß Fonds, die bereits mit Hypotheken belastet sind, und täglich ihre Herren ändern, daß ein Kapital, das entweder von einer Gesellschaftshandlung gebildet ist, oder nur aus dem Vermögen eines Einzelnen besteht, im Kataster unterschieden, und nicht mehr nach Maaßgabe des Werths oder der Rente, sondern nach Maaßgabe

des Vermögens oder des angenommenen Gewinns des Eigenthümers besteuert werde? . . .

Es bleibt also nur noch ein letztes Auskunftsmittel übrig: nämlich das Nettoeinkommen jedes Steuerpflichtigen zu besteuern, gleichviel auf welche Weise dasselbe zu Stande kommt. Es müßte z. B. ein Einkommen von 1000 Fr. 10 p. 100, eins von 2000 Fr. 20, eins von 3000 Fr. 30 vom Hundert u. s. f. bezahlen. Wir wollen von den tausend Schwierigkeiten und Plackereien der Schätzung ganz absehen, und die Operation so leicht als möglich voraussetzen. Aber gerade dies ist das System, welches ich der Heuchelei, des Widerspruchs und der Ungerechtigkeit bezüchtige.

Ich sage zunächst, dies System ist heuchlerisch, weil es, wofern es nicht dem Reichen den ganzen Einkommensantheil nehmen will, welcher die durchschnittliche Summe des Nationalprodukts für jede Familie übersteigt, was ganz unzulässig ist, keinesweges, wie man sich einbildet, die Progression auf die Seite des Reichthums wendet, sondern allerhöchstens den Maaßstab der Proportion ändert. So würde, da die wirkliche Progression der Steuer für Vermögen von 1000 Fr. Einkommen und d a r u n t e r verläuft wie die Zahlen 10, 11, 12, 13 u. s. w., und für Vermögen von 1000 Fr. Einkommen und darüber wie die Zahlen 10, 9, 8, 7, 6 u. s. w., so daß die Steuer stets mit dem Elend wächst, und mit dem Reichthum abnimmt, wenn man sich damit begnügte, die indirekte Steuer zu erleichtern, welche vorzugsweise die arme Klasse trifft, und das Einkommen der reichen Klasse um eben so viel mehr belastete, die Progression für die erstere allerdings nur noch verlaufen wie die Zahlen 10; 10, 25; 10, 50; 10, 75; 11; 11, 25 u. s. f., und die für die letztere wie die Zahlen 10; 9, 75; 9, 50; 9, 25; 9; 8, 75 u. s. f.: allein diese Progression, obschon sie auf beiden Seiten weniger schnell steigt, behielte nichts desto weniger noch immer dieselbe Richtung, der Gerechtigkeit zuwiderlaufend, und das ist der Grund, warum die sogenannte progressive Steuer, die allerhöchstens geeignet ist, dem Geschwätz der Philanthropen Nahrung zu geben, für die Wissenschaft gar keinen Werth hat. Sie ändert Nichts an der fiskalischen Jurisprudenz, und stets ist es der Arme, dem der Bettelsack aufgehängt

wird, stets der Reiche, dem die Sorgen und Bemühungen der Gewalt gelten.

Ich behaupte ferner, daß dies System ein widersprechendes ist. Geben und Behalten gilt nicht, sagen die Juristen. Warum also nicht lieber auf der Stelle das Agrargesetz dekretiren, anstatt Monopolen die Weihe zu geben, deren einziger Gewinn für den Inhaber der wäre, daß er alsbald mit dem Einkommen auch allen Genuß verlöre? Warum in die Verfassung setzen, daß Jeder die Frucht seiner Arbeit und Industrie frei genießen solle, wenn diese Erlaubniß thatsächlich oder vermöge der Richtung der Steuer nur bis auf den Betrag einer Dividende von 56½ C. täglich bewilligt ist? ein Verhältniß, welches das Gesetz allerdings nicht vorhergesehen haben, das aber nothwendig aus der Progression hervorgehen würde. Dadurch, daß er uns bestärkt in unseren Monopolen, hat der Gesetzgeber die Produktion begünstigen, das heilige Feuer der Industrie unterhalten wollen: aber welches Interesse können wir haben, zu produciren, wenn wir, noch nicht associirt, nicht für uns allein produciren? Wie kann man uns erst für frei erklären und uns dann Verkaufs-, Vermiethungs- und Umsatzbedingungen auferlegen, welche unsere Freiheit auf Null reduciren?

Jemand besitzt in Einschreibungen auf den Staat 20,000 Livres Rente. Die Steuer nimmt ihm kraft der neuen Progression 50 p. C. Bei diesem Satz ist es für ihn vortheilhafter, sein Kapital zu kündigen und den Fond selbst anstatt der Rente zu verzehren. Man zahle ihm also sein Kapital heim. Ja, heimzahlen! Der Staat kann zur Heimzahlung nicht gezwungen werden, und wenn er sich dazu versteht, den Gläubiger abzufinden, so thut er es nach dem Laufe des Reinertrages. Eine Einschreibung von 20,000 Fr. Rente ist also für den Rentier nur noch 10,000 werth, wegen der Steuer, wenn er sich vom Staat ausbezahlen lassen will: außer, er müßte denn sein Kapital in zwanzig Posten theilen, denn in diesem Falle würde es ihm den doppelten Ertrag abwerfen. Eben so wird ein Gut, das 50,000 Fr. Pachtgeld einbringt, wenn sich der Staat zwei Drittel des Einkommens aneignet, zwei Drittel seines Werths verlieren. Aber der Besitzer theile das Gut in 100 Theile und schlage sie los, so kann er, da die Furcht vor dem Fiskus

die Käufer nicht mehr abhält, sein ganzes Kapital heraus-schlagen. Somit würden bei der progressiven Steuer die unbeweglichen Güter nicht mehr dem Gesetz des Angebots und der Nachfrage folgen, und nicht mehr nach ihrem wirklichen Ertrage, sondern je nach der Eigenschaft des Inhabers geschätzt werden. Die Folge davon wäre, daß die großen Kapitalien an Werth verlören, und die Mittelmäßigkeit an die Tagesordnung käme; die Besitzer würden ihr Eigenthum eiligst veräußern, weil es für sie besser wäre, dasselbe aufzubrauchen, als eine ungenügende Rente von demselben zu beziehen; die Kapitalisten zögen ihre Fonds ein, oder gäben sie nur zu wucherischen Zinsen aus; jeder Betrieb im Großen wäre wie verboten, jedes ansehnliche Vermögen verfolgt, jedes Kapital, das die Zahl des Nothwendigen überstiege, in Acht erklärt. Der verdrängte Reichthum würde sich in sich selbst zurückziehen, und sich nur auf Schleichwegen hervorwagen; und die Arbeit wie ein an einen Leichnam gefetteter Mensch das Elend in endloser Paarung umarmen. Steht es den Oekonomen, welche dergleichen Reformen ersinnen, nicht vortrefflich, sich über die Reformisten lustig zu machen?

Soll ich, nachdem ich den Widerspruch und die Lüge der progressiven Steuer bewiesen, auch noch ihre Unbilligkeit beweisen? Die progressive Steuer, wie sie von den Oekonomen und nach ihrem Vorgange von gewissen Radikalen verstanden wird, ist unausführbar, wie ich eben sagte, wenn sie die Kapitalien und die Produkte trifft: ich habe daher angenommen, sie treffe das Einkommen. Allein wer sähe nicht ein, daß diese rein theoretische Unterscheidung zwischen Kapitalien, Produkten und Einkommen für den Fiskus wegfällt, und daß hier dieselben Unmöglichkeiten, welche wir angegeben, mit ihrem unabwendlichen Charakter wieder erscheinen?

Ein Industrieller entdeckt ein Verfahren, durch welches er 20 p. C. Produktionskosten erspart und sich ein Einkommen von 25,000 Fr. verschafft. Der Fiskus verlangt davon 15. Der Unternehmer ist also genöthigt, seine Preise zu erhöhen, weil wegen der Steuer sein Verfahren statt 20 p. C. nur noch 8 p. C. erspart. Ist das nicht ganz dasselbe, als wenn der Fiskus die Billigkeit verhinderte? Anstatt also den Reichen zu treffen, trifft die progressive Steuer stets den Konsumenten, und es ist ihr unmöglich, denselben nicht zu treffen,

wofern sie nicht die Produktion gänzlich unterdrücken will: welche Verrechnung!

Es ist ein Gesetz der Socialökonomie, daß jedes angelegte Kapital dem Unternehmer in der Form von Zinsen allmälig wieder heimkommen muß. Bei der progressiven Steuer wird dies Gesetz radikal verletzt, weil vermöge der Progression die Zinsen des Kapitals dermaßen geschmälert werden, daß die Industrie einen Theil oder selbst die ganze Summe des Kapitals verlieren muß. Sollte sich dies anders verhalten, so müßten die Zinsen des Kapitals progressiv zunehmen wie die Steuer selbst, und das ist widersinnig. Die progressive Steuer hindert also die Bildung von Kapitalien; ja, noch mehr, sie widersetzt sich ihrer Cirkulation. Denn wer ein Betriebsmaterial oder ein Ackergrundstück kaufen wollte, müßte bei der Wirthschaft der Steuerprogression nicht mehr den wirklichen Werth dieses Materials oder Grundstücks, sondern die Steuer, welche dasselbe ihm verursacht, in Betracht ziehen, so daß, wenn der wirkliche Ertrag sich auf 4 p. C. beläuft, dieser Ertrag aber durch die Steuer oder die Vermögenslage des Käufers auf 3 p. C. vermindert würde, der Kauf gar nicht stattfinden könnte. Erst verletzt die progressive Steuer alle Interessen und bringt durch ihre Kategorien den Markt in namenlose Verwirrung, dann hält sie die Entwickelung des Reichthums auf, und setzt den Verkaufswerth unter den wirklichen Werth herab: sie läßt die Gesellschaft zusammenschrumpfen, sie versteinert sie. Welche Tyrannei, welcher Hohn!

Die progressive Steuer ergiebt sich also, was man auch anfangen möge, als eine Rechtsverweigerung, als ein Verbot der Produktion, als eine Konfiskation. Sie ist die der Gewalt in die Hände gegebene, schranken- und zügellose Willkür über Alles, was durch Arbeit, Ersparniß, Vervollkommnung der Mittel zum allgemeinen Reichthum beiträgt.

Allein wozu sollen wir uns verirren in chimärische Hypothesen, wenn wir bereits hart an der Wahrheit sind. Nicht das Princip der Verhältnißmäßigkeit trägt die Schuld, wenn die Steuer die verschiedenen Klassen der Gesellschaft mit so verletzender Ungleichheit trifft, sondern unsere Vorurtheile, unsere Sitten. Die Steuer verfährt mit Billigkeit und Genauigkeit, insoweit dies bei

menschlichen Maaßregeln möglich ist. Die Socialökonomie gebietet ihr, sich an das Produkt zu wenden, und sie thut es. Wenn das Produkt sich ihr entzieht, so trifft sie das Kapital: was kann natürlicher sein? Die Steuer eilt der Civilisation voran, und setzt die Gleichheit der Arbeiter und Kapitalisten voraus: ein unbeugsamer Ausdruck der Nothwendigkeit, scheint sie uns aufzufordern, uns gleich zu machen durch Erziehung und Arbeit, und uns mit ihr in Uebereinstimmung zu bringen durch das Gleichgewicht unserer Verrichtungen und die Association unserer Interessen. Die Steuer weigert sich, einen Unterschied zu machen zwischen Menschen und Menschen: und wir legen ihrer mathematischen Strenge die Ungleichheit unserer Vermögen zur Last! wir verlangen von der Gleichheit selbst, sie solle sich fügen in unsere Ungerechtigkeit! . . . . Hatte ich nicht Recht, beim Anfange zu sagen, wir seien in Bezug auf die Steuer zurückgeblieben hinter unsern Institutionen!

So sehen wir denn auch den Gesetzgeber bei den Fiskalgesetzen stets Halt machen vor den zerstörenden Folgen der progressiven Steuer und die Nothwendigkeit, die Unwandelbarkeit der verhältnißmäßigen Steuer bestätigen. Denn die Gleichheit des Wohlseins kann nicht hervorgehen aus der Verletzung des Kapitals: die Antinomie muß methodisch gelöst werden, soll die Gesellschaft nicht wieder dem Chaos anheimfallen. Die ewige Gerechtigkeit fügt sich nicht in alle Launen des Menschen: wie eine Frau, die man schänden kann, die man aber nicht heirathet ohne eine feierliche Veräußerung seiner selbst, verlangt sie von uns die Hingabe unseres Egoismus und die Anerkennung aller ihrer Rechte, welche die der Wissenschaft sind.

Die Steuer, deren Endzweck, wie wir gesehen haben, die Besoldung der Unproduktiven ist, deren ursprünglicher Gedanke aber eine Wiedereinsetzung des Arbeiters in seine Rechte war, wird also unter der Wirthschaft des Monopols zu einer bloßen Protestation, zu einer Art von außerrechtlichem Akt, dessen ganzer Erfolg darin besteht, die Lage des Löhners zu verschlimmern, indem sie den Monopolisten in seinem Besitz beunruhigt. Die Idee, die verhältnißmäßige Steuer in eine progressive zu verwandeln oder, richtiger ausgedrückt, die Progression der Steuer umzukehren, ist Nichts

als ein Mißgriff, dessen ganze Verantwortlichkeit auf die Oekonomen zurückfällt.

Aber die Drohung schwebt fortan über dem Haupte des Privilegiums. In der Befugniß, die Verhältnißmäßigkeit der Steuer zu ändern, hat die Regierung ein wirksames und sicheres Mittel in Händen, die Inhaber von Kapitalien, wann es ihr beliebt, um ihren Besitz zu bringen, und es hat etwas Erschreckendes, die große Institution, die Grundlage der Gesellschaft und den Gegenstand so vieler Streitfragen und Gesetze, so vieler Schmeicheleien und Verbrechen, **das Eigenthum**, am Ende eines Fadens hängen zu sehen über dem weitaufklaffenden Rachen des Proletariers.

§. 4.

Verderbliche und unvermeidliche Folgen der Steuer.

Hr. Chevalier stellte sich im Juli 1843 in Bezug auf die Steuer folgende Fragen:

„1) Nimmt man Alle, oder vorzugsweise einen Theil der Nation in Anspruch? —

2) Gleicht die Steuer einem Kopfgelde, oder ist sie genau dem Vermögen der Besteuerten angemessen?

3) Ist der Ackerbau mehr, oder minder belastet, als die Manufaktur- und Handelsindustrie?

4) Ist das Grundeigenthum mehr, oder minder verschont, als das bewegliche Eigenthum?

5) Ist der Producent mehr begünstigt, als der Konsument?

6) Tragen unsere Steuergesetze den Charakter von Aufwandsgesetzen?"

Auf diese Fragen giebt Hr. Chevalier die folgenden Antworten, welche das Philosophische enthalten, was ich über diesen Gegenstand habe finden können.

„a) Die Steuer nimmt die Gesammtheit in Anspruch, wendet sich an die Masse, nimmt die Nation im Großen und Ganzen; da jedoch die Armen die Zahlreichsten sind, so belastet sie dieselben gern, weil sie so sicher ist, mehr zu erlangen.

b) Vermöge der Natur der Dinge gewinnt die Steuer zuweilen die Form eines Kopfgeldes, wie z. B. die Salzsteuer.

c, d, e) Der Fiskus wendet sich eben so sehr an die Arbeit, als an die Konsumtion, weil in Frankreich Alles arbeitet: an das Grundeigenthum mehr, als an das bewegliche, an den Ackerbau mehr, als an die Industrie.

f) Aus denselben Gründen haben unsere Gesetze wenig den Charakter von Aufwandsgesetzen."

Wie, Hr. Professor? Ist das Alles, was die Wissenschaft Ihnen gesagt hat? —

„Die Steuer wendet sich an die Masse", sagen Sie, „sie nimmt die Nation im Großen und Ganzen." Ach, das wissen wir nur allzugut; aber eben das ist unbillig, und Sie sollen es uns erklären. Als die Regierung sich mit der Grundlage und der Vertheilung der Steuer beschäftigte, konnte sie nicht glauben, und hat sie auch nicht geglaubt, daß alle Vermögen gleich seien; folglich konnte sie nicht wollen, und hat es auch nicht gewollt, daß die Steuerantheile gleich würden. Warum also ist die Praxis der Regierung stets das Umgekehrte ihrer Theorie? Ihre Meinung, wenn's beliebt, über diesen schwierigen Fall! Erklären, rechtfertigen oder verdammen Sie den Fiskus; nehmen Sie die Partei, die Ihnen beliebt, wenn Sie nur überhaupt eine nehmen, und uns nur überhaupt etwas sagen! Bedenken Sie, daß es Männer sind, die Sie lesen, und daß dieselben einem ex cathedra redenden Docenten nicht solche Sätze können hingehen lassen wie den: „Die Armen sind die zahlreichste Klasse, darum belastet die Steuer sie gern, weil sie so sicher ist mehr zu erlangen." Nein, mein Herr, nicht die Zahl regelt die Steuer; die Steuer weiß recht gut, daß Millionen von Armen zu anderen Millionen von Armen hinzugerechnet noch nicht Einen Wähler abgeben. Sie machen den Fiskus gehässig, indem Sie ihn unsinnig machen, und ich behaupte, daß er Keins von Beiden ist. Der Arme bezahlt mehr als der Reiche, weil die Vorsehung, der das Elend verhaßt ist wie das Laster, die Sache so eingerichtet hat, daß der Elende stets am Meisten bedrückt werden muß. Die Unbilligkeit der Steuer ist die himmlische Geißel, welche uns zur Gleichheit hinpeitscht. Großer Gott,

wenn ein Professor der Staatsökonomie, der weiland ein Apostel war, noch diese Offenbarung begreifen könnte! . . .

„Vermöge der Natur der Dinge,“ sagt Hr. Chevalier, „gewinnt die Steuer zuweilen die Form eines Kopfgeldes. Gut! Aber in welchem Fall ist es gerecht, daß die Steuer die Form eines Kopfgeldes annimmt? Immer, oder nie? Was ist das Princip, was der Zweck der Steuer? Reden, antworten Sie!

Ich bitte Sie, welche Belehrung können wir aus dieser der Aufnahme so wenig würdigen Bemerkung ziehen, daß der Fiskus sich eben so sehr an die Arbeit, als an die Konsumtion, an das Grundeigenthum mehr, als an das bewegliche, an den Ackerbau mehr, als an die Industrie wendet? Was liegt der Wissenschaft an dieser nimmer endenden Aufzählung roher Thatsachen, wenn aus denselben niemals durch Ihre Analyse eine Idee hervorgeht?

Alle Erhebungen, welche die Steuer, die Rente, die Kapitalzinsen u. s. w. vom Verbrauch bewerkstelligen, werden zu den allgemeinen Kosten gerechnet, und machen einen Theil des Verkaufspreises aus, so daß stets fast nur der Konsument die Steuer bezahlt: wir wissen das längst. Und da die Waaren, welche stärker konsumirt werden, auch mehr abwerfen, so müssen nothwendig die Aermsten am Schwersten belastet sein: diese Folgerung ist eben so unvermeidlich, wie die erstere. Was also, ich frage Sie noch einmal, was helfen uns Ihre fiskalische Untersuchungen? Wie man auch die steuerbare Materie eintheilen mag, da es unmöglich ist, das Kapital über seinen Ertrag zu besteuern, so wird der Kapitalist stets begünstigt sein, während der Proletarier Unbill und Bedrückung zu erdulden hat. Nicht die Vertheilung der Abgaben ist schlecht, sondern die Vertheilung der Güter. Hrn. Chevalier kann dies nicht unbekannt sein: warum also sagt es Hr. Chevalier nicht heraus, da doch sein Wort mehr Gewicht haben würde, als das Wort eines Schriftstellers, der in dem Verdacht steht, die bestehende Ordnung der Dinge nicht zu lieben?

In den Jahren von 1806 bis 1811 (diese, so wie die folgenden Angaben rühren von Hrn. Chevalier her) betrug die jährliche Weinkonsumtion in Paris 160 Livres auf den Kopf: gegenwärtig beträgt sie nur noch 95. Man schaffe die Steuer ab, welche 30 bis 35 C.

p. Litre beim Detailhändler beträgt, und der Weinverbrauch wird bald von 95 auf 200 L. steigen, und die Industrie des Weinbaus, die nicht weiß, was sie mit ihren Produkten anfangen soll, einen Absatzweg finden. — Durch die auf die Einfuhr von Schlachtvieh gelegten Gefälle hat der Fleischverbrauch für das Volk in ähnlichem Maaßstabe, wie der Weinverbrauch, abgenommen, und die Oekonomen haben mit Schrecken eingesehen, daß der französische Arbeiter weniger Arbeit liefert, als der englische, weil er weniger zu essen hat.

Aus Mitgefühl für die arbeitenden Klassen wünscht Hr. Chevalier, unsere Manufakturisten möchten ein Wenig den Sporn der Konkurrenz des Auslandes empfinden. Eine Herabsetzung des Zolls für die Wollenzeuge von 1 Fr. auf die Hose würde an dreißig Millionen in der Tasche der Konsumenten lassen, die Hälfte der Summe, die zur Bezahlung der Salzsteuer nothwendig ist. 20 Cent. weniger auf den Preis eines Hemdes gäben ein Ersparniß, die wahrscheinlich hinreichen würde, ein Korps von 20,000 Mann auf dem Kriegsfuß zu erhalten.

In fünfzehn Jahren ist die Zuckerkonsumtion von 53 Millionen Kilogr. auf 118 gestiegen, was gegenwärtig einen Durchschnittsverbrauch von $3^1/_2$ Kilogr. auf den Kopf ausmacht. Diese Zunahme beweist, daß der Zucker fortan mit dem Brot, Fleisch, Wolle, Baumwolle, Holz und Steinkohlen, kurz mit den Dingen von erster Nothwendigkeit gleichzustellen ist. Der Zucker ist die gesammte Arznei der Armen: wäre es zuviel, den Verbrauch dieses Artikels von $3^1/_2$ auf 7 Kilogr. für den Kopf zu vermehren? Man hebe die Steuer auf, die 49 Fr. 50 Cent. für 100 Kilogr. beträgt, und der Verbrauch wird sich verdoppeln.

So peinigt und quält die Besteuerung der Lebensmittel den armen Proletarier auf tausenderlei Art: der hohe Preis des Salzes schadet der Zucht des Schlachtviehes; die Abgaben vom Fleisch vermindern die Ration des Arbeiters noch mehr. Um sowohl die Steuer als dem Bedürfniß der arbeitenden Klasse nach gegohrenen Getränken zu genügen, bedient man diese mit einem Gemengsel, das eben so sehr dem Chemiker, als dem Brauer und Winzer unbekannt ist. Was bedarf es bei uns noch der diätetischen Vorschriften der Kirche?

Das ganze Jahr hindurch ist, Dank der Steuer, für den Arbeiter Fastenzeit, und seine Ostermahlzeit reicht dem Charfreitagsimbiß des gnädigen Herrn nicht das Wasser. Es ist dringend nothwendig, überall die Konsumtionssteuer abzuschaffen, die das Volk abschwächt und aushungert: so lautet das Endurtheil sowohl der Oekonomen, als der Radikalen.

Aber wenn der Proletarier nicht fastet, um Cäsar zu füttern, was soll dann Cäsar essen? Und wenn der Arme nicht von seinem Mantel abschneidet, um die Blöße Cäsars zu bedecken, was soll dann Cäsar anziehen?

Das ist die Frage, die unvermeidliche Frage, um deren Lösung es sich handelt.

Hr. Chevalier hat sich unter Nr. 6. gefragt, ob unsere Steuergesetze den Charakter von Aufwandsgesetzen hätten, und darauf geantwortet: Nein, unsere Steuergesetze haben nicht den Charakter von Aufwandsgesetzen. Hr. Chevalier hätte hinzusetzen können, und das wäre sowohl neu als wahr gewesen: daß dies gerade die beste Eigenschaft unserer Steuergesetze sei. Allein er hat immer noch, was er auch thun möge, ein Stück von seinem alten Radikalismus an sich, und so zieht er es denn vor, gegen den Luxus zu predigen, was ihn allerdings bei keiner Partei bloßstellen konnte. „Wenn man, ruft er aus, in Paris von den Privatfuhrwerken, von den Reit- und Wagenpferden, von den Bedienten und Hunden die Steuer erhöbe, die man vom Fleisch erhebt, so wäre das eine durchaus billige Maaßregel.

Hat Hr. Chevalier seine Stelle am Collége de France etwa zu dem Behuf, die Politik Mazaniello's zu kommentiren? Ich habe in Basel gesehen, daß die Hunde die Steuermarke, das Zeichen ihres Kopfgeldes, am Halsband tragen, und glaubte, daß dort, wo die Steuer fast Null ist, die Hundesteuer mehr ein sittlicher Fingerzeig und eine Vorsichtsmaaßregel der Gesundheitspolizei als ein Gegenstand der Staatseinkünfte wäre. In der ganzen Provinz Brabant (667,000 E.) hat die Hundesteuer (2 Fr. 11½ C. für den Hund) im Jahre 1844 nur 63,000 Fr. eingebracht. Man kann hiernach annehmen, daß die Einführung derselben für Frankreich eine jährliche Steuererleichterung von acht Centimen zur Folge haben

würde. Ich bin weit entfernt, dies für Nichts anzuschlagen, meine aber, daß eine solche Steuer weit weniger in Bezug auf den Fiskus, als in Bezug auf die gute Ordnung in Betracht kommen muß. Acht Centimen jährlich! eine große Verminderung des Elends!

Allein H. Chevalier hält noch andere Hülfsquellen in Bereitschaft: Pferde, Kutschen, Bedienten, kurz den Luxus! Was liegt Alles in dem einen Wort Luxus!

Wir wollen diese Phantasmagorie durch eine einfache Rechnung beseitigen; die Betrachtungen können später folgen. Im J. 1842 belief sich der Gesammtertrag der Einfuhrzölle auf 129 Millionen. Von diesen 129 Mill. kommen auf 61 gewöhnliche Verbrauchsartikel 124 Millionen und auf 177 Luxusartikel fünfzig tausend Frcs. Von den ersteren hat der Zucker 43, der Kaffee 12, die Baumwolle 11, die Wolle 10, Oel 8, Kohlen 4, Flachs und Hanf 3 Millionen geliefert, also 7 Artikel in Summa 91 Millionen. Die Ziffer der Einnahme ist also desto niedriger, je weniger eine Waare üblich ist, seltner konsumirt wird und je mehr sie zum raffinirten Luxus gehört. Gleichwohl sind die Luxusartikel bei Weitem am Höchsten besteuert. Wenn man also, um eine irgend merkliche Erleichterung für die nothwendigsten Gegenstände zu erzielen, die Besteuerung der Luxusgegenstände auf das Hundertfache erhöhte, so würde man dadurch weiter nichts als die Unterdrückung eines Handelszweiges durch eine Prohibitivsteuer erreichen. Nun sind aber die Oekonomen sämmtlich für die Aufhebung der Zölle, und sie haben dabei doch gewiß nicht die Absicht, statt ihrer Thorsteuern einzuführen? . . . Ich will das Beispiel noch allgemeiner stellen: das Salz wirft dem Fiskus 57, der Tabak 84 Millionen ab. Man zeige mir doch mit Zahlen, durch welche Luxussteuern man diesen Ausfall zu decken gedenkt, wenn man die Salz und Tabaksteuer abschafft!

Sie wollen die Luxusgegenstände belasten! Damit nehmen Sie die Civilisation vom umgekehrten Ende. Ich dagegen behaupte, daß die Luxusgegenstände frei ausgehen müssen. Welches sind denn nach dem Sprachgebrauch der Staatsökonomie die Luxusprodukte? Diejenigen, deren Verhältniß zum Gesammtreichthum das kleinste ist, welche die letzte Stelle einnehmen in der Reihe der Industrie und

deren Erzeugung das Bereitsvorhandensein aller andern voraussetzt. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet sind alle Erzeugnisse der menschlichen Arbeit der Reihe nach Luxusgegenstände gewesen und haben eins nach dem andern wieder aufgehört, Luxusgegenstände zu sein, weil wir unter Luxus nichts Anderes verstehen, als ein theils chronologisches, theils handelsbezügliches Verhältniß des Späterseins in den Elementen des Reichthums. Luxus ist, um es mit einem Wort zu sagen, gleichbedeutend mit Fortschritt; er ist in jedem Augenblick des socialen Lebens der Ausdruck des Maximums von Wohlsein, das die Arbeit verwirklicht hat, und das zu erreichen das Recht wie die Bestimmung Aller ist. Eben so aber, wie die Abgaben eine gewisse Zeit hindurch das neugebaute Haus und das eben erst urbargemachte Feld verschonen, eben so müssen sie auch die neuen Produkte und die kostbaren Gegenstände freilassen, jene, weil ihre Seltenheit sofort und rastlos bekämpft werden muß, diese, weil jede Erfindung Aufmunterung verdient. Wie, wollen Sie etwa unter dem Vorwande des Luxus neue Kategorien von Bürgern aufstellen? und nehmen Sie etwa die Stadt Salent und die Personifikation des Fabricius ernsthaft?

Da uns der Gegenstand einmal darauf bringt, wollen wir moralisiren. Sie läugnen gewiß nicht die von den Seneca's aller Jahrhunderte breitgetretene Wahrheit, daß der Luxus die Sitten verderbe und verweichliche: das heißt, er vermenschlicht, erhebt und veredelt die Gewohnheiten, und das erste und wirksamste Mittel der Volkserziehung, der Sporn des Ideals für die meisten Menschen ist der Luxus. Nach den Alten waren die Grazien nackt; aber wo hat man wohl je gehört, daß sie arm gewesen wären? Der Hang zum Luxus ist in unsern Tagen in Ermangelung religiöser Principien Das, was die gesellschaftliche Bewegung unterhält und den unteren Klassen ihre Würde offenbart. Die Akademie der Staats- und Moralwissenschaften hat dies wohl begriffen, als sie den Luxus zum Gegenstande einer ihrer Aufgaben wählte, und ich zolle ihrer Weisheit von ganzem Herzen meinen Beifall. Der Luxus ist in unserer Gesellschaft in der That schon mehr als ein Recht; er ist ein Bedürfniß, und Der ist in Wahrheit zu beklagen, der sich niemals ein wenig Luxus gönnt. Und wenn nun das allgemeine Be-

mühen dahin geht, die Luxusgegenstände immer populärer zu machen, wollen Sie den Genuß des Volkes auf die Gegenstände beschränken, welche Sie als nothwendig zu bezeichnen belieben? Während die Gemeinschaft im Luxus die Stände einander nähert und verschmilzt, wollen Sie die Grenzmarke tiefer eingraben und Ihre Stufen erhöhen? Der Arbeiter schwitzt und zieht es sich vom Munde ab, um seiner Braut einen Schmuck, seinem Töchterchen ein Halsband, seinem Sohne eine Uhr zu kaufen: und dies Glück wollen Sie ihm rauben, wofern er nicht Ihre Steuer, d. h. Ihre Geldbuße bezahlt!

Haben Sie aber wohl erwogen, daß die Luxusgegenstände besteuern nichts Anderes heißt, als die Luxuskünste verbieten? Meinen Sie, daß die Seidenarbeiter, deren durchschnittlicher Lohn noch nicht 2 Frcs. erreicht, daß die Putzmacherinnen, die 50 Cent. erhalten, Juwelen- und Goldarbeiter und Uhrmacher, die alle Augenblicke nichts zu thun haben, die Dienstboten für 40 Thaler, zuviel verdienen? Sind Sie sicher, daß die Luxussteuer nicht am Ende vom Luxusarbeiter, wie die Getränkesteuer von den Konsumenten würde bezahlt werden? Ja, wissen Sie selbst nur das, ob nicht eine Vertheuerung der Luxusgegenstände ein Hinderniß wäre für die Billigkeit der nothwendigen Dinge und ob Sie nicht in dem Glauben, die zahlreichere Klasse zu begünstigen, die allgemeine Lage verschlimmern würden? Wahrlich, eine schöne Spekulation, dem Arbeiter 20 Frcs. am Wein und Zucker zu erlassen und ihm an seinen Vergnügungen 40 Frcs. zu nehmen! Er erspart am Leder für seine Stiefeln 75 Cent. und muß, um mit seiner Familie viermal im Jahr aufs Land zu fahren, 6 Frcs. mehr für den Wagen ausgeben! Ein Kleinbürger giebt 600 Frcs. aus an die Wirthschafterin, die Wäscherin, an die Kommissionäre; und wenn er nun eine Ersparniß machen will, die sehr vernünftig und für Alle bequemer ist und eine Dienstmagd nimmt, so soll der Fiskus zum Besten der Lebensmittel diesen Spargedanken bestrafen! Wie unsinnig ist doch die Menschenliebe der Oekonomen, wenn man sie bei Lichte besieht!

Ich will aber Ihrem Einfall dennoch ein Genüge thun, und da Sie durchaus Aufwandsgesetze haben müssen, gedenke ich Ihnen die Erhebung zu übertragen. Und ich versichere, daß dieselbe bei meinem System leicht sein wird: keine Kontrolleurs, Weinschmecker,

Einnehmer u. s. w., weder Ueberwachung noch Bureaukosten, kurz nicht die mindeste Beunruhigung und Zudringlichkeit, nicht der geringste Zwang. Ein Gesetz soll dekretiren, daß in Zukunft Niemand zwei Gehalte zugleich beziehen und daß die höchste Besoldung in Paris 6000 Frcs., in den Provinzen 4000 Frcs. nicht übersteigen dürfe. . . . Ei, Sie schlagen ja die Augen nieder! . . . Gestehen Sie also nur, daß Ihre Luxusgesetze nichts als Heuchelei sind.

Um dem Volke Erleichterungen zu verschaffen, wollen Einige die Handelsroutine auf die Steuer angewandt wissen. Wenn z. B., sagen sie, der Preis des Salzes auf die Hälfte herabgesetzt, wenn das Briefporto in demselben Verhältniß ermäßigt wäre, so würde die Konsumtion sofort steigen, die Einnahme sich mehr als verdoppeln und sowohl der Fiskus als der Konsument dabei gewinnen.

Ich nehme an, das Ergebniß bestätige dies, und frage: wenn das Briefporto um drei Viertel ermäßigt und das Salz umsonst gegeben würde, würde der Fiskus dann auch noch gewinnen? Nein, gewiß nicht. Was ist also der Sinn der sogenannten Postreform? Daß es für jede Art von Produkten einen natürlichen Preis giebt, der nicht überstiegen werden kann, ohne daß der Gewinn ein wucherischer würde und die Konsumtion verminderte, der aber auch nicht weiter fallen darf, wenn der Producent nicht verlieren soll. Es sieht dies gar sehr so aus wie die Bestimmung des Werthes, welche die Oekonomen verwerfen und von der wir sagten: Es giebt eine geheime Kraft, welche die äußersten Grenzen feststellt, zwischen denen der Werth auf und nieder schwankt; folglich giebt es auch einen mittleren Ausdruck für den richtigen Werth.

Gewiß wird Niemand verlangen, daß der Postdienst mit Verlust geleistet werde; die öffentliche Meinung ist also die, daß dieser Dienst für den Kostenpreis stattfinden müsse. Dies ist so überaus einfach, daß man sich darüber wundert, daß erst mühsame Untersuchungen angestellt werden mußten über die Folgen der Portoermäßigung in England, daß man ungeheure Zahlen häufen, endlose Wahrscheinlichkeitsrechnungen anstellen und sich den Kopf zermartern mußte, blos um zu erfahren, ob diese Ermäßigung in Frankreich einen Ueberschuß oder Ausfall herbeiführen würde, und um zu guter Letzt doch über nichts mit sich ins Reine kommen zu können.

Wie? Fand sich Niemand, der so viel gesunden Menschenverstand hatte, der Kammer zu sagen: Wir brauchen weder Gesandtsschaftsberichte noch Beispiele aus England: man muß das Briefporto allmälig herabsetzen bis die Einnahme der Ausgabe das Gleichgewicht hält. —? Wo ist denn unser alter gallischer Witz geblieben?

Wenn nun aber, wird man sagen, die Steuer das Salz, den Tabak, die Briefbeförderung, Zucker, Wein, Fleisch zum Kostenpreis stellte, so würde die Konsumtion allerdings steigen und die Verbesserung eine außerordentliche sein; allein womit sollte dann der Staat seine Ausgaben bestreiten? Die indirekten Steuern betragen gegen 600 Millionen: worauf soll der Staat diese Abgabe legen? Wenn der Fiskus nichts an den Posten verdient, so muß er mit dem Salz aufschlagen, wenn er auch noch das Salz erleichtert, muß er Alles auf die Getränke legen; kurz, diese Litanei hat kein Ende. Also ist eine Lieferung für die Produkte zum Kostenpreise sowohl für den Staat als für die Privatindustrie unmöglich.

Also, erwidere ich darauf, also ist eine Erleichterung der Lage der unglücklichen Klassen durch den Staat unmöglich, wie das Aufwandsgesetz, wie die progressive Steuer unmöglich ist, und alle Ihre Faseleien über die Steuer sind nichts als Advokatenkniffe. Sie haben nicht einmal die Hoffnung, daß die Zunahme der Bevölkerung durch Vertheilung der Auflagen die Last eines Jeden erleichtern, weil mit der Bevölkerung das Elend wächst und mit dem Elend die Arbeit und das Personal des Staats größer wird.

Die verschiedenen Fiskalgesetze, welche die Deputirtenkammer in ihrer Sitzung von 1845—1846 votirt hat, sind lauter Beweise für die unbedingte Unfähigkeit der Gewalt, das Wohlsein des Volkes herbeizuführen, wie sie es auch immer anfangen mag. Schon allein dadurch, daß sie die Gewalt ist, d. h. die Vertreterin des göttlichen Rechts und des Eigenthums, das Organ der Kraft, ist sie nothwendig unfruchtbar, und alle ihre Maaßnahmen tragen das Gepräge einer unabwendlichen Täuschung.

Ich führte eben die Postreform an, welche das Briefporto ungefähr um ein Drittel ermäßigt. Wenn nur von den Beweggründen die Rede sein soll, so habe ich der Regierung, welche diese nützliche Ermäßigung durchgesetzt, wahrlich nichts vorzuwerfen, und noch viel

weniger fällt es mir ein, das Verdienst derselben durch erbärmliches Kritteln über Einzelnheiten, dies gemeine Futter der Tagespresse, schmälern zu wollen. Eine ziemlich lästige Auflage ist um 30 Procent herabgesetzt, die Vertheilung derselben ist billiger und regelmäßiger eingerichtet; ich habe nur die Thatsache im Auge und zolle dem Minister, der sie vollbracht, meinen Beifall. Allein dies ist nicht unsere Frage.

Zunächst läßt der Nachlaß am Briefporto dieser Steuer durchaus ihre Proportionalität, d. h. Ungerechtigkeit, was kaum mehr bewiesen zu werden braucht. Die ungleiche Vertheilung der Lasten in Betreff der Posttaxe besteht nach wie vor fort, da der Gewinn der Ermäßigung nicht sowohl den Armen als den Reichen zu Theil wird. Ein Handelshaus, das früher 3000 Fr. Briefporto bezahlte, bezahlt jetzt nur 2000 Fr., gewinnt also zu den 50,000 Fr., die ihm sein Geschäft abwirft, durch die Freigebigkeit des Fiskus noch 1000 Fr. mehr. Der Bauer oder Handwerker dagegen, welcher zweimal jährlich an seinen unter den Soldaten dienenden Sohn schreibt und von demselben zwei Antwortsbriefe erhält, erspart 50 Cent. Ist es also nicht richtig, daß die Postreform sich zur billigen Vertheilung der Steuern umgekehrt verhält? und wäre nicht, wenn nach dem Wunsch des Hrn. Chevalier die Regierung den Reichen hätte in Anspruch nehmen, den Armen schonen wollen, die Briefsteuer die letzte gewesen, die sie hätte herabsetzen sollen? Sieht es nicht aus, als ob der Fiskus nur auf den Vorwand einer für die Dürftigen unmerklichen Erleichterung gewartet habe, um eine Gelegenheit zu finden, dem Vermögen ein Geschenk zu machen?

Das hätten die Beurtheiler des Gesetzentwurfs sagen können, aber Niemand hat es bemerkt. Freilich traf dann die Kritik, statt sich gegen den Minister zu wenden, die Gewalt selbst in ihrem Wesen und mit der Gewalt das Eigenthum, und das paßte nicht mehr in die Rechnung der Opponenten. Die Wahrheit hat heutzutage alle Meinungen gegen sich.

Konnte es aber anders sein? Nein, denn wenn man die frühere Taxe beibehielt, so schadete man Allen, ohne irgend Jemand eine Erleichterung zu gewähren, und wenn man sie ermäßigte, so war es

unmöglich, den Tarif nach verschiedenen Kategorien von Bürgern einzutheilen, ohne den ersten Artikel der Charte zu verletzen, welcher lautet: „Alle Franzosen sind gleich vor dem Gesetz", d. h. vor der Steuer. Die Briefsteuer ist aber nothwendig persönlich; folglich ist sie ein Kopfgeld. Da also, was in einer Beziehung billig ausgeglichen ist, auf einer andern Seite wieder ungleich geworden, so ist ein Gleichgewicht der Lasten unmöglich.

In derselben Zeit bewerkstelligte die Regierung eine andere Reform: die des Schlachtviehtarifs. Früher wurde die Abgabe vom Vieh sowohl bei der Einfuhr aus dem Auslande als beim Einbringen in die Stadt stückweise erhoben; gegenwärtig soll es nach dem Gewicht geschehen. Man verdankt diese nützliche Reform zum Theil den Oekonomen, die auch bei dieser Gelegenheit den ehrenwerthesten Eifer bewiesen und die müßigen Prediger des Socialismus weit hinter sich gelassen haben. Aber auch hier ist wieder der für die Armen erwachsende Vortheil rein illusorisch. Man hat die Viehsteuer gleichmäßig gemacht und geregelt, nicht aber sie billig unter den Menschen vertheilt. Der Reiche, der jährlich 600 Kilogramm Fleisch verbraucht, kann die neue Lage der Fleischerei wohl merken, nicht aber die große Mehrzahl des Volks, welche niemals Fleisch ißt. Ich frage aber auch hier wieder: konnten Regierung und Kammer anders verfahren? Nein, denn man kann dem Fleischer unmöglich befehlen, das Fleisch dem Reichen für 2 Fr. und dem Armen für 10 Sous pro Pfund zu verkaufen. Leichter würde sich der Fleischer noch zum Gegentheil bewegen lassen.

Eben so ist es mit dem Salz. Die Regierung hat das beim Ackerbau zu verbrauchende Salz um vier Fünftel des Preises herabgesetzt. Ein Journalist beklagte darauf das Loos der armen Landleute, die schlimmer daran wären, als ihr Vieh. Aber ließ sich die Sache anders machen? Entweder muß die Herabsetzung eine unbedingte sein, und dann müßte man die Salzsteuer durch eine andere ersetzen, und ich spreche dem gesammten Journalismus Frankreichs die Fähigkeit ab, eine Steuer zu erfinden, die auch nur eine zwei Minuten lange Prüfung aushielte; oder aber die Herabsetzung ist eine theilweise, indem sie sich entweder auf alle Gegenstände erstreckt, aber einen Theil der Abgaben beibehält, oder die ganze Steuer abschafft;

aber nur für einen Theil der Gegenstände. Im ersten Falle ist die Herabsetzung ungenügend für den Ackerbau und die arme Klasse; im zweiten bleibt die Kopfsteuer bestehen mit ihrer ungeheuern Unverhältnißmäßigkeit. Wie man es auch anstelle, stets trifft die Steuer den Armen, weil sie, allen Theorien zum Trotz, nur eine dem besessenen oder verbrauchten Kapital verhältnißmäßige sein kann, und der Fiskus, wollte er anders verfahren, den Fortschritt aufhalten, den Reichthum verbieten, das Kapital tödten würde.

Die Demokraten, die uns vorwerfen, wir brächten das revolutionäre Interesse (was ist denn das revolutionäre Interesse?) dem socialistischen zum Opfer, sollten uns doch sagen, wie sie, ohne den Staat zum einzigen Eigenthümer zu machen und ohne die Gemeinschaft der Güter und des Erwerbs zu dekretiren, es anstellen wollen, durch irgend ein Steuersystem dem Volke Erleichterung zu verschaffen und der Arbeit wieder zu geben, was das Kapital ihr genommen hat? Ich kann mir noch so sehr den Kopf zerbrechen, ich sehe bei allen Fragen die Regierung in der falschesten Lage, und die Ansichten der Journale ergehen sich faselnd in einer grenzenlosen Abgeschmacktheit.

Im J. 1842 war Hr. Arago für den Bau der Eisenbahnen durch Gesellschaften, und die Mehrzahl in Frankreich dachte wie er. Im J. 1846 hat er erklärt, er habe seine Ansicht geändert, und wenn man die Eisenbahnspekulanten ausnimmt, so kann man sagen, daß die Mehrzahl der Bürger eben so wie Hr. Arago anderer Meinung geworden ist. Was soll man nun glauben, was thun bei diesem Hin- und Herschwanken der Gelehrten und des gesammten Frankreichs?

Der Bau durch den Staat scheint die Interessen des Landes besser zu sichern; allein er ist langwierig, übertheuer und geistlos. Zwanzig Jahre voller Fehler, Mißgriffe und Unbedachtsamkeiten und die Millionen, die man bei Herstellung des Kanalnetzes zu Hunderten fortgeworfen, haben selbst die Ungläubigsten davon überführt. Selbst Ingenieurs und Männer der Verwaltung haben offen erklärt, der Staat sei zu den öffentlichen Arbeiten eben so wenig befähigt als zur Industrie.

In Bezug auf das Interesse der Aktionäre ist der Bau durch

Gesellschaften allerdings untadelhaft, allein das allgemeine Interesse wird dann aufgeopfert, dem Aktienschwindel Thür und Thor geöffnet und die Ausbeutung des Publikums durch das Monopol förmlich organisirt.

Das Ideal wäre ein System, welches die Vorzüge beider Arten vereinigte und keinen ihrer Uebelstände hätte. Wo ist nun das Mittel, diese widersprechenden Eigenschaften mit einander zu versöhnen? wie soll man diese Beamten, die unabsetzbar sind und nichts zu verlieren, nichts zu gewinnen haben, zum Eifer, zur Sparsamkeit, zum Scharfsinn anspornen? wie soll man es bewirken, daß einer Gesellschaft die Interessen des Publikums eben so sehr am Herzen liegen als ihre eigenen, daß sie aber gleichwohl vom Staat unterschieden bleibt und somit auch ihre eigenen, besondern Interessen behält? Wer begreift denn in der offiziellen Welt die Nothwendigkeit und somit die Möglichkeit einer solchen Versöhnung? wer endlich ist im Besitz des Geheimnisses derselben?

Unter so bewandten Umständen hat sich die Regierung wie immer dem Eklekticismus hingegeben: sie hat einen Theil des Baues selbst übernommen und den andern Gesellschaften überlassen; d. h. anstatt die Gegensätze zu versöhnen, hat sie dieselben gerade recht in Konflikt gebracht. Und die Presse, welcher nie und nirgend mehr oder weniger Witz zu Gebote steht, als der Staatsgewalt, hat sich in drei Fraktionen getheilt und theils für die ministerielle Vermittlungsmaßregel, theils für die Ausschließung des Staats, theils endlich für die Ausschließung der Gesellschaften Partei ergriffen, so daß gegenwärtig sowohl daß Publikum als Hr. Arago trotz ihrer Umschwenkung eben so wenig als zuvor wissen was sie wollen.

Wir stehen mitten im neunzehnten Jahrhundert; aber ach, welche Heerde bildet die französische Nation mit ihren drei Gewalten, mit ihrer Presse, ihren gelehrten Körperschaften, ihrer Literatur, ihrem Unterricht! Hunderttausend Menschen verfolgen mit stets offenen Augen Alles, was den nationalen Fortschritt und die Ehre des Vaterlandes angeht. Aber man stelle diesen hunderttausend Menschen die allereinfachste Frage in Bezug auf die öffentliche Ordnung, und man kann überzeugt sein, daß Alle bei einer und derselben Dummheit zusammenstoßen werden.

Was ist besser: wenn das Vorrücken der Beamten je nach ihrem Verdienst, oder wenn es nach der Dauer der Dienstzeit geordnet wird?

Gewiß wünscht Niemand, daß diese zwiefache Weise der Abschätzung der Tüchtigkeiten in eine einzige verschmolzen werde. Was wäre das für eine Gesellschaft, in welcher die Rechte des Talents stets in Einklang ständen mit den Rechten des Alters! Allein eine solche Vollendung, sagt man, ist utopisch, denn sie ist widersprechend in ihrem Inhalt. Und anstatt nun einzusehen, daß gerade der Widerspruch die Sache möglich macht, fängt man an hin und her zu streiten über den Werth dieser beiden entgegengesetzten Systeme, welche beide zum Absurden führen und gleich sehr Anlaß geben zu unerträglichen Mißbräuchen.

Wer soll das Verdienst beurtheilen? sagt der Eine. Die Regierung. Die Regierung gesteht aber nur ihren Kreaturen Verdienst zu. Also kein Vorrücken nach ihrer Wahl, kein unsittliches System, welches die Unabhängigkeit und Würde des Beamten vernichtet.

Aber, sagt der Andere, die lange Dienstdauer ist ohne Zweifel sehr ehrenwerth; Schade nur, daß sie den Fehler hat, das, was seinem Wesen nach freiwillig und frei ist, die Arbeit und den Gedanken, unbeweglich zu machen, der Staatsgewalt selbst in ihren eigenen Beamten Hindernisse zu bereiten und dem Zufall, ja oft der Ohnmacht den Preis des Genies und der Kühnheit anheimzugeben.

Endlich legt man sich aufs Vermitteln und räumt der Regierung die Befugniß ein, zu einer gewissen Anzahl von Stellen sogenannte Männer von Verdienst nach Willkür zu ernennen, von denen man voraussetzt, sie bedürften keiner Erfahrung, während alle Uebrigen, die somit offenbar für unfähig gelten, je nach ihrem Dienstalter vorrücken. Und die Presse, dieser alte Leibgaul aller eingebildeten Mittelmäßigkeiten, die oft nur von den umsonst gelieferten Sudeleien junger Leute lebt, die weder Talent besitzen, noch etwas Ordentliches gelernt haben, die Presse beginnt alsbald wieder ihr Anrennen gegen die Staatsgewalt und macht ihr übrigens nicht mit Unrecht bald die Günstlingswirthschaft, bald den alten Schlendrian zum Vorwurf.

Wer dürfte sich schmeicheln, der Presse jemals irgend etwas recht zu machen? Nachdem sie gepredigt und sich wer weiß wie ge-

bärdet gegen die ungeheure Größe des Budgets, verlangt sie mit einem Male wieder Gehaltzulagen für ein Heer von Beamten, die, wenn man wahr sein will, wirklich nicht genug zum Leben haben. Bald ist es die höhere und niedere Lehrerschaft, welche durch sie ihre Klagen laut werden läßt, bald wieder die Landgeistlichkeit, die so schlecht besoldet ist, daß sie nothgedrungen ihre Akzidentien, diese reiche Quelle ärgerlicher Auftritte und Mißbräuche, beibehalten muß. Dann ist es wieder die ganze Verwaltungsnation, die weder Wohnung noch Kleidung, weder Heizung noch Nahrung hat, eine Million Leute mit ihren Familien, fast ein Achtel der ganzen Bevölkerung, deren Armuth Frankreich zur Schande gereicht und für die das Budget straks um 500 Millionen erhöht werden müßte. Dazu kommt, daß von diesem ungeheuern Personal auch nicht ein Mann überflüssig ist: im Gegentheil, wenn die Bevölkerung zunimmt, muß dasselbe in demselben Verhältniß vermehrt werden. Seid ihr im Stande, von der Nation 2 Milliarden Steuern zu erheben? Könnt ihr von einem durchschnittlichen Einkommen von 920 Fr. auf je vier Personen 236 Fr., also mehr als ein Viertel abziehen, um neben den andern Staatskosten die Gehalte der Unproduktiven zu bezahlen? Und wenn Ihr es nicht vermögt, wenn Ihr Eure Ausgaben weder bezahlen noch ermäßigen könnt, was schreit und worüber beklagt Ihr Euch denn?

Das Volk erfahre es endlich: alle Hoffnungen auf Ermäßigung und Billigkeit der Steuer, mit denen bald die Reden der Staatsgewalt, bald die Umtriebe der Parteimänner es einwiegen, sind lauter Mystifikationen. Bei der Wirthschaft des Monopols kann weder die Steuer ermäßigt noch die Vertheilung billiger eingerichtet werden. Im Gegentheil, je schlimmer die Lage des Bürgers wird, desto schwerer wird die Last der Steuer: das ist unvermeidlich nothwendig, unwiderstehlich, troz der eingestandenen Absicht des Gesetzgebers und der wiederholten Anstrengungen des Fiskus. Wer nicht wohlhabend werden oder bleiben kann, wer in die Höhle des Unglücks eingetreten ist, der muß sich ergeben in die Nothwendigkeit nach Maaßgabe seines Elends immer mehr zu bezahlen. Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate.

Die Steuer, die Polizei — wir werden diese beiden Ideen nun

fortan nicht mehr von einander trennen — ist also eine neue Quelle des Pauperismus. Die Steuer verstärkt die zerstörenden Wirkungen der vorhergehenden Antinomien, der Arbeitstheilung, der Maschinen, der Konkurrenz, des Monopols, Sie greift den Arbeiter an in seiner Freiheit und seinem Gewissen, an seinem Leibe, wie an seiner Seele durch das Schmarotzerthum, die Plackereien, die Betrügereien, die sie eingiebt, und die Strafen, welche diesen folgen.

Unter Ludwig XIV. veranlaßte allein die Salzschmuggelei jährlich 3700 Beschlagnahmen, 2000 Verhaftungen von Männern, 1800 von Frauen, 6600 von Kindern; 1100 Pferde und 50 Wagen wurden fortgenommen, und 300 Personen zu den Galeeren verurtheilt. Und das, bemerkt der Geschichtschreiber, ist nur das Ergebniß einer einzigen Steuer, der Salzsteuer. Wie hoch mag sich daher die Gesammtzahl der Unglücklichen belaufen haben, die eingekerkert, aus ihrem Eigenthum vertrieben, gefoltert wurden um der Steuer willen? . . .

In England kommt auf je vier Familien eine unproduktive, und gerade diese lebt im Ueberfluß. Welche Wohlthat für die arbeitende Klasse, sollte man denken, wenn diese Räude des Schmarotzerthums ausgemerzt würde! Gewiß, in der Theorie hat man damit recht; allein in der Praxis wäre die Unterdrückung des Schmarotzerthums ein allgemeines Unglück. Wenn ein Viertel der Bevölkerung Englangs unproduktiv ist, so giebt es dagegen ein anderes Viertel, das für dasselbe arbeitet, und was sollten diese Arbeiter anfangen, wenn sie plötzlich den Absatz ihrer Produkte verlören? Eine absurde Annahme! wendet man mir ein. Ja, absurd ist sie, aber äußerst wirklich und eben weil sie absurd ist, muß man sie gelten lassen. In Frankreich bilden ein Heer von 500,000 Mann, 40,000 Priester, 20,000 Aerzte, 80,000 Männer des Gesetzes, 26,000 Zollbeamte, und ich weiß nicht, wie viele Hunderttausende von andern Unproduktiven jeglicher Art einen ungeheuern Absatzmarkt für unsern Ackerbau und unsere Fabriken. Dieser Absatzweg schließe sich einmal plötzlich, und die Industrie steht still, der Handel macht Bankerott, und der Ackerbau erstickt unter seinen Produkten.

Aber wie soll man das begreifen, daß eine Nation sich gehemmt

sehe in ihrem Gange, wenn sie sich der faulen überflüssigen Mäuler entledigt? — Frage lieber, wie eine Maschine, deren Kohlenverbrauch auf 300 Kilogramm in der Stunde berechnet ist, ihre Kraft verlieren könne, wenn man ihr nur 150 Kilogr. giebt!

Aber könnte man nicht vielleicht diese Unproduktiven zu Producenten machen, wenn man sich ihrer einmal nicht entledigen kann?

Kind, sage mir doch, wie du dich ohne Polizei, ohne Monopol, ohne Konkurrenz, kurz ohne alle die Widersprüche behelfen willst, aus denen sich die Ordnung der Dinge zusammensetzt! Höre.

Im Jahre 1844 schrieb bei Gelegenheit der Unruhen von Rive de Gier Hr. Anselme Petetin in der Revue indépendante zwei sehr vernünftige und freimüthige Artikel über die Anarchie in den Kohlenbergwerken des Loirebeckens. Hr. Petetin zeigte die Nothwendigkeit die Bergwerke zu vereinigen und den Betrieb derselben zu centralisiren. Die Thatsachen, die er zur Kenntniß des Publikums brachte, entgingen keineswegs der Aufmerksamkeit der Regierung. Hat sich aber die Regierung bekümmert um die Vereinigung der Bergwerke und die Organisation dieser Industrie? Durchaus nicht. Sie befolgte das Princip der freien Konkurrenz, ließ geschehen, was geschah, und sah zu.

Seitdem haben sich die Inhaber der Kohlenbergwerke associirt, und nicht ohne den Konsumenten einige Besorgniß einzuflößen; denn diese sahen in dieser Association die geheime Absicht, den Preis des Brennmaterials in die Höhe zu treiben. Wird die Regierung, bei der zahlreiche Beschwerden über diesen Gegenstand eingingen, sich ins Mittel legen, um die Konkurrenz herzustellen und das Monopol zu verhindern? Sie kann es nicht: das Vereinigungsrecht ist nach dem Gesetz identisch mit dem Associationsrecht; das Monopol ist die Grundlage unserer Gesellschaft, wie die Konkurrenz die Erwerbung desselben ist, und wenn daraus keine Emeute entsteht, so wird die Regierung es auch ferner geschehen lassen und zusehen. Wie könnte sie auch anders verfahren? Kann sie eine gesetzlich konstituirte Handelsgesellschaft verbieten? Kann sie Nachbarn zwingen, sich gegenseitig zu Grunde zu richten? Kann sie ihnen verbieten, ihre Kosten zu vermindern? Kann sie ein Maximum aufstellen? Wenn sie eins

von diesen Dingen thäte, so wurde sie die bestehende Ordnung umstoßen. Die Regierung kann also keine Initiative ergreifen; sie ist eingesetzt, um sowohl das Monopol, als die Konkurrenz, zu vertheidigen und zu begünstigen, vorbehältlich der Patente, Koncessionen, Grundsteuern und anderer Verpflichtungen, die sie dem Eigenthum auferlegt hat. Abgesehen von diesen Vorbehalten hat die Regierung keine Art von Recht im Namen der Gesellschaft geltend zu machen. Das sociale Recht ist noch nicht definirt; überdies wäre es auch geradezu die Negation des Monopols und der Konkurrenz. Wie könnte also die Regierung das vertheidigen, was das Gesetz nicht vorgesehen hat, was es nicht definirt, was das Gegentheil der vom Gesetzgeber anerkannten Rechte ist?

Als daher die Bergleute, die wir in den Ereignissen von Rive de Gier als die wahren Vertreter der Gesellschaft, gegenüber den Eigenthümern der Kohlenschachte, anzusehen haben, es sich beikommen ließen, ihren Lohn zu vertheidigen, und dem Preisaufschlage der Monopolisten Widerstand zu leisten, indem sie einem Bündniß ein anderes entgegensetzten, da ließ die Regierung diese Bergleute niederschießen. Sogleich erhoben sich die politischen Kläffer gegen die Staatsgewalt und schrien, sie sei patriotisch, grausam, sie habe sich dem Monopol verkauft u. s. w. Ich für meinen Theil dagegen erkläre, daß diese Art, über die Handlungen der Obrigkeit zu urtheilen, mir wenig philosophisch vorkommt, und daß ich sie mit aller Kraft zurückweise. Es ist möglich, daß man weniger Leute hätte todtschießen können, aber auch möglich, daß man mehr todtgeschossen hätte: die Thatsache, auf die es hier ankommt, ist nicht die Zahl der Todten und Verwundeten, sondern die Bändigung der Arbeiter. Diejenigen, welche die Obrigkeit kritisirt, hätten eben so gehandelt wie sie, abgesehen vielleicht von der Ungeduld ihrer Bajonette und vom richtigen Treffen ihrer Schüsse; sie hätten die Arbeiter ebenfalls gebändigt, sage ich, denn sie hätten nicht anders handeln können. Und der Grund davon, den man umsonst zu verläugnen sucht, ist die Gesetzmäßigkeit der Konkurrenz, der Aktiengesellschaft, des Angebots und der Nachfrage und aller daraus unmittelbar hervorgehenden Konsequenzen, während die Zusammenrottung der Arbeiter eine ungesetzliche war. Und das sagt nicht blos das Strafgesetz, sondern auch das

sich in dieser Beziehung mit der Civilgesetzgebung ganz wie mit den Strafgesetzen. Die erstere wird veranlaßt durch Besitz und Aneignung, die letztere durch das Auftreten der Vergehen und Verbrechen. Hr. Renouard dachte an die in jeder regelnden Bestimmung mittelbar enthaltene Dienstbarkeit und betrachtete nun das Privilegium als eine Entschädigung für diese Dienstbarkeit. Allein was er hinzusetzt, beweist, daß er eigentlich das Umgekehrte sagen wollte. „Das Grundprincip unserer Gesetzgebung, das einer zeitweiligen Genehmigung des Monopols als Preis eines Vertrages zwischen der Gesellschaft und dem Arbeiter, ist stets vorwiegend gewesen u. s. w." Was ist denn im Grunde diese Genehmigung des Monopols? Eine bloße Anerkennung, eine Erklärung. Die Gesellschaft will eine neue Industrie begünstigen, und die Vortheile genießen, die sie verspricht; sie unterhandelt also mit dem Erfinder, wie sie mit dem Ansiedler unterhandelt hat, d. h. sie sichert ihm für eine gewisse Zeit das Monopol seiner Industrie; aber sie schafft nicht das Monopol. Das Monopol ist durch die Thatsache der Erfindung bereits vorhanden, und die Anerkennung des Monopols ist es, was die Gesellschaft konstituirt.

Nachdem diese Zweideutigkeit gehoben ist, komme ich zu den Widersprüchen des Gesetzes.

„Alle industriellen Nationen haben das Bestehen eines zeitweisen Monopols als Preis eines Kontrakts zwischen der Gesellschaft und dem Erfinder angenommen. . . . Ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß alle Gesetzgeber aller Länder sollten einen Raub begangen haben."

Wenn Hr. Renouard dies Werk jemals liest, so wird er mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß meine Kritik nicht seinen Gedanken trifft: er hat die Widersprüche des Patentgesetzes selbst gefühlt. Ich will weiter Nichts als diesen Widerspruch auf das allgemeine System zurückführen.

Zunächst frage ich, warum in der Industrie ein zeitweiliges Monopol, während das Monopol des Landbesitzes ein ewiges ist? Die Aegypter waren konsequenter: bei ihnen waren diese beiden Monopole gleichermaaßen erblich, ewig, unverletzlich. Ich weiß, welche Gründe man geltend gemacht hat gegen die ewige Dauer des schriftstellerischen Eigenthums, und gebe sie sämmtlich zu:

allein diese Gründe finden ganz eben so gut ihre Anwendung auf das Grundeigenthum, ja noch mehr, sie lassen die Gründe, welche man gegen dieses anführt, in ihrer vollen Wucht bestehen. Wo also liegt das Geheimniß aller dieser Verschiedenheiten der Gesetzgebung? — Uebrigens aber brauche ich wohl nicht erst wieder zu sagen, daß ich mit dem Hervorheben dieses Unzusammenhangs weder verleumden noch spotten will: ich sehe ein, daß der Gesetzgeber sich nicht freiwillig, sondern von der Nothwendigkeit gezwungen entschieden hat.

Der schneidendste Widerspruch liegt aber in folgender Bestimmung des Gesetzes (Tit. IV, Art. 30, §. 3): „Bezieht sich das Patent auf Principien, Methoden, Systeme, Entdeckungen, Pläne, die theoretisch oder rein wissenschaftlich sind, und von denen die industrielle Anwendung nicht angegeben ist, so ist das Patent ungültig."

Was ist denn ein Princip, eine Methode, ein theoretischer Plan, ein System? Die eigenste Frucht des Genies, die Erfindnng in ihrer Reinheit, die Idee, Alles! Die Anwendung ist die rohe That, Nichts. So schließt also das Gesetz von der Vergünstigung des Patents gerade das aus, was das Patent verdient hat, nämlich die Idee; dagegen bewilligt sie das Patent der Anwendung, d. h. der materiellen That, einem Exemplar der Idee, wie Plato gesagt haben würde. Es ist falsch, wenn man sagt „Erfindungspatent"; es müßte heißen „Patent der ersten Besitznahme".

Ein Mann, der gegenwärtig die Arithmetik, die Algebra, das Decimalsystem erfände, würde kein Patent erhalten, wohl aber hätte Barême Eigenthumsrecht erlangt für seine Rechenmaschine. Pascal würde für seine Theorie der Schwere der Luft nicht patentirt sein; ein Glaser hätte statt seiner das Privilegium des Barometers bekommen. „Zweitausend Jahre nach der ersten Erfindung der archimedischen Schraube, sagt Hr. Arago, fiel es einem unserer Landsleute ein, daß man diese Schraube, die man benutzt, um Wasser in die Höhe zu ziehen, anwenden könne, um Gas in die Tiefe zu führen. Man braucht sie zu diesem Behuf nur, ohne das Mindeste an ihr zu ändern, anstatt, wie beim Wasseraufziehen, von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken umzudrehen. Auf diese Weise werden beträchtliche Mengen Gas bis auf den Grund einer tiefen Wasserschicht herunter-

geschroben, von wo sie emporsteigen. Beim Durchgehen durch das Wasser reinigt sich das Gas. Ich behaupte, daß dies eine Erfindung war, und daß derjenige, welcher die Möglichkeit sah, die archimedische Schraube als Luftgebläse zu benutzen, Anrecht auf ein Patent hatte." Was hierbei noch merkwürdiger ist, das ist der Umstand, daß Archimedes selbst das Recht, sich seiner Schraube zu bedienen, erst wieder würde zurückkaufen müssen: und Hr. Arago findet das gerecht.

Es ist unnöthig noch mehr Beispiele anzuführen. Was das Gesetz hat monopolisiren wollen, das ist, wie gesagt, nicht die Idee, sondern die That, nicht die Erfindung, sondern die Inbeschlagnahme derselben. Als wäre die Idee nicht die Kategorie, welche alle sie darstellenden Thaten umfaßt; als wäre eine Methode, ein System nicht die Verallgemeinerung von Erfahrungen, mithin das, was recht eigentlich die Frucht des Genies ausmacht, die Erfindung! Hier ist die Gesetzgebung mehr als antiökonomisch: sie streift ans Alberne. Ich habe daher das Recht, den Gesetzgeber zu fragen, warum er trotz der freien Konkurrenz, die nichts Anderes ist, als das Recht, eine Theorie, ein Princip, eine Methode, ein zur Erlangung der Eigenschaft des Eigenthums nicht geeignetes System in Anwendung zu bringen, in manchen Fällen eben diese Konkurrenz, eben diese Anwendung eines Princips dennoch verbietet? „Man kann seine Konkurrenten, sagt Hr. Renouard ungemein treffend, nicht mehr dadurch erdrücken, daß man sich zu Korporationen und Zünften verbindet; man entschädigt sich dafür durch Patente." Warum hat der Gesetzgeber die Hand geboten zu dieser Verschwörung der Monopole, zu dieser Untersagung der Theorien, welche Allen angehören?

Allein was hilfts es, Einen, der nichts antworten kann, fortwährend mit Fragen zu bestürmen? Der Gesetzgeber hat nicht gewußt, in welchem Geiste er handelte, als er diese seltsame Anwendung vom Eigenthumsrecht machte, die man, um genau zu sein, Prioritätsrecht nennen müßte. Er erkläre sich daher wenigstens über die Klauseln des Vertrages, den er in unserm Namen mit den Monopolisten abgeschlossen hat.

Ich übergehe den Theil, der sich auf die Data und andere Ver-

waltungs= und fiskalische Förmlichkeiten bezieht, mit Stillschweigen und bleibe stehen bei dem Artikel:

„Das Patent leistet keine Bürgschaft für die Erfindung."

Allerdings kann und darf die Gesellschaft oder der Fürst, der sie vertritt, die Erfindung nicht verbürgen, weil durch das Zugeständniß eines vierzehnjährigen Monopols die Gesellschaft Käuferin des Privilegiums wird, es mithin Sache des Patentirten ist, die Bürgschaft zu liefern. Wie können daher die Gesetzgeber ganz stolz herkommen und ihren Auftraggebern sagen: Wir haben in Euerm Namen mit dem Erfinder unterhandelt; er verpflichtet sich, Euch seine Entdeckung genießen zu lassen unter der Bedingung, daß er das Geschäft mit derselben vierzehn Jahre lang ausschließlich betreibt. Aber wir verbürgen die Erfindung nicht! — Worauf habt Ihr Euch denn verlassen, Ihr Gesetzgeber? Habt Ihr nicht eingesehen, daß Ihr ohne eine Bürgschaft für die Erfindung ein Privilegium ertheiltet, nicht auf eine wirkliche, sondern nur auf eine mögliche Entdeckung, und daß so das Feld der Industrie von Euch veräußert wurde, bevor der Pflug gefunden war? Eure Pflicht gebot Euch doch vorsichtig zu sein; wer hat Euch den Auftrag gegeben, Euch übertölpeln zu lassen?

So ist also das Erfindungspatent nicht einmal mehr eine Sicherung des Datums, sondern eine vorgreifende Veräußerung. Es ist, als wenn das Gesetz sagen wollte: Ich sichere das Land dem Ersten, der es in Besitz nimmt, jedoch ohne die Beschaffenheit, die Lage, ja selbst nur die Existenz desselben zu verbürgen, ohne zu wissen, ob ich es veräußern darf, ob es überhaupt der Aneignung anheimfallen kann! Eine allerliebste Anwendung der gesetzgebenden Gewalt!

Ich weiß wohl, daß das Gesetz seine vortrefflichen Gründe hatte, zurückhaltend zu sein; aber ich behaupte, daß es auch ganz eben so gute Gründe hatte, sich ins Mittel zu legen.

„Man kann es sich nicht verhehlen, aber auch nicht verhindern, sagt Hr. Renouard, daß die Patente ein Mittel der Charlatanerie sind, während sie zugleich eine rechtmäßige Belohnung der Arbeit und des Genies bilden. . . Dem gesunden Sinne des Publikums liegt es ob, den Schwindeleien ihr Recht widerfahren zu lassen."

Mit demselben Rechte könnte man auch sagen: Der gesunde

Sinn des Publikums mag die wahren und die falschen Arzeneien, den natürlichen und den nachgemachten Wein unterscheiden; der gesunde Sinn des Publikums muß die Orden im Knopfloch richtig würdigen und einen Unterschied machen zwischen dem für wirkliches Verdienst ertheilten und dem, welcher sich auf der Brust der Mittelmäßigkeit und der Intrigue prostituirt. Warum nennt Ihr Euch noch Staat, Obrigkeit, Polizei, wenn der gesunde Sinn des Publikums die Polizei besorgen soll?

Das Gesetz über die Erfindungspatente ist unerläßlich, in seinen Beweggründen aber unmöglich, d. h. unlogisch, willkürlich, verderblich in seiner Bethätigung. Beherrscht von gewissen Nothwendigkeiten, hat der Gesetzgeber geglaubt, im allgemeinen Interesse ein Privilegium für eine bestimmte Sache zu bewilligen; aber es findet sich, daß er dem Monopol eine unbedingte unausgefüllte Vollmacht gegeben, daß er die Möglichkeit, die das Publikum hatte, diese oder jede andere Entdeckung zu machen, verscherzt, die Rechte der Konkurrenten ohne Ausgleichung aufgeopfert und das Zutrauen der Konsumenten der Habgier, der Charlatane vertheidigungslos preisgegeben hat. Um aber der Unsinnigkeit des Vertrages die Krone aufzusetzen, sagt er endlich noch zu Denen, die er hätte sichern müssen: Sichert Euch selber!

Ich glaube eben so wenig als Hr. Renouard, daß die Gesetzgeber aller Zeiten und Länder wissentlich einen Raub begangen, indem sie die verschiedenen Monopole bestätigten, welche die Angeln der Staatsökonomie bilden. Aber Hr. Renouard könnte auch mit mir übereinstimmend einräumen, daß die Gesetzgeber aller Zeiten und aller Länder ihre eigenen Dekrete niemals begriffen haben. Ein Mensch, der taub und blind war, hatte gelernt in seiner Kirche die Glocken läuten und die Thurmuhr aufziehen. Dies Geschäft war für ihn deswegen so bequem, weil er weder vom Dröhnen der Glocken noch durch die Höhe des Thurmes schwindlig wurde. Die Gesetzgeber aller Zeiten und aller Länder, denen ich mit Hrn. Renouard meine tiefste Ehrerbietung bezeige, gleichen diesem Taubundblinden: sie sind die Uhrmännchen aller menschlichen Thorheiten.

Welch ein Ruhm für mich, wenn es mir gelänge, diese Automaten zum Nachdenken zu bewegen, wenn ich's ihnen begreiflich ma-

chen könnte, daß ihr Werk ein Penelope-Gewebe ist, das sie verdammt sind an dem einen Ende wieder aufzutrennen, während sie es am andern fortsetzen!

Während man z. B. der Ausfertigung der Patente Beifall zollt, verlangt man auf andern Punkten die Abschaffung der Privilegien, und stets mit demselben Stolz, derselben Selbstzufriedenheit. H. Horace Say verlangt Freiheit des Fleischhandels. Unter andern Gründen macht er das folgende ganz mathematische Argument geltend.

„Ein Fleischer will sein Geschäft aufgeben und sucht einen Käufer für dasselbe. Er veranschlagt seine Geräthschaften, seine Vorräthe, seinen Ruf und seine Kundschaft; allein bei der gegenwärtigen Wirthschaft bringt er noch den Werth des bloßen Titels, d. h. das Recht der Theilnahme am Monopol in Anschlag. Diese Mehrausgabe des Käufers für das bloße Recht trägt Zinsen, die derselbe auf das Fleisch schlagen muß. Die Beschränkung der Anzahl der Fleischbänke ist als mehr geeignet den Preis des Fleisches zu erhöhen als ihn zu erniedrigen.

„Ich scheue mich nicht, hier beiläufig zu bemerken, daß diese Bemerkung in Bezug auf den Verkauf der Fleischbank auf jedes Geschäft Anwendung findet, das einen verkäuflichen Titel hat."

Gegen die Gründe des Hrn. Horace Say ist nichts einzuwenden; ja, sie gelten für Buchdrucker, Notare, Advokaten, Mäkler, Wechselagenten, Apotheker u. A. eben so gut wie für die Fleischer. Aber sie heben die Gründe nicht auf, welche zur Annahme dieser Monopole bewogen haben, und die im Allgemeinen auf dem Bedürfniß der Sicherheit, Aechtheit und Regelmäßigkeit der Geschäfte, so wie auf den Interessen des Handels und der öffentlichen Gesundheit beruhen. — Der Zweck, sagen Sie, ist nicht erreicht. — Mein Gott ja, das weiß ich: man überlasse die Fleischerei der Konkurrenz, und man bekommt Aas zu essen; man mache sie zum Monopol, und man ißt ebenfalls Aas. Das ist die einzige Frucht, die von der Monopol- und Patentgesetzgebung zu hoffen steht.

Mißbräuche! rufen die Oekonomen, die für regelnde Bestimmungen sind. Man richte für den Handel eine Ueberwachungs-

polizei ein, mache die Fabrikzeichen unerläßlich, bestrafe die Verfälschung der Produkte, u. s. w.

Auf dem Wege, den die Civilisation einmal eingeschlagen, gelangt man stets, wie man sich auch dreht und wendet, zum Despotismus des Monopols, somit zur Bedrückung der Konsumenten; oder zur Vernichtung des Privilegiums durch die Wirksamkeit der Polizei, und sie ist ein Rückschritt in der Oekonomie, eine Auflösung der Gesellschaft durch Zerstörung der Freiheit. Es ist wunderbar! bei diesem System der freien Industrie werden die Mißbräuche wie das Ungeziefer bei der Läusekrankheit gerade durch die Gegenmittel aufs Neue erzeugt, und wenn der Gesetzgeber alle Vergehen unterdrücken, alle Betrügereien überwachen, Personen, Eigenthum und öffentliches Wohl gegen jede Beeinträchtigung sichern wollte, so würde er von Reform zu Reform endlich dahin gelangen, die unproduktiven Verrichtungen dermaßen zu vermehren, daß die ganze Nation von denselben in Anspruch genommen würde und Niemand zum Produciren übrig bliebe. Jedermann würde zur Polizei gehören und die industrielle Klasse zur Mythe werden. Vielleicht würde dann Ordnung herrschen im Monopol.

Der Gedanke, welcher die Fabrikzeichen eingegeben hat, ist von gleicher Herkunft mit dem, welcher früher die Maximumsgesetze diktirte. Auch hier sehen wir wieder einen der zahllosen Kreuzwege der Staatsökonomie.

Es steht fest, daß die Maximumsgesetze, die von ihren Urhebern zur Abhülfe der Hungersnoth erlassen und sehr gut motivirt wurden, nie einen andern Erfolg gehabt haben als eine Verschlimmerung der Hungersnoth. Auch beschuldigen die Oekonomen diese verabscheuten Gesetze nicht der Ungerechtigkeit oder Böswilligkeit, sondern der Ungeschicklichkeit und des Mangels an Politik. Aber welcher Widerspruch liegt in der Theorie, die sie denselben entgegensetzen!

Um der Hungersnoth abzuhelfen, muß man die Lebensmittel herbeirufen, oder, besser gesagt, sie zum Vorschein zu bringen suchen. Bis zu diesem Punkt ist noch nichts dagegen einzuwenden. Damit aber die Lebensmittel zum Vorschein kommen, muß man die Inhaber durch den Gewinn herbeiziehen, ihre Konkurrenz erregen und ihnen vollständige Freiheit auf dem Markt sichern. Sieht dies Verfahren

nicht aus wie die abgeschmackteste Homöopathie? Wie ist es zu begreifen, daß ich desto eher versorgt sein soll, je leichter man mich übertheuern kann? Laßt nur den Dingen ihren Lauf, sagt man, laßt geschehen, was geschieht; laßt Konkurrenz und Monopol walten, namentlich in Zeiten der Noth, und selbst dann, wenn die Noth eine Wirkung der Konkurrenz und des Monopols ist. Welche Logik, besonders aber welche Moral!

Warum aber sollte man nicht einen Tarif für die Pächter einführen, wie einer für die Bäcker besteht? Warum sollte man nicht eine Kontrole der Aussaat, der Ernte, der Weinlese, des Futterbaues und der Viehzucht einrichten, wie es einen Stempel für die Journale, Cirkulare und Vollmachten, eine Regie für die Brauer und Weinhändler giebt? . . . Beim Monopolsystem wäre es, das gebe ich zu, eine Vermehrung der Quälereien; allein bei unserer Neigung zum unredlichen Handel und der Bereitwilligkeit der Regierung, ihr Personal und ihr Budget unaufhörlich zu vermehren, wird ein Inquisitionsgesetz für die Ernten mit jedem Tage mehr unerläßlich.

Uebrigens ist schwer zu sagen, was in Zeiten der Noth mehr Unheil stiftet, der freie Handel oder das Maximum. Wozu man sich aber auch entschließe, — und man kann der Alternative nicht entgehen — die Täuschung ist sicher und das Unheil unermeßlich. Beim Maximum verstecken sich die Waaren, der Schrecken wird durch das Gesetz selbst noch größer, der Preis der Lebensmittel steigt; bald steht die Cirkulation still und die Katastrophe tritt ein, schnell und ohne Barmherzigkeit wie eine Razzia. Bei der Konkurrenz schreitet die Plage langsamer, aber nicht minder verderblich vor: wie viele Menschen siechen hin oder sterben vor Hunger, bevor das Steigen der Preise die Nahrungsmittel herbeizieht! und wie viele Andere werden gebrandschatzt, wenn sie endlich da sind! Es ist die Geschichte von jenem Könige, dem Gott, um seine Ueberhebung zu züchtigen, die Wahl ließ zwischen einer dreitägigen Pest, einer dreimonatlichen Hungersnoth und einem dreijährigen Kriege. David wählte das Kürzeste, die Oekonomen geben dem Längsten den Vorzug. Der Mensch ist so erbärmlich, daß er lieber an der Schwindsucht als am Schlagfluß stirbt: es scheint ihm, als stürbe er dann

nicht eben so sehr. Das ist der Grund, warum man die Uebelstände des Maximums und die Wohlthaten des freien Handels so sehr übertreibt.

Daß übrigens Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren keine allgemeine Hungersnoth erduldet, hat es nicht der Freiheit des Handels zu verdanken, denn dieser versteht es vortrefflich, wenn er will, im Vollen Leerheit zu erzeugen und im Schooße des Ueberflusses die Noth herrschen zu lassen, sondern der Vervollkommnung der Verbindungswege, welche die Entfernungen abgekürzt hat und das einen Augenblick durch örtlichen Mangel gestörte Gleichgewicht bald wiederhergestellt. Ein schlagendes Beispiel für die traurige Wahrheit, daß das allgemeine Wohlsein in der Gesellschaft niemals die Wirkung einer Verständigung unter Einzelnen ist!

Je tiefer man eindringt in dies System illusorischer Vermittlungen zwischen dem Monopol und der Gesellschaft, d. h., wie wir in §. 1 dieses Kapitels gezeigt, zwischen Patriciat und Proletariat, desto mehr wird man gewahr, daß in demselben Alles nach jenem teuflischen Grundsatz angelegt, geregelt und in Ausführung gebracht ist, den Hobbes und Macchiavell, diese Theoretiker des Despotismus, noch nicht kannten, nach dem Grundsatz: **Alles durch das Volk und gegen das Volk.** Während die Arbeit producirt, ergiebt sich das Kapital, unter der Maske einer erlogenen Fruchtbarkeit, dem Genuß und Mißbrauch: der Gesetzgeber hat seine Vermittlung angeboten und den Privilegirten zu brüderlicher Gesinnung ermahnen, dem Arbeiter Bürgschaften gewähren wollen, . . jetzt aber stellt es sich heraus, daß jede dieser Bürgschaften nur ein Marterwerkzeug ist. Hundert Bände, ein zehnfaches Menschenleben und eine Brust von Eisen gehörten dazu, um von diesem Gesichtspunkt die Verbrechen des Staats gegen den Armen und die unendliche Mannichfaltigkeit seiner Martern aufzuzählen. Ein allgemeiner Hinblick auf die Hauptkategorien der Polizei wird genügen, uns ihren Geist und ihre Oekonomie würdigen zu lehren.

Nachdem man durch ein Chaos von bürgerlichen, Handels- und Verwaltungsgesetzen die Gemüther verwirrt, den Begriff der Gerechtigkeit durch Vermehrung der Widersprüche verdunkelt und zur Erläuterung dieses Systems eine ganze Kaste von Auslegern nothwendig

gemacht, mußte man auch noch die Unterdrückung der Vergehen organisiren und für ihre Bestrafung sorgen. Die Kriminaljustiz, diese zahlreiche Sippe in der großen Familie der Unproduktiven, deren Unterhalt Frankreich in jedem Jahr über 30 Millionen kostet, ist für die Gesellschaft ein eben so nothwendiges Existenzmittel geworden, wie das Brot für das Leben des einzelnen Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß der Mensch vom Erzeugniß seiner Hände lebt, während die Gesellschaft ihre eignen Glieder verschlingt und sich mit ihrem eigenen Fleisch ernährt.

Nach der Angabe der Staatsökonomen kommen

in	London	1	Verbrecher auf	89	Einwohner
"	Liverpool	1	" "	45	"
"	Newkastle	1	" "	27	" .

Allein diese Zahlen sind ungenau und drücken, so erschreckend groß sie zu sein scheinen, doch nicht den wahren Grad der gesellschaftlichen Verderbtheit aus, welche durch die Polizei bewirkt wird. Man muß hier nicht bloß die Anzahl der Schuldigen, sondern die der Vergehen ermitteln. Die Arbeit der Kriminalgerichte ist nichts, als ein besonderer Mechanismus, der zazu dient, die Verheerungen, welche die Monopolwirthschaft in der Sittlichkeit der Menschheit anrichtet, herauszustellen. Allein diese offizielle Darlegung ist weit entfernt, das Uebel in seiner ganzen Ausdehnung zu umfassen. Ich gebe hier andere Zahlen, die uns zu einer richtigern Annäherung führen können.

Die Strafgerichtshöfe in Paris haben

im Jahre	1835	106,467	Urtheile gefällt
" "	1836	128,489	" "
" "	1837	140,247	" "

Nehmen wir an, diese Progression habe bis zum J. 1846 fortgedauert und rechnen zu dieser Gesammtsumme abgeurtheilter Fälle die der Assisenhöfe, der gewöhnlichen Polizei und alle nicht zur Kenntnißnahme gekommenen oder unbestraft gebliebenen Vergehen hinzu, deren Anzahl nach der Aussage der Beamten jene der von der Justiz erreichten bei Weitem übertrifft, so erhalten wir das Ergebniß, daß in Paris jährlich mehr Gesetzesübertretungen vorkommen, als die Stadt Einwohner hat. Da man nun von der Zahl der vermuth-

lichen Thäter dieser Ungesetzlichkeiten nothwendig die Kinder von sieben Jahren und darunter, als unzurechnungsfähig, abziehen muß, so ist anzunehmen, daß jeder erwachsene Bürger sich im Jahre drei bis vier Mal gegen die bestehende Ordnung vergeht.

Also erhält sich das System des Eigenthums in Paris nur vermöge eines jährlichen Aufwandes von ein oder zwei Millionen Vergehungen! Wenn auch alle diese Vergehen die That eines einzigen Menschen wären, so bliebe das Argument dennoch in Kraft. Dieser Mensch wäre dann der Sündenbock Israels. Was liegt an der Anzahl Schuldigen, sobald nur die Justiz ihr Kontingent hat?

Gewaltthat, Meineid, Diebstahl, Betrug, Verachtung der Personen und der Gesellschaft liegen so sehr im Wesen des Monopols und gehen auf so natürliche Weise, mit einer solchen Regelmäßigkeit und nach so sichern Gesetzen aus demselben hervor, das man den Stand des Verbrechens berechnen und wenn die Anzahl einer Bevölkerung, der Zustand ihrer Industrie und die Stufe ihrer Bildung gegeben ist, daraus mit Genauigkeii die Statistik der Moral herleiten kann. Die Oekonomen kennen noch nicht das Princip des Werths; wohl aber kennen sie bis auf einige Decimalen die Verhältnißmäßigkeit des Verbrechens. So viel tausend Seelen geben so und so viel Verbrecher, so und so viel Verurtheilungen: das trügt nie. Es ist dies eine der schönsten Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung und einer der ausgebildetsten Zweige der ökonomischen Wissenschaft. Hätte der Socialiasmus diese anklägerische Theorie erfunden, so hätte alle Welt über Verläumdung geschrien.

Was darf uns dabei übrigens Wunder nehmen? Wie das Elend ein nothwendiges Resultat der Widersprüche der Gesellschaft ist, ein Resultat, das man nach dem Zinsfuß, nach dem Betrag der Löhne und den Preisen des Handels bestimmen kann: so sind Verbrechen und Vergehen eine zweite Wirkung desselben Widerstreits und eben so wie ihre Ursache durch die Rechnung annähernd zu ermitteln. Die Anhänger des Materialismus haben die albernsten Folgerungen gezogen aus dieser Abhängigkeit der Freiheit von Zahlengesetzen. Hat denn nicht Alles auf den Menschen Einfluß, was ihn umgiebt und muß er also nicht, da seine ganze Umgebung von nothwendigen

Gesetzen beherrscht wird, selbst in seinen freiesten Bethätigungen die Gegenwirkung dieser Gesetze erfahren?

Denselben Charakter der Nothwendigkeit, den wir in der Einrichtung und Versorgung der Kriminaljustiz aufgezeigt, finden wir, jedoch in einer mehr metaphysischen Form, in ihrer Sittlichkeit.

Nach der Meinung aller Moralisten muß die Strafe so beschaffen sein, daß sie die Besserung des Schuldigen bewirkt und sich demnach von Allem fernhält, was seine Erniedrigung nach sich ziehen könnte. Es sei fern von mir, diese glückliche Geistesrichtung zu bekämpfen und Versuche zu verläumden, die den größesten Männern des Alterthums zur Ehre gereicht haben würden. Die Philanthropie wird trotz des Lächerlichen, das ihrem Namen hie und da anhaftet, in den Augen der Nachwelt doch der ehrenwertheste Zug unserer Epoche bleiben: die nur vertagte Abschaffung der Todesstrafe, die Abschaffung der Brandmarkung, die Studien über die einsame Haft, die Einrichtung von Werkstätten in den Gefängnissen, und eine Menge von andern Reformen, die ich nicht einmal anführen kann, sprechen für einen wirklichen Fortschritt in unsern Ideen und Sitten. Was der Stifter des Christenthums in erhabener Liebesbegeisterung von seinem mystischen Reich erzählte, in dem der reuige Sünder mit größerm Jubel empfangen werden soll als der unschuldige Gerechte, dies Nirgendheim der christlichen Liebe ist das Trachten unserer ungläubigen Gesellschaft geworden, und erwägt man die einmüthige Gesinnung, die in Bezug auf diesen Punkt herrscht, so fragt man sich erstaunt, was denn der Erfüllung dieses Wunsches entgegenstehe?

Ach, die Vernunft ist noch stärker als die Liebe und die Logik zäher als das Verbrechen; es herrscht auch hier wie überall ein unauflöslicher Widerspruch in unserer Civilisation. Wir dürfen uns nicht verirren in phantastische Welten, sondern müssen die Wirklichkeit fassen in ihrer gräßlichen Nacktheit.

„Das Verbrechen, nicht das Schaffott, bringt die Schande", sagt das Sprüchwort. Dadurch allein schon, daß er bestraft wird, vorausgesetzt, daß er es verdient hat, ist der Mensch herabgewürdigt: die Strafe macht ehrlos, nicht kraft der Aussage des Gesetzbuchs, sondern wegen des Fehltritts, der die Bestrafung veranlaßt. Was

liegt also an der materiellen Beschaffenheit der Züchtigung? was helfen alle Euere Zuchthaussysteme? Was Ihr thut, das thut Ihr um Eure Empfindsamkeit zufrieden zu stellen; es ist aber nicht im Stande, dem Unglücklichen, den Eure Gerechtigkeit trifft, seine Ehre wieder zu geben. Mit dem Schuldigen, der einmal mit einer Züchtigung bemakelt ist, ist keine Versöhnung möglich; der ihm anhaftende Flecken ist unauslöschlich und seine Verdammniß ewig. Wenn es anders sein könnte, so würde die Strafe aufhören dem Vergehen angemessen zu sein; sie wäre dann nur noch eine Fiktion, etwas Nichtiges. Wen das Elend zum Raube verleitet hat, der bleibt, wenn er sich von der Gerechtigkeit ertappen läßt, für immer ein Feind Gottes und der Menschen; es wäre ihm besser, er hätte das Licht der Welt niemals erblickt. Bonum erat ei, sagt Christus, si natus non fuisset homo ille. Und was Jesus Christus ausgesprochen hat, das halten Christen und Ungläubige treulich: die Ewigkeit der Schmach ist die einzige von allen Offenbarungen des Evangeliums, welche die eigenthümerische Welt begriffen hat. Wenn nun der Plebejer, den die Arbeit nicht ernähren kann und der nicht stark genug ist, um zu nehmen, sich so durch das Monopol von der Natur getrennt, durch das Elend, die Mutter des Verbrechens und der Strafe, von der Menschheit abgeschnitten sieht: welche Zuflucht bleibt ihm da noch übrig?

Zur Führung dieses Angriffs- und Vertheidigungskrieges gegen das Proletariat ist durchaus eine Staatsgewalt nothwendig: die ausübende Gewalt ist hervorgegangen aus der Nothwendigkeit der Civilgesetzgebung, der Verwaltung und der Gerechtigkeitspflege. Und auch hier wieder haben sich die schönsten Hoffnungen in bittere Täuschungen verwandelt.

Wie der Gesetzgeber, wie der Bürgermeister und wie der Richter hat sich auch der Fürst für den Vertreter der göttlichen Macht ausgegeben. Er hat versprochen, als Vertheidiger der Armen, Wittwen und Waisen Freiheit und Gleichheit rings um seinen Thron herrschen zu lassen, der Arbeit zu Hülfe zu kommen und auf die Stimme des Volks zu hören. Und das Volk hat sich der Staatsgewalt mit Liebe in die Arme geworfen; als ihm aber die Erfahrung

fühlbar machte, daß es die Staatsgewalt gegen sich habe, da legte es dies nicht der Einrichtung zur Last, sondern begann den Fürsten zu beschuldigen, ohne jemals begreifen zu wollen, daß der Fürst, da er von Natur und seiner Bestimmung nach das Oberhaupt der Unproduktiven und der Bedeutendste der Monopolisten ist, unmöglich, was sich auch für ihn daraus ergeben mochte, für das Volk Partei nehmen konnte.

Jede Kritik, sowohl der Regierungsformen als der Regierungsmaaßregeln kommt auf diesen wesentlichen Widerspruch hinaus. Und wenn die sogenannten Theoretiker der Volkssouveränität behaupten, das Mittel gegen die Tyrannei der Staatsgewalt bestehe darin, daß man dieselbe aus der Abstimmung des Volks hervorgehen lasse, so thun sie ganz dasselbe, was das Eichhörnchen thut, wenn es seinen Radkäfig herumdreht. Denn sobald die Bedingungen fortbestehen, welche die Gewalt ausmachen, die Obrigkeit, das Eigenthum, die Hierarchie, so ist die Abstimmung des Volks weiter nichts, als die Einwilligung des Volks zu seiner eigenen Unterdrückung, und das ist die lächerlichste Charlatanerie.

Beim System der Autorität, welchen Ursprungs sie auch sein möge, monarchischen oder demokratischen, ist die Staatsgewalt das edelste Organ der Gesellschaft; durch sie lebt sie, bewegt sie sich; alle Ordnung, alle Vollkommenheit ist ihr Werk. Nach den Definitionen der ökonomischen Wissenschaft dagegen, die der Wirklichkeit entsprechen, ist die Staatsgewalt die Reihe von Unproduktiven, welche die gesellschaftliche Organisation fort und fort zu vermindern trachten muß. Wie also soll sich bei dem Princip der Autorität, das den Demokraten so sehr am Herzen liegt, der Wunsch der Staatsökonomie, welcher zugleich der Wunsch des Volkes ist, verwirklichen können? Wie soll die Regierung, die in dieser Hypothese Alles ist, ein gehorsamer Diener, ein untergeordnetes Organ werden? Soll der Fürst seine Gewalt nur erhalten haben, um sie zu schwächen und, im Hinblick auf die Ordnung, an seiner eigenen Beseitigung arbeiten? Muß er sich nicht vielmehr zu befestigen, sein Personal zu vermehren, unaufhörlich neue Zuschüsse zu erlangen, und sich zuletzt von der Abhängigkeit vom Volke zu befreien suchen, was

stets das unabwendliche Ziel jeder aus dem Volke hervorgegangenen Gewalt ist."

Man sagt, indem das Volk seine Gesetzgeber ernenne, und durch sie der Gewalt seinen Willen verkünde, werde es stets im Stande sein, die Uebergriffe derselben aufzuhalten, und so gleichzeitig die Rolle des Fürsten und die des Souverains ausfüllen. Dies ist, in ein Paar Worten ausgedrückt, die Chimäre der Demokraten, die ewige Mystifikation, mit der sie das Proletariat täuschen.

Soll das Volk Gesetze erlassen gegen die Gewalt, gegen das Princip der Autorität und Hierarchie, welches das Princip der Gesellschaft selbst ist, gegen Freiheit und Eigenthum? Bei unserer Hypothese ist dies widersprechend. Eigenthum, Monopol, Konkurrenz, industrielle Privilegien, Vermögensungleichheit, Uebergewicht des Kapitals, hierarchische und erdrückende Centralisation, administrative Unterdrückung, gesetzliche Willkür werden also beibehalten, und da eine Regierung unmöglich nicht im Sinne ihres Princips handeln kann, so bleibt das Kapital wie zuvor der Gott der Gesellschaft, und das Volk, das stets ausgebeutet, stets entwürdigt wird, hat nichts weiter gewonnen bei dem Versuch seiner Souveränität, als den Beweis seiner Ohnmacht.

Umsonst schmeicheln sich die Parteigänger der Gewalt, alle diese dynastisch-republikanischen Doktrinärs, die sich von einander nur durch ihre Taktik unterscheiden, mit der Hoffnung, wenn sie einmal am Ruder seien, überall Reformen durchzusetzen. Was denn reformiren?

Die Verfassung? — Das ist unmöglich. Wenn die Nation in Masse in die konstituirende Versammlung käme, so würde sie doch erst auseinandergehen, nachdem sie unter einer andern Form ihre Sklaverei beschlossen, oder ihre Zerstreuung dekretirt hätte.

Vielleicht den Code, das Werk des Kaisers, die reine Essenz des römischen Rechts und des Herkommens?

Es ist unmöglich. Was habt Ihr denn an die Stelle zu setzen für Euer eigenthümerisches Herkommen, außerhalb dessen ihr Nichts seht und versteht? für Eure Monopolgesetze, über deren Zirkel eure

Einbildungskraft schlechterdings nicht hinaus kann? Schon über ein halbes Jahrhundert haben das Königthum und die Demokratie, diese beiden Sibyllen, welche die antike Welt uns vermacht hat, es unternommen, ihre Orakel vermöge einer konstitutionellen Vermittlung in Einklang zu bringen: aber welche Offenbarung ist daraus hervorgegangen, seit die Weisheit der Fürsten Hand in Hand geht mit der Stimme des Volks? Ist ein Princip der Ordnung entdeckt? Ist ein Ausgang ermittelt aus dem Labyrinth des Privilegiums? Bevor Fürst und Volk dies seltsame Uebereinkommen abgeschlossen, worin waren da ihre Ideen einander nicht ähnlich, und worin unterscheiden sich dieselben, seit Beide sich anstrengen, den Vertrag zu brechen?

Will man die öffentlichen Lasten vermindern, die Steuer auf einer billigern Grundlage vertheilen?

Es ist unmöglich: bei der Steuer wie zum Heere wird der Mann des Volks stets mehr als den ihm zukommenden Antheil stellen.

Will man das Monopol regeln und der Konkurrenz einen Zügel anlegen?

Es ist unmöglich, denn dadurch würde man die Produktion tödten.

Will man neue Ausfuhrwege eröffnen? Oder den Kredit organisiren, oder das Erbrecht angreifen?

Alles unmöglich! 1)

Will man Nationalwerkstätten einrichten, den Arbeitern, falls ihnen die Arbeit fehlt, ein Minimum sichern, sie am Gewinn theilnehmen lassen?

Unmöglich! Es liegt in der Natur der Staatsgewalt begründet, daß sie sich mit der Arbeit nur abgeben kann, um den Arbeitern Fesseln anzulegen, wie sie sich mit den Produkten nur insoweit abgiebt, als sie von denselben ihren Zehnten erhebt.

---

1) S. weiter unten T. II, Kap. IX, Kap. X und Kap. XI.

Will man die unheilvollen Wirkungen der Maschinen durch ein Entschädigungssystem gut machen? Unmöglich. Oder durch Reglements den verdumpfenden Einfluß der Arbeitszerstückelung bekämpfen? Unmöglich!

Will man das Volk die Wohlthaten des Unterrichts genießen lassen? Unmöglich. Oder einen Waaren- und Lohn-Tarif einführen und durch souveräne Autorität den Werth der Dinge feststellen? Unmöglich, Alles unmöglich.

Von allen Reformen, welche die Gesellschaft in ihrer Noth verlangt, steht keine in der Macht der Staatsgewalt; keine kann von ihr verwirklicht werden, weil ihr Wesen dem widerstreitet, und es dem Menschen nicht gegeben ist, zu vereinigen, was Gott getrennt hat.

Wenigstens, werden die Verfechter der Regierungsinitiative sagen, wenigstens wirst Du doch zugeben, daß zur Vollbringung der Revolution, die von der Entwickelung der Antinomien verheißen ist, die Staatsgewalt eine mächtige Hülfsmacht sein würde. Warum daher Dich einer Reform widersetzen, welche die Gewalt in die Hände des Volks legen und so Deine Pläne so trefflich begünstigen würde? Die sociale Reform ist der Zweck, die politische das Werkzeug: wenn Du den Zweck willst, warum verwirfst Du das Mittel?

So raisonirt heutzutage die ganze demokratische Presse, der ich von ganzer Seele dankbar bin, daß sie endlich durch dies quasi-socialistische Glaubensbekenntniß selbst die Nichtigkeit ihrer Theorien proklamirt hat. Im Namen der Wissenschaft also verlangt die Demokratie als Vorbereitung zur gesellschaftlichen Reform eine politische Reform. Allein die Wissenschaft protestirt gegen diese für sie beleidigende Ausflucht; die Wissenschaft verschmäht jede Allianz mit der Politik, und weit entfernt, von ihr die mindeste Hülfe zu erwarten, muß sie vielmehr mit der Politik das Werk ihrer Ausschließungen beginnen.

Wie gering ist die Wahlverwandtschaft zwischen dem menschlichen Geiste und der Wahrheit? Wenn ich sehe, wie die Demokratie unaufhörlich, um den Einfluß des Kapitals zu bekämpfen, das Kapital, um dem Elend abzuhelfen, den Reichthum, um die Freiheit zu

organisiren, die Hingabe der Freiheit, um die Gesellschaft zu reformiren, die Reform der Regierung verlangt; wenn ich sehe, sage ich, wie sie die Sorge für die Gesellschaft auf sich nimmt, unter der Bedingung, daß die socialen Fragen auf die Seite geschoben oder gelöst werden, so kommt es mir vor, als hörte ich eine Wahrsagerin, die, bevor sie auf die Fragen derer antwortet, die sich an sie wenden, sich zuerst nach ihrem Alter, Stand und Familie und nach allen Begebenheiten ihres Lebens erkundigt. Einfältige Hexe, wenn Du die Zukunft kennst, so mußt Du wissen, wer ich bin und was ich will: warum also fragst Du mich danach?

Ich antworte den Demokraten: wenn ihr wißt, welche Anwendung ihr von der Staatsgewalt machen müßt, und wie dieselbe zu organisiren ist, so seid ihr im Besitz der ökonomischen Wissenschaft. Seid ihr aber im Besitz dieser Wissenschaft, so habt ihr den Schlüssel zu ihren Widersprüchen; wenn ihr im Stande seid, die Arbeit zu organisiren, wenn ihr die Gesetze des Austausches studirt habt, so braucht ihr weder Kapitalien, noch die Nation, noch die Staatsgewalt. Dann seid ihr schon jetzt mächtiger als das Geld, stärker als die Gewalt. Denn weil die Arbeiter zu euch stehen, so seid ihr dadurch allein schon Herren über die Produktion; so haltet ihr den Handel die Industrie und den Ackerbau gefesselt, so verfügt ihr über das gesammte sociale Kapital, so habt ihr die Steuer in eurer Gewalt, so haltet ihr die Staatsgewalt wie belagert, und tretet das Monopol unter die Füße. Welche andere Initiativkraft, welche größere Autorität könnt ihr noch verlangen? Wer hindert euch, eure Theorien in Anwendung zu bringen?

Die Staatsökonomie wahrlich nicht, obgleich sie allgemein befolgt wird und guten Glauben findet; denn da in ihr Alles eine wahre und eine falsche Seite hat, so beschränkt sich eure ganze Aufgabe darauf die ökonomischen Elemente in der Art zu kombiniren, daß ihre Gesammtheit keinen Widerspruch mehr bildet.

Eben so wenig das Civilgesetz: denn dies Gesetz bestätigt das ökonomische Herkommen einzig wegen seiner Vortheile und trotz seiner Uebelstände, ist also, wie die Staatsökonomie selbst, befähigt, sich allen Forderungen einer richtigen Synthese anzuschmiegen, und somit euch so günstig, als irgend möglich.

Endlich ist es auch nicht die Staatsgewalt. Sie ist der letzte Ausdruck des Antagonismus und nur geschaffen zur Vertheidigung des Gesetzes. Sie könnte Euch also nur hinderlich sein, wenn sie ihr eignes Wesen verläugnen wollte.

Wer also, ich frage noch einmal, Wer steht Euch im Wege?

Seid ihr im Besitz der socialen Wissenschaft, so wißt ihr, daß das Problem darin besteht, nicht nur die Unproduktiven — denn in Bezug auf sie bleibt Gott Lob wenig zu thun übrig — sondern auch die Producenten zu organisiren, und vermöge dieser Organisation sowohl das Kapital zu unterwerfen, als auch die Staatsgewalt unterzuordnen. Das ist der Krieg, den ihr zu führen habt: ein Krieg der Arbeit gegen das Kapital, der Freiheit gegen die Autorität, des Producenten gegen den Unproduktiven, der Gleichheit gegen das Privilegium. Was ihr verlangt, um den Krieg zu einem guten Ende zu führen, ist gerade das, was ihr bekämpfen sollt. Um aber die Staatsgewalt zu bekämpfen und zu besiegen, um sie an die Stelle zu setzen, die ihr in der Gesellschaft zukommt: zu diesem Behuf nutzt es nichts, wenn man die Inhaber der Gewalt wechselt, oder irgend eine Veränderung in ihren Verrichtungen vornimmt: es muß eine landwirthschaftliche industrielle Kombination gefunden werden, vermittelst welcher die Staatsgewalt, die gegenwärtig die Beherrscherin der Gesellschaft ist, ihre Sklavin wird. Besitzt ihr das Geheimniß dieser Kombination?

Aber was rede ich! Das ist es ja gerade, was ihr nicht zugebt. Da ihr die Gesellschaft nicht ohne Hierarchie begreifen könnt, so habt ihr euch aufgeworfen zu Aposteln der Autorität; als Verehrer der Gewalt sinnt ihr nur darauf, sie zu befestigen und der Freiheit den Maulkorb anzulegen; euer Lieblingsgrundsatz ist, daß man wider Willen des Volkes für das Wohl des Volkes sorgen müsse. Anstatt die Reform der Gesellschaft durch Vernichtung der Gewalt und Politik zu Stande zu bringen, wollt ihr gerade eine Herstellung der Gewalt und der Politik. Nachher versprecht ihr uns in einer Reihe von Widersprüchen, welche allerdings beweisen, daß ihr es aufrichtig meint, deren Trüglichkeit aber den wahren Freunden der Staatsgewalt, den Aristokraten und Monarchisten, euern Mitbewer-

dern, wohl bekannt ist, eben von Seiten der Staatsgewalt Sparsamkeit in den Ausgaben, gleichmäßige Vertheilung der Steuer, Schutz für die Arbeit, Unentgeltlichkeit des Unterrichts, allgemeines Stimmrecht und alle die Utopien, die sich mit der Autorität und dem Eigenthum schlechterdings nicht vertragen. Darum ist auch die Gewalt in euern Händen immer nur in Gefahr; eben darum habt ihr sie nie behalten können, eben darum genügten am 18. Brumaire vier Männer, euch dieselbe zu entreißen, und eben darum wird euch das Bürgerthum, das sie eben so sehr liebt wie ihr und eine starke Regierung will, dieselbe nicht wiedergeben.

Sie ist die Gewalt, das Werkzeug der Gesammtmacht, die in der Gesellschaft geschaffen wurde, um als Vermittler zu dienen zwischen der Arbeit und dem Privilegium, unabwendlich gekettet an das Kapital, und gegen das Proletariat gerichtet. Keine politische Reform kann diesen Widerspruch lösen, weil nach dem Geständniß der Politiker selbst eine derartige Reform nur dahin führen würde, der Gewalt eine größere Ausdehnung und Energie zu verschaffen, und weil diese die Vorrechte des Monopols doch nicht antasten könnte, wofern sie nicht die Hierarchie umstürzen und die Gesellschaft auflösen wollte. Das Problem besteht also für die arbeitenden Klassen nicht darin, die Gewalt und das Monopol zu erobern, sondern darin, beide zu überwinden, d. h. aus dem Innersten des Volks eine größere Autorität, eine mächtigere Thatsache erstehen zu lassen, welche das Kapital und den Staat umfaßt und sie unterjocht. Jeder Reformvorschlag, der nicht diese Bedingung erfüllt, ist nur eine Geißel mehr, eine schildwachthaltende Ruthe, virgam vigilantem, sagte ein Prophet, die das Proletariat bedroht.

Die Krone dieses Systems ist die Religion. Ich brauche mich hier nicht mit dem philosophischen Gehalt der religiösen Ansichten zu befassen, ihre Geschichte zu erzählen, ihre Deutung zu ermitteln, sondern ich beschränke mich darauf, den ökonomischen Ursprung der Religion in Betracht zu ziehen, das geheime Band, welches sie mit der Polizei verbindet, die Stelle, welche sie in der Reihe der gesellschaftlichen Manifestationen einnimmt.

Der Mensch giebt die Hoffnung auf, das Gleichgewicht seiner

Mächte zu finden, und fliegt so gleichsam aus sich selbst heraus, um im Unendlichen die oberste unbedingte Harmonie zu suchen, deren Verwirklichung für ihn der höchste Grad von Vernunft, Kraft und Glück ist. Da er sich mit sich selbst nicht in Uebereinstimmung bringen kann, wirft er sich nieder vor Gott und betet. Er betet, und sein Gebet, der Lobgesang, den er Gott singt, ist eine Lästerung auf die Gesellschaft.

Von Gott, sagt sich der Mensch, von Gott kommt alle Obrigkeit und Gewalt. Daher sollen wir Gott und dem Fürsten gehorchen. Obedite Deo et principibus. — Von Gott kommen Gesetz und Gerechtigkeit: Per me reges regnant, et potentes decernunt justitiam: daher habt Ehrfurcht vor den Worten des Gesetzgebers und der Obrigkeit. Gott ist es, der die Arbeit gedeihen, den Reichthum entstehen läßt und wieder vernichtet: sein Wille geschehe! Dominus dedit, Dominus abstulit, sit nomen Domini benedictum. Gott ist es, der mich züchtigt, wenn das Elend mich verzehrt, und wenn ich Verfolgung erdulde, um der Gerechtigkeit willen: daher laßt uns mit Ehrfurcht die Züchtigung hinnehmen, deren seine Barmherzigkeit sich bedient, um uns zu läutern: Humiliamini igitur sub potenti manu Dei. Dies Leben, das Gott mir gegeben hat, ist nichts, als eine Prüfung, welche mich zum Heile führt; laß uns die Lust meiden, den Schmerz lieben und aufsuchen; die Buße sei unser Ergötzen. Die Trübsal, die von der Ungerechtigkeit kommt, ist eine Gnade von oben; selig, die da weinen! Beati, qui lugent! . . . Haec est enim gratia, si quis sustinet tristitias, patiens injuste.

Vor einem Jahrhundert ließ ein Missionär dieser gehässigen Moral ihr Recht widerfahren, als er einmal vor einem Zuhörerkreise von Geldmenschen und großen Herren predigte. „Was habe ich gethan? rief er mit Thränen in den Augen. Ich habe die Armen betrübt, die besten Freunde meines Gottes; ich habe die Strenge der Buße gepredigt vor Unglücklichen, die kein Brot zu essen hatten. Hier, wo mein Auge nur Mächtige und Reiche erblickt, Unterdrücker der duldenden Menschheit, hier sollte ich das Wort Gottes ertönen lassen in seiner vollen donnernden Gewalt! . . .“

Man muß jedoch zugeben, daß die Theorie der Ergebung der Gesellschaft gute Dienste geleistet hat, indem sie die Empörung verhinderte. Die Religion hat die Unverletzlichkeit der Gewalt und des Privilegiums durch das göttliche Recht geheiligt, und dadurch der Menschheit Kraft gegeben, ihre Bahn fortzusetzen und ihre Widersprüche zu erschöpfen. Ohne diese um die Augen des Volks gewundene Binde hätte sich die Gesellschaft tausend Mal aufgelöst. Es mußte gelitten werden, wenn sie genesen sollte, und die Religion, die Trösterin der Betrübten, bewog den Armen, das Leiden auf sich zu nehmen. Dies Leiden hat uns dahin geführt, wo wir stehen; die Civilisation, die dem Arbeiter alle seine Wunder verdankt, verdankt auch jetzt noch seiner freiwilligen Aufopferung ihre Zukunft und ihre Existenz. Oblatus est quia ipse voluit et livore ejus sanati sumus.

O Volk der Arbeiter, Du enterbtes, gequältes, geächtetes Volk, das man einkerkert, richtet und tödtet, beschimpftes und gebrandmarktes Volk! Weißt Du nicht, daß selbst die Geduld, selbst die Hingebung ihre Grenze hat? Wirst Du nicht aufhören, ihnen Dein Ohr zu leihen, diesen Predigern des Mysticismus, welche Dich auffordern zu beten und auszuharren, die das Heil bald durch die Religion, bald durch die Staatsgewalt predigen, und deren heftiges laut ertönendes Wort Dich gefangen nimmt? Deine Bestimmung ist ein Räthsel, das weder die physische Kraft, noch der Seelenmuth, weder die Erleuchtung der Begeisterung, noch die Ueberspannung irgend eines Gefühls zu lösen im Stande sind. Wer Dir das Gegentheil sagt, der betrügt Dich, und alle seine Reden rücken die Stunde Deiner Befreiung, die schon schlagen will, nur immer weiter hinaus. Was will Begeisterung und Gesinnung, was will eine leere Poesie ausrichten im Kampf mit der Nothwendigkeit? Die Nothwendigkeit zu besiegen, vermag nur die Nothwendigkeit, dies letzte Mittel der Natur, dies reine Wesen der Materie und des Geistes.

So mußte der Widerspruch des Werths, entstanden aus der Nothwendigkeit des freien Willens, besiegt werden durch die Verhältnißmäßigkeit des Werths, eine zweite Nothwendigkeit, welche die Freiheit und die Intelligenz durch ihre Vereinigung erzeugen. Sollte aber dieser Sieg der intelligenten und freien Arbeit alle seine Konse-

quenzen erzeugen, so mußte die Gesellschaft eine lange Entwickelung von Qualen durchmachen.

Es war also nothwendig, daß die Arbeit sich theilte, um ihre Gewalt zu vermehren, und durch diese Theilung war mit Nothwendigkeit die Erniedrigung und Verarmung des Arbeiters gegeben.

Es war nothwendig, daß diese ursprüngliche Theilung wieder zusammenging in wissenschaftlichen Instrumenten und Kombinationen, und daß durch diese Wiedervereinigung der in eine untergeordnete Stellung herabgedrückte Arbeiter neben seinem rechtmäßigen Lohn sogar die Ausübung der Industrie verlor, die ihn ernährte.

Es war nothwendig, daß dann die Konkurrenz die dem Untergang nahe Freiheit emancipiren kann, und daß diese Befreiung zu einer umfassenden Ausstoßung von Arbeitern führte.

Es war nothwendig, daß der Producent, geadelt durch seine Kunst, wie vormals der Krieger durch das Waffenhandwerk, sein Banner erhob, auf daß die Tapferkeit des Mannes in der Arbeit wie im Kriege geehrt würde, zugleich aber nothwendig, daß aus dem Privilegium sofort das Proletariat entsprang.

Es war nothwendig, daß darauf die Gesellschaft den besiegten, zum Bettler gewordenen und obdachlosen Plebejer unter ihren Schutz nahm, zugleich aber nothwendig, daß dieser Schutz sich in eine neue Reihe von Qualen verwandelte.

Wir werden auf unserm Wege noch andern Nothwendigkeiten begegnen, die sämmtlich, wie die ersten verschwinden vor größern Nothwendigkeiten, bis endlich die allgemeine Gleichung, die oberste Nothwendigkeit, die triumphirende Thatsache erscheint, welche die Herrschaft der Arbeit für ewige Zeiten begründen soll.

Allein diese Lösung kann weder aus einem Handstreich, noch aus einer vergeblichen Vermittlung hervorgehen. Es ist eben so unmöglich, Arbeit und Kapital zu associiren, als ohne Arbeit und ohne Kapital zu produciren; — eben so unmöglich, die Gleichheit durch die Staatsgewalt zu Stande zu bringen, als die Staatsgewalt und die Gleichheit aufzuheben, und eine Gesellschaft ohne Volk und ohne Polizei einzurichten.

Es muß, ich wiederhole es, es muß eine höhere Kraft die gegenwärtigen Formeln der Gesellschaft umkehren, und die **Arbeit** des Volks, nicht seine Tapferkeit, auch nicht seine Abstimmung, muß dem Volk durch eine wissenschaftliche, gesetzliche, unsterbliche, unentreißbare Kombination das Kapital unterwerfen und ihm die Macht überliefern.

Achtes Kapitel.

Das Gesetz des Widerspruchs in Bezug auf die Verantwortlichkeit Gottes und des Menschen, oder die Lösung des Problems der Vorsehung.

Die Alten gaben das Vorhandensein des Bösen in der Welt der menschlichen Natur Schuld.

Die christliche Theologie hat diesen Satz nur in ihrer Weise ausgeschmückt, und da diese Theologie die ganze religiöse Periode vom Ursprung der Gesellschaft an bis auf unsere Tage zusammenfaßt, so kann man sagen, daß das Dogma von der Erbsünde die Zustimmung der ganzen Menschheit für sich hat, und eben dadurch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt.

Da nun nach allen Zeugnissen der Weisheit des Alterthums jedes Volk seine eignen Institutionen als vortrefflich vertheidigt und preist, so hat man die Ursache des Bösen weder in den Religionen, noch in den Regierungen, noch in den herkömmlichen Gebräuchen zu suchen, sondern in einer uranfänglichen Verderbniß, in einer Art von angeborner Bosheit des menschlichen Willens. Was nun die Frage anlangt, wie ein Wesen uranfänglich böse sein und im Ursprung verdorben werden konnte, so zogen sich die Alten durch Gleichnisse aus

dieser Schwierigkeit: der Apfel Evas und die Büchse der Pandora sind unter ihren symbolischen Lösungen berühmt geblieben.

Das Alterthum hat also die Frage nach dem Ursprunge des Bösen in seinen Mythen nicht nur gestellt, sondern sie auch gelöst durch eine andere Mythe, indem es ohne Bedenken die Sträflichkeit unserer Gattung ab ovo behauptete.

Die modernen Philosophen haben im Gegensatz zum christlichen Dogma ein eben so dunkles Dogma aufgestellt: das von der Verderbniß der Gesellschaft. Der Mensch ist gut geboren, ruft Rousseau in seinem absprechenden Styl; aber die Gesellschaft, d. h. die Formen und Institutionen der Gesellschaft, verdirbt ihn. In diesen Ausdrücken hat sich das Paradoxon oder richtiger die Protestation des Genfer Philosophen geformelt.

Es leuchtet aber ein, daß diese Idee nur die Umkehrung der Hypothese des Alterthums ist. Die Alten beschuldigten den einzelnen Menschen; Rousseau den Gesammtmenschen: im Grunde ist es stets derselbe, und zwar ein absurder Satz.

Gleichwohl war die Formel Rousseau's, trotz der Grundeinheit und Gleichheit des Princips, eben weil sie ein Gegensatz war, ein Fortschritt. Daher ward sie denn auch mit Begeisterung aufgenommen, und wurde das Signal einer Reaktion voller Antilogien und Inkonsequenzen. Seltsam genug! mit dem Bannstrahl, den der Verfasser des Emil gegen die Gesellschaft schleuderte, beginnt der moderne Socialismus.

Seit siebzig oder achtzig Jahren wird das Princip der gesellschaftlichen Verderbniß ausgebeutet und popularisirt von verschiedenen Sektirern, welche Rousseau abschreiben, aber gleichwohl die antisociale Philosophie dieses Schriftstellers mit aller Macht zurückweisen, ohne gewahr zu werden, daß sie allein schon dadurch, daß sie die Gesellschaft zu reformiren trachten, eben so unsocial oder unsocialisirbar sind wie er. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie diese Pseudo-Neuerer, als Nachtreter Jean Jacques Rousseau's, Monarchie, Demokratie, Eigenthum, Gütergemeinschaft, Mein und Dein, Monopol, Löhnerthum, Polizei, Steuer, Luxus, Handel, Geld, mit einem Wort, Alles, was die Gesellschaft ausmacht, und ohne welches die Gesellschaft undenkbar ist, verdammen, und dann

wieder eben diesen Jean Jacques menschenfeindlicher Gesinnung und der Anwendung von Trugschlüssen beschuldigen, weil er bei der Aufzeigung des Widerstreits der Civilisation zugleich die Nichtigkeit aller Utopien erkannte, und streng über die Wissenschaft aburtheilte, während er dennoch zugab, daß es außer der Gesellschaft keine Menschheit gebe.

Denjenigen, die sich auf die Aussage der Verleumder und Abschreiber hin einbilden, Rousseau habe seinen Satz nur aus einer eiteln Sucht nach Eigenthümlichkeit verfochten, rathe ich, den „Emil" und den „Gesellschaftsvertrag" noch einmal zu lesen. Dieser bewundernswürdige Dialektiker sah sich genöthigt, die Gesellschaft vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus zu negiren, obgleich er sie als nothwendig zugeben mußte, eben so wie wir, die wir an einen unendlichen Fortschritt glauben, nicht aufhören, den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft als normal und abschließend zu leugnen. Der Unterschied besteht nur darin, daß Rousseau sich bemühte, vermöge einer eignen politischen Kombination und eines besondern Systems der Erziehung den Menschen Demjenigen zu nähern, was er die **Natur** nannte, und was für ihn das Ideal der Gesellschaft war, während wir, in einer tiefern Schule unterrichtet, behaupten, daß die Aufgabe der Gesellschaft die ist, ihre Antinomien unaufhörlich zu lösen, wovon Rousseau noch keine Idee haben konnte. Abgesehen also von dem jetzt aufgegebenen System des „Gesellschaftsvertrages" steht der Socialismus, was die Kritik betrifft, noch immer auf demselben Standpunkt wie Rousseau, was er auch dagegen sagen mag, und ist genöthigt, die Gesellschaft unaufhörlich zu reformiren, d. h. sie fort und fort zu negiren.

Kurz, Rousseau hat nur auf eine allgemeine und abschließende Weise erklärt, was die Socialisten im Einzelnen und in jedem Moment des Fortschritts wiederholen, nämlich daß die gesellschaftliche Ordnung unvollkommen ist, und daß an derselben stets Etwas fehlt. Der Irrthum Rousseau's besteht nicht und kann nicht bestehen in dieser Negation der Gesellschaft, sondern, wie wir alsbald zeigen werden, darin, daß er seine Beweisführung nicht bis zum Ende durchzuführen und gleichzeitig die Gesellschaft, den Menschen und Gott zu leugnen vermochte.

Wie dem auch sei, die Theorie von der Unschuld des Menschen, die in Wechselbeziehung mit der Theorie von der Verderbniß der Gesellschaft steht, hat zuletzt das Uebergewicht erhalten. Die große Mehrzahl des Socialismus, Saint Simon, Owen, Fourier und ihre Schüler, die Kommunisten, Demokraten und Progressisten aller Art haben die christliche Mythe vom Sündenfall feierlich verworfen und das System einer Verirrung der Gesellschaft an ihre Stelle gesetzt. Da die Mehrzahl dieser Sektirer trotz ihrer schreienden Religionsverachtung noch zu religiös, zu fromm waren, um das Werk J. J. Rousseau's zu vollenden, und die Verantwortlichkeit für das Böse bis auf Gott zurückzuführen, so haben sie ein Mittel ausfindig gemacht, aus der Hypothese Gottes das Dogma von der angebornen Güte des Menschen herzuleiten, und dann auf das Herrlichste gegen die Gesellschaft loszudonnern angefangen.

Die theoretischen und praktischen Konsequenzen dieser Reaktion waren, daß das Böse, d. h. die Wirkung des innern und äußern Kampfes etwas an sich nicht Normales und nur Vorübergehendes seien, und somit auch die Straf- und Repressivanstalten nur Uebergangseinrichtungen seien; daß es im Menschen keine angeborne Sünde gebe, sondern nur die Umgebung, in welcher er lebe, seine Neigung verderbt habe; daß die Civilisation sich geirrt habe in Bezug auf ihre eignen Tendenzen; daß der Zwang unsittlich, unsere Leidenschaften heilig seien; daß der Genuß heilig sei und erstrebt werden müsse, wie die Tugend selbst, weil Gott heilig sei, der uns denselben begehren lasse. Als nun der Beredtsamkeit der Philosophen noch die Weiber zu Hülfe kamen, da regnete auf das wie angedonnerte Publikum eine ganze Sündfluth von Protestationen gegen die Gebundenheit herunter, quasi de vulva erumpens, um mich eines Vergleichs aus der heiligen Schrift zu bedienen.

Man erkennt die Schriften dieser Schule an ihrem Evangelienstyl, an ihrem hypochondrischen Theismus und: besonders an ihrer Zweideutigkeitsdialektik.

„Man mißt die Schuld aller unserer Uebel," sagt Hr. Louis Blanc, „der menschlichen Natur bei; allein man sollte sie der Fehlerhaftigkeit der socialen Einrichtungen zuschreiben. Man blicke nur um sich: wie viele Fähigkeiten nehmen eine falsche Stelle ein, und

sind somit der Verderbniß anheimgegeben! Welche Menge von Thatkraft hat sich einem regellosen Ungestüm überlassen, weil sie nicht ihren rechtmäßigen und natürlichen Gegenstand und Zweck gefunden! Man zwingt unsere Leidenschaften den Weg durch eine unlautere Atmosphäre zurückzulegen; sie verschlimmern sich in ihr: darf man darüber erstaunen? Man bringe einen gesunden Menschen in eine verpestete Luft, so athmet er den Tod ein... Die Civilisation hat einen falschen Weg eingeschlagen ....; und wollte man sagen, es könne nicht anders sein, so verlöre man dadurch das Recht, von Gleichheit, Sittlichkeit, Fortschritt zu sprechen, ja, das Recht von Gott zu reden. Dann verschwindet die Vorsehung, um dem gröbsten Fatalismus Platz zu machen." Der Name Gottes wird in der „Organisation der Arbeit" von Hrn. Blanc an die vierzig Mal wiederholt, und stets, um damit — Nichts zu sagen. Hrn. Blanc führe ich deshalb vorzugsweise an, weil er in meinen Augen besser als irgend ein Anderer die vorgeschrittene demokratische Ansicht vertritt, und weil ich ihm gern Ehre widerfahren lasse, indem ich ihn widerlege.

Während also der Socialismus, unterstützt von der äußersten Demokratie, den Menschen vergöttlicht, indem er das Dogma vom Sündenfall verwirft, und somit Gott, der hinfort zur Vervollkommnung seiner Kreatur überflüssig ist, entfernt, fällt doch derselbe Socialismus aus Geistesfreiheit wieder zurück in die Behauptung einer Vorsehung, und das in demselben Augenblick, wo er die Vorsehungs-Autorität der Geschichte leugnet.

Da nun bei den Menschen nichts als der Widerspruch Aussicht hat auf Erfolg, so hat man die Idee einer Religion des Vergnügens, die während einer Verfinsterung der allgemeinen Vernunft nach Epikurs Lehre aufgefrischt ward, als eine Inspiration des Nationalgeistes angenommen. Sie ist das Merkmal, an welchem man die neuen Theisten von den Katholiken unterscheidet, gegen welche die Erstern nur aus Nebenbuhlerschaft im Fanatismus seit zwei Jahren ein solches Geschrei erhoben haben. Es ist heutzutage einmal Mode, bei jeder Gelegenheit von Gott zu sprechen und sich gegen den Pabst zu ereifern, die Vorsehung anzurufen und die Kirche zu verunglimpfen. Gott sei gedankt, wir sind nicht gottlos, sagte eines Tages die Réforme; und das um so mehr, hätte sie hinzufügen können,

um ihre Inkonsequenz vollständig zu machen, als wir auch keine Christen sind. Alles, was eine Feder führt, hat sich verabredet, das Volk zu beschwatzen, und der erste Artikel des neuen Glaubensbekenntnisses lautet, daß Gott unendlich gut ist, und den Menschen gut geschaffen hat, wie er selbst, was aber den Menschen nicht hindert, unter den Augen Gottes böse zu werden in einer abscheulichen Gesellschaft.

Gleichwohl ist es, trotz dieses Scheins, ja ich will sagen, trotz dieser Anwandlung von Religion, ersichtlich, daß der zwischen dem Socialismus und der christlichen Ueberlieferung, zwischen dem Menschen und der Gesellschaft begonnene Streit mit einer Negation der Gottheit endigen muß. Die Vernunft der Gesellschaft unterscheidet sich für uns nicht von der absoluten Vernunft, die nichts Anderes ist, als Gott selbst, und die Gesellschaft in ihren bisherigen Phasen leugnen heißt die Vorsehung, heißt Gott leugnen.

Wir stehen also zwischen zwei einander widersprechenden Negationen und Affirmationen: die eine hat die Stimme des gesammten Alterthums für sich und läßt die Gesellschaft und Gott, den sie vertritt, aus dem Spiele, und überträgt das Princip des Bösen allein auf den Menschen; die andere protestirt im Namen des freien, geistbegabten und fortschreitenden Menschen, und legt den socialen Gebrechen und somit in unvermeidlicher Folgerung dem die Gesellschaft schaffenden und inspicirenden Geiste alle Störungen des Weltalls zur Last.

Da nun alle Regelwidrigkeiten der gesellschaftlichen Ordnung und die Unterdrückung der persönlichen Freiheiten besonders aus der Bethätigung der ökonomischen Widersprüche entspringen, so haben wir, im Hinblick auf die ermittelten gegebenen Verhältnisse, zu untersuchen:

1) Ob die Schicksalsnothwendigkeit, deren Kreis uns umgiebt, dermaßen gebieterisch und nöthigend über unserer Freiheit steht, daß wir aufhören, für die Uebertretungen des Gesetzes, die wir unter der Herrschaft der Antinomien begehen, zurechnungsfähig zu sein? und woraus im Fall der Verneinung dieser Frage diese dem Menschen eigenthümliche Schuldfähigkeit entspringt.

2) Ob nicht das hypothetische, allgütige, allmächtige, allweise Wesen selbst, welchem der Glaube die oberste Leitung der menschlichen Regungen zuschreibt, die Menschheit im Stiche gelassen hat im Augen-

blick der Gefahr? Im Fall der Bejahung haben wir diese Unzulänglichkeit der Gottheit zu erklären.

Kurz, wir werden untersuchen, ob der Mensch Gott ist, ob Gott selbst Gott ist, oder ob wir, um die ganze Fülle der Einsicht und Freiheit zu erfassen, etwas Höheres zu suchen haben.

§. 1.

Die Schuldhaftigkeit des Menschen und der Mythus vom Sündenfall.

So lange der Mensch unter dem Gesetz des Egoismus lebt, klagt er sich selbst an; sobald er sich erhebt zum Begriff eines socialen Gesetzes, trifft seine Anklage die Gesellschaft. In beiden Fällen ist es stets die Menschheit, welche die Menschheit anklagt, und was bisher auf das Klarste aus dieser zwiefachen Anklage hervorgeht, ist die seltsame Fähigkeit des Menschen, welche wir noch nicht erwähnt haben, und welche die Religion Gott wie dem Menschen beilegt, die Fähigkeit zu **bereuen.**

Was bereut denn die Menschheit? Wofür will uns Gott, der ebenfalls Reue um uns empfindet, bestrafen? Poenituit Deum, quod hominem fecisset in terra; et tactus dolore cordis intrinsecus, delebo, inquit, hominem. . .

Wenn ich bewiese, daß die Vergehen, deren die Menschheit sich anklagt, nicht die Folge ihrer ökonomischen Verlegenheiten sind, obschon diese aus der Verfassung ihrer Ideen hervorgehen, daß der Mensch das Böse unentgeltlich und ungezwungen verübt, eben so, wie er sich ehrt durch heldenmüthige Thaten, welche die Gerechtigkeit nicht erheischt: so würde daraus folgen, daß der Mensch vor dem Richterstuhle seines Gewissens zwar gewisse mildernde Umstände geltend machen, niemals aber von seinem Vergehen ganz entlastet werden kann; daß er bald Lob, bald Tadel verdient, was stets ein Geständniß seines unharmonischen Zustandes ist: kurz, daß das Wesen seiner Seele ein beständiges Ringen entgegengesetzter Anziehungskräfte, daß seine Moral ein Schaukelsystem, mit einem Wort — und dies Wort sagt Alles — Eklekticismus ist.

Der Beweis ist bald geliefert.

Es besteht ein Gesetz, früher als unsere Freiheit, erlassen beim Anfange der Welt, vervollständigt von Jesus Christus, gepredigt, bezeugt von den Aposteln, Märtyrern, Bekennern und Jungfrauen, dem Menschen ins Herz gegraben, und höher als alle Metaphysik: es ist die **Liebe**. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, sagt uns Christus nach Moses. Darin liegt Alles. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und die Gesellschaft ist vollkommen; liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und alle Unterschiede von Fürst und Hirt, reich und arm, gelehrt und unwissend, fallen fort und aller Widerstreit der menschlichen Interessen verschwindet. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und das Glück im Bunde mit der Arbeit wird, frei von aller Sorge um die Zukunft, Deine Tage erfüllen. Um dies Gesetz zu erfüllen und sich glücklich zu machen, braucht der Mensch nur der Neigung seines Herzens zu folgen und auf die Stimme seines Mitgefühls zu hören. Aber er widersteht! Er thut noch mehr: nicht zufrieden damit, sich seinem Nächsten vorzuziehen, arbeitet er beständig daran, seinen Nächsten zu vernichten: nachdem er die Liebe verrathen durch Egoismus, stürzt er sie um durch Ungerechtigkeit.

Der Mensch ist dem Gesetz der Nächstenliebe untreu, und benutzt für sich selbst ohne irgend eine Nothwendigkeit die Widersprüche der Gesellschaft als eben so viel Mittel zu schaden; durch seinen Egoismus ist die Civilisation ein Krieg voller Ueberfälle und Hinterhalte geworden; er lügt, raubt und mordet, ohne zur Nothwehr gezwungen zu sein, ohne Herausforderung, ohne Entschuldigung. Kurz, er verübt das Böse mit allen Merkmalen einer überlegenden bösartigen Neigung, die um so verworfener ist, da sie zugleich, wenn sie will, unentgeltlich das Gute thun und sich aufopfern kann, weshalb man denn auch eben so treffend als tief gesagt hat: Homo homini lupus, vel Deus.

Um mich nicht allzuweit auszulassen und besonders um kein Urtheil im Voraus zu sprechen über Fragen, die ich wieder aufnehmen muß, beschränke ich mich auf das Gebiet der bereits dargelegten ökonomischen Thatsachen.

Wenn auch die Theilung der Arbeit vermöge ihrer Natur bis zum Tage einer synthetischen Organisation eine unwiderstehliche Ur-

sache physischer, moralischer und geistiger Ungleichheit unter den Menschen ist, so vermögen dennoch weder die Gesellschaft noch das Gewissen etwas dagegen auszurichten. Es ist dies eben eine Nothwendigkeit, an welcher der Reiche eben so unschuldig ist, als der Theilarbeiter, der sich vermöge seines Standes zu allen Arten von Entbehrungen verurtheilt sieht.

Allein wie kommt es, daß diese unabwendliche Ungleichheit sich für die Einen in ein Adelsrecht, für die Andern in die Eigenschaft der Verworfenheit verwandelt hat? Wie kommt es, daß der Mensch, wenn er gut ist, es nicht vermocht hat, dies rein metaphysische Hinderniß durch seine Güte zu ebnen, und daß die unbarmherzige Nothwendigkeit das Band der Bruderliebe zwischen den Menschen, anstatt es enger zu ziehen, vielmehr zerreißt? Hier kann sich der Mensch nicht entschuldigen mit seiner ökonomischen Unerfahrenheit, mit dem Mangel an Voraussicht in seiner Gesetzgebung: er brauchte dazu weiter nichts als Herz. Warum wurden die Märtyrer der Arbeitstheilung, während sie von den Reichen hätten unterstützt und geehrt werden sollen, vielmehr wie Aussätzige verstoßen? Warum hat man niemals gesehen, daß die Herren zuweilen die Sklaven ablösten, daß die Fürsten, Beamten und Priester abwechselten mit den Industriellen und die Adligen mit den an die Scholle gefesselten Hintersassen tauschten? Woher dieser rohe Stolz bei den Mächtigen?

Und man erwäge, daß ein derartiges Benehmen ihrerseits nicht blos menschenfreundlich und brüderlich, sondern streng gerecht gewesen sein würde. Nach dem Princip der Kollektivkraft sind die Arbeiter gleich und associirt mit ihren Oberhäuptern, so daß sich selbst im System des Monopols, da die Gemeinschaft der Wirksamkeit das Gleichgewicht herstellt, welches der Individualismus der Theilarbeit gestört hat, Gerechtigkeit und Nächstenliebe mit einander verschmelzen. Wie also will man bei der Hypothese, daß der Mensch seinem Wesen nach gut sei, das ungeheuerliche Streben erklären, die Autorität der Einen in Adel und den Gehorsam der Andern in Unterthänigkeit zu verwandeln? Die Arbeit hat stets zwischen dem Leibeignen und dem Freien eben so wie die Farbe zwischen dem Schwarzen und dem Weißen eine unüberschreitbare Grenzlinie gezogen und wir selbst, die wir so groß thun mit unserer Philanthropie, denken

im Grunde des Herzens eben so wie unsere Vorfahren. Unsere Theilnahme für den Proletarier ist eine eben solche wie die, welche die Thiere uns einflößen: Verzärtelung unserer Organe, Abscheu vor dem Elend und die Sucht, Alles, was leidet, von uns zu entfernen: das sind die Umwege des Egoismus, auf denen unsere Mildthätigkeit entsteht.

Denn ist es nicht zuletzt wahr — und ich brauche nur diese Thatsache, um uns zu Schanden zu machen — daß die freiwillige Wohlthätigkeit, die in ihrem ursprünglichen Begriff so rein ist, mit einem Wort, das Almosen, für den Unglücklichen, der es empfängt, ein Zeichen der Erniedrigung, eine öffentliche Brandmarkung ist? Und Socialisten wagen es, das Christenthum verbessernd, von Liebe zu reden! Der christliche Gedanke, das Gewissen der Menschheit, hatte das Richtige getroffen, als er so viele Einrichtungen zur Linderung des Unglücks hervorrief. Was thäte Noth, um das Gebot des Evangeliums in seiner Tiefe zu erfassen und die gesetzliche Mildthätigkeit eben so ehrend für die Empfänger als für die Geber zu machen? Weniger Stolz, weniger Habgier, weniger Egoismus. Wenn der Mensch gut ist, kann man es mir dann erklären, warum das Anrecht auf Almosen der erste Ring in der langen Kette der Ungesetzlichkeiten, Vergehen und Verbrechen geworden ist? Wird man es noch wagen, dem Widerstreit der Socialökonomie die Missethaten des Menschen Schuld zu geben, während ihm gerade dieser Widerstreit eine so schöne Gelegenheit böte, seine Mildherzigkeit, ich will nicht einmal sagen durch Aufopferung, sondern einfach durch Erfüllung dessen, was gerecht ist, zu bethätigen?

Ich weiß wohl — und dieser Einwand ist der einzige, den man mir machen kann — ich weiß wohl, daß die Mildthätigkeit Schande und Unehre leidet, weil der, welcher sie in Anspruch nimmt, ach! nur allzuoft eines schlechten Wandels verdächtig ist und sich selten durch würdige Sitten und Arbeitsamkeit empfiehlt. Die Stastistik beweist durch ihre Zahlen, daß zehnmal so viel Menschen durch Leichtsinn und Schlaffheit als durch Unfälle oder ungünstige Verhältnisse verarmen.

Ich bin nicht gewillt, diese Angabe abzuleugnen, denn zu viele Thatsachen beweisen ihre Wahrheit und überdies hat sie die Bestä-

tigung des Volks erhalten. Das Volk ist zu allererst bereit, die Armen der Faullenzerei zu beschuldigen und nichts ist gewöhnlicher, als daß man in den untern Klassen Leute trifft, die sich, als wäre es ein Adelstitel, rühmen, nie ins Spital gegangen zu sein und selbst in der höchsten Noth keine öffentliche Unterstützung empfangen zu haben. Eben so also wie der Wohlstand seine Räubereien zugiebt, gesteht das Elend seine Unwürdigkeit ein. Der Mensch ist schon vermöge seines Willens Tyrann oder Sklave, bevor er es durch das Geschick wird; das Herz des Proletariers ist wie das des Reichen ein Kloak von kochender Sinnlichkeit, ein Heerd der Völlerei und des Betruges.

Bei dieser unerwarteten Offenbarung frage ich nun, wie, wenn der Mensch gut und voll Nächstenliebe ist, es kommt, daß der Reiche die Mildthätigkeit verleumdet und der Arme sie bemakelt? Es ist ein verdorbenes Urtheil beim Reichen, sagen die Einen; es ist die Entartung der Fähigkeiten des Armen, meinen die Andern. —

Aber woher kommt es, daß sich auf der einen Seite das Urtheil verdreht, auf der andern die Fähigkeiten ausarten? Wie kommt es, daß keine wahre und herzliche Brüderlichkeit auf beiden Seiten die Wirkungen des Uebermuths und die der Arbeit verhindert hat? Man antworte mir, aber nicht mit Phrasen, sondern mit Gründen.

Indem die Arbeit Verfahren und Maschinen erfand, die ihre Macht bis ins Unendliche vermehren, indem sie dann den industriellen Geist durch die Nebenbuhlerschaft anspornte und ihren Erwerb vermittelst des Kapitalgewinns und der Betriebsprivilegien sicher stellte, machte sie die hierarchische Verfassung der Gesellschaft zu einer noch tiefer wurzelnden und immer mehr unvermeidlichen: noch einmal sei es gesagt, man darf deswegen Niemanden anklagen. Aber ich berufe mich aufs Neue auf das heilige Gesetz des Evangeliums: es lag in unserer Gewalt aus dieser Unterordnung des Menschen unter den Menschen, oder, richtiger ausgedrückt, des Arbeiters unter den Arbeiter, ganz andere Folgerungen zu ziehen.

Die Ueberlieferungen aus dem Leben der Feudalzeit und dem der Patriarchen hatten den Industriellen das Beispiel gegeben. Die Theilung der Arbeit und die andern Ereignisse in der Geschichte der Produktion waren nichts als Aufrufe zum großen Familienleben,

Anzeichen des vorbereitenden Systems, nach welchem sich die Brüderschaft verwirklichen und entwickeln sollte. Die Meisterschaften, Korporationen und Altersgerechtigkeiten waren in diesem Sinne angelegt; selbst viele Kommunisten haben keinen Widerwillen gegen diese Form von Association: ist es zu verwundern, daß das Ideal derselben noch so lebendig ist unter Denen, die, zwar besiegt, aber nicht bekehrt, sich noch jetzt als ihre Vertreter gehaben? Wer hinderte denn die Nächstenliebe, die Einigkeit und Hingebung in der Hierarchie fortzubestehen, wenn diese Hierarchie nichts Anderes gewesen wäre, als eine Bedingung der Arbeit? Es war weiter nichts nöthig, als daß die Männer der Maschinen als tapfere, mit gleichen Waffen kämpfende Ritter kein Geheimniß machten aus ihren Kunstgriffen und sie nicht blos für sich behielten; daß die Barone nur für eine größere Billigkeit der Produkte, nicht aber in wucherischer Absicht ins Feld zogen, und daß die Vasallen, sicher überzeugt, daß der Krieg nur eine Vermehrung ihres Reichthums zur Folge haben würde, sich stets unternehmend, arbeitsam und treu bezeigten. Das Oberhaupt der Werkstatt war dann weiter nichts, als ein Anführer, der seine Bewaffneten eben so sehr in ihrem als in seinem eignen Interesse manövriren ließ und sie nicht mit seinem Gelde, sondern mit ihren eignen Diensten unterhielt.

Statt dieser brüderlichen Verhältnisse haben wir aber Anmaßung, Eifersucht und Meineid gehabt; der Herr sog den entwürdigten Löhner aus wie der fabelhafte Vampyr und der Löhner zettelte Verschwörungen an gegen den Herrn; der Müssiggänger mästete sich mit dem Lebensmark des Arbeiters und der Leibeigne hockte im Unrath und hatte nur noch zum Hassen Energie genug.

„Die Kapitalisten und Arbeiter waren berufen, jene die Werkzeuge zur Arbeit, diese die Arbeit selbst zum Werk der Produktion zu liefern; aber gegenwärtig liegen sie einander in den Haaren. Und warum? Weil Willkür über alle ihre Beziehungen waltet; weil der Kapitalist auf das Bedürfniß des Arbeiters nach Werkzeugen spekulirt, während der Arbeiter Gewinn zu ziehen sucht aus dem Bedürfniß des Kapitalisten, sein Kapital Früchte tragen zu lassen.“ (L. Blanc, Organisation der Arbeit.)

Und warum diese Willkür in den Beziehungen des Kapitalisten

und des Arbeiters? Warum diese Feindseligkeit der Interessen? Warum diese gegenseitige Erbitterung? Anstatt die Thatsache ewig nur durch die Thatsache selbst zu erklären, gehe man der Sache auf den Grund, und man wird überall als erste Triebfeder eine Gier des Genusses finden, welche weder Gesetz noch Gerechtigkeit noch auch die Nächstenliebe aufzuhalten vermögen. Der Egoismus verhandelt unaufhörlich die Zukunft und bringt seinen ungeheuerlichen Gelüsten Arbeit, Kapital, Leben und Sicherheit Aller zum Opfer.

Die Theologen haben das leidenschaftliche Verlangen nach sinnlichen Dingen, das ihrer Meinung nach eine Folge der Erbsünde ist, die Lust der Welt genannt. Was die Erbsünde ist, kümmert mich jetzt wenig; ich bemerke nur, daß diese weltliche Lust der Theologen nichts Anderes ist, als das Luxusbedürfniß, welches die Akademie der Moralwissenschaften als die vorherrschende Triebfeder unsereres Zeitalters bezeichnet hat. Die Theorie der Verhältnißmäßigkeit der Werthe beweist aber, daß das natürliche Maaß des Luxus die Produktion ist; das jede vorweggenommene Konsumtion durch eine spätere gleichwerthige Entbehrung eingebracht wird und daß die Uebertreibung des Luxus in einer Gesellschaft mit Nothwendigkeit einen Zuwachs an Elend bedingt. Bringt nun der Mensch luxuriösen und vorweggenommenen Genüssen sein persönliches Wohlsein zum Opfer, so beschuldige ich ihn vielleicht nur der Unbesonnenheit; nimmt er aber das Wohlsein seines Nächsten, das ihm unverletzlich bleiben sollte, sowohl auf Grund der Nächstenliebe als auf Grund der Gerechtigkeit, so behaupte ich, daß ein solcher Mensch böse ist, böse ohne Entschuldigung.

Als Gott, sagt Bossuet, das Innere des Menschen bildete, pflanzte er ihm zuerst die Güte ins Herz. Also ist die Liebe unser erstes Gesetz: die Vorschriften der reinen Vernunft eben so wie die Anreizungen der Sinnlichkeit nehmen erst die zweite und dritte Stelle ein. Das ist die Rangordnung unserer Fähigkeiten: ein Princip der Liebe bildet die Grundlage unseres Gewissens und wird bedient von einem Geiste und von Organen. Nur zweierlei ist also möglich: entweder ist der Mensch, welcher die Nächstenliebe verletzt, um seiner Begier zu gehorchen, schuldig; oder er ist, wenn diese Psychologie falsch ist und im Menschen das Luxus-

bedürfniß gleichen Schritt halten muß mit der Nächstenliebe und der Vernunft, ein mißgeordnetes, von Grund aus böses Geschöpf und das verabscheuungswertheste aller Wesen.

Somit können die organischen Widersprüche der Gesellschaft die Verantwortlichkeit des Menschen nicht decken; für sich betrachtet sind diese Widersprüche überdies nichts Anderes als die Theorie der Rangordnungswirthschaft, die erste und somit untadelhafte Form der Gesellschaft. Vermöge der Antinomie ihrer Entwicklung wurden Arbeit und Kapital unaufhörlich sowohl zur Gleichheit als zur Unterordnung, sowohl zur Sammtverbindlichkeit als zur Abhängigkeit zurückgeführt: die eine war die Triebkraft, das andere der Hervorrufer und Hüter des gemeinsamen Reichthums. Diese Andeutung wurde von den Theoretikern des Feudalsystems dunkel geahnt; das Christenthum kam zur rechten Zeit, um den Vertrag zu festigen, und noch immer ist es der Gedanke dieser verkannten und verfälschten, an sich aber unschuldigen und rechtmäßigen Organisation, der bei uns das zurückwünschende Bedauern einer Partei erregt und ihre Hoffnung aufrecht erhält. Da dies System in der Voraussicht der Bestimmung (destin) lag, so kann man nicht sagen, daß es schlecht an sich war, eben so wie man den embryonischen Zustand nicht schlecht nennen kann, weil er in der physiologischen Entwickelung dem ausgebildeten Alter vorangeht.

Ich beharre daher auf meiner Anklage:

Unter der Wirthschaft, die von Luther und der französischen Revolution abgeschafft wurde, konnte der Mensch glücklich sein, insoweit es der Fortschritt seiner Industrie mit sich brachte: er hat es nicht gewollt; im Gegentheil, er hat sich dagegen gewehrt. Die Arbeit wurde zur Unehre angerechnet; die Geistlichkeit und der Adel wurden die Aufzehrer des Armen; um ihre thierischen Leidenschaften zu befriedigen, erstickten sie in ihrem Herzen die Nächstenliebe; sie haben den Arbeiter zu Grunde gerichtet, unterdrückt, ermordet. Und auch hier sehen wir das Kapital Jagd machen auf das Proletariat. Anstatt die zerstörende Tendenz der ökonomischen Principien durch Association und Gegenseitigkeit zu mildern, übertreibt sie der Kapitalist ohne Nothwendigkeit und in böswilliger Absicht; er mißbraucht die Sinne und das Gewissen des Arbeiters; er macht ihn zum Die-

ner seiner Intriguen, zum Fröhner seiner Ausschweifungen, zum Mitschuldigen seiner Räubereien; er macht ihn in allen Beziehungen sich gleich, und nun kann er die Gerechtigkeit der Revolutionen für unfähig erklären, ihn (den Kapitalisten) zu erreichen. Ungeheuerliches Verhältniß! der Mensch, welcher im Elend lebt, dessen Seele somit der Nächstenliebe und Ehre näher zu stehen scheint, dieser Mensch theilt die Verderbniß seines Gebieters; wie er, giebt er für den Hochmuth und die Schwelgerei Alles hin, und wenn er sich einmal auflehnt gegen die Ungleichheit, unter welcher er leidet, so geschieht es weniger aus Gerechtigkeitseifer als aus Eifersucht und Begierigkeit. Das größeste Hinderniß, das die Gleichheit zu überwinden hat, ist nicht der aristokratische Hochmuth des Reichen, sondern der jeder Zucht hohnsprechende Egoismus des Armen. Und Ihr zählt auf die angeborene Güte, um sowohl seine unwillkürliche als seine vorbedachte Bosheit zu reformiren!

„Da die falsche und antisociale Erziehung der gegenwärtigen Generation, sagt Louis Blanc, es nicht gestattet, in etwas Anderm als in einer vermehrten Bezahlung einen Beweggrund zum Wetteifer und zur Aufmunterung zu suchen, so müßte der Unterschied der Löhne nach der Rangordnung der Verrichtungen abgestuft werden, während eine durchaus neue Erziehung in diesem Punkt die Ideen und Sitten umzuwandeln hätte."

Lassen wir die Rangordnung der Verrichtungen und die Ungleichheit der Löhne gelten, was sie gelten, und ziehen hier nur den vom Verfasser angegebenen Beweggrund in Betracht. Ist es nicht befremdend, daß Hr. Blanc die Güte unserer Natur behauptet und sich gleichzeitig an die unedelste unserer Neigungen, an die Habsucht wendet? Das Uebel muß Ihnen wahrscheinlich sehr tief zu sitzen scheinen, daß Sie es für nothwendig halten, die Herstellung der Nächstenliebe mit einer Uebertretung der Nächstenliebe anzufangen. Christus ging dem Hochmuth und der Gierigkeit geradezu zu Leibe: und offenbar waren die Lüstlinge, die er ausschalt, wahre Heilige gegen die verpesteten Beichtkinder des Socialismus. Aber sagen Sie uns doch endlich, wie unsere Ideen verfälscht sind, inwiefern unsere Erziehung eine antisociale ist, da es doch jetzt bewiesen ist, daß die Gesellschaft die vom Schicksal vorgezeichnete Bahn gewandelt

ist und man sie nicht mehr belasten kann mit den Verbrechen des Menschen?

Wahrlich, der Socialismus hat eine wunderbare Logik.

Der Mensch ist gut, sagen sie; aber man muß ihm das Interesse am Bösen nehmen, damit er sich desselben enthalte. Der Mensch ist gut, aber man muß ihn mit seinem Interesse betheiligen am Guten, damit er es ausübe. Denn wenn das Interesse seiner Leidenschaften ihn zum Bösen hinzieht, thut er das Böse; und wenn ihn eben dies Interesse gleichgültig gegen das Gute läßt, so thut er das Gute nicht. Und die Gesellschaft hat kein Recht, ihm darüber Vorwürfe zu machen, daß er seinen Leidenschaften Gehör gegeben, weil es der Gesellschaft oblag, ihn am Bande seiner Leidenschaften zu leiten. Welch eine reiche und herrliche Natur war jener Nero, der seine Mutter tödtete, weil dies Weib ihn langweilte, und Rom anzünden ließ, um eine Vorstellung zu haben von der Zerstörung Trojas! Welche Künstlerseele hatte jener Heliogabalus, der die Prostitution organisirte! Welch ein gewaltiger Charakter war Tiberius! Aber wie nichtswürdig war die Gesellschaft, welche diese göttlichen Seelen verderbte, die aber gleichwohl einen Tacitus und Marc-Aurel hervorbrachte!

Das ist die sogenannte Unschädlichkeit des Menschen, die Heiligkeit seiner Leidenschaften! Eine alte Sappho, die von ihren Liebhabern im Stich gelassen wird, kehrt zurück zu den Pflichten der Gattin; nachdem sie das Interesse an der Liebe verloren, wendet sie sich wieder zur Ehe und ist nun eine Heilige! Wie Schade, daß das Wort „Heilige" nicht auch den Doppelsinn des entsprechenden hebräischen Wortes hat! Dann würde Jedermann einverstanden sein mit der Sappho-Heiligkeit!

In einem Jahresbericht über die belgischen Eisenbahnen lese ich, daß die belgische Verwaltung den Lokomotivenführern eine Prämie von 35 Centimen für den Hektoliter Kohks bewilligt hatte, den sie von einem Verbrauchsquantum von 95 Kilogramm auf die zurückgelegte Lieue ersparen würden und daß diese Prämie so gute Früchte trug, daß der Verbrauch sich von 95 Kil. bis auf 48 verminderte. Diese Thatsache enthält die ganze socialistische Philosophie: den Arbeiter allmälig zur Gerechtigkeit emporzubilden, ihn zur Arbeit auf-

zumuntern, ihn bis zur Erhabenheit der Aufopferung zu erheben durch Erhöhung des Lohns, durch Mitbetheiligung, durch Auszeichnungen und Belohnungen. Es fällt mir natürlich gar nicht ein, diese Methode zu tadeln, die so alt ist wie die Welt: auf welche Weise immer Ihr die Schlangen und Tiger zähmt und nützlich macht, Ihr habt meinen Beifall. Gebt mir aber Eure Bestien nicht für Tauben aus, denn statt aller Antwort würde ich Euch ihre Krallen und Zähne zeigen. Bevor die belgischen Lokomotivenführer bei der Ersparniß am Brennmaterial betheiligt wurden, verbrannten sie die Hälfte mehr. Sie waren also leichtsinnig, unachtsam, verschwenderisch, vielleicht gar unredlich, obgleich ein Kontrakt sie mit der Verwaltung verband und ihnen die Verpflichtung auferlegte, die entgegengesetzten Tugenden zu üben. — Es ist gut, sagt Ihr, den Arbeiter zu interessiren. — Ich sage sogar, es ist gerecht; aber ich behaupte, daß dies Interesse, das mehr Gewalt hat über den Menschen als die eingegangene Verpflichtuug, das mit einem Wort mächtiger ist als die **Pflicht**, den Menschen anklagt. Der Socialismus macht Rückschritte in der Moral — und er wagt es, das Christenthum zu verschmähen! Er begreift nicht mehr die Nächstenliebe und wenn man ihm glauben wollte, hätte er die Nächstenliebe erfunden.

Aber seht doch nur, bemerken die Socialisten, welche glücklichen Früchte die Vervollkommnung unserer gesellschaftlichen Ordnung bereits getragen hat! Die gegenwärtige Generation ist offenbar besser als die ihr vorangegangene: haben wir Unrecht, wenn wir daraus schließen, daß eine vollkommne Gesellschaft vollkommne Bürger erzeugen wird? — Sagt lieber, entgegnen die Konservativen, die sich zum Dogma vom Sündenfall bekennen, daß die Religion die Herzen geläutert hat und daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn dies Einfluß gehabt hat auf die Institutionen. Laßt nur die Religion ihr Werk vollenden und seid unbesorgt um die Gesellschaft.

Also reden und widerlegen sich selbst in endlosen Abschweifungen die Theoretiker der beiden Ansichten. Weder die Einen noch die Andern begreifen, daß die Menschheit Eine und eine Beständige ist in ihren Generationen, d. h. daß Alles in ihr in jeder Epoche ihrer Entwickelung beim Einzelnen wie bei der Masse aus einem und dem-

selben Princip hervorgeht, welches nicht das Sein, sondern das Werden ist. Einerseits sehen sie nicht, daß der Fortschritt in der Moral eine unaufhörliche Eroberung des Geistes gegen die Thierheit ist, eben so wie der Fortschritt im Reichthum die Frucht des Krieges ist, welchen die Arbeit gegen die Sparsamkeit der Natur führt, daß somit die Idee einer angeborenen, durch die Gesellschaft verloren gegangenen Güte eben so absurd ist, wie die Idee eines ursprünglichen, durch die Arbeit verloren gegangenen Reichthums, und daß eine Unterhandlung mit den Leidenschaften in demselben Sinne zu nehmen ist, wie eine Unterhandlung mit der Ruhe. Auf der andern Seite wollen sie nicht einsehen, daß wenn es einen Fortschritt der Menschheit giebt, sei es vermöge der Religion oder vermöge irgend einer andern Ursache, die Hypothese einer in unserer Beschaffenheit liegenden Verderbniß ein Unsinn, ein Widerspruch ist.

Aber ich greife meinen spätern Schlußfolgerungen vor: ich will jetzt nur darthun, daß die sittliche Vervollkommnung der Menschheit ganz ähnlich wie das materielle Wohlsein sich verwirklicht durch eine Reihe von Schwankungen zwischen dem Laster und der Tugend, zwischen dem Verdienst und dem Mißverdienst.

Ja, es findet ein Fortschritt der Menschheit in der Gerechtigkeit statt, aber dieser Fortschritt unserer Freiheit, den wir ganz und gar dem Fortschritt unserer Intelligenz verdanken, beweist sicherlich nichts für die Güte unserer Natur, und weit entfernt, uns zur Verherrlichung unserer Leidenschaften zu ermächtigen, zerstört er vielmehr unwiderleglich ihr Uebergewicht. Unsere Bosheit ändert mit der Zeit ihre Weise und ihren Styl: die ritterlichen Herren des Mittelalters plünderten den Reisenden auf der Landstraße und dann boten sie ihm Gastfreundschaft an auf ihrem Schlosse. Das kaufmännische Feudalwesen ist minder brutal: es beutet den Proletarier aus und baut dann für ihn Spitäler: wer wagt es zu entscheiden, wer von Beiden die Palme der Tugend verdient hat?

Der Werth ist unter allen ökonomischen Widersprüchen derjenige, welcher die andern beherrscht und zusammenfaßt und so gewissermaßen das Scepter der Gesellschaft, ich möchte fast sagen der sittlichen Welt in Händen hält. So lange der Werth, zwischen seinen beiden Polen, dem Nutz- und Tauschwerth, hin- und her-

schwankend, noch nicht seine Feststellung erreicht hat, so lange bleiben Mein und Dein willkürlich fixirt; die Vermögenszustände sind das Werk des Zufalls; das Eigenthum beruht auf einem unsichern Titel und in der Socialökonomie ist Alles nur etwas Vorläufiges. Welche Folgerung mußten gesellige, intelligente und freie Wesen aus dieser Ungewißheit des Werthes ziehen? Sie mußten freundschaftliche Anordnungen treffen zum Schutz der Arbeit, zur Sicherung des Austausches und billiger Preise. Welche glückliche Gelegenheit für Alle, durch Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Herzlichkeit die Unbekanntschaft objektiver Gesetze über das, was gerecht und ungerecht ist, zu ersetzen! Statt dessen ist der Handel überall, unwillkürlich und mit allseitiger Zustimmung ein Glücksspiel, eine Lotterie und oft eine Spekulation der Ueberrumpelung und Ueberlistung geworden.

Was nöthigt den Inhaber von Lebensmitteln, den Speicherwart der Gesellschaft als einen Nothstand vorzugeben, Lärm zu schlagen und das Steigen der Preise zu veranlassen? Die Sorglosigkeit des Publikums giebt ihm den Konsumenten preis, eine Temperaturveränderung bietet ihm einen Vorwand; die sichere Aussicht auf Gewinn verdirbt ihn vollends und die geschickt ausgesprengte Furcht treibt die Bevölkerung in sein Garn. Gewiß, die Triebfeder, welche den Gauner, den Dieb und Mörder, diese, wie man sagt, durch den gesellschaftlichen Zustand verfälschten Naturen handeln läßt, ist dieselbe, welche den Wucherer über das Bedürfniß anregt. Wie kann nun diese Sucht nach Gewinn, sich selbst überlassen, zum Nachtheil der Gesellschaft ausschlagen? Warum mußten unaufhörlich Vorbeugungs- und Strafgesetze der Freiheit Schranken setzen? Denn dies eben ist die anklägerische und unmöglich zu leugnende Thatsache: überall ist das Gesetz aus dem Mißbrauch hervorgegangen; überall hat sich der Gesetzgeber genöthigt gesehen, den Menschen in die Unmöglichkeit zu schaden zu versetzen, was eben so viel heißt, als dem Löwen einen Maulkorb anlegen und dem Eber einen Ring durch den Rüssel ziehen. Und der Socialismus, der stets die Vergangenheit nachahmt, beabsichtigt selbst nichts Anderes; denn was ist die Organisation, die er verlangt, weiter, als eine stärkere Bürgschaft der Gerechtigkeit, eine vollständigere Begrenzung der Freiheit?

Der charakteristische Zug des Kaufmanns ist, daß er jedes

Digitized by Google

Ding entweder zu einem Gegenstande oder zu einem Werkzeug seines Handels macht. Entgesellschaftet (désassocié) von seines Gleichen, unverbindlich gegen Alle, ist er für und gegen alle Thatsachen, alle Meinungen, alle Parteien. Eine Entdeckung, eine Wissenschaft ist in seinen Augen eine Kriegsmaschine, gegen die er auf seiner Hut ist und die er vernichten möchte, wofern er sich derselben nicht selbst bedienen kann, um seine Konkurrenten todt zu machen. Ein Künstler, ein Gelehrter ist ihm ein Artillerist, der sein Geschütz zu bedienen versteht, und den er zu verderben sucht, wenn er ihn nicht für sich gewinnen kann. Der Kaufmann ist überzeugt, daß die Logik nichts ist, als die Kunst nach Belieben das Wahre und das Falsche zu beweisen; Er hat die politische Verkäuflichkeit, den Gewissenshandel, die Prostitution der Talente, die Bestechung der Presse erfunden. Er weiß Beweisgründe und Advokaten zu finden für jede Lüge, jede Unbill. Nur er allein hat sich niemals Illusionen gemacht über den Werth der politischen Parteien: er glaubt sie alle gleich gut ausbeuten zu können, d. h. er hält sie alle für gleich unsinnig.

Ohne Achtung vor den Ansichten, zu denen er sich bekennt und die er abwechselnd bald wieder aufgiebt, bald wieder annimmt, verfolgt er die Unredlichkeiten, deren er sich schuldig macht, bei Andern mit Bitterkeit und lügt in seinen Ansprüchen, lügt in der Auskunft, die er giebt, lügt in seinen Verzeichnissen; er übertreibt, er vermindert, er übersetzt; er hält sich für den Mittelpunkt der Welt und Alles außer ihm hat nur in Bezug auf ihn Dasein, Werth und Wahrheit. Spitzfindig und verschmitzt in seinen Verhandlungen macht er Stipulationen, Vorbehalte, fürchtet stets zu viel und nicht genug zu sagen; Einfältigen gegenüber treibt er Mißbrauch mit Worten, spricht allgemein, um sich nicht bloßzustellen, specificirt, um nichts zu bewilligen und dreht sich dreimal im Zirkel und bedenkt sich im Stillen siebenmal, bevor er sein letztes Wort sagt. Ist er endlich fertig, so nimmt er seine Worte von vorne durch, legt sie aus und kommentirt sie; er quält sich, um in jedem Partikelchen einen tiefen Sinn und in den klarsten Sätzen das Gegentheil von dem, was sie sagen, zu entdecken.

Welche unendliche Kunst, welche Heuchelei bietet er auf in seinem Verkehr mit dem Handwerker! Wie verstehen sie sich alle,

vom einfachsten Hauswirth bis zum größesten Unternehmer, darauf, seine Arbeit auszubeuten! Wie wissen sie es anzustellen, daß man sich um die Arbeit streitet, damit sie nur niedrige Preise auswirken! Zuerst ist es eine Hoffnung, für die ein Gang zum Herrn gemacht wird; dann macht er sich durch eine Dienstleistung für ein Versprechen bezahlt; dann muß ein Versuch gemacht, ein Opfer gebracht werden, denn er gebraucht Niemand, was der Unglückliche dadurch anerkennen muß, daß er sich mit dem erbärmlichsten Lohn begnügt; es ist ein Beanspruchen und Ueberlasten ohne Ende, das durch ein Bezahlungsreglement belohnt wird, welches nicht blutsaugerischer und falscher sein kann. Und der Handwerker muß stillschweigen und sich verbeugen, während er unter der Bluse die Faust ballt, denn der Herr Gönner hat die Arbeit und Jeder muß sich glücklich schätzen, dem er die Gunst seiner Gaunereien zuwendet. Und diese gehässige, ganz aus eignem Antrieb entspringende unbefangene Presserei, die von jedem höhern Anstoß unabhängig ist, weil die Gesellschaft noch nicht das Mittel gefunden hat, sie zu verhindern, unterdrücken und bestrafen schreibt man dem socialen Zwange zu! Welche Vernunft!

Der Kommissionär ist der Typus, der höchste Ausdruck des Monopols, der Inbegriff des Handels, das heißt der Civilisation. Jede Verrichtung ist abhängig von der seinigen, nimmt an ihr Theil oder wird ihr ähnlich: denn da vom Gesichtspunkt der Vertheilung der Reichthümer die Beziehungen der Menschen sämmtlich auf den Austausch hinauskommen, also auf den Transport der Werthe, so kann man sagen, daß die Civilisation sich im Kommissionär personificirt hat.

Man frage die Kommissionäre nach der Moralität ihres Gewerbes; sie werden ehrlich sein und alle antworten, daß die Kommission eine Räuberei ist. Man beklagt sich über die Betrügereien und Verfälschungen, welche die Industrie entehren: der Handel, womit ich besonders die Kommission meine, ist nichts als eine riesige und fortwährende Verschwörung der Monopolisten, die abwechselnd konkurriren oder mit einander verbündet sind; er ist nicht mehr eine in der Absicht auf rechtmäßigen Gewinn ausgeübte Verrichtung, sondern eine großartige Wucherorganisation für alle Verbrauchsgegenstände so wie für die Cirkulation der Personen und Produkte.

Schon duldet man in diesem Geschäft den Betrug; Frachtbriefe werden umgeschrieben, radirt und verfälscht, Stempel nachgemacht, Havarien verleugnet oder betrügerisch umgangen! Kurz, der Kommissionär, d. h. der Kaufmann, d. h. der Mensch ist ein Spieler, ein Verleumder, ein Charlatan, ein feiler Schurke, Dieb und Fälscher . . .

Das liegt an unserer antagonistischen Gesellschaft, meinen die neuen Mystiker. Eben so urtheilen die Herren vom Handel, die bei jeder Gelegenheit zuerst bereit sind, die Verderbniß des Jahrhunderts anzuklagen. Was sie thun, das wären, wenn man ihnen glauben wollte, nichts als Gegenmaaßregeln, die sie ganz gegen ihren Willen treffen müßten: sie folgen der Nothwendigkeit und sind in dem Falle rechtmäßiger Gegenwehr.

Gehört etwa eine große geistige Anstrengung dazu, um einzusehen, daß diese wechselseitigen Beschuldigungen die menschliche Natur selbst treffen, daß die angebliche Verderbniß der Gesellschaft keine andere ist als die Verderbtheit des Menschen und daß der Gegensatz der Principien und Interessen nur so z. s. äußerlich hinzukommt und die ganze Schwärze unserer Selbstsucht so wie die seltenen Tugenden, durch die sich unser Geschlecht ehrt, nur besser hervortreten läßt, ohne einen nöthigenden Einfluß auf sie auszuüben?

Ich begreife die unharmonische Konkurrenz und ihre unwiderstehlich eliminirenden Wirkungen: in ihr liegt Schicksalsnothwendigkeit. Die Konkurrenz ist in ihrem höhern Ausdruck das Getriebe, vermöge dessen die Arbeiter sich gegenseitig ein Sporn und eine Stütze sind. Allein so lange nicht die Organisation verwirklicht ist, welche die Konkurrenz zu ihrer wahren Natur erheben soll, so lange bleibt sie ein Bürgerkrieg, in dem die Producenten, anstatt einander in der Arbeit zu helfen, sich gegenseitig durch die Arbeit zerschmettern und zermalmen. Hier war die Gefahr eine drohende: der Mensch hatte, um sie zu beschwören, das höhere Gesetz der Liebe, und nichts war leichter, als die Konkurrenz zwar im Interesse der Produktion bis auf ihre äußerste Höhe zu treiben, gleichwohl aber ihre mörderischen Wirkungen durch eine billige Vertheilung wieder gut zu machen. Statt dessen aber ist die anarchische Konkurrenz vielmehr gleichsam die Seele und der Geist des Arbeiters geworden. Die Staats-

ökonomie hatte dem Menschen diese tödtliche Waffe in die Hände gegeben, und er hat damit losgeschlagen; er hat sich der Konkurrenz bedient, wie der Löwe seiner Tatzen und seines Rachens, um zu tödten und zu verschlingen. Wie also, ich wiederhole es, wie soll etwas, das rein äußerlich hinzugekommen, die Natur des Menschen verwandelt haben, die man als gut, sanft und gesellig annimmt?

Der Weinhändler verfälscht den Wein mit schädlichen Substanzen und vermehrt die zerstörenden Wirkungen der Konkurrenz aus eignem Antriebe. Woher diese Raserei? Daher, sagt man, daß sein Konkurrent ihm mit demselben Beispiel vorangeht. Und wer treibt denn diese Konkurrenten dazu an? Wieder ein anderer Konkurrent. So nehmen wir die ganze Gesellschaft durch und finden dann, daß die Masse, und in der Masse jeder Einzelne für sich, in stillschweigender Uebereinstimmung ihrer Leidenschaften, des Stolzes, der Trägheit, Habgier, des Mißtrauens und der Eifersucht diesen verabscheuungswerthen Krieg organisirt haben.

Nachdem der Unternehmer die Arbeitswerkzeuge, den Stoff zur Fabrikation und die Arbeiter zusammengebracht hat, muß er im Produkt nächst den Kosten zuvörderst die Zinsen für sein Kapital und dann einen Gewinn erlangen. In Folge dieses Princips ist das Darlehen auf Zinsen zu Stande gekommen, und der Gewinn hat, an sich selbst betrachtet, stets für rechtmäßig gegolten. Die Polizei der Nationen bemerkte nicht gleich anfangs den innern Widerspruch des Darlehens auf Zinsen, und so mußte bei diesem System der Löhner, anstatt unmittelbar von sich selbst, von einem Arbeitsherrn abhängen, wie der Wehrhafte dem Grafen und der Stamm dem Patriarchen angehörte. Diese Verfassung war nothwendig, und konnte auch bis zur Einführung der vollkommnen Gleichheit zum Wohlsein Aller genügen. Wenn aber der Herr in seinem ordnungswidrigen Egoismus zum Diener sagt: Du sollst keinen Theil mit mir haben, und ihm mit einem Male Arbeit und Lohn raubt, wo ist da die Nothwendigkeit, wo die Entschuldigung? Sollen wir uns etwa, um die Regung der Habgier zu entschuldigen, auf die Regung der Feindseligkeit berufen? Man sehe sich vor: wenn man, um das menschliche Wesen zu rechtfertigen, auf die Reihe seiner Begierden zurückgeht, so giebt man seine Sittlichkeit verloren, anstatt sie zu retten. Ich we-

nigstens will den Menschen lieber schuldbehaftet wissen, als ihn zu einem wilden Thiere machen.

Die Natur hat den Menschen gesellschaftsfähig geschaffen: die selbstständige Entwickelung seiner Triebe macht ihn bald zu einem Engel der Liebe, bald raubt sie ihm selbst das Gefühl der Brüderlichkeit und die Idee der Hingebung. Hat sich wohl jemals ein Kapitalist, des Gewinns überdrüssig, für das allgemeine Wohl verschworen und die Emancipation des Proletariats zu seiner höchsten und letzten Spekulation gemacht? Es giebt eine Menge von Leuten, die das Glück begünstigt hat, und denen weiter nichts fehlt, als die Krone der Wohlthätigkeit: aber welcher reichgewordene Krämer finge wohl an zum Kostenpreise zu verkaufen? Welcher Bäcker überließe wohl, wenn er sich zur Ruhe setzt, seine Kundschaft und seine Bäckerei seinen Gesellen? Welcher Apotheker verkaufte wohl, anstatt sich aus dem Geschäft zurückzuziehen, seine Arzneien zum Werthpreise? Wenn die Mildthätigkeit ihre Märtyrer hat, warum hat sie nicht auch ihre Liebhaber? Wenn sich plötzlich ein Kongreß von Rentiers, Kapitalisten und Unternehmern bildete, um eine Anzahl von Industriezweigen umsonst zu betreiben, so würde sich die Gesellschaft in kurzer Zeit von Grund aus umgestalten! Aber für nichts arbeiten! ... das thut nur ein Vincens von Paula, ein Fenelon und alle Solche, deren Seele stets voll Entsagung, deren Herz arm gewesen. Der durch Gewinn reich gewordene Mann wird Stadtrath, Mitglied des Wohlthätigkeitsausschusses, Beamter des Zufluchtshauses; kurz, er übernimmt alle möglichen Ehrenämter, nur nicht die, welche gerade wirksam sein würden, die aber seinen Gewohnheiten widerstreben. Arbeiten ohne Hoffnung auf Gewinn! Das geht nicht, denn das hieße ja sich zu Grunde richten. Er möchte es vielleicht, aber er hat nicht den Muth dazu. Video meliora proboque, deteriora sequor. Der Eigenthümer, der sich in Ruhestand versetzt hat, ist leibhaftig der Uhu jener Fabel, welcher Bucheckern sammelt für seine lahmgebissenen Mäuse, die er nachher auffressen will. Darf man noch der Gesellschaft diese Wirkungen einer Leidenschaft zur Last legen, welcher so lange Zeit, so ungestört und vollständig gefröhnt worden ist?

Wer also erklärt dies Geheimniß eines vielfachen und nicht übereinstimmenden Wesens, das eben so sehr der höchsten Tu-

genden als der grauenhaftesten Verbrechen fähig ist? Der Hund leckt seinem Herrn, der ihn schlägt, die Hand, weil Treue die Natur des Hundes ist, und diese Natur ihn niemals verläßt. Das Lamm sucht seine Zuflucht in den Armen des Schäfers, der es schlachtet und ißt, weil Sanftmuth und Friedlichkeit der unzertrennliche Charakter des Schafes sind. Das Roß sprengt durch Feuer und Kartätschenhagel, ohne mit seinem schnellen Huf die Verwundeten und Todten zu berühren, die auf seinem Wege liegen, weil die Seele des Rosses unerschütterlich ist in ihrem Edelmuth. Diese Thiere sind vermöge ihrer beständigen und hingebenden Natur Märtyrer für uns. Der Diener, der mit Gefahr des eigenen Lebens seinen Herrn vertheidigt, verräth und ermordet ihn für ein wenig Gold; die keusche Gattin befleckt ihr Bett um eines Verdrusses oder einer Abwesenheit willen, und in einer Lukrezia finden wir zugleich eine Messalina; der Eigenthümer ist bald ein Vater, bald ein Tyrann: er hilft seinen zu Grunde gerichteten Pächter wieder auf und setzt ihn in Stand, aber er verjagt seine zu zahlreiche Familie von seinen Ländereien, obgleich sie sich im Vertrauen auf den Lehnsvertrag so vermehrt hat; der Krieger, der ein Spiegel und Muster des Ritterthums ist, benutzt die Leichen seiner Kameraden als Staffeln zum Emporrücken im Range. Ein Epaminondas und Regulus feilschen um das Blut ihrer Soldaten, — o wie viele derartige Beispiele habe ich vor Augen gehabt! — und der recht eigentliche Stand der Aufopferung ist der fruchtbarste an niedriger Gesinnung. Die Menschheit hat ihre Märtyrer und Abtrünnigen: welchem Grunde, frag' ich noch einmal, soll ich diese Zwiespältigkeit zuschreiben?

Dem Widerstreit der Gesellschaft! antwortet Ihr fortwährend; der Trennung, Vereinzelung, der Feindseligkeit mit seinen Nächsten, in welcher der Mensch bisher gelebt hat; mit einem Wort, der Verirrung seines Herzens, die ihn den Genuß für die Liebe, das Eigenthum für den Besitz, die Mühe für die Arbeit, den Rausch für die Freude halten läßt, kurz dem falschen Gewissen, dessen Qualen nicht aufgehört haben ihn zu verfolgen unter dem Namen der Erbsünde. Wenn der Mensch, versöhnt mit sich selbst, aufhören wird, seinen Nächsten und die Natur als feindliche Mächte anzusehen, dann wird er lieben und produciren, einzig vermöge des selbstständigen Antrie-

des seiner Energie; dann wird es seine Leidenschaft sein, zu geben, wie es jetzt seine Leidenschaft ist, zu nehmen; dann wird er in der Arbeit und Hingebung sein einziges Glück, seine höchste Wollust suchen. Dann wird die Liebe wirklich und ungetheilt das Gesetz des Menschen, und die Gerechtigkeit ist nicht mehr blos ein leerer Name, eine unbequeme Erinnerung an eine Periode voll Gewaltthätigkeit und Thränen.

Gewiß ich verkenne weder die Thatsache des Widerstreits oder, wie ihr sie nennt, der religiösen Entfremdung, noch die Nothwendigkeit, den Menschen mit sich selbst zu versöhnen. Meine ganze Philosophie ist weiter nichts als eine ununterbrochene Reihe von Versöhnungen. Ihr gebt zu, daß das Auseinandergehen unserer Natur in zwei verschiedene Richtungen der Vorläufer der Gesellschaft, richtiger ausgedrückt, das Material der Civilisation ist. Gerade dies ist die Thatsache, aber, wohlgemerkt, die unzerstörbare Thatsache, nach deren Bedeutung ich forsche. Gewiß, wir wären ganz nahe daran, uns zu verständigen, wenn Ihr die Entzweiung und die Harmonie der menschlichen Fähigkeiten, anstatt sie als zwei verschiedene, von einander abgetrennte und auf einander folgende Perioden der Geschichte anzusehen, mit mir nur als die beiden Seiten der menschlichen Natur auffassen wolltet, die stets entgegengesetzt, stets in der Versöhnung begriffen, aber niemals völlig versöhnt sind. Mit einem Wort, wie der Individualismus die uranfängliche That der Menschheit ist, so ist die Association ihre ergänzende Form; beide aber sind in einer unaufhörlichen Bethätigung begriffen, und auf Erden ist die Gerechtigkeit ewig die Bedingung der Liebe.

Somit ist das Dogma des Sündenfalls nicht blos der Ausdruck eines besondern und vorübergehenden Zustandes und der menschlichen Sittlichkeit, sondern das unwillkürliche in symbolischem Styl gefaßte Bekenntniß der eben so erstaunlichen als unvertilgbaren Thatsache der Schuldhaftigkeit und Hinneigung zum Bösen unseres Geschlechtes. Wehe mir Sünder! ruft das menschliche Gewissen überall und in jeder Sprache; Vae nobis quia peccavimus! Die Religion hat bei ihrer konkreten und dramatischen Darstellung dieser Idee zwar außerhalb der Welt und vor die Geschichte verlegt, was in unserer Seele liegt und mit ihr verbunden ist, und es ist dies nichts als eine

geistige Fata Morgana: im Wesen und in Bezug auf das Bleibende der Thatsache hat sie sich nicht geirrt. Diese Thatsache aber ist es, von der es gilt, Rechenschaft zu geben und dies ist denn auch der Gesichtspunkt, von welchem aus wir das Dogma von der Erbsünde auslegen wollen.

Alle Völker haben ihre Sühngebräuche, ihre Reuopfer, ihre Repressiv- und Strafeinrichtungen gehabt, die entstanden aus dem Abscheu von der Sünde und der Reue über dieselbe. Der Katholicismus, der überall eine Theorie aufbaute, wo der unwillkürliche Trieb der Gesellschaft eine Idee oder eine Hoffnung ausgesprochen hatte, verwandelte die symbolische und zugleich thatsächliche Ceremonie, durch welche der Sünder seine Reue ausdrückte, Gott und die Menschen um Verzeihung bat für sein Vergehen, und sich auf ein besseres Leben vorbereitete, in ein Sakrament. Auch behaupte ich ohne Bedenken, daß die Reformation einen Rückschritt machte, und das Gesetz des Fortschritts völlig verkannte, indem sie sich mit Spitzfindigkeit auf das Wort *μετανοια* berief, die Zerknirschung verwarf, dem Glauben allein rechtfertigende Kraft beilegte, kurz, die Buße ihrer Heiligkeit entkleidete. Leugnen hieß aber nicht antworten. Die Mißbräuche der Kirche machten in diesem Punkt wie in so vielen andern eine Reform nothwendig: die Theorien der Buße, der Verdammniß, der Vergebung der Sünden und der Gnade enthielten, so z. B. in latentem Zustande das ganze System der Erziehung der Menschheit; man mußte diese Theorien entwickeln, zum Rationalismus treiben: aber Luther verstand nur zu zerstören. Die Ohrenbeichte war eine Entwürdigung der Buße, eine zweideutige Demonstration, die man an die Stelle eines großartigen Akts der Menschheit treten ließ; Luther verstärkte nur noch die papistische Scheinheiligkeit, indem er das ursprüngliche Sündenbekenntniß vor Gott und den Menschen (*ἐξομολογοῦμαι τῷ Θεῷ . . . καὶ ὑμῖν, ἀδελφοί*) zu einem bloßen Selbstgespräch zusammenschrumpfen ließ. Der christliche Sinn ging also verloren, und erst dreihundert Jahre später wurde er von der Philosophie wiederhergestellt.

Da nun das Christenthum, d. h. die religiöse Menschheit, sich unmöglich geirrt haben kann in Bezug auf die Wirklichkeit einer der menschlichen Natur wesentlichen Thatsache, welche sie mit dem

Wort Erbsünde bezeichnet hat, so wollen wir wiederum das Christenthum, die Menschheit, nach der Bedeutung dieser Thatsache fragen. Weder das Gleichniß noch die Allegorie darf uns Wunder nehmen: die Wahrheit ist unabhängig von Bildern. Was ist denn übrigens auch die Wahrheit anders, als das beständige Fortschreiten unseres Geistes von der Poesie zur Prosa?

Zunächst wollen wir untersuchen, daß die mindestens seltsame Idee einer Ursünde nicht irgendwo in der christlichen Theologie ihren Gegenbegriff hat. Denn die wahre Idee kann nicht aus einem vereinzelten Begriff, sondern nur aus einer Reihe hervorgehen.

Nachdem das Christenthum das Dogma vom Sündenfall als ersten Ausdruck gesetzt, hat es seinen Gedanken weiter verfolgt und in Bezug auf alle diejenigen, die in diesem Zustande der Befleckung stürben, eine unwiderrufliche Trennung von Gott, eine ewige Strafe behauptet. Dann hat es seine Theorie vervollständigt, und diese beiden Gegensätze versöhnt durch das Dogma von der Versöhnung oder der Gnade, nach welchem jede im Haß Gottes geborne Kreatur erlöst wird durch die Verdienste Jesu Christi, welche durch Glauben und Buße wirksam werden. Wesentliche Verderbniß unserer Natur und Ewigkeit der Strafe, wofern nicht durch die freiwillige Theilnahme am Opfer Christi der Loskauf eintritt, ist also im Allgemeinen die Entfaltung der theologischen Idee. Die zweite Behauptung ist eine Folge der ersten, die dritte eine Negation und Umbildung der beiden andern: und in der That, da ein Fehler in der Beschaffenheit unvertilgbar ist, so muß die Sühne, die er nach sich zieht, ewig sein wie er selbst, wofern nicht eine höhere Macht sich ins Mittel legt, um durch eine völlige Erneuerung den Bann zu brechen und den Fluch zu lösen.

Der menschliche Geist befolgt in seinen religiösen Phantasien wie in ihren positivsten Theorien immer nur eine und dieselbe Metaphysik, hat die Mysterien des Christenthums und die Widersprüche der Staatsökonomie hervorgebracht, und wir, als die Auskundschafter der göttlichen und menschlichen Offenbarungen, wir haben das Recht, im Namen der Vernunft die Hypothesen der Theologie zu prüfen.

Was also ist es, was die allgemeine Vernunft, in religiöse Dogmen geformelt, in der menschlichen Natur erblickt hat, als sie mit so regelmäßiger metaphysischer Konstruktion der Reihe nach die angeborne Sünde, die Ewigkeit der Strafe, die Nothwendigkeit der Gnade behauptet hat? Die Schleier der Theologie fangen an so durchsichtig zu werden, daß sie ganz und gar einer Naturgeschichte ähnlich sieht.

Fassen wir die Bethätigung, vermöge welcher das höchste Wesen alle Wesen hervorgebracht haben soll, nicht mehr auf als eine Emanation, als ein Hervorgehen aus der schaffenden Kraft und der unendlichen Substanz, sondern als ein Sichtheilen oder Unterschiedsetzen dieser substantiellen Kraft, so wird uns jedes organisirte oder nicht organisirte Wesen erscheinen als besonderer Repräsentant einer der unzähligen Wirksamkeiten (virtualités) des unendlichen Wesens, als eine Abzweigung vom Absoluten, und die Gesammtheit aller dieser Einzelnheiten (Flüssigkeiten, Mineralien, Pflanzen, Insekten, Fische, Vögel und Vierfüßler) ist dann die Schöpfung, das Universum.

Der Mensch, als der Abriß, Inbegriff der Welt (Mikrokosmus*), faßt in seiner Person alle Wirksamkeiten des Seins, alle Abzweigungen des Absoluten zusammen; er ist der Gipfel, auf den sich diese Wirksamkeiten, die nur vermöge ihres Auseinanderseins existiren, zur Garbe vereinigen, jedoch ohne sich zu durchdringen oder mit einander zu verschmelzen. Der Mensch ist daher vermöge dieser Zusammenhäufung gleichzeitig Geist und Materie, Unmittelbarkeit und Ueberlegung, Mechanismus und Leben, ein Engel und ein wildes Thier. Er ist heimtückisch wie die Natter, blutdürstig wie der Tiger, gefräßig wie das Schwein, unzüchtig wie der Affe, und hingebend wie der Hund, großmüthig wie das Pferd, arbeitsam wie die Biene, eingattig wie die Taube, gesellig wie der Biber und das Schaf. Obendrein ist er noch Mensch, d. h. vernünftig und frei, der Erziehung und Vervollkommnung fähig. Der Mensch hat eben so viele Namen wie Jupiter: alle diese Namen stehen ihm auf dem Antlitz geschrieben, und in dem wandelbaren Spiegel der Natur weiß sein unfehlbarer Instinkt sie herauszuerkennen. Für die Vernunft ist eine Schlange schön; nur das Gewissen findet sie häßlich. Die Alten hatten diese Bildung des Menschen durch die Verbindung aller irdi-

schen Wirksamkeiten eben so wie die Neuern begriffen. Die Arbeiten Galls und Lavaters waren, wenn ich so sagen darf, nichts als Versuche die Zusammengesetztheit des menschlichen Wesens aus einander zu legen, und ihre Eintheilung unserer Fähigkeiten war ein Abriß der Natur im verkürzten Maaßstabe. Kurz, der Mensch ist in der That wie der Prophet in der Löwengrube den wilden Thieren preisgegeben, und wenn die Zukunft aus irgend einem Anzeichen die nichtswürdige Scheinheiligkeit unseres Zeitalters abnehmen kann, so ist es die Einbildung bigotter Gelehrten und Spiritualisten, welche der Religion und Sittlichkeit dadurch einen Dienst zu erweisen glaubten, daß sie die Natur unserer Gattung verfälschten und die Anatomie zur Lügnerin machten.

Es fragt sich also nur noch, ob es in der Macht des Menschen steht, ungeachtet der Widersprüche, welche die fortschreitende Herausstellung seiner Ideen rings um ihr her vervielfacht, den in seinen Bereich gestellten Wirksamkeiten oder, wie die Moralisten sagen, seinen Leidenschaften einen größern oder geringern Aufschwung zu geben; mit andern Worten, ob er, wie der Herkules des Alterthums, die Thierheit, die ihn besessen hält, die höllische Legion, die stets bereit scheint, ihn zu verschlingen, besiegen kann.

Die allgemeine Uebereinstimmung der Völker bezeugt es, und wir haben es im III. und IV. Kap. dargethan, daß der Mensch, abgesehen von allen seinen thierischen Antrieben, wesentlich Intelligenz und Freiheit ist, d. h. zunächst eine Fähigkeit zu prüfen und wählen, und dann eine Macht des Handelns, die gleich sehr auf das Gute wie auf das Böse anwendbar ist. Wir haben außerdem dargethan, daß diese beiden Fähigkeiten, welche einen nothwendigen Einfluß auf einander ausüben, einer unendlichen Entwickelung und Vervollkommnung fähig sind.

Die gesellschaftliche Bestimmung, das Lösungswort des Räthsels der Menschheit liegt also in dem Wort Erziehung, Fortschritt.

Die Erziehung der Freiheit, die Zähmung unserer Triebe, die Befreiung oder Erlösung unserer Seele ist, wie Lessing bewiesen hat, der Sinn des christlichen Mysteriums. Diese Erziehung dauert

eben so lange als unser Leben und als das Leben der Menschheit: die Widersprüche der Staatsökonomie können gelöst werden, der innerste Widerspruch unseres Wesens aber niemals. Das ist der Grund, warum alle großen Lehrer der Menschheit, Moses, Buddha, Jesus Christus, Zoroaster, sämmtlich Apostel der Sühne, lebendige Sinnbilder der Buße waren. Der Mensch ist von Natur ein Sünder, d. h. nicht sowohl wesentlich ein Missethäter, als ein Mißgeschaffner, und seine Bestimmung ist, sein Ideal in sich selbst fortwährend wiederherzustellen. Das war es, was der Größte der Maler, Raphael, tief empfand, als er sagte, die Kunst bestehe darin, die Dinge darzustellen, nicht wie sie die Natur gemacht habe, sondern wie sie dieselben hätte machen sollen.

Uns also liegt es fortan ob, die Theologen zu unterweisen, denn wir allein setzen die Ueberlieferung des Evangeliums fort, wir allein sind im Besitz der Bedeutung der heiligen Schrift, der Concilien und der Kirchenväter. Unsere Auslegung beruht auf dem Gewissesten und Zuverlässigsten, was es geben kann, auf der höchsten Autorität, auf die man sich unter den Menschen berufen kann, auf der metaphysischen Konstruktion der Ideen und Thatsachen. Ja, das menschliche Wesen ist fehlerhaft, weil es unlogisch ist, weil seine Beschaffenheit nur ein Eklekticismus ist, welcher die Wirksamkeiten des Seins unaufhörlich im Kampf erhält, selbst abgesehen von den Widersprüchen der Gesellschaft. Das Leben des Menschen ist ein fortwährendes Unterhandeln zwischen Arbeit und Mühsal, Liebe und Genuß, Gerechtigkeit und Egoismus, und das freiwillige Opfer seiner niedern Neigungen, welches der Mensch der Ordnung darbringt, ist die Taufe, die seine Versöhnung mit Gott vorbereitet, die ihn würdig macht, der beglückenden Einigung und ewigen Glückseligkeit.

Der Zweck der Socialökonomie bei ihrer fortwährenden Sorge für die Ordnung in der Arbeit und die Erziehung des Geschlechts ist also der, durch die Gleichheit die Mildthätigkeit so viel als möglich überflüssig zu machen, jene Mildthätigkeit, die ihren Sklaven nicht zu gebieten versteht, oder richtiger, die Mildthätigkeit, wie eine Blüthe aus ihrem Stengel, aus der Gerechtigkeit hervorwachsen zu lassen. Hätte die Mildthätigkeit die Macht, das Glück unter den Menschen zu Stande zu bringen, so würde sie es längst bewiesen

haben, und der Socialismus brauchte, anstatt die Organisation der Arbeit zu suchen, nur zu sagen: Nimm Dich in Acht, Du fehlst gegen die Nächstenliebe.

Aber ach, die Nächstenliebe ist beim Menschen hinfällig, schlaff und lau; sie bedarf, um zu handeln, anregender Elixire und Reizmittel. Darum halte ich mich an das dreifache Dogma von der Sünde, Verdammniß und Erlösung, d. h. von der Vervollkommnungsfähigkeit durch die Gerechtigkeit. Die Freiheit bedarf hienieden stets des Beistandes, und die katholische Theorie der himmlischen Nachsicht vervollständigt diesen nur allzuwirklichen Beweis der Erbärmlichkeit unserer Natur.

Die Gnade, sagen die Theologen, ist in der Heilsordnung jede Hülfe, jedes Mittel, das uns zum ewigen Leben führen kann. — D. h. der Mensch vervollkommnet, civilisirt und vermenschlicht sich nur durch die fortwährende Hülfe der Erfahrung, durch Industrie, Wissenschaft und Kunst, durch Vergnügen und Mühsal, kurz, durch alle Uebungen des Leibes und des Geistes.

Es giebt eine angeborne Gnade, die auch die rechtfertigende und heiligende heißt und aufzufassen ist als eine der Seele inwohnende Eigenschaft, welche die ihr beigelegten Tugenden und Gaben des heiligen Geistes enthält und unzertrennlich ist von der Nächstenliebe. — Mit andern Worten: die angeborne Gnade ist das Symbol der vorwiegend guten Neigungen, die den Menschen zur Ordnung und Liebe führen, und vermittelst deren es ihm gelingt, seine schlechten Neigungen zu bändigen und Herr zu bleiben in seinem Reiche. Die thatsächliche Gnade bezeichnet die äußern Mittel, welche den Aufschwung der Neigungen der Ordnung begünstigen und dazu dienen, die zerstörenden Leidenschaften zu bekämpfen.

Die Gnade ist nach Augustin wesentlich eine unverdiente, und geht im Menschen der Sünde voraus. Bossuet hat in seinem poetisch gefühlvollen Styl denselben Gedanken ausgedrückt, wenn er sagt: Als Gott das menschliche Herz schuf, pflanzte er zuerst die Güte hinein.

In der That, die erste Bestimmung des freien Willens liegt in dieser natürlichen Güte, durch welche der Mensch fortwährend zur

Ordnung, Arbeit, zum Studium, zur Bescheidenheit, Nächstenliebe und Aufopferung aufgefordert wird. Paulus konnte daher, ohne der Willensfreiheit zu nahe zu treten, sagen, daß in allen guten Werken Gott das Wollen und das Vollbringen gebe. Denn alle Neigungen des Menschen liegen in ihm, bevor er denkt und fühlt, und die Herzenspein, die er empfindet, wenn er sie verletzt, das Wonnegefühl, das ihn durchdringt, wenn er ihnen gehorcht, kurz, alle Anforderungen, die ihm von der Gesellschaft und durch seine Erziehung zukommen, gehören nicht ihm an.

Wenn eine Gnade so beschaffen ist, daß sich der Wille mit Herzensheiterkeit und Liebe, ohne Zaudern und unwiderruflich dem Guten zuwendet, so heißt sie eine wirksame. — Jeder kennt die Entzückungen der Seele, welche plötzlich einen Beruf, eine heldenmüthige Handlung entscheiden. Die Freiheit geht dabei nicht zu Grunde, aber man kann sagen, daß es vermöge ihrer Vorherbestimmung unvermeidlich für sie war, sich so zu entscheiden. Die Pelagianer, Lutheraner und Andere haben mit Unrecht behauptet, daß die Gnade die Willensfreiheit beeinträchtige und die schöpferische Kraft des Willens abtödte; denn alle Willensbestimmungen gehen nothwendig entweder von der Gesellschaft aus, die den Willen aufrecht erhält, oder von der Natur, die ihm seine Laufbahn eröffnet und seine Bestimmung zeigt.

Auf der andern Seite aber haben sich die Augustinianer, Thomisten, Kongruisten, Jansenisten u. s. w. merkwürdig geirrt, indem sie, sowohl die Willensfreiheit als die Gnade behauptend, nicht einsahen, daß zwischen diesen beiden Begriffen dasselbe Verhältniß waltet, wie zwischen der Substanz und der Beschaffenheit, und einen Gegensatz eingestanden, der gar nicht da ist. Es ist eine Nothwendigkeit, daß die Freiheit wie die Intelligenz, wie jede Substanz und jede Kraft, bestimmt sein, d. h. daß sie ihre Beschaffenheiten und ihre Eigenschaften haben muß. Während nun in der Materie die Beschaffenheit und Eigenschaft der Substanz inhaften, als gleichzeitig mit ihr selbst, wird bei der Freiheit die Beschaffenheit durch drei so zu sagen äußerliche Agentien gegeben: durch das menschliche Wesen, durch die Gesetze des Denkens und die Uebung oder Erziehung. Kurz, die

Gnade bezeichnet, wie ihr Gegensatz, die Versuchung, eben die Thatsache der Bestimmung der Freiheit.

Um es kurz zusammenzufassen: alle modernen Ideen über die Erziehung der Menschheit sind nichts als eine Auslegung, eine Philosophie der katholischen Lehre von der Gnade, einer Lehre, die ihren Urhebern nur in Folge ihrer Ideen über die Willensfreiheit dunkel vorkam, welche letztere sie bedroht glaubten, sobald man von der Gnade oder der Quelle ihrer Bestimmungen sprach. Wir behaupten vielmehr, daß die Freiheit, an sich gleichgültig an jede Modalität, aber bestimmt, nach einer vorher festgestellten Ordnung zu wirken und sich zu entwickeln, ihren ersten Antrieb vom Schöpfer erhält, welcher ihr Liebe, Einsicht, Muth, Entschlossenheit und alle Gaben des heiligen Geistes eingiebt, und sie dann der Arbeit der Erfahrung überläßt. Es folgt daraus, daß die Gnade nothwendig vorherbewegend (prémouvante) ist, daß ohne sie der Mensch zu keinerlei Gutem befähigt ist, und daß nichts desto weniger der freie Wille selbstständig mit Ueberlegung und Auswahl seine eigenthümliche Bestimmung erfüllt. In diesem Allen liegt weder ein Widerspruch noch ein Geheimniß. Der Mensch als Mensch ist gut; allein eben so wie der Tyrann, den Plato, ebenfalls ein Lehrer der Gnade, schildert, beherbergt er in seinem Busen tausend Ungeheuer, welche der Kultus der Gerechtigkeit und Wissenschaft, die Musik und Gymnastik, alle Gnaden der Gelegenheit und des Staats ihn sollen besiegen lassen. Man braucht nur eine Definition des heil. Augustin abzuändern, und diese ganze Gedankenlehre, die so berühmt ist durch die Streitigkeiten, die sie erregte und welche die Reformation auf einen falschen Weg brachten, strahlt in lauterer Klarheit und Harmonie.

Und jetzt frage ich, ist der Mensch Gott?

Nach der theologischen Hypothese ist Gott das unumschränkte, absolute, im höchsten Grade synthetische Wesen, das unendlich weise und freie, mithin unwandelbare und heilige Ich. Es ist aber klar, daß der Mensch, der Inbegriff der Schöpfung, der Vereinigungspunkt aller physischen, organischen, geistigen und sittlichen, durch die Schöpfung offenbarten Wirksamkeiten, daß der Mensch, als der vervollkommnungsfähige und wandelbare, den bedingenden Eigenschaften der Gottheiten, die er vermöge der Natur seines Geistes denken

muß, nicht entspricht. Weder ist er Gott, noch vermag er bei Lebzeiten Gott zu werden.

Viel weniger sind die Eiche, der Löwe, die Sonne, ja selbst das Weltall, als Abzweigungen des Absoluten, Gott. Die Vergötterung des Menschen und die der Natur fallen mit demselben Schlage.

Wir müssen selbst die Gegenprobe dieser Theorie anstellen.

Wir haben die Sittlichkeit des Menschen in Betracht gezogen vom Standpunkt der socialen Widersprüche: wir werden jetzt von demselben Standpunkt die Sittlichkeit der Vorsehung in Betracht ziehen. Die Frage lautet, anders ausgedrückt, ist Gott, wie ihn die Spekulation und der Glaube der Anbetung der Sterblichen vorhalten, möglich?

§. 2.

Der Mythus von der Vorsehung. — Die Rückschritte Gottes.

Von den drei Beweisen, welche Theologen und Philosophen für das Dasein Gottes anzuführen pflegen, wird gewöhnlich die allgemeine Uebereinstimmung obenan gestellt.

Ich habe diesen Beweisgrund berücksichtigt, als ich mich, ohne ihn zu verwerfen oder anzunehmen, sofort fragte: was behauptet die allgemeine Uebereinstimmung, indem sie Gott behauptet? Bei dieser Gelegenheit muß ich daran erinnern, daß die Verschiedenheit der Religionen nicht beweist, daß das Menschengeschlecht sich geirrt, indem es außerhalb seiner ein höchstes Ich behauptet, eben so wenig als die Verschiedenheit der Sprachen die Unwirklichkeit der Vernunft beweist. Eben durch die Verschiedenheit und den Gegensatz der Kulte wird die Gotteshypothese nicht nur nicht geschwächt, sondern sogar verstärkt.

Einen andern Beweis entnimmt man aus der Weltordnung. In Beziehung hierauf habe ich bemerkt, daß, wenn die Natur aus eignem Antriebe durch den Mund des Menschen ihre eigne Unterscheidung in Geist und Materie behauptet, noch die Frage zu beantworten bleibt, ob ein unendlicher Geist, eine Weltseele, das All regiere und bewege, wie uns das Bewußtsein in seiner dunkeln Anschauung sagt, daß ein Geist den Menschen belebt. Wenn also, habe ich hin-

zugesetzt, die Ordnung ein unfehlbares Anzeichen vom Vorhandensein des Geistes wäre, so könnte man das Dasein eines Gottes in der Welt nicht verkennen.

Unglücklicherweise ist dieses Wenn nicht bewiesen, und kann auch nicht bewiesen werden. Denn einerseits ist der reine, im Gegensatz zur Materie gedachte Geist eine widersprechende Wesenheit, deren Wirklichkeit folglich Nichts bezeugen kann. Andrerseits scheinen gewisse in sich selbst geordnete Wesen, wie die Krystalle, die Pflanzen, das Sonnensystem, die in den sinnlichen Eindrücken, die sie in uns erregen, uns nicht wie die Thiere Gefühl für Gefühl gewähren, eines Bewußtseins durchaus zu entbehren. Man hat daher eben so wenig ein Recht, im Mittelpunkt der Welt als in einem Schwefelkrystall einen Geist anzunehmen, und es kann daher wohl sein, daß der Geist, das Bewußtsein, wenn es überhaupt irgendwo vorhanden ist, nur im Menschen existirt.

Wenn uns jedoch die Ordnung der Welt nichts vom Dasein Gottes lehren kann, so offenbart sie uns gleichwohl eine vielleicht nicht minder werthvolle Thatsache, welche uns als Markpunkt bei unserer Untersuchung dienen soll: die Thatsache, daß alles Dasein, alle Wesenheiten, alle Erscheinungen mit einander verkettet sind durch ein Ganzes von Gesetzen, die aus ihren Eigenschaften hervorgehen, ein Ganzes, das ich (Kap. III) unabwendliche Bestimmung oder Nothwendigkeit genannt habe. Daß es also eine unendliche Einsicht gäbe, welche das ganze System dieser Gesetze, das ganze Feld der Nothwendigkeit umfaßt; daß sich mit dieser unendlichen Einsicht in der innigsten Durchdringung ein höchster, durch die Gesammtheit der kosmischen Gesetze ewig bestimmter und somit unendlich mächtiger und freier Wille verbände; daß endlich diese drei Dinge, Nothwendigkeit, Einsicht und Wille gleichzeitig, einander angemessen und identisch im Weltall wären: das hat offenbar noch nichts Widerstreitendes; aber eben diese Hypothese, eben diesen Anthropomorphismus haben wir erst zu beweisen.

Während uns also das Zeugniß des Menschengeschlechts einen Gott offenbart, ohne zu sagen, was dieser Gott wohl sein kann, offenbart uns die Weltordnung eine Nothwendigkeit, d. h. ein absolutes und schlechthin gebieterisches Ganze von Ursachen und Wir-

kungen, mit einem Wort, ein System von Gesetzen, das, wenn ein Gott existirte, gleichsam das Wollen und Wissen dieses Gottes sein würde.

Der dritte und letzte Beweis für das Dasein Gottes, den die Theisten vorgeschlagen und den metaphysischen Beweis genannt haben, ist weiter nichts als eine tautologische Konstruktion von Kategorien, die schlechterdings gar nichts beweist.

Etwas existirt, folglich existirt etwas.

Etwas ist vielfach, folglich ist etwas einfach.

Etwas ist später da als etwas, folglich ist etwas früher da als etwas.

Etwas ist kleiner oder größer als etwas, folglich ist etwas größer als Alles.

Etwas ist bewegt, also ist etwas bewegend, und so fort in infinitum.

Und das heißt noch heutzutag ein in Fakultäten und Seminarien, beim Unterrichtsminister und bei den hochwürdigen Herrn Bischöfen den metaphysischen Beweis für das Dasein Gottes führen!! Dergleichen Unsinn ist die auserlesene Jugend Frankreichs verdammt ihrem Schulmeister ein Jahr lang nachzublöcken, wofern sie nicht ihr Diplom und das Anrecht, Medizin, Jura, Polytechnik und Wissenschaften zu studiren, verscherzen will! Wahrlich, wenn irgend etwas geeignet ist, uns in Erstaunen zu versetzen, so ist das die Thatsache, daß Europa trotz einer solchen Philosophie noch nicht atheistisch ist. Das Fortbestehen der Gottesidee neben dem Kauderwälsch der Schulen ist das größeste aller Wunder und bildet das gewichtigste Vorurtheil, das man zu Gunsten der Gottheit anführen kann.

Ich bin in Unwissenheit über das, was die Menschheit Gott nennt.

Ich vermag nicht zu sagen, ob es der Mensch, die Welt oder irgend eine andere unsichtbare Wirklichkeit ist, was man unter diesem Namen zu verstehen hat, oder ob dies Wort nur ein Ideal, ein Vernunftwesen ausdrückt.

Gleichwohl werde ich, um meiner Hypothese einen Leib, meiner Untersuchung einen Anhalt zu geben, Gott nach der gewöhnlichen Ansicht als ein besonderes, allgegenwärtiges, von der Schöpfung

unterschiedenes Wesen betrachten, das ebensowohl ein unvergängliches Leben als ein unendliches Wissen, eine unendliche Thätigkeit besitzt, vor allen Dingen aber vorherwissend und gerecht ist, das Laster bestraft und die Tugend belohnt. Ich will die pantheistische Hypothese als eine Heuchelei und Herzlosigkeit bei Seite lassen. Gott ist entweder ein persönlicher, oder er ist gar nicht: diese Alternative ist der Grund-Satz, aus dem ich meine ganze Theodicee ableite.

Ich habe also jetzt, ohne mich mit auf die Fragen einzulassen, welche die Gottesidee später stellen kann, zu ermitteln, was ich, Angesichts der Thatsachen, deren Entwickelung in der Gesellschaft ich dargethan, von dem Benehmen Gottes, wie man ihn meinem Glauben vorhält, und in Bezug auf die Menschheit, zu halten habe. Kurz, ich will das höchste Wesen mit Hülfe einer neuen Dialektik vom Standpunkt des erwiesenen Daseins des Bösen prüfen.

Das Böse existirt: hierin scheint fortan alle Welt einverstanden zu sein.

Wie aber, haben die Stoiker, Epikuräer, Manichäer, Atheisten, gefragt, wie will man das Dasein des Bösen vereinigen mit der Idee eines durchaus guten, allweisen und allmächtigen Gottes? Wie ferner konnte Gott, nachdem er aus Ohnmacht, Nachlässigkeit oder Uebelwollen das Böse in der Welt zugelassen, Geschöpfe, die er selbst unvollkommen geschaffen, und die er so allen Gefahren ihrer Neigungen preisgab, verantwortlich machen für ihre Handlungen? Warum endlich läßt er uns, da er doch den Gerechten eine ungetrübte Seligkeit nach dem Tode verheißt, oder mit andern Worten, da er uns den Gedanken und den Wunsch des Glücks eingepflanzt hat, es nicht schon in diesem Leben genießen, indem er uns die Versuchung zum Bösen benimmt, anstatt uns einer Ewigkeit von Strafen auszusetzen?

So lautet die Protestation der Gottlosen in ihrer alten Fassung.

Gegenwärtig disputirt man nicht mehr: die Gottesgläubigen kümmern sich nicht mehr um die logischen Unmöglichkeiten ihres Systems. Man will einen Gott, besonders eine Vorsehung, und es besteht in diesem Artikel eine Konkurrenz zwischen den Radikalen und Jesuiten. Die Socialisten predigen im Namen Gottes Glück und Tugend; die in den Schulen am Lautesten gegen die Kirche reden, sind die Ersten unter den Mystikern.

Die alten Gottesgläubigen nahmen es genauer und sorgfältiger mit ihrem Glauben. Sie bemühten sich, denselben, wenn nicht zu beweisen, so doch vernünftig zu machen, da sie, im Gegensatz zu ihren Nachfolgern, wohl fühlten, daß es außerhalb der Gewißheit für den Gläubigen weder Würde noch Ruhe giebt.

Die Kirchenväter antworten also den Ungläubigen, daß das Uebel nur die Entbehrung eines größern Gutes sei, und daß man, wenn man sich stets auf das Bessere berufe, den Stützpunkt verliere, auf dem man sich befestigen könne, was geradesweges zum Absurden führt. Da nämlich jedes Geschöpf nothwendig beschränkt und unvollkommen ist, so kann Gott vermöge seiner unendlichen Macht den Grad seiner Vollkommenheit fortwährend erhöhen: in dieser Beziehung findet stets bei der Kreatur in irgend einem Grade ein Entbehren von Gutem statt. Umgekehrt aber genießt auch die Kreatur von dem Augenblick ihres Eintritts ins Dasein an, so unvollkommen und beschränkt man sie auch annehmen mag, eines gewissen Grades von Gutem, das für sie besser ist als das Nichts. Während es also Regel ist, daß der Mensch nur dann für gut erachtet wird, wenn er alles Gute vollbringt, was in seiner Macht steht, verhält es sich mit Gott nicht eben so, weil die Verpflichtung, bis ins Unendliche Gutes zu thun, der Fähigkeit des Schaffens selbst widerspricht: denn Vollkommenheit und Kreatur sind zwei Begriffe, die einander nothwendig ausschließen. Gott allein hat noch zu entscheiden über den Grad von Vollkommenheit, der sich für jede Kreatur schickte, und deswegen eine Anklage gegen ihn erheben heißt seine Gerechtigkeit verleumden.

In Bezug auf die Sünde, d. h. das sittliche Uebel, hatten die Kirchenväter zur Antwort auf die Einwürfe der Atheisten die Theorien vom freien Willen, von der Erlösung, Rechtfertigung und Gnade, auf die ich nicht mehr zurückzukommen brauche.

Es ist mir nicht bewußt, daß die Atheisten auf entscheidende Weise geantwortet auf diese Theorie von der wesentlichen Unvollkommenheit der Kreatur, welche Hr. v. Lammenais in seinem „Esquisse“ mit Glanz erneuert hat. Sie konnten auch unmöglich antworten; denn da sie auf Grund eines falschen Begriffs vom Uebel und der Willensfreiheit und in tiefer Unkenntniß der Gesetze der

Menschheit argumentiren, so fehlt es ihnen gleich sehr an Gründen, sowohl um ihren Zweifel zu besiegen, als um die Gläubigen zu widerlegen.

Doch verlassen wir die Sphäre des Endlichen und Unendlichen, um uns zum Begriff der Ordnung zu wenden. Kann Gott einen runden Kreis, ein rechtwinkliges Viereck machen? — Gewiß!

Wäre Gott schuldig, wenn er zuerst die Welt nach den Gesetzen der Geometrie geschaffen und uns dann in den Kopf gesetzt oder auch nur ohne unsere Schuld den Glauben gelassen hätte, daß ein Kreis viereckig, oder ein Viereck kreisrund sein könne, wenn aus dieser falschen Meinung eine unabsehbare Reihe von Uebeln hätte hervorgehen müssen? — Auch dies ist nicht zu bezweifeln.

Nun gut: gerade das ist es, was Gott, der Gott der Vorsehung bei der Regierung der Menschheit gethan hat, und dieserhalb klage ich ihn an. Da wir Sterblichen es nach einer sechstausendjährigen, schmerzlichen Erfahrung entdeckt haben, wußte er es von Ewigkeit her, daß die Ordnung in der Gesellschaft, d. h. die Freiheit, der Reichthum, die Wissenschaft, sich verwirklicht durch die Versöhnung entgegengesetzter Ideen, welche, wenn eine jede einzelne für absolut gehalten wurde, uns in einen Abgrund von Elend stürzen mußten: warum hat er uns keine Kunde davon gegeben? Warum hat er nicht unser Urtheil von Anbeginn berichtigt? Warum hat er uns unserer unvollkommnen Logik überlassen, zumal da unser Egoismus sich durch sie zu seinen Ungerechtigkeiten und Treulosigkeiten ermächtigen mußte? Er wußte es, dieser neidische Gott, daß, wenn er uns den Zufälligkeiten der Erfahrung preisgäbe, wir erst sehr spät die Sicherheit des Lebens finden würden, die unser Glück ausmacht: warum hat er diese lange Lehrlingszeit nicht abgekürzt durch eine Offenbarung unserer eignen Gesetze? Warum hat er nicht, anstatt uns mit widersprechenden Ansichten zu bethören, die Erfahrung umgestoßen und uns auf dem Wege der Analyse von den synthetischen Ideen zu den Antinomien geführt, anstatt uns mühsam den steilen Abhang von der Antinomie zur Synthese emporklimmen zu lassen?

Wenn, wie man früher meinte, das Uebel, unter dem die Menschheit zu leiden hat, nur aus der unvermeidlichen Unvollkommenheit in jeder Kreatur entspränge, oder wenn es nur den Wider-

streit der Wirksamkeiten und Neigungen, die unser Wesen ausmachen und welche die Vernunft uns zu meistern und leiten lehren soll, zur Ursache hätte, so würden wir kein Recht haben, eine Klage zu erheben. Unser Zustand wäre dann, was er sein könnte, und Gott gerechtfertigt.

Allein wo bleibt vor dieser unfreiwilligen Täuschung unseres Verstandes, die so leicht zu heben war und deren Wirkungen so schrecklich sein mußten, die Entschuldigung der Vorsehung? Ist es nicht wahr, daß hier die Gnade den Menschen im Stiche gelassen hat? Gott, den der Glaube darstellt als einen zärtlichen Vater und weisen Herrn, giebt uns preis der Schicksalsnothwendigkeit unserer unvollständigen Begriffe; er gräbt die Grube unter unsern Füßen, er läßt uns wandeln wie Blinde und dann bestraft er uns bei jedem Falle wie Bösewichte! Ja, es scheint, daß wir zuletzt *gegen* seinen Willen, ganz zerschlagen von der Reise, unsern Weg erkennen, als ob wir seine Herrlichkeit beleidigten, wenn wir durch die Prüfungen, die er uns auferlegt, einsichtsvoller und freier werden. Was brauchen wir uns daher unaufhörlich auf die Gottheit zu berufen und was sollen uns diese Satelliten einer Vorsehung, die uns seit sechs Jahrtausenden mit Hülfe von tausenderlei Religionen betrügt und irre führt?

Wie, Gott gebietet uns durch die Verkünder seiner Mittheilungen und durch das Gesetz, welches er in unsere Herzen geschrieben, unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst, den Andern zu thun, wie wir wünschen, daß uns gethan werde, Jedem zu geben, was ihm zukommt, dem Arbeiter seinen Lohn nicht zu verkürzen und keinen Wucher zu treiben; er weiß außerdem, daß unsere Nächstenliebe lau, unser Gewissen wankelmüthig ist und daß der geringste Vorwand uns stets ein ausreichender Grund zu sein scheint, uns vom Gesetze auszunehmen: und bei einer solchen Beschaffenheit verwickelt er uns in die Widersprüche des Handels und des Eigenthums, wo vermöge der Schicksalsnothwendigkeit der Theorien Nächstenliebe und Gerechtigkeit unfehlbar zu Grunde gehen müssen? Anstatt unsere Vernunft aufzuklären über die Tragweite der Grundsätze, die sich ihr mit der ganzen Gewalt der Nothwendigkeit aufdringen, deren Folgen aber, vom Egoismus angenommen, für die Brüderlichkeit unter den

Menschen tödtlich sind, stellt er diese gemißbrauchte Vernunft in den Dienst unserer Leidenschaft, zerstört in uns durch die Verführung des Geistes das Gleichgewicht des Gewissens, rechtfertigt unsere Usurpationen und unsere Habsucht in unsern eignen Augen, macht die Trennung des Menschen von Seinesgleichen unvermeidlich und rechtmäßig, erzeugt unter uns Zwietracht und Haß, indem er die Gleichheit durch die Arbeit und durch das Recht unmöglich macht, und macht uns glauben, daß diese Gleichheit, das Gesetz der Welt, unter den Menschen ungerecht sei: und dann verdammt er uns in Masse, weil wir es nicht verstanden, seine unbegreiflichen Vorschriften auszuführen! Gewiß, ich glaube bewiesen zu haben, daß unsere Verlassenheit von der Vorsehung uns nicht rechtfertigt; aber welches auch unser Verbrechen sein mag, vor ihr sind wir nicht strafbar, und wenn es ein Wesen giebt, das vor uns und mehr denn wir die Hölle verdient hat, so ist es, ich muß es heraussagen, Niemand anders als Gott.

Wenn die Theisten, um ihr Dogma von der Vorsehung darzuthun, die Ordnung der Natur als Beweis anführen, so kann man, obgleich dies Argument nur eine petitio principii ist, doch wenigstens nicht sagen, daß es einen Widerspruch enthalte und daß die angeführte Thatsache gegen die Hypothese aussage. Nichts z. B. verräth im Weltsystem die mindeste Unregelmäßigkeit, die leichteste Vernachlässigung, aus der man irgend ein Vorurtheil gegen die Idee eines obersten intelligenten und persönlichen Bewegenden herleiten könnte. Mit einem Wort, wenn die Ordnung der Natur auch nicht die Wirklichkeit einer Vorsehung beweist, so widerspricht sie ihr wenigstens nicht.

Ganz anders verhält es sich mit der Regierung der Menschheit. Hier tritt die Ordnung nicht gleichzeitig auf mit der Materie; sie ist hier nicht wie im Weltsystem mit einem Male und für die Ewigkeit geschaffen. Sie entwickelt sich stufenweise in einer unabwendlichen Reihe von Principien und Konsequenzen, welche das menschliche Wesen selbst, also eben das Wesen, um dessen Ordnung es zu thun war, selbstständig vermöge seiner eignen Energie und von der Erfahrung dazu herausgefordert, zu Stande bringen mußte. In dieser Beziehung ist ihm keine Offenbarung zu Theil geworden. Der

Mensch ist von seinem Ursprung an einer vorherbestimmten Nothwendigkeit, einer unbedingten und unwiderstehlichen Ordnung unterworfen. Aber damit diese Ordnung sich verwirkliche, muß der Mensch sie entdecken; damit diese Nothwendigkeit existire, muß er sie errathen. Diese Arbeit des Erfindens könnte abgekürzt werden: aber Niemand, weder im Himmel noch auf Erden, kommt dem Menschen zu Hülfe; Niemand giebt ihm eine Unterweisung. Die Menschheit muß an die zehn Jahrtausende ihre eignen Geschlechter verschlingen; sie muß sich erschöpfen in Blut und Schmutz ohne daß Gott, den sie anbetet, auch nur ein einzig Mal ihre Vernunft erleuchtet und ihre Prüfung abkürzt. Wo bleibt hier die göttliche Wirksamkeit? wo bleibt die Vorsehung?

„Wenn Gott nicht existirte, sagt Voltaire, der Religionsfeind, so müßte man ihn erfinden.“ —

Warum?

„Darum, setzt derselbe Voltaire hinzu, weil, wenn ich es mit einem atheistischen Fürsten zu thun hätte, in dessen Interesse es läge, mich in einem Mörser zerstoßen zu lassen, ich ganz gewiß würde zerstoßen werden.“

Seltsame Verirrung eines großen Geistes! Und wenn Du mit einem frommen Fürsten zu thun hättest, dem sein Beichtvater im Namen Gottes beföhle, Dich lebendig zu verbrennen, würdest Du da nicht ganz eben so gewiß verbrannt werden? Du Antichrist, hast Du denn die Inquisition, die Bartholomäusnacht, die Scheiterhaufen Vanini's und Giordano Bruno's, die Folterqualen Galilei's und das Märtyrerthum so vieler freier Denker vergessen? . . . Nur hier keinen Unterschied gemacht zwischen Gebrauch und Mißbrauch, denn sonst werde ich entgegnen, daß aus einem mystischen und übernatürlichen Princip, aus einem Princip, das Alles umfaßt, Alles erklärt, Alles rechtfertigt, wie die Gottesidee, alle Konsequenzen rechtmäßig gezogen werden können und daß der Eifer des Gläubigen der einzige Richter ist über die Angemessenheit.

„Ich habe früher geglaubt, sagt Rousseau, daß man auch ohne Gott ein rechtschaffener Mensch sein könne; aber ich bin von diesem Irrthum zurückgekommen.“ Es ist dies im Grunde dieselbe Denkweise, wie bei Voltaire, dieselbe Rechtfertigung der Intoleranz: Der

Mensch thut das Gute und enthält sich des Bösen nur aus Rücksicht auf eine ihn überwachende Vorsehung: Fluch über Diejenigen, welche sie leugnen! Und um das Maaß der Unvernunft voll zu machen, lehrt derselbe Mann, welcher so für unsere Tugend die Weihe einer belohnenden und bestrafenden Gottheit verlangt, als ein Glaubensdogma die angeborne Güte des Menschen.

Und ich sage: die erste Pflicht des intelligenten und freien Menschen besteht darin, unverzüglich die Gottesidee aus seinem Geiste und seinem Gewissen zu verbannen. Denn wenn Gott existirt, so ist er unserer Natur wesentlich feindselig und wir stehen durchaus nicht unter seiner Autorität. Wir gelangen zur Wissenschaft trotz ihm, zum Wohlsein trotz ihm, zur Gesellschaft trotz ihm: jeder unserer Fortschritte ist ein Sieg, in dem wir die Gottheit niederschmettern.

Man sage nicht mehr: Die Wege Gottes sind unerforschlich! Wir haben sie erforscht, diese Wege, und haben in ihnen in Blutschrift die Beweise der Ohnmacht, wo nicht gar der Böswilligkeit Gottes gelesen. Meine lange Zeit gedemüthigte Vernunft erhebt sich allmälig zu gleicher Höhe mit dem Unendlichen; mit der Zeit wird sie Alles entdecken, was ihre Unerfahrenheit ihr entzieht; mit der Zeit werde ich immer weniger und weniger ein Werkmeister des Unglücks sein und durch die erworbene Aufklärung, durch die Vervollkommnung meiner Freiheit werde ich mein Wesen läutern, idealisiren und das Oberhaupt der Schöpfung, der Gleiche Gottes werden. Ein einziger Augenblick der Unordnung, den der Allmächtige hätte verhindern können, aber nicht verhindert hat, versetzt seine Vorsehung in Anklage und erweist seine Weisheit als unzulänglich: der geringste Fortschritt hingegen, den der unwissende, im Stiche gelassene und verrathene Mensch zum Guten hin vollbringt, gereicht ihm zur unermeßlichen Ehre. Mit welchem Rechte will mir Gott noch zurufen: Du sollst heilig sein, weil ich heilig bin? Lügengeist, werde ich ihm antworten, dummer Gott, Dein Reich ist zu Ende! Suche Dir unter den Thieren andere Opfer. Ich weiß, daß ich weder heilig bin noch heilig werden kann; und wie solltest Du heilig sein, wenn ich Dir gleiche? Ewiger Vater, Jupiter oder Jehovah,

wir haben Dich kennen gelernt: Du bist, warst und wirst stets sein der eifersüchtige Beneider Adams, der Tyrann des Prometheus.

Ich verfalle nicht in den Sophismus, den Paulus widerlegt, indem er dem Topfe verbietet, zum Töpfer zu sagen: Warum hast Du mich gemacht? Ich mache dem Urheber der Dinge keinen Vorwurf darüber, daß er mich zu einer unharmonischen Kreatur, zu seinem unzusammenhängenden Gemengsel gemacht hat, denn ich konnte nur unter dieser Bedingung existiren. Ich begnüge mich, ihm zuzurufen: Warum betrügst Du mich? Warum hast Du durch Dein Stillschweigen den Egoismus in mir entfesselt? Warum hast Du mich der Qual des Zweifelns an Allem anheimgegeben durch die bittere Täuschung der widerstreitenden Ideen, die Du in meinen Verstand gelegt? Zweifel an der Wahrheit, Zweifel an der Gerechtigkeit, an meinem Gewissen und meiner Freiheit, Zweifel an Dir selbst, o Gott, und als Folge dieses Zweifels die Nothwendigkeit des Krieges mit mir selbst und mit meinem Nächsten: das, ewiger Vater, das ist es, was Du gethan für unser Glück und für Deinen Ruhm; das ist das mit Blut und Thränen erweichte Brot, mit dem Du uns gespeiset hast. Die Fehltritte, für die wir Dich um Vergebung bitten, hast Du uns begehen lassen; die Schlingen, aus denen uns zu befreien wir Dich beschwören, hast Du gestellt, und der Satan, der uns umlauert, dieser Satan ist niemand Anders als Du.

Du triumphirtest und Niemand wagte Dir zu widersprechen, als Du den gerechten Hiob, das Bild unserer Menschheit, an Leib und Seele gequält hattest und seine lautere Frömmigkeit, seine bescheidene und ehrfurchtsvolle Unwissenheit schmähtest. Wir waren wie Nichts vor Deiner unsichtbaren Mäjestät, der wir den Himmel zum Baldachin, die Erde zum Fußschemel gaben. Jetzt aber bist Du entthront und zerschmettert. Dein Name, so lange Zeit das letzte Wort des Gelehrten, die Weihe des Richters, die Kraft des Fürsten, die Hoffnung des Armen, die Zuflucht des reuigen Sünders, dieser weiland unaussprechbare Name, er ist fortan der Verachtung und dem Fluch preisgegeben und wird ausgezischt werden unter den Menschen. Denn Gott ist Dummheit und Feigheit, Gott ist Heuchelei und Lüge, Gott ist Tyrannei und Elend, Gott ist das Böse. So lange die Menschheit, eine Sklavin der Könige und Priester, sich

beugt vor einem Altar, bleibt sie verworfen; so lange sich ein Mensch von dem andern auf den Namen Gottes schwören läßt, bleibt die Gesellschaft auf Meineid gegründet, Friede und Liebe verbannt aus dem Kreise der Sterblichen. Hebe Dich von dannen, Gott, denn geheilt von der Furcht vor Dir und klug geworden, schwöre ich jetzt, die Hand zum Himmel erhoben, daß Du nichts bist, als der Henker meiner Vernunft, das Schreckgespenst meines Gewissens.

Ich leugne also die Oberhoheit Gottes über die Menschheit; ich verwerfe seine Vorsehungsregierung, deren Nichtexistenz genügend dargethan ist durch die metaphysischen und ökonomischen Trugbilder der Menschheit, mit einem Wort, durch das Märtyrerthum unserer Gattung. Ich lehne sie ab, die Richtergewalt des höchsten Wesens über den Menschen; ich entkleide ihn seiner Titel und Eigenschaften: Vater, König, Richter, allgütig, langmüthig, barmherzig, hülfreich, belohnend und bestrafend. Alle diese Attribute, aus denen sich die Idee der Vorsehung zusammensetzt, sind nichts als eine Karrikatur der Menschheit, die unverträglich ist mit der Selbständigkeit der Civilisation, und überdies Lügen gestraft wird von der Geschichte ihrer Verirrungen und Katastrophen.

Folgt nun daraus, daß Gott nicht mehr aufgefaßt werden kann als Vorsehung, daraus, daß wir ihm diese Eigenschaft nehmen, die für den Menschen so wichtig ist, daß er kein Bedenken getragen, sie zum Synonymum Gottes zu machen, folgt daraus, frage ich, daß Gott nicht existirt und daß die Unrichtigkeit des theologischen Dogmas, was die Wirklichkeit seines Inhalts anlangt, nunmehr erwiesen ist?

Ach! wir müssen mit Nein antworten. Ein auf das göttliche Wesen bezügliches Vorurtheil ist zerstört und mit demselben Schlage ist die Unabhängigkeit des Menschen dargethan: das ist Alles. Die Wirklichkeit des göttlichen Wesens ist unangefochten geblieben und unsere Hypothese bleibt noch immer stehen. Indem wir bei Gelegenheit der Vorsehung bewiesen, was Gott unmöglich sein kann, haben wir einen ersten Schritt zur Bestimmung der Gottesidee gethan. Es fragt sich jetzt, ob dies erste Ergebniß mit demjenigen übereinstimmt, was noch von der Hypothese übrig bleibt; wir haben

also von demselben Gesichtspunkt der Intelligenz zu bestimmen, was Gott ist, wenn er ist.

Denn eben so, wie wir, nachdem wir die Schuldhaftigkeit des Menschen unter dem Einfluß der ökonomischen Widersprüche dargethan, Rechenschaft geben mußten über diese Schuldhaftigkeit, wofern wir nicht den Menschen verstümmelt lassen und ihn zu einer verächtlichen Satyre gemacht haben wollten, eben so müssen wir jetzt, nachdem wir die Chimäre einer Vorsehung in Gott erkannt, untersuchen, wie dieser Mangel an Vorsehung sich verträgt mit der Idee einer unumschränkten Intelligenz und Freiheit, wofern wir nicht gegen die aufgestellte Hypothese fehlen wollen, deren Unrichtigkeit noch durch nichts bewiesen ist.

Ich behaupte also, daß Gott, wenn es einen Gott giebt, nicht den Bildern gleicht, welche sich die Philosophen und Priester von ihm gemacht haben; daß er weder denkt noch handelt nach dem Gesetz der Analyse, des Vorhersehens und des Fortschritts, das der unterscheidende Zug des Menschen ist; daß er vielmehr einen umgekehrten und rückläufigen Weg zu verfolgen scheint; daß die Intelligenz, Freiheit und Persönlichkeit in Gott anders beschaffen sind als in uns und daß diese vollkommen begründete Natureigenthümlichkeit Gott zu einem wesentlich civilisationsfeindlichen, unfreisinnigen und unmenschlichen Wesen macht.

Ich beweise meinen Satz, indem ich vom Negativen zum Positiven übergehe, d. h. indem ich die Wahrheit meiner These aus dem Fortschritt der Einwürfe ableite.

1) Gott, sagen die Gläubigen, kann nicht anders gedacht werden als unendlich gut, unendlich weise, unendlich mächtig und sofort durch die ganze Litanei der Unendlichkeiten. Die unendliche Vollkommenheit ist aber unverträglich mit dem Ergebniß eines gegen den Fortschritt gleichgültigen oder gar feindlichen Willens: Gott existirt also entweder nicht, oder der aus der Entwicklung der Antinomien hergenommene Einwurf beweist nur die Unwissenheit, in der wir uns über die Geheimnisse des Unendlichen befinden.

Ich antworte diesen Schwätzern, daß ich, wenn es genügt, sich auf die Unergründlichkeit der Mysterien zu berufen, um irgend welche willkürliche Meinung zu rechtfertigen, mir eben so gern das My-

sterium eines Gottes ohne Vorsehung, als das einer Vorsehung ohne Wirksamkeit gefallen lasse. Allein Angesichts der Thatsachen ist es unstatthaft, sich auf dergleichen Möglichkeiten zu berufen: man muß sich an die positive Aussage der Erfahrung halten. Die Erfahrung und die Thatsachen beweisen aber, daß die Menschheit in ihrer Entwicklung einer unbeugsamen Nothwendigkeit gehorcht, deren Gesetze sich herausstellen und deren System sich verwirklicht, je nachdem die Gesammtvernunft es entdeckt, ohne daß irgend etwas in der Gesellschaft eine äußere Einwirkung, ein Gebot der Vorsehung oder irgend einen übermenschlichen Gedanken bewiese. Was den Glauben an die Vorsehung erzeugt, ist eben diese Nothwendigkeit, die gleichsam die Grundlage und Wesenheit der Gesammtmenschheit ausmacht. Allein diese Nothwendigkeit, so systematisch und fortschreitend sie erscheint, beweist darum weder in der Menschheit noch in Gott eine Vorsehung; um sich hievon zu überzeugen, braucht man sich nur an die endlosen Schwankungen und das schmerzliche Herumtappen zu erinnern, wodurch sich die gesellschaftliche Ordnung zur Darstellung bringt.

2) Andere Beweisführer kommen die Quere an und rufen: Wozu diese abstrusen Untersuchungen? Es giebt eben so wenig eine unendliche Intelligenz, als eine Vorsehung; es giebt weder ein Ich noch einen Willen in der Welt außer dem Menschen. Alles, was geschieht, gut oder böse, geschieht mit Nothwendigkeit. Ein unwiderstehliches Ganze von Ursachen und Wirkungen umfängt den Menschen, und die Natur mit derselben unabwendlichen Schicksalsmacht und was wir in uns selbst Bewußtsein, Willen, Urtheil u. s. w. nennen, sind nur besondere Eigenschaften des ewigen, unwandelbaren und bestimmungsgebundenen Ganzen.

Dieser bereits ist die Umkehrung des vorigen. Er besteht darin, daß statt der Idee eines allmächtigen und allweisen Urhebers eine nothwendige und ewige, aber unbewußte und blinde Zusammenordnung gesetzt wird. Diese Entgegensetzung läßt uns schon merken, daß die Dialektik der Materialisten auch nicht auf festern Füßen steht, als die der Gläubigen.

Wer von Nothwendigkeit oder Verhängniß redet, der giebt damit eine unbedingte und unverletzliche Ordnung zu; wer dagegen von Störung und Unordnung spricht, der behauptet damit etwas

dem Verhängniß aufs Höchste Widersprechendes. Nun ist aber Unordnung in der Welt, eine Unordnung, die erzeugt wird durch das Streben freithätiger, durch keine Macht gefesselter Kräfte (?). Wie ist das möglich, wenn Alles verhängnißmäßig und nothwendig ist.

Allein wer sähe nicht ein, daß dieser alte Streit des Theismus und Materialismus aus einem falschen Begriff von der Freiheit und der Nothwendigkeit hervorgeht, zwei Begriffen, die man für widersprechend gehalten hat, während sie es in Wahrheit nicht sind? Wenn der Mensch frei ist, sagten die Einen, so ist Gott ganz gewiß frei und die Nothwendigkeit nur ein leeres Wort; — wenn Alles in der Natur untrennbar verkettet ist, so giebt es weder eine Freiheit noch eine Vorsehung. Und alsbald beweist jede Partei in der eingeschlagenen Richtung darauf los, bis ihr Hören und Sehen vergeht, ohne jemals begreifen zu können, daß der vorgebliche Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit nichts ist als der natürliche, aber nicht antithetische Unterschied zwischen den Thaten der Kräfte und denen des Geistes.

Die Nothwendigkeit ist die absolute Ordnung, das Gesetz, der Koder, das Fatum der Weltverfassung. Allein dies Gesetz ist weit entfernt an und für sich schon die Idee eines unumschränkten Gesetzgebers auszuschließen und setzt ihn vielmehr so natürlich voraus, daß das ganze Alterthum kein Bedenken getragen hat, ihn anzunehmen: die ganze Frage läuft heutzutage darauf hinaus, ob, wie die Religionsstifter geglaubt haben, der Gesetzgeber dem Gesetz im Weltall vorangegangen sei, d. h. ob die Intelligenz früher ist als die Nothwendigkeit, oder aber, ob, wie die Neuern wollen, das Gesetz dem Gesetzgeber vorangegangen, mit andern Worten, ob der Geist aus der Natur geboren wird. Vorher oder nachher? in dieser Frage faßt sich die ganze Philosophie zusammen. Man streite über das Frühersein oder Spätersein des Geistes, das will ich mir gern gefallen lassen; aber man leugne ihn nicht auf Grund der Nothwendigkeit, denn dies wäre eine durch nichts gerechtfertigte Ausschließung. Man braucht nur, um sie zu widerlegen, an eben die Thatsache zu erinnern, auf welche sie sich gründet, an das Dasein des Bösen.

Wenn die Materie und die Attraktion gegeben sind, so entsteht aus ihnen das Weltsystem: das ist nothwendig. Sind zwei korrelative und widersprechende Ideen gegeben, so muß eine Verbindung erfolgen: das ist ebenfalls nothwendig. Was der Nothwendigkeit widerstreitet, ist nicht die Freiheit, deren Bestimmung es vielmehr ist, in einer gewissen Sphäre die Vollziehung der Nothwendigkeit zu besorgen, sondern die Unordnung, Alles, was die Vollziehung des Gesetzes hemmt.

Ist nun Unordnung in der Welt oder nicht? — Die Fatalisten leugnen es nicht, weil sie, durch die seltsamste Verirrung, eben durch das Vorhandensein des Bösen Fatalisten geworden sind. Ich behaupte aber, daß gerade das Dasein des Bösen, weit entfernt die Nothwendigkeit zu bezeugen, dieselbe vielmehr durchbricht, dem Schicksal Gewalt anthut und eine Ursache voraussetzt, deren irrthümliches aber freiwilliges Walten in Entzweiung mit dem Gesetze steht. Diese Ursache nenne ich Freiheit, und ich habe (Kap. IV) bewiesen, daß die Freiheit eben so wie die Vernunft, die ihr im Menschen als Leuchte dient, desto größer und vollkommner ist, je besser sie sich in Einklang setzt mit der Naturordnung, welche die Nothwendigkeit ist.

Wenn man daher die Nothwendigkeit dem Zeugniß des sich frei fühlenden Bewußtseins entgegensetzt, und umgekehrt, so beweist man dadurch, daß man die Ideen verkehrt auffaßt und nicht das mindeste Verständniß von der Frage hat. Der Fortschritt der Menschheit kann definirt werden als die Erziehung der menschlichen Vernunft und Freiheit durch die Nothwendigkeit: es ist absurd, diese drei Begriffe als einander ausschließend und unverträglich anzusehen, während sie in der Wirklichkeit einander gegenseitig halten und tragen, indem die Nothwendigkeit die Grundlage bildet, die Vernunft als Zweites auftritt und die Freiheit das Gebäude krönt. Die Nothwendigkeit zu erkennen und durchbringen ist das Bestreben der menschlichen Vernunft und sich ihr anzupassen trachtet die Freiheit: die Kritik der selbständigen Entwickelung und des instinktmäßigen Glaubens der Menschheit, der wir uns in diesem Augenblick widmen, ist im Grunde nichts als ein Studium der Nothwendigkeit. Ich will dies näher darthun.

Der mit Thatkraft und Einsicht begabte Mensch hat die Macht,

die Ordnung der Welt, zu welcher er gehört, zu stören. Allein alle seine Abweichungen sind vorgesehen und bewegen sich innerhalb gewisser Grenzen, die nach einer bestimmten Zahl von Schwingungen nach der einen und nach der andern Seite den Menschen zur Ordnung zurückführen. Nach diesen Pendelschwingungen der Freiheit kann man die Rolle der Menschheit in der Welt bestimmen; und da das Schicksal des Menschen gebunden ist an das der Kreaturen, so ist es möglich von ihm zum höchsten Gesetz der Dinge und bis zu den Quellen des Daseins aufzusteigen.

Daher frage ich nicht mehr: Wie kann der Mensch die Macht haben, die Vorsehungs-Ordnung zu verletzen und wie kann die Vorsehung es zugeben? sondern stelle die Frage in andern Ausdrücken: Wie kann der Mensch als ein integrirender Theil des Weltalls, als ein Erzeugniß der Nothwendigkeit, die Macht haben, die Nothwendigkeit zu durchbrechen? Wie kann eine nothwendige Organisation, die Organisation der Menschheit, zugleich eine zufällige, widerlogische, tumult- und katastrophenvolle sein? Die Nothwendigkeit ist nicht an eine Stunde, an ein Jahrhundert oder Jahrtausend gebunden: warum treten Wissenschaft und Freiheit, wenn es nothwendig ist, daß sie uns zu Theil werden sollen, nicht früher auf? Denn sobald wir durch das Warten zu leiden haben, steht die Nothwendigkeit mit sich selbst im Widerspruch; mit dem Bösen ist die Nothwendigkeit eben so unverträglich als die Vorsehung.

Was ist, um es mit einem Wort zu sagen, was ist eine Nothwendigkeit, die jeden Augenblick verleugnet wird von Thatsachen, die sich in ihrem Schooß begeben? Das ist es, was die Fatalisten zu erklären verpflichtet sind, eben so wie die Theisten erklären müssen, was eine unendliche Intelligenz sein kann, die das Elend ihrer Geschöpfe weder vorherzusehen noch demselben vorzubeugen versteht.

Dies ist aber noch nicht Alles. Freiheit, Intelligenz, Nothwendigkeit sind im Grunde drei übereinkommende Ausdrücke zur Bezeichnung drei verschiedener Seiten des Seins. Im Menschen ist die Vernunft nichts als eine bestimmte Freiheit, welche ihre Schranke fühlt. Allein auch diese Freiheit ist im Kreise ihrer Bestimmtheit wiederum Nothwendigkeit, eine lebendige und persönliche Nothwendigkeit. Wenn daher das Bewußtsein der Menschheit es ausspricht, daß die Nothwendigkeit des Weltalls, d. h. die höchste, oberste Nothwendigkeit übereinkommt mit unendlicher Vernunft sowohl als mit einer unendlichen Freiheit, so stellt es nur eine in jeder Weise rechtmäßige Hypothese auf, deren Bewahrheitung sich allen Parteien auferlegt.

3) Jetzt kommen die **Humanisten**, die neuen Atheisten, und sagen:

Die Menschheit in ihrer Gesammtheit ist die Wirklichkeit, welche der Geist der Gesellschaft unter dem mystischen Namen Gott anstrebt. Diese Erscheinung der Gesammtvernunft, eine Art von Spiegelung, bei der die Menschheit, sich selbst anschauend, für ein äußeres, transcendentes Wesen hält, das auf sie herabsehe und ihr Geschick leite, diese Täuschung des Bewußtseins, sagen wir, ist analysirt und erklärt und die theologische Hypothese erneuern heißt fortan zurückschreiten in der Wissenschaft. Man muß sich einzig an die Gesellschaft, an den Menschen halten. Gott in der Religion, der Staat in der Politik, das Eigenthum in der Oekonomie, das ist die dreifache Form, unter der die Menschheit, sich selber fremd geworden, nicht aufgehört hat, sich mit eignen Händen zu zerfleischen und die sie gegenwärtig von sich werfen muß.

Ich gebe zu, daß jede Behauptung oder Hypothese der Gottheit aus einem Anthropomorphismus hervorgeht und daß Gott zunächst nichts ist als das Ideal, oder richtiger, das Gespenst des Menschen. Ich gebe ferner zu, daß die Gottesidee der Typus und die Begründung des Princips der Autorität und Willkür ist, das wir zu vernichten oder wenigstens unterzuordnen haben, überall, wo es auftritt, in der Wissenschaft, in der Arbeit, in der Gemeinde. Auch widerspreche ich dem Humanismus nicht, sondern setze ihn fort. Ich bemächtige mich seiner Kritik des göttlichen Wesens, wende sie an auf den Menschen und bemerke:

Daß der Mensch, indem er sich als Gott anbetet, von selbst ein seinem eignen Wesen entgegengesetztes Ideal aufgestellt und sich für den Widersacher desjenigen Wesens erklärt hat, welches für schlechthin vollkommen gilt, kurz, des Unendlichen;

Daß der Mensch folglich, nach seinem eignen Urtheil, nur eine falsche Gottheit ist, weil er sich selbst leugnet, indem er Gott setzt, und daß der Humanismus eine Religion ist, eben so verabscheuungswürdig als alle theistischen Religionen alten Ursprungs;

Daß diese Erscheinung der sich für Gott haltenden Menschheit durch die Ausdrücke des Humanismus nicht erklärt wird und eine weitere Auslegung erfordert.

Gott ist nach der theologischen Auffassung nicht blos der unumschränkte Beherrscher des Universums, der unfehlbare und unverantwortliche König der Kreaturen, das geistige Vorbild des Menschen, sondern auch das ewige, unwandelbare, allgegenwärtige, unendlich weise und unendlich freie Wesen. Ich behaupte aber, daß diese Eigenschaften Gottes mehr enthalten als ein Ideal, als eine Erhebung der entsprechenden Eigenschaften der Menschheit auf irgend eine beliebige Potenz; ich behaupte, daß sie der Widerspruch derselben sind. Gott ist dem Menschen widersprechend, eben so wie die Näch-

stenliebe sich widersprechend verhält gegen die Gerechtigkeit, die Heiligkeit, als das Ideal der Vervollkommnung, gegen die Vervollkommnungsfähigkeit, das Königthum, als das Ideal der gesetzgebenden Macht, gegen das Gesetz, u. s. f. Somit entsteht die Gotteshypothese aufs Neue aus ihrer Auflösung in der menschlichen Wirklichkeit und das fortwährend beseitigte Problem eines vollständigen, harmonischen und unumschränkten Daseins taucht immer wieder auf.

Um diese radikale Antinomie zu beweisen, braucht man nur die Thatsachen den Definitionen gegenüber zu stellen.

Die sicherste, am Unzweifelhaftesten feststehende Thatsache ist gewiß die, daß die menschliche Erkenntniß eine fortschreitende, methodische, überlegte, mit einem Wort, eine auf Erfahrung beruhende ist, und das so sehr, daß jede Theorie, der die Bestätigung der Erfahrung abgeht, d. h. die Beständigkeit und die nothwendige Verkettung in ihren Darstellungen, eben deshalb des Merkmals der Wissenschaftlichkeit entbehrt. Hiegegen läßt sich nicht der mindeste Zweifel erheben. Selbst die sogenannte reine Mathematik ist der nothwendigen Verkettung ihrer Sätze unterworfen und eben dadurch abhängig von der Erfahrung, deren Gesetz sie auch anerkennt.

Die menschliche Wissenschaft schreitet also, von der Beobachtung ausgehend, vor, und dringt ein in eine schrankenlose Sphäre. Das Ziel, das sie im Auge hat, das Ideal, das sie zu verwirklichen strebt, jedoch ohne es jemals erreichen zu können, da sie es vielmehr immer weiter und weiter hinausrückt, ist das Unendliche, das Absolute.

Was wäre aber eine unendliche, eine absolute Wissenschaft, die eine gleich unendliche Freiheit bestimmte, wie die Spekulation sie in Gott voraussetzt? Es wäre eine nicht blos universelle, sondern anschauende selbstständige Erkenntniß, rein von allem Schwanken und aller Objektivität, obschon sie sowohl das Wirkliche als das Mögliche umfaßte, eine sichere, aber nicht beweisende, eine vollständige, aber nicht in Reihenfolge geordnete Wissenschaft, kurz, eine Wissenschaft, die, ewig in ihrer Bildung, eines jeden Merkmals des Fortschritts im Verhältniß ihrer Theile völlig entkleidet wäre.

Die Psychologie führt zahlreiche Beispiele an für diese Art zu erkennen; dahin gehören die instinktmäßig errathenden Fähigkeiten der Thiere, das ursprüngliche Talent mancher Menschen, die, unabhängig von aller Erziehung, geborne Rechner oder Künstler sind, endlich auch die meisten ursprünglichen menschlichen Einrichtungen und Denkmäler, die von einem unbewußten und von Theorien unabhängigen Geiste geschaffen wurden. Und die so regelmäßigen, so zusammengesetzten Bewegungen der Himmelskörper, die wunderbaren Kombinationen der Materie: sollte man nicht glauben, daß

dies Alles ebenfalls die Wirkung eines besondern, den Elementen inhaftenden Instinktes sei? . .

Wenn also Gott existirt, so erscheint uns etwas von ihm im Universum und in uns selbst: aber dies Etwas steht in schneidendem Gegensatz zu unsern unzweifelhaftesten Bestrebungen, zu unserer gewissesten Bestimmung; dies Etwas wird fortwährend aus unserer Seele verwischt durch die Erziehung und unser ganzes Bemühen geht dahin, es verschwinden zu machen. Gott und der Mensch sind zwei Naturen, die sich fliehen, sobald sie sich kennen: wie sollen sie sich, wofern nicht eine Umwandlung der einen oder der andern oder beider eintritt, jemals mit einander versöhnen? Wie sollten, wenn der Fortschritt der Vernunft darin besteht, uns immer mehr von der Gottheit zu entfernen, Gott und der Mensch durch die Vernunft identisch sein? Wie also sollte die Menschheit durch die Erziehung Gott werden können?

Ein anderes Beispiel.

Der wesentliche Charakter der Religion ist das Gefühl. Durch die Religion schreibt also der Mensch Gott Gefühl zu, wie er ihm Vernunft zuschreibt; überdies behauptet er nach seinem gewöhnlichen Ideengange, daß das Gefühl in Gott eben so wie das Wissen unendlich sei.

Aber dies allein genügt schon, um in Gott die Beschaffenheit des Gefühls zu verändern und es zu einer von der des Menschen durchaus verschiedenen Eigenschaft zu machen. Beim Menschen entspringt das Gefühl aus tausend verschiedenen Quellen: es widerspricht, es verwirrt, es zerstört sich selbst; ohne dies würde es sich eben nicht fühlen. In Gott dagegen ist das Gefühl unendlich, d. h. einig, voll, fest, klar, über alle Stürme erhaben und völlig frei von dem Bedürfniß, sich durch den Kontrast zu reizen, um zum Glück zu gelangen. Wir selbst erfahren diese göttliche Art zu fühlen, wenn ein einziges Gefühl alle unsere Fähigkeiten hinreißt, wie in der Extase, und für den Augenblick allen übrigen Regungen Stillschweigen auferlegt. Allein diese Entzückung entsteht immer nur durch Vermittlung des Kontrastes und durch eine Art von auswärts her eintretender Veranlassung: sie ist nie vollkommen, oder wenn sie zur Fülle gelangt, so geschieht es nur wie bei dem Sterne, der seine Mittagshöhe in einem untheilbaren Augenblick erreicht.

So leben, fühlen und denken wir nur vermöge einer Reihe von Gegensätzen und Stößen, vermöge eines innern Krieges; unser Ideal ist also nicht ein Unendliches, sondern ein Gleichgewicht; das Unendliche drückt etwas Anderes aus, als was wir sind.

Man sagt, Gott hat keine Eigenschaften, die ihm eigenthümlich

wären; sie sind die des Menschen, mithin sind Mensch und Gott ein und dasselbe.

Im Gegentheil, da die Eigenschaften des Menschen in Gott unendlich sind, so sind sie eben dadurch besondere und eigenthümliche: es ist der Charakter des Unendlichen, Besonderheit, Wesen, dadurch zu werden, daß das Endliche existirt. Man leugne also die Wirklichkeit Gottes, wie man die Wirklichkeit einer widersprechenden Idee leugnet; man verweise es aus Wissenschaft und Moral, dies ungreifliche und blutige Phantom, das, je weiter es sich entfernt, uns desto mehr zu verfolgen scheint: das läßt sich bis zu einem gewissen Punkte rechtfertigen und kann wenigstens in keinem Falle schaden. Aber man mache nicht Gott zur Menschheit, denn das hieße beide verleumden.

Will man etwa entgegnen, der Gegensatz zwischen dem Menschen und dem göttlichen Wesen sei eine Täuschung und entstehe aus dem Gegensatz, der zwischen dem einzelnen Menschen und dem Wesen der ganzen Menschheit walte? Dann muß man behaupten, daß die Menschheit, weil sie es ist, die man vergöttlicht, weder eine fortschreitende noch eine mit Kontrasten in Vernunft und Gefühl behaftete, mit einem Wort, daß sie unendlich ist, was nicht blos durch die Geschichte, sondern auch die Psychologie als unrichtig dargethan wird.

Man muß es nicht so nehmen, rufen die Humanisten. Um das Ideal der Menschheit zu erhalten muß man sie nicht mehr in ihrer geschichtlichen Entwicklung, sondern in der Gesammtheit ihrer Bethätigungen auffassen, so zwar, als wenn alle Geschlechter in einem und demselben Augenblick vereinigt einen einzigen unendlichen und unsterblichen Menschen bildeten.

D. h. man soll die Wirklichkeit aufgeben, um einen Schattenriß zu erfassen; der wahre Mensch, das bedeutet es, ist nicht der wirkliche Mensch; um den ächten Menschen, das menschliche Ideal zu finden, muß man aus der Zeit heraus in die Ewigkeit hineintreten, ja, das Endliche im Stiche lassen für das Unendliche, den Menschen für Gott! Die Menschheit, wie wir sie kennen, wie sie sich entwickelt, mit einem Wort, wie sie existiren kann, ist die rechte; man zeigt uns ihr umgekehrtes Bild wie in einem Spiegel, und sagt uns dann: seht, das ist der Mensch! Aber ich antworte: das ist nicht mehr der Mensch, sondern Gott. Der Humanismus ist vollkommenster Theismus.

Von welcher Art ist doch die Vorsehung, welche die Theisten in Gott annehmen? Sie ist eine wesentlich menschliche Fähigkeit, eine anthropomorphistische Eigenschaft, vermöge welcher Gott die Reihenfolge der Ereignisse in der Zukunft in derselben Weise durch-

schauen soll, wie wir Menschen die Vergangenheit nach der Perspektive der Chronologie und Geschichte durchschauen.

Es ist aber klar, daß eben so sehr als das Unendliche, d. h. die ursprünglich-unmittelbare und allgemeine Anschauung im Wissen der Menschheit widerstreitet, eben so sehr die Vorsehung der Hypothese eines göttlichen Wesens widerstreitet. Gott, für den alle Ideen gleich und gleichzeitig sind; Gott, dessen Vernunft die Synthese nicht trennt von der Antinomie; Gott, dem die Ewigkeit alle Dinge zu gegenwärtigen und gleichzeitigen macht, hat uns, als er uns schuf, das Geheimniß unserer Widersprüche nicht offenbaren können, und zwar gerade deswegen, weil er Gott ist, weil er den Widerspruch nicht sieht, weil seine Einsicht der Kategorie der Zeit und dem Gesetz des Fortschritts nicht anheimfällt, weil seine Vernunft eine anschauende, sein Wissen ein Unendliches ist. Die Vorsehung in Gott ist ein Widerspruch in einem andern Widerspruch; nur durch die Vorsehung ist Gott in Wahrheit nach dem Bilde des Menschen geschaffen: nimm ihm diese Vorsehung, und Gott hört auf, Mensch zu sein, und der Mensch muß ebenfalls alle seine Ansprüche auf die Göttlichkeit fahren lassen.

Man fragt vielleicht, was es Gott hilft, unendliches Wissen zu haben, wenn er nicht weiß, was in der Menschheit geschieht.

Wir müssen einen Unterschied machen. Gott hat den Begriff der Ordnung, das Bewußtsein des Guten. Allein diese Ordnung, dies Gute sieht er als ein Ewiges und Absolutes, nicht aber in dem, was es zeitlich auf einander Folgendes, Unvollkommnes darbietet; er faßt nicht die Mängel derselben. Nur wir sind fähig, das Böse zu sehen, zu fühlen, zu beurtheilen und seine Dauer zu ermessen, weil nur wir im Stande sind, das Böse zu erzeugen, und weil unser Leben ein zeitliches ist. Gott sieht und fühlt nur die Ordnung; Gott faßt nicht, was geschieht, weil das Geschehende unter ihm, unter seinem Horizont ist. Wir dagegen sehen sowohl das Gute als das Böse, das Zeitliche wie das Ewige, die Ordnung wie die Unordnung, das Endliche wie das Unendliche; wir sehen in uns und außer uns, und unsere Vernunft reicht hinaus über unsern Horizont, eben weil sie endlich ist.

So ist durch die Erschaffung des Menschen und die Entwickelung der Gesellschaft eine endliche und vorsehende Vernunft, die unsrige, im Widerspruch gegen die anschauende und unendliche Vernunft, Gott, gesetzt, so daß Gott, ohne etwas von seiner Unendlichkeit in jeder Beziehung zu verlieren, durch die bloße Thatsache der Existenz der Menschheit vermindert zu sein scheint. Da die fortschreitende Vernunft hervorgeht aus der Projektion der ewigen Ideen auf der bewegten und geneigten Ebene der Zeit, so kann der Mensch die

Sprache Gottes verstehen, weil er von Gott kommt und seine Vernunft im Beginn der Vernunft Gottes ähnlich ist; aber Gott kann uns weder verstehen, noch zu uns kommen, weil er unendlich ist und die Eigenschaften des Endlichen nicht annehmen kann, ohne aufzuhören, Gott zu sein, ohne sich selbst zu vernichten. Das Dogma von der Vorsehung in Gott ist thatsächlich und rechtlich als falsch erwiesen.

Es ist leicht ersichtlich, wie dieselbe Beweisführung sich gegen das System der Vergötterung des Menschen wendet.

Da der Mensch nothwendig Gott als absolut und unendlich in seinen Eigenschaften setzt, während er sich selbst im umgekehrten Sinne dieses Ideals entwickelt, so widersprechen sich der Fortschritt und der Gottesbegriff des Menschen. Einerseits erhellt, daß der Mensch vermöge der Mischung seiner Beschaffenheit und der Vervollkommnungsfähigkeit seiner Natur weder Gott ist, noch Gott werden kann; andrerseits ist ersichtlich, daß Gott, das höchste Wesen, der Gegenpol der Menschheit, der ontologische Gipfel ist, von welchem sie sich ohne Ende entfernt. Gott und der Mensch haben sich gleichsam getheilt in die widerstreitenden Fähigkeiten des Seins und scheinen eine Partie zu spielen, in der die Weltherrschaft den Einsatz bildet: der Eine hat die ursprüngliche Unmittelbarkeit, die Unfehlbarkeit und Ewigkeit, der Andere das Vorhersehen, die Ableitung, die Beweglichkeit, die Zeit. Gott und der Mensch halten einander in beständigem Schach und fliehen sich unaufhörlich; während Dieser vorwärts geht, ohne jemals im Nachdenken und in der Theorie auszuruhen, scheint der Andere vermöge seiner providentiellen Unfähigkeit zurückzuweichen in die Unmittelbarkeit seiner Natur. Es waltet also ein Widerspruch zwischen der Menschheit und ihrem Ideal, ein Gegensatz zwischen dem Menschen und Gott, welchen die christliche Theologie allegorisch darstellt und personificirt hat unter dem Namen Teufel oder Satan, d. h. Widersacher, Feind Gottes und des Menschen.

Das ist die Fundamentalantinomie, welche, wie ich sehe, die modernen Kritiken nicht berücksichtigt haben, die aber, wenn man sie vernachlässigt, da sie früher oder später zur Verneinung des Menschengotts und somit zur Verneinung dieser ganzen philosophischen Exegese führen muß, der Religion und dem Fanatismus wieder die Thür öffnet.

Gott ist nach den Humanisten nichts als die Menschheit selbst, das Gesammtich, dem das Einzelich wie einem unsichtbaren Gebieter dienstbar wird. Wozu aber diese sonderbare Vision, wenn das Portrait treu nach dem Original gearbeitet ist? Warum hat sich der

Mensch, der von seiner Geburt an direkt und ohne Fernrohr seinen Leib, seine Seele (?), sein Oberhaupt, seinen Priester, sein Vaterland, seinen Stand kennt, sich wie im Spiegel und, ohne sich zu erkennen, unter dem phantastischen Bilde Gottes anschauen müssen? Wo liegt die Nothwendigkeit dieses Trugbildes? Was ist denn dies wirre, schieläugige Bewußtsein, das sich nach einiger Zeit läutert, berichtigt, und anstatt sich für ein Anderes zu halten, sich bestimmt als solches erfaßt? Warum von Seiten des Menschen dies transcendentale Bekenntniß der Gesellschaft, während doch die Gesellschaft selbst da war, gegenwärtig, handgreiflich, wollend und handelnd, während sie endlich als Gesellschaft erkannt und benannt war?

Nein, sagt man, es gab noch keine Gesellschaft; die Menschen waren zusammengehäuft, aber nicht vergesellschaftet: die willkürliche Verfassung des Eigenthums und des Staates, so wie der intolerante Dogmatismus der Religion beweisen es.

Reine Rhetorik! Die Gesellschaft besteht von dem Tage an, wo die Einzelnen, durch Arbeit und Sprache mit einander verkehrend, gegenseitige Verpflichtungen eingingen und Gesetze und Gebräuche schufen. Ohne Zweifel vervollkommnet sich die Gesellschaft nach Maaßgabe der Fortschritte der Wissenschaft und Oekonomie: aber in keiner Epoche der Civilisation enthält der Fortschritt eine Metamorphose nach Art derer, welche die Utopienergrübler geträumt haben, und so vortrefflich der zukünftige Zustand der Menschheit sein wird, so wird der darum doch die natürliche Fortsetzung, die nothwendige Folge ihrer vorhergehenden Stellungen sein.

Da übrigens kein Associationssystem an sich die Brüderlichkeit und Gerechtigkeit ausschließt, wie ich gezeigt habe, so konnte das politische Ideal niemals mit Gott verwechselt werden, und wir sehen, daß sich in der That bei allen Völkern die Gesellschaft von der Religion unterschieden hat. Die Erstere wurde als Zweck, die Letztere als Mittel aufgefaßt; der Fürst war der Diener des Gesammtwillens, während Gott über die Gewissen herrschte und die der menschlichen Gerechtigkeit entkommenen Schuldigen jenseits des Grabes erwartete. Selbst die Idee des Fortschritts und der Reform hat nirgend gefehlt; kurz, nichts von dem, was zum socialen Leben gehört, ist bei irgend einer religiösen Nation ganz unbekannt gewesen oder mißverstanden worden. Wozu also, noch einmal frage ich's, wozu diese Tautologie von der Gesellschaft — Gottheit, wenn es wahr ist, wie man behauptet, daß die theologische Hypothese nichts Anderes enthält, als das Ideal der menschlichen Gesellschaft, den vorgefaßten Typus der durch die Gleichheit, Sammtverbindlichkeit, Arbeit und Liebe verklärten Menschheit?

Wahrlich, wenn es ein Vorurtheil giebt, einen Mysticismus,

dessen Täuschung mir heutzutage gefährlich scheint, so ist dies nicht mehr der hinscheidende Katholicismus, sondern diese humanistische Philosophie, die im Glauben an eine Spekulation, welche zu gelehrt ist, um nicht mit Willkür vermischt zu sein, den Menschen zu einem heiligen und geweihten Wesen macht, ihn zum Gott erklärt, d. h. für wesentlich gut und geordnet in allen seinen Gewalten, trotz der verzweifelten Beweise, die er unaufhörlich von seiner zweifelhaften Sittlichkeit giebt, seine Laster dem Zwange zuschreibt, unter dem er bisher gelebt, und sich von ihm vermittelst einer vollkommnen Freiheit Thaten der reinsten Hingebung verspricht, weil in den Mythen, in denen sich nach dieser Philosophie die Menschheit selbst gemalt haben soll, im Gegensatz zu einander unter dem Namen der Hölle und des Paradieses eine Zeit des Zwanges und der Mühsal und ein Zeitalter des Glücks und der Unabhängigkeit beschrieben worden. Bei einer solchen Lehre braucht der Mensch nur, was dazu noch unvermeidlich ist, zu erkennen, daß er weder Gott noch gut, weder heilig noch weise ist, um sich sofort wieder der Religion in die Arme zu werfen, so daß zuletzt die Welt bei der Negation Gottes weiter nichts gewonnen hat, als die Auferstehung Gottes.

Meiner Meinung nach ist das nicht der Sinn der religiösen Fabeln. Die Menschheit hat, indem sie Gott als ihren Urheber anerkannte, weiter nichts gethan, als durch eine Antithese ihr eignes Wesen bestimmt: ein eklektisches Wesen voller Kontraste, ausgegangen vom Unendlichen und dem Unendlichen widersprechend, entwickelt in der Zeit und trachtend nach der Ewigkeit, und aus allen diesen Gründen fehlbar, obschon geleitet durch das Gefühl des Schönen und der Ordnung. Die Menschheit ist der Sohn Gottes, wie jeder Gegensatz der Sohn einer vorhergehenden Setzung ist: deshalb hat die Menschheit Gott als sich ähnlich entdeckt und ihm ihre eignen Eigenschaften beigelegt, denselben aber gleichwohl einen besondern Charakter gegeben, d. h. Gott im Widerspruch mit sich selbst definirt. Die Menschheit ist ein Gespenst für Gott, wie er ein Gespenst für sie; Jeder von Beiden ist für den Andern Ursache, Grund und Zweck der Existenz.

Es genügt daher nicht, durch die Kritik der religiösen Ideen bewiesen zu haben, daß der Begriff des göttlichen Ichs hinauskommt auf die Wahrnehmung des menschlichen Ichs; man mußte diese Herleitung noch durch eine Kritik der Menschheit selbst kontroliren und nachsehen, ob diese Menschheit den Bedingungen, die ihr scheinbares Gottsein voraussetzte, entspräche. Dies aber ist die Arbeit, die wir feierlich begonnen, indem wir, gleichzeitig von der menschlichen Wirklichkeit und von der Gotteshypothese ausgehend, damit anfingen,

die Geschichte der Gesellschaft in ihren ökonomischen Einrichtungen und in ihren spekulativen Gedanken aufzurollen.

Wir haben dargethan, einerseits, daß der Mensch, obgleich herausgefordert durch den Widerstreit seiner Ideen, obgleich bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen, das Böse freiwillig und vermöge der thierischen Regung seiner Leidenschaften verübt, was dem Charakter eines freien, einsichtsvollen und heiligen Wesens widerstreitet. Wir haben andrerseits gezeigt, daß die Natur des Menschen nicht harmonisch und synthetisch beschaffen ist, sondern gebildet durch Zusammenhäufung von Wirksamkeiten, die in jeder andern Kreatur gesondert sind, ein Umstand, der uns das Princip der von der menschlichen Freiheit verübten Unordnungen offenbart und uns vollends die Nichtgöttlichkeit unseres Geschlechts bewiesen hat. Nachdem wir endlich bewiesen, daß in Gott die Vorsehung nicht nur nicht existirt, sondern sogar unmöglich ist, mit andern Worten, nachdem wir im unendlichen Wesen die göttlichen und die anthropomorphistischen Eigenschaften getrennt, haben wir, entgegen den Behauptungen der alten Theodicee, den Schluß gezogen, daß in Bezug auf die Bestimmung des Menschen, die eine wesentlich fortschreitende ist, die Intelligenz und die Freiheit in Gott einen Kontrast, eine Art von Beschränkung und Verminderung erleiden, die hervorgehen aus seinem Charakter der Ewigkeit, Unwandelbarkeit und Unendlichkeit, so daß der Mensch, anstatt in Gott seinen Beherrscher und Leiter anzubeten, in ihm nur seinen Widersacher sehen kann und muß. Und diese letzte Betrachtung wird genügen, uns zugleich den Humanismus verwerfen zu lassen, sofern derselbe unabwendlich vermöge der Vergottung der Menschheit zu einer religiösen Restauration hinführen muß. Das wahre Mittel gegen den Fanatismus besteht meiner Meinung nach nicht darin, die Menschheit mit Gott zu identificiren, was eben so viel heißt, als sich in der Socialökonomie zum Kommunismus bekennen, in der Philophie zum Mysticismus und zum Statusquo, sondern darin, der Menschheit zu beweisen, daß Gott, wenn es einen Gott giebt, ihr Feind ist.

Welche Lösung wird später aus diesen Ergebnissen hervorgehen? Wird sich Gott zuletzt als irgend — etwas — seiend herausstellen? . . .

Ich weiß nicht, ob ich dies jemals wissen werde. Wenn es wahr ist, einerseits, daß ich gegenwärtig eben so wenig berechtigt bin, die Wirklichkeit des Menschen, als eines unlogischen und widersprechenden Wesens, als die Wirklichkeit Gottes, als eines unerfaßlichen, unbethätigten Wesens zu behaupten, so weiß ich wenigstens, daß, vermöge des schnurgeraden Gegensatzes dieser beiden Naturen, nichts für mich zu hoffen oder befürchten steht von dem geheimniß-

vollen Urheber, den mein Gewissen unwillkürlich voraussetzt; ich weiß, daß meine ächtesten Bestrebungen mich mit jedem Tage mehr von der Betrachtung dieser Ideen entfernen; daß der praktische Atheismus fortan das Gesetz meines Herzens und meiner Vernunft sein muß; daß ich aus der wahrnehmbaren Nothwendigkeit fort und fort die Regel meines Benehmens zu lernen habe; daß jedes mystische Gebot, jedes göttliche Recht, das man mir zumuthet, von mir verworfen und bekämpft werden muß; daß die Rückkehr Gottes durch die Religion, die Trägheit, Unwissenheit oder Unterwürfigkeit ein Attentat gegen mich selbst ist, und daß, wenn ich mich eines Tages mit Gott versöhnen muß, diese, so lange ich lebe, unmögliche Versöhnung, bei der ich Alles zu gewinnen, nichts zu verlieren hätte, nur durch meine Vernichtung zu Stande kommen kann.

Wir wollen daher schließen, und auf die Säule, die uns bei unsern fernern Untersuchungen als Markzeichen dienen soll, die Inschrift setzen:

Der Gesetzgeber mißtraut dem Menschen, dem Inbegriff der Natur, der Vereinigung aller Wesen. Er rechnet nicht auf die Vorsehung, diese im unendlichen Geiste unzulässige Fähigkeit.

Vielmehr sucht er, aufmerksam auf die Reihenfolge der Erscheinungen, gelehrig für die Unterweisungen des Schicksals, in der Nothwendigkeit das Gesetz der Menschheit, die beständige Weissagung seiner Zukunft.

Er erinnert sich auch zu Zeiten, daß wenn das Gottheitsbewußtsein schwach wird unter den Menschen, wenn die Eingebung von oben sich immer mehr und mehr zurückzieht, um der Ableitung aus der Erfahrung zu weichen, wenn eine immer schneidendere Spaltung eintritt zwischen dem Menschen und Gott, wenn dieser Fortschritt, die Form und Bedingung unseres Lebens, der Wahrnehmung einer unendlichen und folglich ungeschichtlichen Intelligenz entgeht, wenn, um Alles zu sagen, die Berufung auf die Vorsehung von Seiten einer Regierung sowohl eine feige Heuchelei als eine Bedrohung der Freiheit ist: gleichwohl die allgemeine Uebereinstimmung der Völker, dargethan durch die Einsetzung so vieler verschiedener Kulte, und der ewig unlösbare Widerspruch, mit dem die Menschheit in ihren Ideen, ihren Bethätigungen und Strebungen behaftet ist, eine geheime Beziehung unserer Seele und mit ihr der ganzen Natur zum Unendlichen andeuten, eine Beziehung, deren Bestimmung (Erklärung) mit einem Schlage den Sinn des Weltalls und den Grund unsers Daseins ausdrücken würde.

Ende des ersten Bandes.

Die Widersprüche der National-Oekonomie

oder

die Philosophie der Noth

von

P. J. Proudhon.

Deutsch

von

Wilhelm Jordan.

Destruam et aedificabo.
(Deuteron. c. 32.)

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1847.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Sechste Epoche: Das Gleichgewicht des Handels.

§. 1.

Nothwendigkeit des freien Handels.

Ueber die Wirksamkeit ihrer ordnenden Maaßregeln getäuscht und an der Möglichkeit verzweifelnd, in ihrem eignen Schoße einen Ersatz für das Proletariat zu finden, geht die Gesellschaft darauf aus, ihm auswärts Garantien zu verschaffen. Dies ist die dialektische Bewegung, die in der socialen Entwickelung die Phase des äußeren Handels herbeiführt, die sich sogleich in zwei einander widersprechende Theorien spaltet, die unbedingte Freiheit und das Verbot, die sich wieder in der berühmten Formel vom Gleichgewicht des Handels auflösen. Wir werden jeden dieser Punkte nach einander betrachten.

Es ist Nichts berechtigter, als der Gedanke des äußern Handels, der, indem er die Absatzwege vermehrt, was eine Vermehrung der Arbeit und deshalb auch des Lohnes zur Folge hat, dem Volke einen Ersatz für die Steuer, den man diesem zur ewigen Täuschung vorgespiegelt, bieten soll. Was die Arbeit vom Monopol durch Preisbestimmungen und Heimforderungen nicht hat erlangen können, das wird sie durch den Handel herausbringen; und der Austausch der Produkte, von Volk zu Volk organisirt, wird eine Milderung der Noth herbeiführen.

Aber das Monopol, als müßte es sich für die Lasten schadlos halten, die es tragen müßte, von denen es aber in der Wirklichkeit keine trägt, widersetzt sich im Namen und im Interesse eben der Arbeit dem freien Austausch, und verlangt das Privilegium des nationalen Marktes. Auf der einen Seite also strebt die Gesellschaft, das Monopol durch die Steuer, die Polizei und die Handelsfreiheit zu bändigen; auf der anderen Seite widersetzt sich das Monopol dem socialen Streben, und es gelingt ihm fast immer, dasselbe durch die Verhältnißmäßigkeit der Abgaben, durch die freie Bestimmung des Lohnes und durch Zölle zu vereiteln.

Ueber keine ökonomische Frage ist mit größerer Lebhaftigkeit gestritten worden, als über das Prinzip des Zollschutzes; keine Frage hat den exklusiven Geist der ökonomischen Schule deutlicher zu Tage kommen lassen, indem sie sich, in diesem Punkte ihre konservativen Gewohnheiten verleugnend und plötzlich Kehrt machend, entschlossen gegen das Gleichgewicht des Handels ausgesprochen hat. Während die Oekonomen, die wachsamen Wächter aller Monopole und des Eigenthums, sich an allen Orten in der Defensive hielten und sich darauf beschränkten, die Behauptungen der Neuerer als utopistisch bei Seite zu werfen, haben sie in der Frage über die Einfuhrhemmniß selbst den Kampf begonnen; sie haben über das Monopol ein Zetergeschrei erhoben, als ob ihnen das Monopol zum ersten Male vor die Augen gekommen wäre; sie haben geradezu der Tradition, den lokalen Interessen, dem konservativen Prinzipe, der Politik, die sie beherrscht, kurz dem gemeinen Menschenverstande ins Gesicht geschlagen. Es ist wahr, daß trotz ihrer Bannflüche und trotz ihrer vorgeblichen Beweise das Prohibitivsystem heutzutage noch eben so sehr am Leben ist, trotz der englisch-französischen Agitation, als zu den verrufenen Zeiten Colbert's und Philipp's II. In dieser Hinsicht, kann man sagen, beweisen die Deklamationen der Sekte — so nannte man vor einem Jahrhundert die ökonomische Schule — bei jedem Wort das Gegentheil von dem, was sie behaupten, und werden mit demselben Mißtrauen aufgenommen, als die Predigten des Kommunisten.

Ich habe also dem in diesem Werke angenommenen Gange gemäß zuerst gegen die Anhänger des Prohibitivsystems zu beweisen,

daß die Handelsfreiheit aus ökonomischen Gründen eben so nothwendig ist, als aus natürlichen; zweitens gegen die Oekonomen, die den Zollschutz verwerfen, daß diese selbe Freiheit, die sie als die Vernichtung des Monopols betrachten, im Gegentheil die Vollendung des Gebäudes aller Monopole, die Befestigung der Handelsfeudalität, der Inbegriff aller Gewaltthätigkeiten und aller Noth ist. Ich werde mit der theoretischen Lösung dieser Antinomie schließen, eine Lösung, die zu allen Zeiten bekannt war unter dem Namen: Gleichgewicht des Handels.

Die Beweise, die man zu Gunsten der unbedingten Handelsfreiheit gelten läßt, sind bekannt; ich nehme sie in ihrer ganzen Ausdehnung an; es soll mir also genügen, sie auf einigen Seiten anzuführen. Lassen wir die Oekonomen selber reden.

„Angenommen, die Zölle wären nicht vorhanden, was wäre die Folge davon?

„Zuerst hätte man eine unendliche Menge blutiger Kriege weniger; die Verbrechen des Unterschleifs und des Schleichhandels wären nicht vorhanden, so wenig als die zu ihrer Unterdrückung gegebenen Strafgesetze; der eifersüchtige Wetteifer zwischen den Nationen, der aus den nebenbuhlerischen Interessen des Handels und der Industrie entspringt, wäre unbekannt; es gäbe nur politische Grenzen; die Produkte cirkulirten unbehindert von Land zu Land zum größten Nutzen der Producenten; der Austausch stiege ungeheuer; die kommerziellen Krisen, die Ueberfluthung und Leere des Marktes, wären ausnahmsweise Thatsachen; die Absatzwege wären in der weitesten Bedeutung des Wortes vorhanden, und jeder Producent hätte die ganze Welt zum Markte ....“

Ich breche diese Beschreibung ab, die in eine Phantasie ausartet, von der sich sonst der Verfasser, Herr Fix, nicht hinreißen zu lassen pflegt. Die Zöllner sind denn doch noch nicht so wichtig, als daß von ihnen das Glück des Menschengeschlechts allein abhinge. Und wenn es nie einen Zoll gegeben, so hätten die Theilung der Arbeit, die Maschinen, die Konkurrenz, das Monopol und die Polizei hingereicht, überall Unterdrückung und Verzweiflung hervorzurufen.

Gegen Folgendes kann man Nichts einwenden.

„Wir wollen annehmen, es käme aus jedem Staate ein Bürger und sagte:

„Ich habe ein Mittel gefunden, das Glück meiner Landsleute zu beschleunigen und zu vergrößern, und da ich von der Vorzüglichkeit der Resultate meiner Kombination überzeugt bin, wird meine Regierung sie sogleich in ihrer ganzen Schärfe zur Anwendung bringen. Für die Zukunft werdet ihr von unsern Produkten nur gewisse bekommen, und wir werden von den eurigen nur einige beziehen; unsere Grenzen werden von einer Armee umstellt, die einen Krieg gegen die Waaren führt; sie wird einige unerbittlich ganz und gar zurückweisen, andere nur gegen ein furchtbares Lösegeld einlassen; Alles, was aus- und eingeht, wird sie bezahlen lassen; sie wird die Wagen, die Koffer, die Ballen, die Kisten und selbst die winzigsten Päckchen visitiren; sie wird den Kaufmann an der Grenze zu jeder Stunde aufhalten; sie wird ihn bisweilen entkleiden, um bei ihm zwischen Hemd und Haut Etwas zu finden, was entweder nicht aus- oder nicht eingehen darf.

„Dieser mit Flinten und Säbeln bewaffneten Armee wird eine andere mit Federn bewaffnete, noch furchtbarere entsprechen. Fortwährend wird sie Bestimmungen erlassen, sie wird den Kaufmann dnrch Befehle, Cirkulare und Instruktionen aus einer Angst in die andere jagen; und wenn er noch so sehr auf seiner Hut ist, stets ist er doch nicht sicher, seine Waaren vor Konfiskation und Verkauf zu retten; er bedarf einer besonderen Gewandtheit, um nicht mit der einen oder der anderen Armee in Händel zu gerathen. Und das wird hier bei euch so sein und eben so bei den Antipoden; je weiter ihr geht, desto mehr Hindernisse und Gefahren werdet ihr finden; je mehr ihr daran wagt, desto weniger werdet ihr verdienen. Aber eben mittelst dieser Kombination seid ihr sicher, an eure Landsleute zu verkaufen, denen verboten ist, von außen her zu kaufen. Ihr tauscht ein kleines Monopol, einen ungeheuern Markt ein, ja ihr habt keine Konkurrenz mehr und seid Herren der inneren Konsumtion. Was den Konsumenten betrifft, so braucht man sich nicht viel darum zu kümmern. Er bezahlt theurer und hat weniger dafür: es ist ein Opfer, das er dem öffentlichen Wohle bringt, d. h. dem Handel und

der Industrie, die der Staat auf eine neue und wirksame Art schützen will.“

Ich habe diesen negativen Beweis seiner Länge nach her gesetzt, obgleich er Vielen vielleicht zu poetisch erscheinen mag. Die Freiheit läßt sich vor dem Publikum nicht besser vertheidigen, als durch ein Gemälde des Elends der Sklaverei. Auf jeden Fall muß ich noch, da dieser Beweis Nichts beweist und erklärt, die Nothwendigkeit der Handelsfreiheit theoretisch nachweisen.

Die Handelsfreiheit ist in der ökonomischen Entwickelung zur Begründung des Wohles der Menschheit nothwendig, man mag jede Gesellschaft in ihrer nationalen Einheit und als Theil der ganzen Gattung betrachten, oder mag man in ihr nur eine zufällige Zusammenhäufung freier Individuen erblicken, die eben so über ihre Vermögen als über ihre Personen vollkommen nach ihrem Willen verfügen können.

Die Nationen stehen einander gegenüber als große Individualitäten, unter welche die Benutzung des Erdballs vertheilt ist. Diese Wahrheit ist so alt, als die Welt; die Sage von Noah hat keinen anderen Sinn. Wäre es möglich gewesen, die Erde in eine Myriade von kleinen Loosen abzutheilen, in deren jedem einen eine kleine Gesellschaft lebte, ohne es zu verlassen und ohne mit ihren Nachbarn Verkehr zu treiben? Um sich von der absoluten Unmöglichkeit einer solchen Hypothese zu überzeugen, reicht es hin, einen Blick auf die Mannigfaltigkeit der Gegenstände zu werfen, die zur Konsumtion, nicht blos des Reichen, sondern des bescheidensten Handwerkers dienen, und dann sich zu fragen, ob durch die Isolirung diese Mannigfaltigkeit hätte erreicht werden können. Gehen wir gleich auf den Grund: die Gesellschaft schreitet fort, das ist ihr hervorstechendster Zug, ihr wesentlicher Charakter. Das Zellensystem konnte also auf die Menschheit nicht angewendet werden, und der internationale Handel war die erste Bedingung, und zwar die conditio sine qua non zu unserer weiteren Vervollkommnung.

Ebenso also, wie der einzelne Arbeiter, bedarf jede Nation des Tausches, und nur durch ihn erhebt sie sich zu Reichthum, Einsicht und Ansehen. Alles, was wir über die Bestimmung des Werthes unter den Mitgliedern einer und derselben Gesellschaft gesagt haben,

gilt auf gleiche Weise für die Gesellschaften unter einander. Und auf dieselbe Weise, wie jede politische Körperschaft zu der normalen Feststellung des Werthes durch die Lösung der Antinomien gelangt, die sich in ihrem Schoße entwickeln, schreitet die Menschheit durch eine analoge Ausgleichung zur allgemeinen Werthbestimmung fort. Der Handel zwischen Nation und Nation muß also so frei als möglich sein, damit keine Nation von der Menschheit ausgeschlossen werde, damit vielmehr das Ineinandergreifen aller Kollektivthätigkeiten und Besonderheiten begünstigt und die Herbeiführung der Epoche beschleunigt werde, welche die Oekonomen voraus verkündet haben, wo alle Racen nur eine Familie und der ganze Erdball nur eine Werkstatt sein werden.

Ein nicht minder bündiger Beweis für die Nothwendigkeit der Handelsfreiheit läßt sich aus der persönlichen Freiheit und aus der Errichtung von Monopolen in der Gesellschaft herleiten, welche letzteren, wie wir im Verlauf des ersten Theiles gezeigt haben, eben nothwendig in unserer Natur und der Lage unserer Arbeiter begründet sind.

Nach dem Prinzipe der individuellen Erwerbsberechtigung und der bürgerlichen Gleichheit hat kein Unternehmer, da das Gesetz keine Sammtverbindlichkeit unter den einzelnen Produzenten oder zwischen dem Unternehmer und Lohnarbeiter anerkennt, das Recht, zu Gunsten seines einzelnen Monopols die Unterordnung oder Beschränkung der anderen Monopole zu verlangen. Die unmittelbare Schlußfolge ist die, daß jedes Mitglied der Gesellschaft das unbeschränkte Recht hat, sich nach seinem Willen mit den zu seiner Konsumtion nothwendigen Gegenständen zu versorgen und seine Produkte bei einem Verkäufer und zu einem Preise zu kaufen, wie er sie findet. Jeder Bürger ist also berechtigt, zu seiner Regierung zu sagen: Entweder liefert mir das Salz, das Eisen, den Tabak, den Zucker, das Fleisch zu dem Preise, den ich euch biete, oder laßt mich meine Einkäufe anderswo machen. Warum soll ich gezwungen sein, durch die Prämie, die ihr mich ihnen zu zahlen nöthigt, Industrien zu unterstützen, die mich ruiniren, und Unternehmer, die mich berauben. Jeder innerhalb seines Monopols und Jeder für sein Monopol; und Handelsfreiheit für die ganze Welt!

In einem demokratischen Systeme ist also der Zoll, eine Einrichtung grundherrlichen und hoheitlichen Ursprungs, eine verhaßte und widersprechende Sache. Entweder sind Freiheit, Gleichheit, Eigenthum leere Worte und die Charte ein unnützes Stück Papier, oder der Zoll ist eine fortwährende Verletzung der Menschen- und Bürgerrechte. Auch haben die demokratischen Blätter Frankreichs beim Lärm der englischen Agitation allgemein für die Zollabschaffung Partei ergriffen. Freiheit! bei diesem Worte geräth die Demokratie in Wuth, wie der Stier, vor dem man eine rothe Fahne schwenkt.

Der Hauptgrund jedoch, aus dem der freie Handel in ökonomischer Hinsicht recht hat, ist aus dem Wachsen des Gesammtreichthums und dem größeren Wohlsein jedes Einzelnen herzuleiten, was die bloße Thatsache des Tausches zwischen Nation und Nation zuwege bringt.

Daß die Gesellschaft, der Kollektivarbeiter, von dem Austausch seiner Produkte Vortheil habe, kann nicht in Zweifel gezogen werden, da durch diesen Austausch die Konsumtion eine mannigfaltigere und deshalb bessere wird. Daß auf der anderen Seite die Bürger, die bei den jetzigen Arbeitsverhältnissen und nach dem politischen Rechte ohne Zusammenhang und Sammtverbindlichkeit leben, für ihre Person das Recht haben, vom Angebote ausländischer Industrie Nutzen zu ziehen und hier Garantien zu suchen gegen die heimischen Monopole, das kann nicht mehr bestritten werden. Aber bis jetzt bemerkt man nur einen Austausch von Werthen, man sieht nirgends, daß eine Vermehrung vorhanden wäre. Um dies zu entdecken, muß man die Sache von einer anderen Seite betrachten.

Man kann den Tausch folgendermaßen definiren: Eine Anwendung des Gesetzes der Theilung auf die Konsumtion der Produkte. Wie die Theilung der Arbeit die große Triebfeder der Produktion und der Vervielfältigung der Werthe ist, eben so ist die Theilung der Konsumtion mittelst des Austausches das wirksamste Werkzeug zur Vernutzung eben dieser Werthe. Mit einem Wort, die Konsumtion durch die Mannigfaltigkeit der Produkte und durch den Austausch theilen, heißt die Fähigkeit zur Konsumtion vermehren, wie man die produktive Kraft der Arbeit vermehrt, indem man sie in getheilte Operationen zerlegt. Man nehme zwei Gesell-

image
not
available

Hände liefert, sieht man die Gesellschaft in die sonderbarsten Verwirrungen und in die wüthendsten Krisen verfallen, und Arbeit und Kapital in die größte Gefahr gerathen.

„Die künstliche Theuerung der Steinkohlen, des Eisens, der Wolle, des Viehes, sagt Herr Blanqui, ist Nichts weiter, als eine von der Allgemeinheit zum Nutzen einiger Einzelnen erhobene Steuer. Welche Mühe man sich auch gebe, die Frage wird immer die sein, zu wissen, wie lange die Nation sich noch solche Lasten auferlegen wird den Verbesserungen gegenüber, die man immer verspricht, die aber nie eintreten, weil sie auf diesem Wege nicht eintreten können ....“

Das Prohibitivsystem läuft bei uns, wie im übrigen Europa, nur darauf hinaus, gewissen Industriezweigen einen künstlichen und gefährlichen Impuls zu geben, die nach der englischen Art zum fast ausschließlichen Nutzen des Kapitals betrieben werden. Es übertreibt die Produktion und hindert zu gleicher Zeit die Konsumtion durch die Hemmnisse, die es der fremden Einfuhr in den Weg legt, und die stets Repressalien zur Folge haben. Es setzt an die Stelle des Wetteifers der äußeren Konkurrenz die gewaltsamen Kämpfe der inneren Konkurrenz. Es zerstört die wohlthätigen Wirkungen der Theilung der Arbeit unter die Nationen. Es erhält die alten Feindseligkeiten zwischen ihnen lebendig .... Es unterhält die tiefen Spaltungen, die zu häufig Kapital und Arbeit von einander trennen, und erzeugt durch die rohe Rücksichtslosigkeit gegen die Arbeiter den Pauperismus.“ (Journal des Économistes, Februar 1842.)

Alle diese von Herrn Blanqui angeführten Wirkungen des Schutzverfahrens sind wahr, und legen Zeugniß ab gegen die der Handelsfreiheit auferlegten Fesseln. Unglücklicherweise werden wir sogleich sehen, wie diese Fesseln aus der Freiheit selbst mit einer nicht geringeren Intensität entspringen, und zwar so, daß, wenn man zur Heilung des Uebels mit Herrn Blanqui für die gründliche Beseitigung der Krankheitsursache stimmen wollte, man zugleich gegen den Staat, gegen das Eigenthum, gegen die Industrie, gegen die Staatsökonomie stimmen müßte. Wir sind jedoch noch nicht bei der Antinomie; fahren wir in unseren Anführungen fort.

„Das Privilegium, das Monopol, der Zollschutz, von dessen Vortheilen bald Diesem, bald Jenem Etwas zufällt, nur dem unglück-

lichen Arbeiter nicht, haben in der Vertheilung der Produkte, dem Zwecke jeder Arbeit, die größten Ungeheuerlichkeiten herbeigeführt. Nirgends hat noch die Freiheit ihr wohlthätiges Niveau bis zur Behinderung der Bewegungsfähigkeit ausgedehnt; die Hemmung hat den Betrug erzeugt; Fälschung, Lüge, Gewaltthätigkeit sind Bundesgenossen der Arbeit. Der Geiz verlangt heutzutage ohne Scheu und als ein Recht die Mittel, auf Kosten Aller zusammenscharren zu können: überall Kampf, nirgends Harmonie.

„Und doch eilen wir auf ein so unheilvolles Resultat los. In einem Lande, wo das Volk noch Nichts ist, begreift man diese Beharrlichkeit im Ausbeuten; weshalb bleibt aber in einem Lande, wo das Volk Alles ist, seine Stimme stumm? Weshalb wird in den ökonomischen Erörterungen der Name des Volkes niemals ausgesprochen? Die Vernunft, ruft man, muß die Welt regieren! Geschieht das auch im Namen der Vernunft, daß die französische Nation verdammt ist, fast nur von vegetabilischen Nahrungsmitteln zu leben? daß sie ohne Rock, ohne Hemd, ohne Schuhe, ohne Tauschmittel bleibt mitten unter den Wundern der Aufklärung? daß die Arbeit endlich, wie in England, einen immer geringeren Ueberschuß von Produktion über Konsumtion zurückläßt? Ist es die Vernunft, die den Markt bald Diesen, bald Jenen wie eine Beute überläßt, ohne sich je um den Preis der Produkte im Verhältniß zum Lohne zu kümmern!

„Seit achtzehn Jahren wird das französische Volk der Fleischnahrung beraubt; jeder Tag dezimirt den auf jedes Individuum fallenden Theil; und auf jede erhobene Klage hat man uns kalt erwidert, daß der Preis von 55 Franken für den Produzenten nothwendig sei! Nothwendig! Die Entziehung von Nahrungsmitteln ist für die Wohlfahrt einiger Einzelnen nothwendig!" (H. Dussard. Journal des Économistes, April 1842.)

Gewiß, dem Bild ist nicht geschmeichelt; so müssen die Oekonomen reden, sobald sie die Wahrheit, die ganze Wahrheit über die sociale Noth sagen wollen, wenn sie sich im Interesse ihrer Chimären dazu veranlaßt fühlen. Wenn aber das so hart angeklagte Prinzip des Zollschutzes nichts Anderes ist, als das wesentliche Prinzip der Staatsökonomie, als das Monopol, das sich überall begegnet, sagt

Herr Rossi, wenn dieses Prinzip das Eigenthum selbst ist, das Eigenthum, diese Heiligung des Monopols, habe ich dann nicht das Recht, aufgebracht zu sein über diese Inkonsequenz, um nicht zu sagen Heuchelei der Oekonomen? Wenn das Monopol eine so hassenswerthe Sache ist, warum es nicht in seinen Grundfesten angreifen? Warum ihm mit der einen Hand Weihrauch streuen und mit der anderen Hand das Schwert dagegen ziehen? Wozu diesen Umweg? Jede exklusive Ausbeutung, jede Aneignung, sei es eines Stückes Boden, sei es industrieller Kapitale, sei es eines Fabrikationsverfahrens, bildet ein Monopol; warum wird dieses Monopol nicht eher verhaßt, als von dem Tage an, wo ein fremdes Monopol sich als Nebenbuhler zeigt und mit ihm in Konkurrenz tritt? Weshalb ist das Monopol unter Landsleuten weniger zu respektiren, als zwischen Einheimischen und Fremden? Weshalb wagt in Frankreich die Regierung nicht, die Verbindung der Steinkohlengrubenbesitzer im Departement der Loire direkt anzugreifen, und ruft gegen die eigenen Landsleute die Waffen einer heiligen Allianz zu Hilfe? Ganz England ist jetzt auf den Beinen für die Handelsfreiheit: man könnte meinen, die Industriemonopolisten dieses Landes hätten einen Aufruf an die Russen, die Amerikaner, die Aegypter gegen die Bodenmonopolisten erlassen. Wozu diesen Verrath, wenn es wirklich dem Monopole gilt? Sind die Millionen nackter Arme in England nicht stark genug gegen einige Tausende von Aristokraten?

„Wenn man, rief Herr Senior, eins der einflußreichsten Mitglieder der Liga, aus, wenn man den Arbeitern sagen wird, und zwar mit aller Wahrheit, daß die Regierung die Initiative ergriffen hat, um den Manufakturen und dem Handel diese Richtung zu geben; daß sie sich dieser ungeheueren Usurpation zum (wahren oder eingebildeten) Vortheile Einiger bedient hat; und wenn sie entdecken werden, daß sie von den von ihr verliehenen Monopolen gerade das Monopol der Lebensmittel am Erbittertsten vertheidigt; wenn sie sehen werden, daß das Monopol sie mit den härtesten Beraubungen heimsucht, während es der regierenden Klasse den größten und unmittelbarsten Vortheil gewährt: werden sie dann, fragen wir, diese Uebel als *ein von der Vorsehung gesandtes Mißgeschick* ertragen, oder werden sie sie als die traurige Folge einer Ungerech-

tigkeit ansehen? Wenn die Vernunft sie auf diesen letzten Schluß bringt, welche Form wird ihr Gefühl annehmen? Werden sie sich unterwerfen, oder werden sie in ihrer Macht einen Ersatz für dieses lange ertragene Unrecht suchen?

„Auf alle diese Fragen ist leicht zu antworten. Die Bevölkerung Englands besteht aus Millionen, die in den Städten angehäuft sind und an politischen Diskussionen Theil zu nehmen pflegen. Sie haben ihre Anführer und ihre eigene Presse. Sie theilen sich in einzelne Korporationen, die sie „Kombinationen" nennen, von denen jede ihre Beamte, ihre ausübende und ihre berathende Gewalt hat; sie haben Fonds für die Bedürfnisse der einzelnen Gesellschaft, so wie für die allgemeinen Bedürfnisse sämmtlicher vereinten Gesellschaften. Sie sind durch eine lange Praxis daran gewöhnt, die Gesetze gegen die Verbindungen zu verspotten und die Autorität des Staates zu bekämpfen, und stets Mißtrauen gegen dieselbe zu hegen. Eine solche Bevölkerung ist furchtbar, selbst im Glücke, sie würde noch tausendmal furchtbarer im Unglücke werden, selbst wenn das Unglück der Regierung nicht zuzuschreiben wäre. Wenn aber dieses Elend der Gesetzgebung zugeschrieben werden kann, wenn die Arbeiter die regierende Klasse nicht länger des Irrthums, sondern der Beraubung und Unterdrückung beschuldigen; wenn sie sich der Rente des Eigenthümers, dem Gewinne des Pflanzers oder des kanadischen Forstbesitzers zum Opfer fallen sehen: welche Grenzen will man den Ausbrüchen ihres Zornes vorschreiben? Sind wir sicher, daß unser Reichthum, daß unsere politische Größe und selbst unsere Verfassung unversehrt aus einem solchen Konflikte hervorgehen würden?"

Es ist kein Wort in dieser Rede, das nicht geradezu auf die Abolitionisten zurückfiele.

Wenn man den Arbeitern sagt, daß das Monopol, von dem man sie durch die Abschaffung der Zölle befreien zu wollen vorgiebt, durch diese Abschaffung eine neue Kraft erhält; daß dieses Monopol nicht allein in der ausschließlichen Versorgung des Marktes besteht, sondern auch, und vorzüglich, in der ausschließlichen Ausbeutung des Bodens und der Maschinen, in der verheerenden Aneignung der Kapitalien, in der Aufhäufung der Produkte, in der Willkür des Austausches; wenn man ihnen zeigt, daß sie den Spekulationen

der Agiotage geopfert worden sind, an Händen und Füßen gefesselt der Rente des Kapitals überlassen; daß hieraus die verderblichen Wirkungen der getheilten Arbeit, die Unterdrückung durch die Maschinen, die unheilvollen Zuckungen der Konkurrenz, und diese unbillige Vertheilung der Auflagen ihren Ursprung herleiten; wenn man ihnen ferner zeigt, daß diese Abschaffung der Schutzgesetze nur das Netz des Privilegiums erweitert, die Besitzlosigkeit wachsen läßt, und die Monopole aller Länder wider das Proletariat verbündet; wenn man ihnen erzählt, daß die wahlberechtigte und dynastische Bourgeoisie unter dem Vorwande der Freiheit die größten Anstrengungen gemacht hat, um dieses System der Lüge und des Raubes aufrecht zu erhalten; daß Lehrstühle gegründet, Preise ausgesetzt und bestimmt, Sophisten besoldet, Journale unterstützt worden sind, daß die Gerechtigkeit bestochen und die Religion zu Hilfe gerufen worden ist, um dieses System zu vertheidigen; daß die Tyrannei des Kapitals weder Berechnung, noch Heuchelei, noch Gewaltthätigkeit unbenutzt gelassen: glaubt man dann am Ende, daß sie sich nicht in ihrem Zorn erheben werden, und daß sie, einmal Herren der Rache, sich in der Amnestie beruhigen werden?

„Wir schlagen nur ungern Lärm," fügte Herr Senior hinzu. „Wir beklagen es sehr, daß es zur Nothwendigkeit geworden, und gefallen uns gar nicht in der Rolle, die wir spielen. Aber wir glauben fest, daß die Gefahren, die wir angedeutet haben, uns drohen, und halten es für unsere Pflicht, das Publikum mit den Grundlagen unserer Ueberzeugung bekannt zu machen."

Auch ich blase ungern Lärm, und das Amt eines Anklägers, das ich jetzt ausübe, sagt meinem Gemüth am Allerwenigsten zu. Doch soll die Wahrheit gesagt werden und Gerechtigkeit geschehen; und wenn ich glaube, daß die Bourgeoisie alle die Uebel verdient hat, mit denen man sie bedroht, so ist es meine Pflicht, den Beweis ihrer Straffälligkeit zu führen.

Und was ist denn in Wahrheit dieses Monopol, das ich in seiner allgemeinsten Form verfolge, während die Oekonomen es nicht sehen, und es nur in der grünen Uniform des Zollwächters verstoßen? Es ist für den Menschen, der weder Kapitalien noch Eigenthum besitzt, die Entziehung der Arbeit und Bewegung, die Ent-

ziehung der Luft, des Lichtes und der Nahrung; es ist die absolute Beraubung, der ewige Tod. Frankreich ohne Kleidung, ohne Schuhe, ohne Hemd, ohne Brod und ohne Fleisch; des Weins, des Eisens, des Zuckers und des Brennmaterials beraubt; England durch eine fortwährende Hungersnoth verwüstet, und den Schrecken eines Elends preisgegeben, das nicht zu beschreiben ist; die Verarmung, Entartung und Verwilderung der Generationen: das sind die Symptome, in denen sich die Freiheit äußert, wenn sie mit irgend einem Privilegium versetzt und in ihrem freien Spiel gehemmt wird. Man glaubt die Stimme jenes großen Frevlers zu vernehmen, den uns Virgil in der Unterwelt auf einen marmornen Thron geschmiedet zeigt:

Sedit, aeternumque sedebit
Infelix Theseus, et magna testatur voce per umbras,
Discite justitiam, moniti, et non temnere divos!

Die handeltreibendste Nation der Welt, zugleich diejenige Nation, welche von allen Arten der Monopole, welche die Staatsökonomie beschützt, heiligt und verkündet, am Meisten zerrissen wird, hat sich in Masse und wie ein Mann gegen den Zollschutz erhoben; die Regierung hat unter dem Beifallsrufen des ganzen Volkes die Abschaffung der Tarife dekretirt; Frankreich, von der ökonomischen Propaganda bearbeitet, steht auf dem Punkte, dem Anstoße Englands Folge zu geben und ganz Europa nach sich zu ziehen. Es handelt sich nun darum, die Konsequenzen dieser großen Neuerung zu prüfen, deren Ursprung in unseren Augen noch nicht rein genug und deren Prinzip noch nicht begründet genug ist, um uns kein Mißtrauen einzuflößen.

§. 2.

Nothwendigkeit des Schutzzolles.

Wenn ich der Theorie der Handelsfreiheit nur lauter neue Gründe, nur Thatsachen entgegenzusetzen hätte, die ich allein und zuerst bemerkt, so könnte man glauben, daß der Widerspruch, den ich aus dieser Theorie hervorgehen lassen werde, nur eine Befriedigung meiner Eitelkeit, nur eine unmäßige Lust wäre, mich durch Paradoxen auszuzeichnen.

Ich werde aber die allgemeine Tradition, den zuverlässigsten und giltigsten Glauben vertheidigen; ich habe den Zweifel der Oekonomen selbst und den Widerstreit der Thatsachen für mich, die sie anführen. Und diesen Widerstreit, diesen Zweifel, diese Tradition will ich erklären und durch sie mich rechtfertigen.

Herr Fix, den ich eben für die Freiheit zitirte, ein sehr zurückhaltender, vorsichtiger und gemäßigter Schriftsteller und einer der aufgeklärtesten Oekonomen aus Say's Schule, hat in folgenden Worten selbst das Gegenstück zu seiner ersten Behauptung geliefert.

„Die Oekonomen des Fortschritts, die keine Bevorzugung gelten lassen, wollen mit der ganzen Kraft und der ganzen Heftigkeit verfahren, die tiefe Ueberzeugungen einflößen; sie wollen mit einem Schlage die Zölle, die Monopole und die Personen, die diese aufrecht erhalten, zu Boden schlagen. Welches wären die Konsequenzen einer solchen Reform?

„Wenn man die ausländischen Gewebe, das Eisen, die verarbeiteten Metalle frei eingehen ließe, so würden sich die Konsumenten wohl dabei befinden, wenigstens eine Zeit lang, und einige Industriezweige würden dadurch einen großen Vortheil genießen. Aber es ist gewiß, daß dieser plötzliche und unerwartete Wechsel ungeheure Unfälle in der Industrie erzeugen würde; beträchtliche Kapitale würden unproduktiv; hunderttausende von Arbeitern würden auf einmal ohne Arbeit und Brod sein. England und Belgien könnten z. B. Frankreich leicht mit der Hälfte dessen versehen, was es konsumirt, was die innere Fabrikation um eben soviel vermindern würde, und außerdem auch den Besitzern von Hammerwerken, die im Stande wären, ihre Produktion fortzusetzen, beträchtliche Verluste verursachen würde. Dasselbe wäre in der Industrie der Gewebe der Fall; England, Belgien, Deutschland würden Frankreich mit ihren Produkten überschwemmen, und diesen ungewohnten Einfuhren gegenüber würden die meisten unserer Fabriken sehr bald unterliegen. Kein Land hat je einen solchen Versuch gewagt, nicht einmal in einem einzelnen Industriezweige. Die Staatsmänner, die den Theorien Adam Smith's mit solchem Eifer anhingen und noch anhangen, sind vor einem Unternehmen dieser

Art zurückgefahren; und ich für meine Person gestehe, daß ich es voll der drohendsten Gefahren finde."

Sind diese Worte stark und klar genug? Es ist Schade, daß der Verfasser, statt vor dem materiellen Faktum stehen zu bleiben, nicht die Gründe seiner Schrecken theoretisch ausgeführt hat. Seine Kritik würde eine Autorität genossen haben, welche die meinige nicht erhalten wird; und vielleicht hätte die Lösung des Problems vom Gleichgewicht des Handels durch einen Oekonomen ersten Ranges, einen Schüler und Freund Say's, eine Regel für die allgemeine Meinung geliefert, und die Grundlagen zu einer wirklichen Assoziation unter den Völkern vorbereitet.

Aber Herr Fix, für die ökonomischen Theorien eingenommen und von ihrer Wahrheit überzeugt, konnte nicht über die Ahnung des in ihnen liegenden Widerspruchs hinauskommen. Wer sollte wohl glauben, daß Herr Fix nach der schreckenerregenden Schilderung, die man eben gelesen, den Muth gehabt, mit folgendem merkwürdigen Gedanken zu schließen: Dies hebt übrigens die Vortrefflichkeit der Theorie und die Möglichkeit ihrer Ausführung durchaus nicht auf! . . . .

Ich nun, ich kann mich nicht enthalten, es noch einmal zu sagen: jemehr ich die Meinungen der Menschen erforsche, um so mehr finde ich, daß wir gewissermaßen Propheten sind, inspirirt von einem übernatürlichen Hauche, und unbewußt von dem Gotte redend, der in uns lebt. Aber ach! es ist nicht blos der Gott in uns, auch das Thier, dessen thörichte und leidenschaftliche Eingebungen unaufhörlich unsere Vernunft trüben, und unseren Enthusiasmus zerstreuen. Die prophetische Gabe des Menschengeschlechts zwingt mich nicht allein, einen Gott anzunehmen, ich muß sogar zur Vervollständigung der Hypothese zugeben, daß im Menschen das ganze Thierreich lebt und athmet: der Theismus hat die Seelenwanderung zur Folge.

Was! das ist eine Theorie, der die ausgemachtesten und allgemeinsten Thatsachen, die unwillkürlichen Aeußerungen der menschlichen Energie widersprechen, die nicht etwa eben so gut auch unterbleiben können; und diese Theorie, die uns zuerst doch eine Philosophie dieser Thatsachen hätte geben müssen, statt sie ungehört bei Seite zu werfen, erklärt man für unzweifelhaft, für vortrefflich! —

Es ist eine Theorie, von der ihre Anhänger selbst aussagen, daß sie nicht auf Frankreich, nicht auf England, nicht auf Belgien, nicht auf Deutschland, nicht auf ganz Europa und nicht auf die fünf Welttheile anwendbar sei; denn das heißt nichtanwendbar sein, wenn die Anwendung nicht geschehen kann, ohne ungeheure Unfälle zu verursachen, ohne beträchtliche Kapitale unproduktiv zu machen, ohne hunderttausenden von Arbeitern Brod und Arbeit zu nehmen, ohne die Hälfte der Fabrikation eines Landes zu vernichten; — eine Theorie, sage ich, die trotz des Verlangens der Regierungen im 19. Jahrhundert so unanwendbar ist, als im 18., als im 17., als in allen früheren Jahrhunderten; eine Theorie, die morgen so unanwendbar sein wird, als übermorgen und alle folgende Jahrhunderte hindurch, weil stets auf jedem Punkte des Erdballs durch die Wirkungen der nationalen und individuellen Thätigkeit, durch die Errichtung von Monopolen und durch die Verschiedenheit des Klima's aus dem Auseinanderlaufen der Interessen und Rivalitäten nothwendig zur Abwehr des Todes und der Knechtschaft Bündnisse und Abschließungen entstehen werden: und zur Ehre der Schule besteht man Nichts desto weniger darauf, die Möglichkeit der Anwendung dieser Theorie zu behaupten!

Geduld, rufen sie uns zu, das von der Handelsfreiheit verursachte Uebel wird ein vorübergehendes sein, während das Gute, das aus ihr entspringt, bleibend und unberechenbar sein wird. Was helfen mir diese Verheißungen des Glücks für die Nachkommen, deren Verwirklichung durch Nichts verbürgt ist, und die, wenn sie ja sich einst verwirklichen, durch anderes Unheil aufgewogen werden? Was hilft es mir z. B., zu wissen, daß uns England dieselben Schienen zu 150 Franken geliefert haben würde, die wir unseren Fabrikanten mit 359 Franken 50 Centimen bezahlen, und daß der Staat bei diesem Handel 200 Millionen gewonnen haben würde; daß das Verbot, fremdes Vieh auf unsere Märkte zu bringen, die Fleischkonsumtion bei uns um 25 Procent verringert hat und schon der öffentlichen Gesundheit schädlich ist; daß die Einfuhr fremder Wolle den Preis eines Beinkleides durchschnittlich um 1 Franken vermindern und 30 Millionen in der Tasche der so Besteuerten lassen

würde; daß die Zuckergesetze nur den Defraudanten Vortheil verschaffen; daß es eine Tollheit ist, daß zwei Länder, deren Bewohner sich aus den Fenstern sehen können, strenger von einander geschieden sind, als durch eine chinesische Mauer — was helfen mir, sage ich, alle diese Schmähungen, wenn man mich erst durch das Schauspiel des durch das Prohibitivsystem hervorgerufenen Elends warm macht, und dann meinen Eifer durch die Betrachtung der unberechenbaren Uebel erkältet, welche die Aufhebung des Zollschutzes nach sich ziehen wird? Wenn wir das englische Eisen nehmen, gewinnen wir dabei 200 Millionen, aber unsere Fabriken gehen zu Grunde, unsere ganze Metallindustrie wird vernichtet, und funfzigtausend Arbeiter sind ohne Arbeit und Brod. Wo ist nun der Vortheil? Der liegt, versetzt man, darin, daß wir nach diesem Opfer fortwährend wohlfeiles Eisen haben. Mir fällt jener Vers ein: „Unsere Urenkel werden uns für diesen Schatten dankbar sein."

Ich aber, ich will lieber ein wenig mehr arbeiten und nicht sterben. Die Sorge für meine Kinder kann nicht so weit gehen, daß ich mich in den Abgrund stürze, damit sie das Vergnügen haben, einen Curtius unter ihre Ahnen zu zählen. O! wenn sich meine Stellung änderte, wenn ich, ohne meiner Freiheit und meiner Existenz zu nahe zu treten, diese vortheilhaften Anerbietungen annehmen könnte, wenn ich wenigstens der Wohlthat gewiß wäre, die man meinen Nachkommen verspricht, glaubt man, ich würde Widerstand leisten?

Eine unbequeme und, wie man bald sehen wird, eine ewige Frage beherrscht den ganzen Streit, und scheidet die Anhänger des Zollschutzes von denen der Handelsfreiheit. Die Oekonomen, die so verächtlich auf die Utopisten herabsehen, verfahren hier ganz wie Utopisten: sie verlangen ein großes Opfer, einen ungeheuern Umsturz, das unerhörteste Elend, und bieten dafür den möglichen Fall eines ungewissen Glückes, das, nach ihrem eigenen Geständniß, unmittelbar, das heißt für die Gesellschaft, ewig unausführbar ist. Und sie werden unwillig, daß man ihren Berechnungen keinen Glauben schenkt! Warum greifen sie die Schwierigkeit nicht entschlossener an? Warum versuchen sie nicht gegen das Uebel, das aus der Abschaffung gewisser Monopole entstehen würde (wie sie es, und

mit welchem Erfolg! bei der Theilung der Arbeit, der Maschinen, der Konkurrenz und der Auflagen unternommen haben), wenn auch keine aufhebenden, so doch Palliativmittel zu entdecken? Heran, meine Herren, näher zur Hauptsache, denn bis jetzt habt Ihr Euch nur in unbestimmten Verheißungen umhergetrieben; zeigt, wie die Theorie des freien Handels trotz des Widerstrebens der Regierungen und der Völker, trotz der Allgemeinheit und des Fortdauerns ihrer Uebelstände anwendbar, d. h. wohlthätig und vernünftig ist.

Was müßte nach Eurer Meinung geschehen, damit diese Theorie überall verwirklicht würde, ohne daß diese Verwirklichung jene ungeheuren Unfälle herbeiführte, von denen Ihr eben sprechet, ohne daß sie das Joch des Monopols dem Proletariat noch drückender machte, ohne daß sie die Freiheit, die Gleichheit und Individualität der Nationen beeinträchtigte? Welches würde das neue Recht sein, das zwischen den Völkern gälte? Welche Verhältnisse wären zwischen dem Kapitalisten und dem Arbeiter herzustellen? Welche Einmischung in die Arbeitsverhältnisse stände der Regierung zu? Alle diese Untersuchungen kommen Euch zu; alle diese Erklärungen seid Ihr uns schuldig. Vielleicht seid Ihr durch die Tendenz Eurer Theorie selbst, ohne nur daran zu denken, eine neue Sekte Sozialisten: fürchtet keine Anschuldigungen. Das Publikum ist von Euern konservatorischen Gesinnungen zu sehr überzeugt, und was die Sozialisten betrifft, so würden sie äußerst glücklich sein, Euch in ihrer Reihe zu erblicken, um Euch diesen Streich zu spielen.

Aber was thue ich? Es gehört kein großer Muth dazu, so unschuldige Schwätzer, als die Oekonomen, herauszufordern. Wir wollen ihnen lieber zeigen, was für die meisten eine neue Sache sein wird, daß sie allemal da, wo sie sich widersprechen, in der Wahrheit sind, und daß besonders ihre Theorie von der Handelsfreiheit nur deßhalb verdienstlich ist, weil sie die Theorie des freien Monopols ist.

Ist es nicht eine an sich evidente Sache, klar, wie das Licht, handgreiflich, wie die Rundung des Kreises, daß die Handelsfreiheit dadurch, daß sie jede Schranke der Mittheilung und des Tausches aufhebt, gerade allen Antagonismen das weiteste Feld eröffnet, die Herrschaft des Kapitals erweitert, die Konkurrenz verallgemeinert,

aus dem Elend jeder Nation, sowie aus ihrer Geldaristokratie eine kosmopolitische Sache macht, deren weites Netz ohne Schnitte und Wunden in seinen Maschen das ganze Menschengeschlecht umfängt?

Denn wenn die Arbeiter, wie die Germanen, von denen uns Tacitus erzählt, wie die nomadisirenden Tartaren, wie die viehzuchttreibenden Araber und alle halbbarbarischen Völker, jeder im Besitz eines Stück Landes und genöthigt, selbst die Konsumtionsgegenstände zu erzeugen, nicht unter einander durch Tausch in Verkehr träten, so würde es unter ihnen nie Arme oder Reiche geben; Niemand würde gewinnen, aber es würde auch Niemand sich zu Grunde richten. Und wenn die Nationen, wie die Familien, aus denen sie bestehen, keine Handelsverbindungen unterhielten, indem sie Alles bei sich und für sich produzirten, so leuchtet ein, daß auch der Luxus und die Noth durch dieses Vehikel des Tausches, das wir hier sehr gut die ökonomische Ansteckung (contagion économique) nennen können, nicht von der einen zur anderen übergehen könnten. Es ist der Handel, der zugleich den Reichthum und die Ungleichheit des Vermögens schafft; durch den Handel stehen Ueberfluß und Pauperismus fortwährend in einem Progressionsverhältnisse. Wo also der Handel stockt, da hört auch die ökonomische Thätigkeit auf, und da herrscht eine unbewegliche und gewöhnliche Mittelmäßigkeit. Alles dieses besitzt eine solche Einfachheit, einen so gesunden Sinn, eine solche unabweisbare Evidenz, daß es den Oekonomen entgehen mußte: denn da es den Oekonomen eigenthümlich ist, niemals die Nothwendigkeit von Gegensätzen zuzugeben, ist es ihr natürliches Geschick, daß sie dem gesunden Menschenverstande widersprechen. —

Wir haben die Nothwendigkeit der Handelsfreiheit gezeigt; wir wollen diese Theorie vervollständigen, indem wir zeigen, wie die Freiheit, jemehr sie an Ausdehnung gewinnt, für die handeltreibenden Nationen immer mehr eine neue Ursache der Unterdrückung und Beraubung wird. Und wenn unsere Worte unserer Ueberzeugung entsprechen, so werden wir den eigentlichen Sinn der Reform entschleiert, die mit solchem Lärm bei unseren Nachbarn jenseits des Kanals unternommen ist, wir werden die größte aller ökonomischen Mystifikationen bloßgelegt haben.

Der Hauptbeweis Say's, der in dem gegen den Zollschutz ge-

führten Kreuzzuge die Rolle eines Peter von Amiens spielte, besteht in folgendem Syllogismus:

„Obersatz. Die Produkte werden nur durch Produkte bezahlt, Waaren kauft man nur mit Waaren.

„Untersatz. Gold, Silber, Platina und alle Metallwerthe sind Produkte der Arbeit, Waaren wie Steinkohlen, Eisen, Seide, Tuch, Gespinnste rc.

„Folgesatz. Indem also jede Waareneinführung durch eine gleichwerthige Ausfuhr bezahlt wird, ist es unsinnig zu glauben, daß auf irgend einer Seite ein Vortheil wäre, je nachdem ein Theil der zum Ersatz gegebenen Waaren in baarem Gelde besteht, oder nicht. —

„Ganz entgegengesetzt ist, da das Gold und das Silber eine Waare sind, deren einziger Dienst sich darauf beschränkt, als Werkzeug der Cirkulation und des Tausches für die anderen zu gelten, der Vortheil, wenn auf irgend einer Seite ein solcher ist, auf Seiten der Nation, die von der fremden mehr Produkte bezieht, als sie zurückgibt; und weit entfernt, die Arbeitsbedingungen durch Zolltarife gleichmachen zu können, muß man sie durch die unbedingteste Freiheit gleich machen.“

Als Zusätze zu seinem berühmten Prinzipe, die Produkte werden nur mit Produkten bezahlt, stellt J. B. Say folgende Sätze auf:

1) Eine Nation gewinnt soviel, als die Summe der **eingeführten** Produkte die Summe der ausgeführten Produkte übersteigt;

2) Die Kaufleute dieser Nation gewinnen soviel, als der Werth der Tauschstücke, die sie empfangen, den Werth der Waaren übersteigt, die sie ausgeführt haben.

Diese Beweisführung, welche die Umkehrung von der der Anhänger des Merkantilsystems ist, schien so klar und so entschieden, und die verderblichen Wirkungen des Schutzverfahrens kamen ihr so sehr zu Hilfe, daß alle Staatsmänner, die auf Unabhängigkeit und Fortschritt erpicht sind, und alle Oekonomen von einigem Rufe sie annahmen. Man streitet schon nicht mehr mit Denen, welche die entgegengesetzte Meinung vertheidigen, man macht sie bloß lächerlich.

„Man vergißt im Allgemeinen, daß die Produkte mit Produkten bezahlt werden. . . . Die Engländer können uns wol Produkte zu wohlfeilen Preisen geben; ich glaube nicht, daß sie sie uns umsonst geben. Man handelt nicht mit Leuten, die Nichts zum Tausche haben. . . . Wenn Frankreich seine treulose Nachbarin besiegte, und sie zwänge zu seinem Nutzen zu arbeiten; wenn England als Tribut uns jährlich das unentgeltlich lieferte, was es uns jetzt gegen zu theure Bezahlung liefert, so müßten die Schutzzöllner, wenn sie konsequent sein wollten, über Verrath schreien. Wir haben, wir können es gestehen, sehr gewichtige Gründe für uns; unsere Gegner jedoch führen eine zweischneidige Waffe. Wenn England uns nimmt, wie im Jahre 1815, schreien sie über den Ruin; wenn es uns gibt, wie wir eben voraussetzten, schreien sie noch ärger." (Journal des Économistes August 1842). — Und in den Nummern desselben Journals vom November 1844, vom April, Juni und Juli 1845 hat ein Oekonom von bedeutendem Talent, voll von der edelsten Menschenliebe, geleitet, was überraschend erscheinen kann, von durchaus egalitären Ideen, ein Mann, den ich mehr loben würde, wenn er seine plötzliche Berühmtheit nicht einer unzulässigen These verdankte, unter dem Beifallsklatschen des ganzen ökonomischen Publikums zu beweisen gesucht:

„Daß die Arbeitsbedingungen gleich machen, den Tausch in seinem Prinzipe angreifen heißt;

„daß es nicht wahr ist, daß die Arbeit eines Landes durch die Konkurrenz mehr begünstigter Gegenden erstickt werden kann; —

„daß, wenn dies so wäre, die Schutzgesetze die Produktionsbedingungen nicht gleichmachen;

„daß die Freiheit diese Bedingungen so gleich macht, als es angeht;

„daß die am Wenigsten begünstigten Länder beim Tausch am Meisten gewinnen;

„daß die Ligue und Robert Peel sich ein großes Verdienst um die Menschheit erworben haben durch das Beispiel, welches sie den anderen Nationen gegeben;

„und daß Alle, die das Gegentheil behaupten und vertheidigen, Sisyphusarbeiter (sisyphistes) sind."

Herr Bastiat von Landes kann sich wirklich schmeicheln, durch die Keckheit und Verwegenheit seiner Polemik selbst die Oekonomen in Staunen versetzt und vielleicht Denen eine feste Meinung gegeben zu haben, deren Ansichten über die Handelsfreiheit noch schwankten. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich nirgends feinere, geschraubtere Sophismen mit einem Anstrich von offener Wahrheit gefunden habe, als die „ökonomischen Sophismen" des Herrn Bastiat.

Ich wage indeß zu behaupten, daß unsere Oekonomen, wenn sie sich weniger auf die Improvisation und mehr auf die Logik legten, leicht den Mangel in den Beweisen des Cobden's der Pyrenäen entdeckt hätten, und daß sie, anstatt das industrielle Frankreich durch eine vollständige Abschaffung der Zölle auf die Bahn Englands zu drängen, gerufen haben würden: „Nehmt euch in Acht! — die Produkte kauft man mit Produkten." Das ist ohne Zweifel ein herrlicher, unbestreitbarer Satz, für den ich J. B. Say ein Denkmal errichtet sehen möchte. Was mich betrifft, so habe ich die Wahrheit dieses Prinzips gezeigt, indem ich die Theorie des Werthes gab; ich habe ferner bewiesen, daß dieses Prinzip das Fundament der Vermögensgleichheit, sowie des Gleichgewichtes in der Produktion und im Tausche war.

Wenn man aber als zweiten Satz des Syllogismus annimmt, daß geprägtes Gold und Silber eine Waare sind, wie andere Waaren, so behauptet man eine Thatsache, die nur in der Möglichkeit (potentia*) wahr ist; man bezahlt also eine ungenaue Verallgemeinerung, die durch die ersten Grundbegriffe, welche die Staatsökonomie liefert, selbst Lügen gestraft wird.

Das Geld ist die Waare, die als Tauschinstrument dient, d. h., wie wir gezeigt haben, die Hauptwaare, die Waare par excellence, die Waare, die stets mehr gesucht, als angeboten wird, die, welche sich über alle anderen erhebt, die in jeder Zahlung angenommen wird, und folglich alle möglichen Produkte und alle möglichen Kapitalien darstellt. In Wahrheit hat der, der Waare besitzt, deshalb noch keinen Reichthum; es muß noch die Bedingung des Austausches, eine gefahrvolle und, wie man weiß, tausend Schwankungen und tausend Zufällen unterworfene Bedingung erfüllt werden.

Wer aber Geld besitzt, hat Reichthum: denn er besitzt den Werth, der zugleich der ideellste und reellste ist, er besitzt, was alle Welt haben will; er kann mittelst dieser einzigen Waare, wenn er will, unter den vortheilhaftesten Bedingungen alle übrigen erwerben; er ist mit einem Worte der Herr des Marktes. Der Inhaber des Geldes gleicht im Handel dem, der im L'hombrespiel die Trümpfe hat. Man kann wol behaupten, daß alle Karten unter einander einen verhältnißmäßigen Werth haben; man kann ferner sagen, daß das Spiel nur durch den Tausch aller Karten gegen einander vor sich gehen kann: doch hindert dieses nicht, daß die Trümpfe die übrigen Farben stechen, und daß unter den Trümpfen die höchsten die anderen übernehmen.

Wenn alle Werthe bestimmt und festgestellt wären, wie das Geld, wenn jede Waare unmittelbar und ohne Verlust im Tausch gegen eine andere angenommen werden könnte, so wäre es im internationalen Handel völlig gleichgiltig zu wissen, ob die Einfuhr die Ausfuhr übersteigt, oder nicht. Diese Frage würde sogar keinen Sinn mehr haben, es sei denn, daß die Werthsumme der einen die Werthsumme der anderen überstiege. In diesem Falle wäre es so, als wenn Frankreich ein Zwanzigfrankenstück gegen ein Pfund Sterling, oder einen Ochsen von 40 Centnern gegen einen von 30 Centnern austauschte.

Bei dem ersten Handel würde es 20 Prozent gewonnen, beim zweiten 25 verloren haben. In diesem Sinne konnte J. B. Say mit Recht sagen, daß eine Nation soviel gewinnt, als der Werth der eingeführten Waaren den Werth der ausgeführten übersteigt. Aber dies ist nicht der Fall im wirklichen Handel: der Unterschied zwischen Einfuhr und Ausfuhr gilt nur von den Waaren, für welche eine Quantität baaren Geldes als Aequivalent hat gegeben werden müssen; und dieser Unterschied ist durchaus nicht gleichgiltig.

Dies hatten die Anhänger des Merkantilsystems, die nichts Anderes waren, als Anhänger der Prärogative des Geldes, vollkommen begriffen. Man hat gesagt und gedruckt, hundertmal und tausendmal, daß sie nur das Metall als Reichthum betrachteten. Pure Verleumdung. Die Handelspolitiker wußten so gut als wir,

daß das Gold und das Silber nicht der Reichthum sind, wol aber das allmächtige Werkzeug des Tausches und folglich der Repräsentant aller Werthe, die den Wohlstand begründen, ein Talisman, der das Glück verleiht. Und sie haben eben so richtig geschlossen, als die Völker, wenn sie durch eine Vertauschung diejenige Art von Produkten Reichthum genannt haben, welche besser als jede andere allen Reichthum darstellt und verwirklicht.

Uebrigens haben die Oekonomen den Vortheil nicht übersehen, der sich an den Besitz des Geldes knüpft, aber da sie, wie man in allen ihren Schriften sehen kann, sich niemals haben theoretisch Rechenschaft geben können über die Annahme, daß Gold und Silber eine Waare sei; da sie darin nur ein Volksurtheil gesehen haben; da endlich in ihren Augen der gemünzte Stoff nur eine gewöhnliche Waare ist, die nur deshalb zum Tauschwerkzeug genommen worden, weil sie tragbarer, seltner, und der Abnutzung weniger unterworfen ist, sind sie durch ihre Theorie, oder vielmehr, um es frei herauszusagen, durch ihre Unkenntniß des Geldes verleitet worden, die wahre Rolle desselben im Handel zu verkennen, und ihr Krieg gegen die Zölle ist im Grunde nichts Anderes, als ein Krieg gegen das Geld.

Ich habe in dem Kapitel vom Werthe gezeigt, daß das Privilegium des Geldes daher rührt, weil es vom Anfang an der einzige bestimmte Werth gewesen, und noch ist, der in den Händen der Produzenten cirkulirt. Ich halte es für unnütz, hier diese erledigte Frage wieder aufzunehmen, aber es ist nach dem, was gesagt worden ist, leicht einzusehen, und dies wird der besondere Gegenstand des folgenden Kapitels sein; weshalb Der, der baares Geld besitzt, der ein Geschäft daraus macht, Geld zu verleihen, oder zu verkaufen, hierdurch allein eine entschiedene Ueberlegenheit über alle Produzenten erlangt, weshalb endlich die Bank die Königin der Industrie und des Handels ist.

Wenn man diese Betrachtungen, die sich auf die einfachsten und unleugbarsten Sätze der Staatsökonomie gründen, in den Syllogismus Says einschiebt, so erscheint seine ganze Theorie der Handelsfreiheit und der Absatzwege, welche von seinen Schülern so voreilig angenommen worden ist, nur als die unbegrenzte Erweiterung gerade

der Sache, gegen welche sie deklamiren, der Beraubung der Konsumenten, des Monopols.

Verfolgen wir erst die theoretische Darlegung dieser Antithese, später werden wir zur Anwendung und zu den Thatsachen gelangen. Say behauptet, daß das Geld unter den Nationen nicht dieselbe Wirkung habe, als unter Einzelnen. Ich bestreite diesen Satz, den Say nur ausgesprochen hat, weil er das wahre Wesen des Geldes nicht kannte, geradezu. Die Wirkungen des Geldes sind, wenn sie unter den Nationen auch auf weniger auffallende und vorzüglich weniger unmittelbare Weise geschehen, genau dieselben, als unter gewöhnlichen Individuen.

Setzen wir den Fall, daß eine Nation fortwährend alle Arten Waaren kauft, und zum Tausche stets nur ihr Geld gibt. Ich habe das Recht zu dieser äußersten Annahme, sowie der Oekonom, dessen Worte ich weiter oben angeführt habe, das Recht hatte, zu sagen, daß die Schutzzöllner, wenn sie konsequent sein wollten, über Verrath schreien müßten, wenn uns England seine Produkte umsonst gäbe. Ich bediene mich desselben Verfahrens, und um die Unmöglichkeit des entgegengesetzten Systems hervorzuheben, beginne ich damit, eine Nation anzunehmen, die Alles kauft und Nichts verkauft. Trotz der ökonomischen Theorien weiß Jedermann was das sagen will.

Was wird geschehen?

Wenn der Theil des Kapitals dieser Nation, der in kostbaren Metallen besteht, verausgabt ist, werden die verkaufenden Nationen der kaufenden Nation wieder solche gegen Hypothek zukommen lassen; d. h. soviel als, diese Nation wird, wie die römischen Proletarier, die ihres Besitzthums beraubt waren, um leben zu können, sich selbst verkaufen.

Was erwidert man hierauf?

Man benutzt die Thatsache selbst, die Jedermann fürchtet, und welche die Verdammung des freien Handels ist, zur Erwiderung.

Man sagt, daß, wenn das Geld sich auf der einen Seite rar mache, und auf der anderen in Ueberfluß vorhanden sei, ein Zurückfließen der metallischen Kapitalien von den verkaufenden Nationen zur kaufenden Nation stattfinden werde; daß diese letztere von dem niedrigen Preise des Geldes Vortheil ziehen werde, und daß dieser

Wechsel zwischen Steigen und Fallen das Gleichgewicht herbeiführen werde.

Diese Erklärung ist lächerlich; wird denn das Geld für Nichts, umsonst gegeben werden? das ist die ganze Frage. So unbedeutend und veränderlich die Zinsen von den geliehenen Summen sein mögen, sie werden, vorausgesetzt, daß sie überhaupt Etwas betragen, den allmäligen oder reißenden, den fortwährenden oder unterbrochenen Fall des Volkes bezeichnen, das, stets kaufend und nie verkaufend, sich einfallen lassen würde, immerwährend von seinen eigenen Verkäufern zu borgen.

Wir werden sogleich sehen, was aus einem Lande wird, wenn es sich durch die Hypothek veräußert.

Das Schwinden des Nationalkapitals, welches Say sehr scharfsinnig als die einzige Sache bezeichnet hatte, die von einer übertriebenen Einfuhr zu befürchten sei, dieses Schwinden ist also unvermeidlich: es geschieht nicht durch die materielle Wegführung des Kapitals, das ist wahr, sondern durch die Wegführung der Rente, durch den Verlust des Eigenthums, was genau dasselbe ist.

Aber die Oekonomen lassen den äußersten Fall, den wir eben angenommen hatten, und der ihnen zu offenbar Unrecht gäbe, nicht zu. Sie bemerken, und auch mit Recht, daß keine Nation ausschließlich mit Geld handele; man müsse sich also darauf beschränken, von der Wirklichkeit und nicht von Voraussetzungen zu sprechen. Sie scheuen sich nicht, die Prinzipien ihrer Gegner, um diese zu widerlegen, bis zu den äußersten Konsequenzen zu treiben, und wollen nicht leiden, daß man mit ihnen ebenso verfahre. Dies schließt das Geständniß von ihrer Seite ein, daß sie nicht mehr an ihre eigenen Prinzipien glauben, sobald man sie bis zu ihrem letzten Ende treiben will. Wir wollen uns also mit den Oekonomen auf den Boden der Wirklichkeit stellen und sehen, ob wenigstens ihre Theorie, wenn man sie in der richtigen Mitte nimmt, wahr ist.

Nun ich behaupte, daß dieselbe Bewegung des Schwindens des Kapitals sich; wenn auch mit weniger Intensität, kund geben wird; wenn jenes Land, statt seine ganze Einfuhr mit Gelde zu bezahlen, einen Theil derselben mit seinen eigenen Produkten bezahlt. Wie ist es möglich, einen Satz von mathematischer Gewißheit unsicher

zu machen? Wenn Frankreich jährlich für 100 Millionen englische Produkte einführt, und für 90 Millioneu wieder nach England ausführt, so wird, da 90 Millionen französischer Waaren dazu dienen, 90 Millionen englischer Waaren zu decken, der Rest von diesen mit Geld bezahlt werden, außer in dem Falle, wo die Bezahlung in Wechseln auf andere Länder geschieht, was aber nur eine Voraussetzung ist. Das ist also soviel, als wenn Frankreich 10 Millionen von seinem Kapitale veräußerte und noch dazu zu niedrigem Preise; denn wenn es ans Borgen kommt, so ist es klar, daß gegen eine große Hypothek nur wenig Geld gegeben werden wird.

Weiterer Irrthum der Oekonomen.

Nachdem die Gegner des Zollschutzes das Geld sehr unrichtig unter die anderen Waaren versetzt haben, begehen sie eine nicht weniger große Verwechselung, indem sie die Wirkungen der Hausse und der Baisse auf das Geld den Wirkungen der Hausse und Baisse auf die übrigen Produkte gleichstellen. Da auf dieser Verwechselung ihre Theorie von der Handelsfreiheit hauptsächlich beruht, ist es, um die Erörterung deutlicher zu machen, nothwendig, daß wir auf die Prinzipien zurückgehen.

Das Geld, haben wir im zweiten Kapitel gesagt, ist ein veränderlicher, aber **fest gestellter** Werth; die anderen Produkte, wenigstens die ungeheuere Mehrzahl, sind in ihrem Werthe nicht nur veränderlich, sondern sogar der Willkür überlassen. Dies bedeutet, daß das Geld an einem Orte wol in Hinsicht der Quantität einen Wechsel erleiden kann, so daß man für dieselben Summen bald mehr, bald weniger von einer anderen Waare erhalten kann; aber es bleibt unveränderlich in seiner Qualität, — ich bitte den Leser um Verzeihung, daß ich so oft diese metaphysischen Ausdrücke anwende — d. h. trotz der Veränderung der Verhältnißmäßigkeit der Münzwaare bleibt diese Waare Nichts desto weniger die einzige, die bei jeder Zahlung angenommen wird, die Herrin über alle anderen, die Waare, deren Werth durch ein, wenn man will temporäres, aber wirkliches Privilegium in seinen Schwankungen nach Uebereinkunftsregeln festgesetzt, und deren Uebergewicht folglich unumstößlich begründet ist.

Man nehme an, daß das Getreide plötzlich stiege, und sich eine

gewisse Zeit in einem außergewöhnlichen Preise erhielte, während das Geld bis zu einem Drittel oder Viertel seines Werthes fiele, würde daraus folgen, daß das Getreide die Stelle des Geldes einnähme, daß es zum Maaße des Geldes würde, daß man mit ihm die Steuern bezahlen, Handelseffekten, Renten kaufen, und jeden Handel klar machen könnte? Sicherlich nicht. Solange bis durch eine Radikalreform in der industriellen Organisation nicht alle hervorgebrachten Werthe bestimmt und festgestellt worden sind, wie das Geld (wenn anders diese Feststellung jemals definitiv sein kann), behält das Geld seine Herrschaft und von ihm allein kann man sagen, daß Reichthum anhäufen soviel ist, als Macht anhäufen.

Wenn also die Oekonomen, alle diese Begriffe verwirrend, sagen, daß das Geld, wenn es in einem Lande rar ist, durch die Wirkungen der Hausse dahin zurückkehrt, so erwidere ich, daß dies gerade der Beweis ist, daß dieses Land sich veräußert, daß hierin das Schwinden des Kapitals besteht.

Wenn sie ferner sagen, daß die metallischen Kapitalien, wenn sie durch eine größere Ausfuhr auf einem Punkte sich anhäufen, genöthigt sind, wieder auszuwandern und nach den leeren Punkten zurückzukehren, um hier Verwendung zu finden, so erwidere ich, daß diese Rückkehr gerade das Zeichen des Verfalles der Völker ist, die nur Einfuhr haben, und ihnen die Geldherrschaft vorausverkündet, die sie sich selbst herbeigerufen haben.

Uebrigens ist die so wichtige Erscheinung der Unterwerfung der Völker durch den Handel den Oekonomen nur deshalb entgangen, weil sie sich nur auf den Oberfläche der Thatsache gehalten haben, ohne die Gesetze und Ursachen derselben zu ergründen. Was die Wirklichkeit der Erscheinung betrifft, so haben sie dieselbe bemerkt, sie haben sich nur in ihrer Bedeutung und in ihren Folgen geirrt. Man findet in ihren Schriften über diesen Punkt, sowie über alle anderen, noch immer die Beweise beisammen, welche sie niederschlagen.

Ich las in der Nummer der Débats vom 27. Juli 1845, daß der Werth der Ausfuhr Frankreichs im Jahre 1844 um 40 Millionen geringer gewesen, als der der Einfuhr, und daß im Jahre 1843 dieser selbe Unterschied 160 Millionen betragen. Von anderen

Jahren wollen wir nicht reden. Ich frage nur den Verfasser des Artikels, der diese Gelegenheit nicht vorbeigehen ließ, um eine Fluth von Schmähungen gegen das Merkantilsystem loszulassen, was aus den baaren 200 Millionen geworden ist, die zur Ausgleichung gedient haben, und die Frankreich gezahlt hat? — Der hohe Preis der Kapitalien in unserem Lande hat sie nothwendig dahin zurückführen müssen. Das ist die Antwort, die man nach J. B. Say geben muß. — Es scheint wirklich so, als ob sie zurückgekommen sind. Die ganze politische und industrielle Presse hat uns belehrt, daß ein Drittel der in den Eisenbahnen angelegten Kapitalien, um nur diesen Spekulationszweig zu erwähnen, schweizerische, deutsche und englische Kapitalien sind; daß die Direktion dieser Eisenbahnen zum Theil Fremde sind; daß Fremde in ihnen den Vorsitz führen, und daß mehrere Bahnen, unter anderen die einträglichste, die Nordbahn, Fremden überlassen sind. Ist das nicht deutlich? Aehnliche Dinge geschehen auf allen Punkten des Landes. Fast die ganze hypothekarische Schuld des Elsasses ist Baseler Kapitalisten gut geschrieben, durch deren Vermittelung das ausgeführte Nationalkapital mit fremdem Stempel zurückkehrt, um die zu unterwerfen, die früher Eigenthümer desselben waren.

Die in edeln Metallen bestehenden Kapitalien sind also zurückgekommen, und sie sind nicht umsonst zurückgekommen, das gesteht man ein. Wogegen sind sie nun bei ihrer Rückkehr ausgetauscht, oder vielmehr geliehen? Etwa gegen Waaren? nein, denn unsere Einfuhr ist stets größer, als unsere Ausfuhr; denn um diese Ausfuhr nur so zu erhalten, wie sie ist, sind wir noch gezwungen, uns gegen die Einfuhr zu vertheidigen. Also gegen Renten, gegen Geld, denn, so wenig das Geld auch abwerfen mag, so ist diese Anlage der Kapitalien für die Fremden vortheilhafter, als unsere Waaren zu kaufen, die sie nicht brauchen, und die sie zuletzt eben so gut haben werden, als unser Geld. Wir veräußern also unser Erbtheil und werden Pächter bei den Fremden. Wie soll man nun begreifen, daß wir immer reicher werden, je größer unsere Einfuhr ist?

Hier liegt, der Leser wird es ohne Schwierigkeit finden, der Knoten. Die Thatsachen müssen trotz des Reizes, den sie in einer solchen Polemik besitzen, vor der Analyse zurücktreten, ich bitte also

um die Erlaubniß, mich einige Zeit in der reinen Theorie bewegen zu dürfen.

Herr Bastiat, dieser Achill der Handelsfreiheit, dessen plötzliche Erscheinung seine Genossen geblendet, hat, indem er die Herrscherrolle des Geldes beim Tausche verkennt und mit allen Oekonomen den nach gewissen Regeln schwankenden Werth der Münze mit den willkürlichen Schwankungen der Waarenpreise verwechselt, sich als Nachfolger Says in ein Labyrinth von Spitzfindigkeiten geworfen, die einen mit den kommerziellen Kniffen nicht vertrauten Mann wol in Verlegenheit setzen können, von denen aber das geheimnißvolle Dunkel vor der Fackel der wahren Theorie des Werthes und des Tausches leicht verschwindet, so daß nur die Erbärmlichkeit der ökonomischen Doktrine zu sehen ist.

„Man nehme zwei Länder an, A und B. — A hat vor B alle möglichen Vortheile voraus, hieraus schließt man, daß sich die Arbeit in A koncentrirt und B nicht im Stande ist, Etwas zu verrichten.“

Wer redet von Koncentration und Nichteinverstandensein? Versetzen wir uns mitten in die Frage. Wir nehmen zwei Länder an, die, auf ihre eigenen Fähigkeiten beschränkt, gleiche oder wenigstens ähnliche Gegenstände produciren, aber das eine im Ueberfluß und wohlfeil, das andere in geringer Anzahl und theuer. Diese beiden Länder haben, so wird vorausgesetzt, nie Verkehr mit einander gehabt; man kann also bis jetzt weder von der Koncentration der Arbeit bei dem einen, noch von der Unfähigkeit zum Produciren bei dem andern reden. Es ist offenbar, daß ihre Bevölkerung und ihre Industrie im Verhältniß zu ihren respektiven Fähigkeiten stehen. Nun handelt es sich darum zu wissen, was geschieht, sobald diese beiden Länder durch den Handel in Verkehr treten. So muß die Annahme lauten: sagt ob ihr es annehmt, oder nicht?

„A verkauft viel mehr, als es kauft, B kauft viel mehr, als es verkauft. Ich könnte es bestreiten, ich stelle mich aber mit Ihnen auf einen Boden.“

Bestreitet es, nur zu! Keine Koncession, diese falsche Großmuth ist unehrlich und verdächtig.

„Nach der Annahme wird die Arbeit in A sehr gesucht, und

bald wird sie theuer. — Eisen, Steinkohlen, Ländereien, Nahrungsmittel, Kapitalien werden in A sehr gesucht, und alsobald werden sie theuer. Während dieser Zeit sind Arbeit, Eisen, Steinkohlen, Ländereien, Nahrungsmittel, Kapitalien in B sehr wenig gesucht, und bald fällt dieses Alles im Preise."

„Da A fortwährend verkauft, und B fortwährend kauft, wandert das baare Geld von B nach A; in A ist es reichlich vorhanden, in B ist es selten."

Das ist der Punkt. Was wird nun folgen, wenn B, um von der Wohlfeilheit in A Nutzen zu ziehen, all sein Geld ausgegeben hat?

„Ueberfluß an Geld heißt soviel, als daß man, um jede andere Sache zu kaufen, viel Geld geben muß. Also kommt in A zu der reellen Theuerheit, die von einer sehr lebhaften Nachfrage herrührt, eine nominelle Theuerheit, deren Grund das zu große Mißverhältniß der kostbaren Metalle ist.

„Seltenheit des Geldes heißt soviel, als daß man zu jedem Ankauf wenig braucht. Also kommt in B zu der reellen Wohlfeilheit eine nominelle Wohlfeilheit."

Halten wir einen Augenbick inne, ehe wir zum Schluß des Herrn Bastiat übergehen. Trotz der Klarheit seines Styles hätte dieser Schriftsteller doch häufig einen erklärenden Kommentar nöthig. Die Wohlfeilheit, sowol die nominelle, als die reelle, die in B in Folge seiner Verbindungen mit A stattfindet, ist die unmittelbare Wirkung der Produktionsüberlegenheit von A, eine Wirkung, die nie mächtiger werden kann, als ihre Ursachen, mit anderen Worten, welches auch die Schwankungen der austauschbaren Werthe in den beiden Ländern, jedes für sich betrachtet, sein mögen; mögen Lohn, Steinkohlen, Eisen u. s. w. in A theuer werden, während sie in B wohlfeil werden, es ist doch klar, daß die sogenannte Wohlfeilheit, die in B herrscht, niemals mit der vorgeblichen Theuerheit in Konkurrenz treten kann, die sich in A zeigt, weil die erste ein Resultat der letzten ist, und die Industriellen von A stets Herren des Marktes bleiben.

Wirklich kann der Lohn, d. h. alle möglichen Produkte in A, die Nachfrage der Theilnehmer, welche die Ausfuhr betreiben, nicht

verstärken, da diese Nachfrage sich wiederum nach dem Markte von B richtet. Auf der anderen Seite kann das in B hervorgerufene Sinken der Preise für die Unternehmer dieses Landes nie ein Mittel werden, um mit ihren Konkurrenten in A einen Kampf einzugehen, da diese Niedrigkeit der Preise eine Folge der Einfuhr und nicht der natürlichen Hilfsquellen des Bodens ist. Es ist mit diesem nur Einfuhr habenden Volke wie mit einer Uhr, deren Gewicht abgelaufen ist, und die, um gehen zu können, darauf wartet, daß eine fremde Kraft sie aufziehe. Herr Bastiat hat, indem er das Geld mit den übrigen Waaren identificirte, die ewige Bewegung zu finden geglaubt; da aber diese Identität nicht wahr ist, hat er nur die Trägheit (inertie) gefunden.

„Unter diesen Umständen, fährt unser Autor fort, hat die Industrie alle möglichen Gründe, Gründe möchte ich sagen in der vierten Potenz, aus A auszuwandern, und sich in B niederzulassen. Oder, wir wollen, um die Wahrheit zu reden, sagen, daß sie diesen Zeitpunkt nicht abwartet; denn die Natur liebt die plötzlichen Sprünge nicht, und von Anfang an wird sich die Industrie unter der Herrschaft der Freiheit nach und nach zwischen A und B theilen, nach den Gesetzen des Angebots und der Nachfrage, d. h. nach den Gesetzen der Gerechtigkeit und der Nützlichkeit."

Dieser Schluß verdiente keinen Einwurf, wenn nicht die Bemerkung wäre, daß wir zwischen die nominelle Theuerheit von A und die reelle Wohlfeilheit von B gerathen wären. Herr Bastiat, der das Kausalitätsverhältniß aus den Augen verloren hat, welches den Marktpreis des einen von dem Marktpreise des anderen abhängig macht, hat sich eingebildet, daß die kostbaren Metalle von A nach B und von B nach A spazieren würden, wie das Wasser, ohne einen anderen Zweck und ohne eine andere Folge, als um das Niveau herzustellen und die leeren Stellen auszufüllen. Warum sagt er nicht, was deutlicher und wahrer gewesen wäre: Wenn die Arbeiter von B sehen, daß ihr Lohn sinkt und ihre Arbeit abnimmt in Folge der Einfuhr von A aus, so werden sie ihr Vaterland verlassen, um selbst in A zu arbeiten, so wie die Irländer nach England gegangen sind; und durch die Konkurrenz, die sie den Arbeitern von A bereiten, werden sie immer mehr dazu beitragen, ihr

früheres Vaterland zu Grunde zu richten, indem sie zugleich in ihrem eigenen Vaterlande die allgemeine Noth vermehren. Denn wenn der große Besitz und die große Noth überall herrscht, ist das Gleichgewicht da .... Sonderbare Macht der durch Worte ausgeführten Blendung! Herr Bastiat bestätigte eben selbst den Verfall des Landes B; und der beunruhigte Geist der Hausse und der Baisse, der Ausgleichung, des Gleichgewichts, der Gerechtigkeit, der Berechnung nimmt Schwarz für Weiß, das Werk des Ahriman für das Werk des Ormuzd, und sieht in diesem offenbaren Verfall nur eine Wiederherstellung!

Wenn die Industriellen von A, reich geworden durch ihren Handel mit B, nicht mehr wissen, wo sie mit ihren Kapitalien hin sollen, werden sie dieselben, sagt ihr, nach B tragen. Das ist sehr wahr. Das heißt so viel, sie werden in B Häuser, Land, Holz, Weiden ꝛc. kaufen, sie werden sich hier Domänen gründen, sich Pächter und Leibeigene auswählen, und durch die von den Menschen geachtete Macht, durch das Geld, Herren und Fürsten werden. Mit diesen großen Lehnsherren wird der ausgewanderte Nationalreichthum in das Land zurückkehren und die Fremdherrschaft und den Pauperismus mit sich bringen.

Es kommt übrigens wenig darauf an, ob diese Revolution allmälig, oder plötzlich vor sich geht. Die Natur liebt, wie Herr Bastiat sehr gut bemerkt, die plötzlichen Sprünge nicht; die Handelseroberungen haben zum Maaßstabe den Unterschied des Ertragspreises bei den erobernden und eroberten Nationen. Es kommt auch wenig darauf an, ob die neue Aristokratie von außen kommt, oder ob sie sich aus Eingeborenen bildet, die als Vermittler zwischen ihren Landsleuten und den Fremden reich geworden sind. Die Revolution, von der ich spreche, hängt nicht wesentlich von einer Einwanderung Fremder ab, ebenso wenig wie von der Veräußerung des Bodens an Fremde. Die Theilung des Volkes in zwei Kasten durch den Einfluß des äußeren Handels und die Erhebung einer Handelsfeudalität in einem bisher freien Lande, dessen Einwohner, mit Ausnahme der übrigen Gründe der Unterordnung, gleich bleiben konnten, das ist das Wesen dieser Revolution, die

unvermeidliche Frucht der Handelsfreiheit unter ungünstigen Bedingungen.

Was denn nun! Weil wir den Grund und Boden Frankreichs noch nicht über den Kanal haben gehen, und in der Themse verschwinden sehen, weil noch Nichts in unserer Regierung, in unseren Gesetzen, in unseren Gebräuchen geändert ist, weil noch keine Kolonie, aus allen Nationen zusammengesetzt, mit denen wir Handel treiben, sich an die Stelle unserer 35 Millionen Einwohner setzen will: deshalb geht bei uns keine Veränderung vor, wie ihr meint! Die Beraubung des Bodenbesitzes, Revenuen unter der Form hypothekarischer Vorschüsse, werden die Nation in Adlige und Leibeigene theilen, und wir sollen Nichts verloren haben? Die Wirkung des freien Handels wird darin bestehen, die Thätigkeit der Maschinen zu verstärken und zu vergrößern, die Konkurrenz, das Monopol und die Auflagen zu erweitern; und wenn die Masse der besiegten Arbeiter, Dank der Einmischung der Fremden, der Gnade des Kapitals überlassen ist, wird sie stillschweigen müssen; wenn der verschuldete Staat keine andere Quelle hat, als das Vaterland zu verkaufen und zu prostituiren, wird er sich vor dem erhabenen Genie der Oekonomie beugen müssen!

Sollte ich zufällig übertreiben? Weiß man nicht, daß Portugal, ein politisch freies Land, ein Land, das seinen eigenen König, seinen eigenen Kultus, seine eigene Konstitution, seine eigene Sprache hat, durch den Vertrag von Methuen und durch die Handelsfreiheit eine englische Besitzung geworden ist? Sollte die englische Lehre von der Oekonomie (l'économisme anglican) uns des Verständnisses der Geschichte beraubt haben; sollte es wahr sein, um in dem bilderreichen Style des Vertheidigers der Nationalarbeit zu reden, daß Bordeaux von Neuem England in Frankreich einlassen wollte, wie es schon einmal unter Eleonora von Guyenne gethan? Sollte es wahr sein, daß in unserem Vaterlande eine Verschwörung existirt, um uns an die Bankaristokratie von Europa zu verkaufen, wie die Kaufleute von Texas ihr Vaterland an die Vereinigten Staaten verkauft haben?

„Die Texasfrage, — es ist dies ein Auszug aus einem unserer angesehensten und unverdächtigsten Journale der Schutzzöllner, — war im Grunde eine Geldfrage. Texas hatte für ein an Hilfsquellen

armes Land eine sehr bedeutende Schuld. Der Staat hatte fast alle seine einflußreichen Bürger zu Gläubigern; und diesen lag vorzüglich daran, ihre Vorschüsse wieder zu erhalten, gleichviel von wem. Sie haben die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes verkauft, da sie nichts Anderes zu verkaufen hatten. Die Vereinigten Staaten schienen ihnen stets eher im Stande zu sein, zu bezahlen, als Mexiko; und wenn jene von vorn herein darein gewilligt hätten, die Schulden von Texas zu übernehmen, so wäre die Einverleibung schon längst eine abgemachte Sache gewesen." (Constitutionnel, 2. August 1845.)

Das war es, was Herr Guizot hindern wollte, und was er auf der Tribüne nicht klar machen konnte, als die Opposition von ihm über seine Unterhandlungen wegen Texas Rechenschaft verlangte. Welchen Schrecken würde dieser Minister unter seiner aus Krämern bestehenden Majorität verbreitet haben, wenn er sich daran gemacht hätte, jenen großen, seines rednerischen Talentes so würdigen Satz zu entwickeln. Die merkantilischen Einflüsse sind der Tod der Nationalitäten, von denen sie nur das Skelett übrig lassen.

Herr Bastiat, möge er mir erlauben, ihm hier meine ganze Dankbarkeit zu bezeugen, ist vom reinsten Socialismus durchdrungen; er liebt vor Allem sein Vaterland; er spricht laut die Lehre von der Gleichheit aus. Wenn er sich mit solcher Hingebung der Sache der Handelsfreiheit angenommen, wenn er zum Missionär der Ideen der Ligue geworden, so ist dies geschehen, weil er, wie so viele Andere, durch das große Wort **Freiheit** verführt worden ist, welches, weil es an und für sich nur eine vage und unbestimmte Willkür bezeichnet, jedem Fanatismus, dem ewigen Feinde der Wahrheit und Gerechtigkeit, wunderbar zusagt. Ohne Zweifel umfaßt die Freiheit, für die Individuen, so wie für die Nationen, die Gleichheit; aber nur wenn sie bestimmt ist (définie), nur wenn sie vom Gesetze ihre Gestalt und Macht empfangen hat, aber nicht, wenn sie sich selbst überlassen bleibt und jeder Bestimmung entbehrt, wie sie bei den Wilden existirt. So verstanden ist die Freiheit, wie die Konkurrenz der Oekonomen, Nichts, als ein widerspruchbehaftetes Prinzip, eine unselige Zweideutigkeit. Wir wollen hievon einen neuen Beweis liefern.

„Ganz bestimmt, sagt Herr Bastiat, ist es nicht das freiwillige Geschenk der Natur, was wir im Tausche bezahlen, sondern es ist die menschliche Arbeit. Ich rufe einen Arbeiter, er kommt mit einer Säge. Ich bezahle ihm für den Tag zwei Franken, er macht mir fünfundzwanzig Bretter. Wenn die Säge nicht erfunden worden wäre, hätte er vielleicht nicht ein einziges zu Stande gebracht, und ich hätte ihm Nichts desto weniger seinen Tagelohn bezahlt. Der durch die Säge hervorgebrachte Nutzen ist also für mich ein freiwilliges Geschenk der Natur, oder er ist vielmehr ein Theil der Erbschaft, die ich in Gemeinschaft mit allen meinen Brüdern vom Erfindungsgeiste meiner Vorfahren erhalten habe .... Also, die Vergütung richtet sich nicht nach den Nutzbarkeiten (utilités), die der Producent auf den Markt bringt, sondern nach seiner Arbeit .... Also kann die Handelsfreiheit, die alle Völker die nichtskostenden Nutzbarkeiten der Natur genießen lassen will, Niemandem Nachtheil bringen."

Ich weiß nicht, was die Herren Rossi, Chevalier, Blanqui, Dunoyer, Fix und andere Vertheidiger der reinen ökonomischen Traditionen von dieser Lehre des Herrn Bastiat gedacht haben, die, indem sie alle Monopole aufhebt und mit einem Schlage vernichtet, aus der Arbeit den einzigen und obersten Richter des Werthes macht. Ich, man merke es wohl, werde diesen Satz des Herrn Bastiat nicht angreifen, denn in meinen Augen ist er der Lehrsatz der Gleichheit selbst, und als Folge findet sich in ihm die Verdammung der Handelsfreiheit, wie die Oekonomen sie verstehen.

Nicht den von der Natur umsonst hervorgebrachten Nutzen muß ich bezahlen, sondern die Arbeit! Das ist das Gesetz der socialen Oekonomie, das bis jetzt wenig bekannt ist und bis auf diesen Tag in merkwürdige Mythen gehüllt war, die dieses Gesetz aber durch ihre Gegensätze, als da sind Theilung der Arbeit, Maschinen, Konkurrenz u. s. w. nach und nach ans Licht bringen. Herr Bastiat, ein ächter Schüler Smith's, hat vortrefflich erkannt und verkündet, was sein muß, und folglich, was kommt, quod fit; er hat aber vollständig vergessen, was ist. Damit das Gesetz der Arbeit, die Gleichheit im Tausche, in seiner Reinheit durchgeführt werde, müssen sämmtliche ökonomische Widersprüche gelöst werden, d. h., mit Rück-

sicht auf die Frage, die uns eben beschäftigt, daß die Handelsfreiheit außerhalb der Association stets nur die Tyrannei der Gewalt ist.

Herr Bastiat erklärt also sehr gut, wie die Säge für Alle ein freiwilliges Geschenk geworden. Es ist aber gewiß, daß heutzutage bei unseren Monopolgesetzen der Erfinder, wenn sie noch unbekannt wäre, ein Patent nehmen und sich den Nutzen des Instrumentes so viel als möglich aneignen würde. Ganz so geht es mit dem Lande, den Maschinen, den Kapitalien und allen Arbeitsinstrumenten, und Herr Bastiat geht von einer durchaus falschen Voraussetzung aus, oder, wenn man dies lieber hört, er greift ohne Recht in die Zukunft, wenn er, die Konkurrenz dem Monopol und die tropischen Zonen den gemäßigten entgegenstellend, zu uns sagt: „Wenn durch ein glückliches Wunder die Tragbarkeit aller urbaren Ländereien wüchse, so hätte nicht der Ackerbauer, sondern der Konsument den Vortheil von dieser Erscheinung, denn er würde förmlich in Ueberfluß und Wohlfeilheit schwimmen. In jedem Scheffel Getreide wäre eine geringere Arbeitsmasse verkörpert, und der Ackerbauer könnte ihn nur gegen eine in irgend einem Produkt verkörperte geringere Arbeitsmasse vertauschen.“

Und ferner:

„A ist ein von der Natur begünstigtes, B ein von ihr vernachlässigtes Land. Ich behaupte, daß der Tausch für beide vortheilhaft ist, aber vorzüglich für B, weil der Tausch nicht in *Nutzbarkeiten gegen Nutzbarkeiten*, sondern in *Werthen gegen Werthe* geschieht. *A legt also mehr Nutzbarkeit in denselben Werth*, weil die Nutzbarkeit des Produktes das umfaßt, was die Natur gethan und was die Arbeit gethan. Also macht B einen Handel sehr zu seinem Vortheile. Indem es dem Producenten von A einfach seine Arbeit bezahlt, erhält es mehr natürliche Nutzbarkeiten in den Kauf, als es gibt.“

Ja, noch einmal rufe ich es Ihnen mit aller Kraft der Stimme zu, die Arbeit macht den Werth, nicht, wie Sie eben sagten und wie alle Ihre Genossen lehren, welche Sie beklatschen, ohne Sie zu verstehen, das Angebot und die Nachfrage. Die Arbeit muß bezahlt und ausgetauscht werden, nicht die nichtskostende Nutzbarkeit des Bodens. Sie konnten Nichts sagen, was Ihre gute Gesinnung und

die Zusammenhangslosigkeit Ihrer Begriffe besser dargethan hätte. Unter solchen Bedingungen ist die absoluteste Freiheit des Austausches stets wohlthätig und kann nie schädlich werden. Haben Sie denn aber die Privilegien der Industrie, die Monopole, die Bevorzugung des Kapitalisten, die lehnsherrlichen Rechte des Eigenthums abgeschafft? haben Sie nur ein Mittel, sie abzuschaffen? glauben Sie sogar an die Möglichkeit und Nothwendigkeit ihrer Abschaffung? Ich fordere Sie auf, sich zu erklären, denn es gilt das Wohl und die Freiheit der Nationen; wenn es sich um solche Dinge handelt, ist Zweideutigkeit frevelhaft. So lange Sie das Privilegium des Nationalterritoriums und das individuelle Eigenthum im Sinne behalten, so lange ist das Gesetz des Austausches in Ihrem Munde eine Lüge. So lange zwischen den Producenten aller Länder nicht eine Association und vollständige Sammtverbindlichkeit, d. h. eine Gemeinheit der Gaben der Natur und nur ein Tausch von Arbeitsprodukten besteht, so lange wird der äußere Handel unter den Völkern nur die Erscheinungen der Knechtschaft und Abhängigkeit wieder hervorbringen, welche die Theilung der Arbeit, die Lohnarbeit, die Konkurrenz und alle ökonomischen Hebel unter den Individuen zuwegebringen. Ihre Handelsfreiheit wird eine Prellerei sein, wenn Sie nicht wollen, daß ich sage, eine Plünderung mit offener Gewalt.

Die Natur hat, um die begünstigten Völker zur allgemeinen Association hinzuleiten, durch natürliche Grenzen sie von den anderen geschieden, die ihren Einfällen und Eroberungen eine Schranke setzen. Und Sie wollen, ohne Garantien zu verlangen, diese Grenzen aufheben, Sie wollen die Vorsicht der Natur für unnütz erklären! Sie setzen die Unabhängigkeit eines Volkes aufs Spiel, um den Egoismus eines Konsumenten zu befriedigen, der seinem Lande nicht angehören will! Dem Monopol im Innern wissen Sie nur das Monopol von außen entgegenzusetzen, immer das Monopol! So drehen Sie sich fortwährend im Kreise Ihrer Widersprüche herum! Sie versprechen uns den Tausch der Arbeit gegen Arbeit, und wenn man den Tausch betrachtet, findet man, daß das Monopol gegen das Monopol ausgetauscht ist, und daß Brennus, der Feind der Arbeit, heimlich sein Schwert in die Waage geworfen.

Die Verwirrung des Wahren und des Bestehenden, des Rechts und der Thatsache, die ewige Verlegenheit, in welche der Widerstreit des Herkommens und des Fortschrittes die besten Köpfe versetzt, scheinen Herrn Bastiat sogar das Verständniß der gewöhnlichsten praktischen Dinge genommen zu haben. Hier ist eine Thatsache, die er als Beweis seines Satzes beibringt.

„Früher, sagte ein Fabrikant in der Handelskammer von Manchester, führten wir Stoffe aus, dann machte diese Ausfuhr der Ausfuhr von Gespinnsten Platz, welche die Bestandtheile der Stoffe sind, dann der Ausfuhr der Maschinen, die zur Verfertigung der Gespinnste als Werkzeuge dienen, später kam es dahin, daß wir die Kapitalien ausführten, mit denen wir unsere Maschinen bauen, und zuletzt dahin, daß unsere Arbeiter und unser industrielles Genie aus dem Lande gehen, welche die Quelle unserer Kapitalien sind. Alle diese Elemente der Arbeit haben sich nach einander da niedergelassen, wo sie mit größerem Vortheil thätig sein konnten, und wo die Existenz weniger theuer, das Leben leichter ist; und man kann heute in Preußen, in Oesterreich, in Sachsen, in der Schweiz, in Italien ungeheure Fabriken sehen, die mit englischen Kapitalien gegründet worden sind, von englischen Arbeitern bedient und von englischen Ingenieurs geleitet werden.“

Ist das nicht eine wunderbare Rechtfertigung der Handelsfreiheit? Preußen, Oesterreich, Sachsen, Italien, geschützt durch ihre Zölle und in ihren Einkäufen durch die Mittelmäßigkeit ihres Reichthums an Metall beschränkt, ließen die englischen Produkte nur unter der Bedingung des Abzugs eingehen und nahmen nur so viel, als sie bezahlen konnten. Die englischen Kapitalien, eingeengt und ungeduldig, verlassen ihr Vaterland, lassen sich in diesen unzugänglichen Ländern nieder, werden preußisch, österreichisch, sächsisch und machen so die Ungerechtigkeit des Geschicks wieder gut. Hier bemächtigen sie sich, unter dem Schutze derselben Zölle, welche sie vorher fern hielten und welche sie nun beschützen, und unterstützt von der Arbeit der Eingebornen, von denen ihre Besitzer sich nicht mehr unterscheiden, bemächtigen sie sich des Marktes, bereiten ihrem Mutterlande eine Konkurrenz, und werfen nach und nach alle Produkte desselben zurück, zuerst die Stoffe, dann die Gespinnste, dann

die Maschinen, dann, was vorzüglich gefährlich war, die wucherischen Darlehen. Und in dieser Operation, die Arbeitsbedingungen gleich zu machen, in diesem Faktum, das so laut die Nothwendigkeit für jedes Volk ausspricht, die Produkte seiner Nachbarn nur unter der Bedingung der Gleichheit des Tausches anzunehmen, und ihre Kapitalien nur als Einlage, nicht als Darlehen, findet man einen Beweis zu Gunsten der Handelsfreiheit. Entweder verstehe ich mich selber nicht, oder Herr Bastiat vermengt die fremdesten Dinge mit einander, die Association und die Lohnarbeit, den Wucher und die Unterstützung.

Der Widerspruch, welcher in der Theorie vom Gleichgewicht des Handels, so wie in allen anderen, die Oekonomen irre geleitet hat, ist Herrn Bastiat doch aufgefallen. Einen Augenblick schien er die beiden Seiten der Erscheinung erfassen zu wollen. Unglücklicherweise ist die Logik eine in Frankreich noch so wenig bekannte Sache, daß Herr Bastiat, den der Gegensatz der Prinzipien eigentlich nöthigte, durch eine Synthese zu schließen, sich auf den mathematischen Grundsatz bezog, der nur in der Mathematik wahr ist, daß nämlich, wenn von zwei Sätzen der eine als falsch bewiesen, der andere wahr ist.

„Der Mensch, sagt er, producirt, um zu konsumiren, er ist zugleich Producent und Konsument .... Wenn wir also unser persönliches Interesse befragen, so erkennen wir deutlich, daß es ein doppeltes ist. Als Verkäufer haben wir Interesse an der Theuerheit, und folglich an der Seltenheit; als Käufer an der Wohlfeilheit oder, was dasselbe ist, am Ueberfluß."

Bis hieher ist gegen Beobachtung und Raisonnement kein Einwurf zu machen. Aber hier lag auch die Schwierigkeit, unter dieser trügerischen Entgegenstellung war die dem Scharfsinn des Herrn Bastiat gelegte Schlinge verborgen. Welche Partei soll man ergreifen, ich sage nicht zwischen mir, dem Producenten, und meinem Nachbar Konsumenten und umgekehrt. Um diese Frage zu lösen, muß man sie nicht zu einer *persönlichen*, sondern zu einer *allgemeinen* machen. Welche Partei also ergreifen zwischen den Producenten einer Nation, die zugleich die Konsumenten derselben sind und den Konsumenten derselben Nation, die ebenfalls die Pro-

ducenten derselben sind? Ohne Logik sagt der gesunde Menschenverstand, daß es abgeschmackt wäre, einer oder der anderen von diesen beiden Kategorien den Vorzug zu geben, indem sie, nicht mehr Kasten, sondern in Wechselbeziehung stehende Verrichtungen bezeichnend, Jedermann auf gleiche Weise umfassen. Aber die Staatsökonomie, diese Wissenschaft des Zwiespaltes, kann die Dinge nie in ihrer Gesammtheit sehen; für sie gibt es in der Gesellschaft stets nur Individuen, die einander durch Interessen und Rechte entgegenstehen. Herr Bastiat hat, zu seinem Unglück, gewagt zu wählen, und er ist verloren.

„Da die beiden Interessen einander widersprechen, so muß eins von beiden nothwendigerweise mit dem allgemeinen socialen Interesse zusammenfallen und das andere ihm zuwiderlaufen . . .“

Und Herr Bastiat sucht sehr weitläufig und gelehrt zu beweisen, daß, weil das Interesse des Konsumenten im Allgemeinen socialer sei, als das des Producenten, die Regierungen ihren Schutz nach jener Seite hin fallen lassen müssen. Ist es nun bewiesen, ich richte diese Frage an die kompetenten Leser, daß der Hauptmangel der Oekonomen darin besteht, daß sie nicht logisch zu denken vermögen?

Sie haben selbst gesagt: das Interesse des Konsumenten ist in der Gesellschaft mit dem des Producenten identisch, folglich muß man, wenn vom internationalen Handel die Rede ist, von der Gesellschaft dasselbe gelten lassen, als vom Individuum; wie haben Sie also diese beiden Interessen von einander scheiden können? Sie können sich keinen Konsumenten vorstellen, der mit etwas Anderem kaufte, als mit seinen Produkten; wie behaupten Sie nun, daß es für eine Nation gleichgiltig sei, ob sie mit ihrem Gelde, oder mit ihren Produkten kauft, denn die Folge dieses Systems ist die Konsumtion ohne Produktion, d. h. der Ruin? Wie vergaßen Sie, daß der Konsument, die Gesellschaft, von der Wohlfeilheit dessen, was er kauft, nur Nutzen zieht, wenn er für seine Einkäufe eine Quantität von Produkten hingibt, in denen er einen gleichen Werth verkörpert hat?

Ich sehe, was Sie befangen hält. Sie setzen das individuelle Interesse, das Sie Produktion nennen, den socialen Interessen ent-

gegen, das Sie Konsumtion nennen, und da Sie das Interesse der größeren Zahl dem Interesse der kleineren vorziehen, finden sie kein Bedenken, die Produktion der Konsumtion zu opfern. Ihr Wille ist gut, und ich will ihn aufzeichnen; aber ich füge hinzu, Sie haben sich in drr Kugel geirrt, indem Sie eine weiße gaben, wo Sie eine schwarze geben wollten, indem Sie die Gesellschaft für den Egoismus und umgekehrt den Egoismus für die Gesellschaft hielten.

Wir nehmen an, daß in einem Lande mit Handelsfreiheit der Unterschied der Einfuhr und Ausfuhr sich auf einen einzigen Artikel beschränke, von dessen Produktion, wenn sie beschützt worden wäre, 20,000 Menschen von 30 Millionen, welche die Einwohnerschaft der Nation bilden, hätten leben können. Nach Ihrem System kann und darf das Einzelinteresse dieser 20,000 Producenten den Sieg über das Interesse der 30 Millionen Konsumenten nicht davon tragen, und die fremde Waare muß eingeführt werden. Nach meiner Meinung muß sie im Gegentheil zurückgewiesen werden, wenigstens wenn sie nicht mit einheimischen Produkten bezahlt werden kann, und dies nicht aus Rücksicht auf das Interesse einer Korporation, sondern im Interesse der Gesellschaft selbst. Ich habe den Grund dafür angegeben, und es wird genügen, ihn hier mit ein Paar Worten zu wiederholen; nämlich weil der Münzwerth, was man auch sagen möge, kein Werth wie ein anderer ist; weil eine Nation mit ihren Metallkapitalien, mit ihren idealisirtesten und gediegensten Werthen, ihre Substanz, ihr Leben und ihre Freiheit verliert. Ein Mensch, der sein Blut ununterbrochen durch einen Nadelstich verlöre, würde davon ohne Zweifel in einer Stunde noch nicht sterben, aber er könnte in vierzehn Tagen davon sterben, und es würde einerlei sein, ob der Ausfluß am Halse, oder am kleinen Finger geschähe. Also sind troß des Egoismus der Monopolinhaber, trotz des Eigenthumgesetzes, welches Jedem die vollständige Verfügung über seine Güter, über die Früchte seiner Arbeit und seiner Industrie zusichert, die Mitglieder einer und derselben Nation alle sammtverbindlich. Wie hat Ihnen dieses Verhältniß, das zugleich ein gerechtes und ökonomisches ist, entgehen können? Wie haben Sie die Antinomie, welche in Ihrer Feder stak, nicht bemerken können?

Beklagenswerthe Wirkung der Vorurtheile der Schule! Herr

Bastiat nennt, indem er die Frage von der Handelsfreiheit, von dem beschränkten Gesichtspunkte des Egoismus aus beurtheilt, während er sich in den weiten Horizont der Gesellschaft zu stellen glaubt, die Theorie des Mangels die, welche in ihrem Wesen darin besteht (ich vertheidige die Unregelmäßigkeiten und Plackereien des Zolles nicht), für die Bezahlung der fremden Produkte durch eine gleichwerthige Lieferung einheimischer Produkte zu sorgen, ohne welche der Einkauf der fremden Produkte, er mag zu irgend welchem Preise geschehen, in Wahrheit nur die Verarmung ist. Und er nennt die Theorie des Ueberflusses die, welche die freie Einfuhr aller Waaren von außen verlangt, selbst wenn sie nur mit baarem Gelde bezahlt werden können; als ob eine Freiheit dieser Art, die, wenn man es genauer untersucht, nur den Rentiers Nutzen bringt, die nur darauf hinaus läuft, den Müßiggang zu bestärken, nicht eine Konsumtion ohne Tausch, eine Verschwendung, eine Vernichtung der Kapitalien wäre. Einmal auf diesen Weg gerathen, hat er ihn bis zu Ende durchlaufen müssen, und die barocke Bezeichnung des Sisyphismus, gegen die Partei der Beschränkungen gerichtet und nur für den Autor lächerlich, schloß diese lange Invektive.

Die Theorie des freien Monopols, eine Theorie des Ueberflusses! O, wirklich, wenn es weder Philosophen, noch Priester gäbe, so würden die Oekonomen genügen, um den Maaßstab der menschlichen Unvernunft und Leichtgläubigkeit abzugeben.

Schafft zugleich auf einmal alle Tarife ab, sagen die Oekonomen, und alle Industriezweige werden, da die Baisse allgemein ist, gewinnen, es wird kein partielles Leiden geben, die Nationalarbeit wird wachsen, und Ihr werdet es mit den Fremden aufnehmen können. Mit diesem kindischen Grunde brachte Herr Blanqui nach einer glänzenden Polemik Herrn Emile de Girardin zum Schweigen, den einzigen von unseren Journalisten, der das Prinzip der Nationalarbeit zu vertheidigen versucht hat.

Ohne Zweifel wäre, wenn alle Industriellen eines Landes sich ihre ersten Stoffe billiger verschaffen könnten, in ihrer respektiven Lage Nichts verändert; aber in wiefern berührt dies auch nur die in Frage stehende Schwierigkeit? Es handelt sich um das Gleichgewicht der Nationen, nicht um das Gleichgewicht der Privatindustrien jeder

einzelnen Nation. Ich nehme die weiter oben gemachte Bemerkung wieder auf: wem verdanken wir dieses allgemeine Sinken der Preise, diesen Vortheil, für die Arbeit zweier Tage denselben Werth zu bekommen, der uns früher drei Arbeitstage kostete? unseren eigenen Anstrengungen, oder der Einfuhr?. Die Antwort ist nicht zweifelhaft, der Einfuhr. Wenn die erste Ursache der Wohlfeilheit von außen kommt, wie können wir, indem wir unsere Arbeit nebst den Transportkosten des Rohstoffes zum fremden Produkte hinzufügen, mit den Fremden in Konkurrenz treten? Und wenn es einen Widerspruch in sich schließt, daß das Sinken der Preise, das uns die Fremden zu gute kommen lassen, uns in den Stand setze, mit ihnen zu konkurriren, d. h. ihre Produkte mit den unserigen zu bezahlen, mit welcher Waare werden wir ihre Zusendungen bezahlen? Mit Geld ohne Zweifel. Beweist also, daß das Geld eine Waare ist, wie die anderen, oder bringt es lieber dahin, daß alle Waaren so viel werth sind, als das Geld; könnt ihr das nicht, so schweigt, ihr seid Querköpfe und Faselhänse.

Laßt uns das Getreide frei einführen, rufen die englischen Liguisten den Pächtern zu, und der Preis der Arbeit wird überall sinken, wodurch die Produktion des englischen Getreides weniger theuer wird; Pächter, Eigenthümer und Tagelöhner werden gewinnen. — Aber noch einmal, dies ist nicht die ewige Bewegung; das muß gezeigt werden. Wie kann, wenn das Sinken des Arbeitslohnes in England von der Einführung amerikanischen Getreides und Getreides vom schwarzen Meere herrührt, die englische Getreideproduktion jemals gegen die russische oder amerikanische in Kampf treten? Wie kann die Wirkung die Ursache besiegen? Wird der Preis des fremden Getreides nicht im Verhältniß zur Nachfrage steigen? wird er nicht im Verhältniß zur Konkurrenz sinken? wird er nicht alle Schwankungen des Marktes durchmachen? Wenn die Produktionskosten des Getreides in England durch die amerikanische Einfuhr um drei Franken auf den Hektoliter verringert werden, so wird die englische Produktion, von der amerikanischen unterstützt, Amerika zwingen, seine Preise um drei Franken niedriger zu stellen, als vorher; aber England wird durch dies Mittel nie einen Vorsprung gewinnen. Was sage ich? wenn in England Alles billig

wird, so wird die Billigkeit seiner Waaren den Amerikanern zu gute kommen, die wegen ihres Getreides ihrer Ueberlegenheit immer gewisser sein werden. Noch einmal, beweist das Gegentheil, oder nehmt Eure Worte zurück.

Laßt, sagt Herr Blanqui, Eisen, Steinkohlen, Gewebe und die zu unserer Arbeit nöthigen Rohstoffe hereinkommen, und es wird mit jedem unserer Industriezweige gehen, wie es mit der Runkelrübenzuckerfabrikation gegangen, nachdem sie ihrer Schutzgesetze beraubt worden war: sie werden alle an Kraft gewinnen. Zum Unglück für die Behauptung des Herrn Blanqui haben die Runkelrübenzuckerfabrikanten Einspruch erhoben: sie haben gesagt, daß sie die Fortschritte, die sie in der Fabrikation erzielt, nicht der fremden Konkurrenz, sondern ihren eigenen Anstrengungen, ihrer eigenen Einsicht verdankten, daß sie diesen Fortschritt mit einem Worte aus ihren eigenen Mitteln zögen, und nicht aus der Unterstützung der Fremden. In dem Systeme des Herrn Blanqui muß selbst der gemäßigtste Zollschutz der Industrie eines Landes schaden; ganz im Gegensatze hingegen blüht, wie sie selbst versichert, diese Industrie. So hat man in einigen Jahren die Linnenindustrie in Frankreich von 90,000 Spindeln auf 150,000 steigen sehen, und nach dem Handelsministerium sind gegenwärtig 60,000 bestellt. Wie sollte es anders sein, wie könnte die Wohlfeilheit der fremden Industrie die unserige vorwärts bringen, es sei denn, daß man die Zuckersiedereien Frankreichs mit denen der Antillen, und die Spinnereien der Bretagne mit denen Belgiens associirt. Ein Runkelrübenzuckerfabrikant würde mir das Gegentheil sagen. Hat Herr Blanqui bloß gehört, daß die fremde Konkurrenz unsere Industriellen durch ihre Anfeuerung erfindungsreicher, und folglich unsere Fabriken fruchtbarer machen wird? In diesem Falle ist die Einführung fremder Produkte nur ein Mittel hoher Handelspolizei in den Händen der Regierung. Man möge es gestehen, und die Sache ist entschieden, es gibt keinen Grund zum Streite mehr.

Wenn ich nun meinestheils bewiese, daß die unbedingte Handelsfreiheit mit der Aufrechthaltung der nationalen und individuellen Monopole nicht allein keine Ursache des Reichthums ist, da durch eine solche Freiheit das Gleichgewicht unter den Nationen zerstört wird,

und es ohne Gleichgewicht keinen wirklichen Reichthum gibt; — sondern auch noch eine Ursache der Vertheuerung und des Mangels, würden mir die Oekonomen die Ehre erweisen, diesen neuen Zweifel aufzunehmen.

Frankreich fürchtet für seine Weine keine Konkurrenz; die ganze Welt will sie haben. In dieser Hinsicht können die Bordelesen, die Einwohner der Champagne und die Burgunder durch die Handelsfreiheit nur gewinnen; ich gestehe selbst, daß die vollständige Aufhebung der Zölle für uns, da unsere Weinbauindustrie ein Fünftel der Bevölkerung des Landes beschäftigt, einen großen Vortheil zu bringen scheint. Die Winzer werden also zufrieden gestellt sein; die Handelsfreiheit wird nicht die Wirkung haben, den Preis ihrer Weine sinken zu lassen; ganz im Gegentheil, sie wird denselben steigen lassen. Aber was werden die Tagelöhner und die Industriellen von diesem Steigen denken? die Konsumtion, die jetzt auf den Kopf in Paris schon nur 95 Litres beträgt, würde auf 60 herabsinken; man würde den Wein trinken, wie man den Kaffee trinkt, in halben Tassen und kleinen Gläsern. Dies wäre für Franzosen schrecklich; unsere Weine, gerade, weil sie auf demselben Boden wachsen als wir, unsere Weine sind uns nothwendiger als Anderen; der auswärtige Absatz entführt sie uns.

Was ist nun der Ersatz, den man uns bietet? gewiß nicht der Wein Englands und Belgiens, noch die zwar vorhandenen, aber für das Volk unerschwinglichen Weine von Porto, von Ungarn, von Alikante oder Madeira, noch das holländische Bier, noch die Molken der Alpen. Was werden wir trinken? Wir haben, sagen die Oekonomen, Eisen, Steinkohlen, kurze Waaren, Leinwand, Glaswaaren, Fleisch u. s. w. billiger, d. h. soviel, daß wir auf der einen Seite keinen Wein mehr haben, und auf der anderen mehr arbeiten müssen, da wir, wie schon gezeigt worden ist, nicht mit fremden Produkten eine Konkurrenz gegen die fremden Produkte beginnen können.

Auf dieselbe Art werden die englischen Arbeiter für sich einen billigeren Preis des Brotes, des Weines und anderer Verzehrgegenstände haben, aber zu gleicher Zeit wird der Preis der Steinkohlen, des Eisens und aller Gegenstände, die England producirt, steigen;

und da sie, der fremden Konkurrenz gegenüber ihre Arbeit zu erhalten, sich täglich neue Lohnabzüge machen lassen müssen, wird es ihnen eben so ergehen, als den französischen Arbeitern; sie werden weder ihre noch unsere Produkte kaufen können.

Wer hat also von der Freiheit Nutzen gezogen? Die Monopolbesitzer, einzig die Monopolbesitzer, die Rentiers, alle die, welche von dem Wachsen ihres Kapitales leben, mit einem Worte, die Erzeuger der Armuth, deren Kaste, stets zahlreich genug, um den Ueberschuß zu verschlingen, welchen gute Ländereien dem Pächter, reiche Minen dem Bergmann und ergiebige Unternehmungen den Industriellen abwerfen müßten, nie der Arbeit erlauben kann, den Boden oder jedes andere Arbeitsinstrument zu benutzen, ohne den Ertrag davon (fast ganz zu Gunsten dieser Kaste*) fahren zu lassen. In diesem System ineinandergreifender Monopole, welches man Handelsfreiheit nennt, scheint der Besitzer der Produktionsinstrumente zum Arbeiter zu sagen: Du wirst so viel arbeiten, daß Deine Arbeit mir einen Ueberschuß läßt; weiter brauchst Du nicht zu gehen. Die Natur hat gewollt, daß die Bewohner jeder Zone zuerst von ihren natürlichen Produkten leben, und später vermittelst des Ueberflüssigen die Produkte erhalten, die ihr Land nicht hervorbringt. In dem Plane des Monopols ist aber der Arbeiter nur der Leibeigene des müßigen, vaterlandslosen Kapitalisten; der polnische Bauer säet für den englischen Lord, der Portugiese und der Franzose bringt seinen Wein für alle Müßiggänger der Welt hervor, die Konsumtion ist, möchte ich sagen, in die Fremde verpflanzt; selbst die Arbeit, von der Rente beschränkt, bis zu einer beengenden, knechtischen Sonderarbeit herabgebracht, hat kein Vaterland mehr.

Also entdecken wir, nachdem wir gesehen haben, daß die Ungleichheit des Tausches auf die Länge die kaufenden Nationen ruinirt, ferner, daß sie auch die verkaufenden Nationen ruinirt. Wenn das Gleichgewicht einmal zerstört ist, so macht sich der Umsturz von allen Seiten fühlbar. Die Noth wendet sich gegen ihren Urheber, und wie im Kriege die erobernde Armee zuletzt im Siege untergeht, ebenso wird im Handel das stärkste Volk zuletzt am Meisten ausgesaugt. Merkwürdiger Wirrwarr! Say sagt uns, daß in der Handelsfreiheit Der den ganzen Vortheil habe, der am Meisten em-

pfängt, und wirklich hat, wenn man den Vortheil als den kleinsten Schaden betrachtet, Say durchaus recht. Man befindet sich weniger schlecht dabei zu konsumiren, ohne zu produciren, als zu produciren ohne zu konsumiren.

England ist seit langer Zeit jenes Land A, von Herrn Bastiat bezeichnet, ein Land, das für sich allein im Stande ist, die Welt mit einer Menge Sachen und unter besseren Bedingungen, als jedes andere Land, zu versorgen. Trotz der Tarife, mit denen sich überall das Mißtrauen der Nationen umgeben, hat England die Frucht seiner Ueberlegenheit gepflückt; es hat Königreiche erschöpft und das Geld der Erde an sich gezogen; aber zu gleicher Zeit ist die Noth von allen Punkten des Erdballs über dasselbe gekommen. Die Gründung unerhörter Privatvermögen, die Vertreibung aller kleiner Besitzer aus ihrem Eigenthume, und die Verwandlung von zwei Dritteln der Nation in eine dürftige Kaste, das ist es, was England seine industriellen Eroberungen eingebracht haben. Vergeblich strengt man sich an, durch eine abgeschmackte Theorie den Geistern eine andere Richtung zu geben, und die Ursache des Uebels zu verbergen; vergeblich sucht eine mächtige Intrigue unter der Maske des Liberalismus die wetteifernden Nationen in einen verderblichen Kampf zu verwickeln; die Thatsachen bleiben zur Belehrung der Gesellschaften, und es wird stets eine Auseinanderlegung dieser Thatsachen genügen, um sich zu überzeugen, daß jede Verletzung der Gerechtigkeit den Räuber so gut trifft, als sein Opfer.

Was soll ich noch mehr sagen? Die Anhänger des freien Monopols haben nicht einmal die Genugthuung, ihr Prinzip bis zu Ende verfolgen zu können, und ihre Theorie läuft auf ihre eigene Negation hinaus.

Wir wollen annehmen, daß England in Folge der Abschaffung der Getreidegesetze den Weg unserer großen Revolution beträte und den Verkauf aller Domänen beföhle, und daß der Boden, heutzutage in den Händen einer fühllosen Minorität, unter die vier oder fünf Millionen Einwohner getheilt würde, welche den Hauptbestandtheil seiner ackerbautreibenden Bevölkerung ausmachen. Sicherlich wäre dieses Verfahren, welches einige Oekonomen schon voraussehen, das Beste, um England eine Zeit lang von seiner schrecklichen Noth

zu befreien, und eine glückliche Ergänzung zu den work-houses. Aber wenn diese große revolutionäre Maaßregel ausgeführt würde, wenn der englische Markt fortwährend, wie bis jetzt, dem fremden Getreide und anderen Ackerbauprodukten offen stände, so ist leicht einzusehen, daß die neuen Besitzer, gezwungen von ihrer Länderei zu leben, und ihr Brod, Eier, Fleisch, Milch und Gemüse daraus zu ziehen, und nicht im Stande, zu tauschen, oder wenigstens nur mit Verlust zu tauschen, da ihre Produktion theurer zu stehen kommt, als die der Gegenstände derselben Art, welche von den Fremden eingeführt werden, so ist es gewiß, sage ich, daß diese Besitzer, so wie früher unsere Bauern, sich so einrichten werden, daß sie Nichts kaufen, und Alles, was sie brauchen, selbst produciren. Die Zölle wären abgeschafft, wenn aber die Landbevölkerung sich alles Kaufs enthält, so ist das so gut, als ob sie nicht abgeschafft wären. Man braucht keinen sehr weitsehenden Blick zu haben, um zu sehen, daß dies die erste Ursache des Schutzverfahrens gewesen ist: können uns die Oekonomen mit ihren Zahlen und ihrer Beredtsamkeit sagen, wie sie aus diesem Kreise herauskommen wollen?

Die Verkennung des Wesens des Geldes; die ohne Einsicht vorgenommene Vergleichung der Wirkung der Hausse und Baisse auf das Geld mit der Wirkung der Hausse und Baisse auf die Waaren; das Vergessen des Einflusses der Monopole auf den Werth der Produkte; die Unterschiebung des Egoismus an die Stelle des socialen Interesses; die auf den Trümmern der Sammtverbindlichkeit der Arbeiter aufgerichtete Sammtverbindlichkeit der Müßiggänger; der Widerspruch im Prinzip, und vor Allem die Opferung der Nationalitäten auf dem Altare des Privilegiums, Alles dies haben wir, wenn ich nicht irre, mit unabweisbarer Evidenz aus der Theorie der Handelsfreiheit hervorgehen lassen.

Ist es nöthig, daß ich die Widerlegung dieses den Oekonomen so theuern Nirgendheims weiter treibe? Entweder habe ich mich selbst der sonderbarsten Täuschung hingegeben, oder der unparteiische Leser muß jetzt sehr eines Besseren belehrt sein, und die Beweisführung der Gegner muß ihm so armselig, so wenig philosophisch und wahrhaft wissenschaftlich erscheinen, daß ich es kaum wage, Namen und Stellen anzuführen. Ich befürchte, daß meine Kritik kraft ihrer

Evidenz unehrerbietig werde, und ehe ich durch eine öffentliche Diskussion die Eigenliebe mancher ehrenwerthen Leute verletze, will ich sie tausendmal lieber ihren stillen Gewissensbissen überlassen.

Aber wir haben noch nicht Alles gesagt. Ueberdies ist die allgemeine Meinung so wenig aufgeklärt, die Autorität der Namen besitzt bei uns eine solche Macht, daß man mir diese Erbitterung verzeihen wird, mit der ich gegen eine Schule zu kämpfen gezwungen bin, deren Gesinnungen, wie ich bereitwillig anerkenne, ausgezeichnet sind, deren Mittel aber, ich behaupte es, widerspruchsvoll und trostlos sind.

Herr Mathieu de Dombasles, einer unserer besten landwirthschaftlichen Schriftsteller, hatte sehr wohl das philosophische Recht des Schutzverfahrens bemerkt, und er hatte mit gutem Verstande, mit Originalität und Feuer die Theorie J. B. Says bekämpft. Ohne Zweifel, sagt er, hätte Herr Say Recht, wenn die Waaren einfach ausgetauscht würden, wie in den Gesellschaften der Vorzeit; aber sie werden von der einen und der anderen Seite verkauft und gekauft; Gold und Silber hat zur Gegengabe gedient, und die Münze hat den Unterschied ausgeglichen. Was hilft uns also die Wohlfeilheit? Von dem Augenblicke an, wo wir unsere Einkäufe nicht in Ackerbau- und industriellen Werthen, sondern mit unseren kostbaren Metallen bezahlen, veräußern wir unsern Besitz und werden wirklich den Fremden zinspflichtig. Denn um stets Etwas zu haben, womit wir bezahlen, müssen wir Gold und Silber wiederkaufen, oder eine Hypothek aufnehmen. Aber das erste ist durch den Handel unmöglich, es bleibt also nur das zweite übrig, was, beim rechten Namen genannt, die Sklaverei ist.

Gegen diese unwiderlegliche Beweisführung, die aus den Grundbegriffen der Staatsökonomie selbst entnommen ist, hat sich Herr Dunoyer in öffentlicher Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften mit Entrüstung erhoben.

„Herr de Dombasles, hat er mit Heftigkeit gesagt, einer der stärksten und gesündesten Geister, einer der reinsten Charaktere unseres Landes, ist eben so wie Herr d'Argout ein Anhänger des Prohibitivsystems. Aber Niemand ist unfehlbar, und es kann den begabtesten Geistern geschehen, daß sie sich verirren."

Wozu diese so wenig parlamentarische Insinuation? Ist die Theorie der Absatzwege so unumstößlich, daß jede Vernunft vor ihr auf die Gefahr hin, für wahnsinnig erklärt zu werden, sich beugen muß?

Die Gewißheit dieser Theorie, wird man erwidern, ist durch die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gefunden, welche die Verantwortung dafür auf sich nimmt. . . . . Warum sagt ihr nicht noch: Außerhalb dieser Theorie gibt es nur Intriguanten, Querköpfe, abscheuliche Kommunisten, die von Herrn Dunoyer gezüchtigt zu werden verdienen, und deren Lebensbeschreibungen Herr Reybaud liefern müßte?

Hierauf hätte ich Nichts zu erwidern; aber ich möchte die Akademie der moralischen Wissenschaften, die Wächterin der industriellen Freiheiten gegen die Eroberung der kommunistischen Träumereien, fragen, wie es kommt, daß die Herren d'Argout und de Dombasles sich der Handelsfreiheit widersetzen, gerade, weil sie sich dem Kommunismus widersetzen? Die Abschaffung der Zölle, wenn sie auch nicht die Gemeinschaft der Arbeiter ist, ist doch wenigstens die Gemeinschaft der Unternehmer, es ist schon ein Anfang der Gleichheit. Jeder für sich, jeder zu Haus rufen Herr d'Argout und Herr de Dombasles aus einem Munde; wir haben genug an unseren Ungerechtigkeiten und wollen nicht mit irgend Jemand gemeinschaftlich rauben. Obenein bemerkt der Letztere: „Aus der Spaltung der Interessen geht hervor, daß es keine wirkliche Gesellschaft unter den Nationen geben kann; es ist und wird stets nur eine Zusammenhäufung neben einander liegender Gesellschaften sein. . . . Was ist das allgemeine Interesse der Menschheit ohne das specielle Interesse der Nationen? . . .“

Dieser Mann ist doch deutlich. Die Abschaffung der Zölle unter den Völkern ist unmöglich, sagt Herr de Dombasles, weil die Gemeinschaft unter den Völkern unmöglich ist. Weshalb hat nun die Akademie der moralischen Wissenschaften, welche aus Prinzip Feindin des Kommunismus ist, wie Herr d'Argout und Herr de Dombasles aus Instinkt Feinde desselben sind, in der Frage von der Handelsfreiheit für den Kommunismus Partei ergriffen?

„Der berühmte Agronom, sagt Herr Dunoyer, hat sich nicht

darauf beschränkt, das System als Thatsache zu betrachten, er hat unternommen, es als Theorie zu vertheidigen."

Theorie und Praxis, Praxis und Theorie, das sind die Kardinalpunkte aller Raisonnements des Herrn Dunoyer. Das ist sein deus ex machina. Alle Tage werden die ökonomischen Grundsätze von den Thatsachen Lügen gestraft: Praxis. Die ausgemachten Thatsachen sind kraft der Prinzipien verderblich: Theorie. Indem man nun fortwährend die Theorie mit der Praxis und die Praxis mit der Theorie entschuldigt, setzt man zuletzt den gesunden Verstand ganz außer Augen, und die Entscheidung übt ein gewisses Immerrechthaben aus.

Durch welche Theorie ist nun Herr Dunoyer verleitet worden, in der Frage vom Zollschutz die Eigenthumspraxis aufzugeben, und sich als einen Anhänger des Kommunismus zu erklären?

„**In der Praxis**, sagt er, hat man von der Epoche an, wo die kommerziellen Verbindungen ins Leben traten, überall damit begonnen, die Einfuhr fremder Waaren zu behindern."

Wir wollen diese Thatsache verzeichnen und bemerken, daß Herr Dunoyer, indem er eine den Thatsachen entgegengesetzte Theorie vertheidigt, die Rechtfertigung seines Kommunismus durch die Aufstellung eines Nirgendsheims beginnt. Was! die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat sich in dem Bericht über die Preisfrage von der Association darüber beklagt, daß die Bewerber sich zu wenig an die Geschichte gehalten, und Herr Dunoyer, der dreißigste Mitverfasser dieses Berichtes, weiht sein Leben der Vertheidigung eines Prinzips, das der Geschichte entgegengesetzt ist! Die Geschichte gilt also Nichts mehr, sobald man Akademiker ist!

„Nichts mußte so natürlich und erlaubt scheinen, als das Fernhalten fremder Konkurrenz; die Erwerblust der Bevölkerungen, das fiskalische Interesse der Regierungen, die nationalen Leidenschaften, die Furcht, der Haß, die Eifersucht, die Lust an der Rache und an Repressalien, alle möglichen schlechten Gefühle mußten dieses Mittel zur Anwendung bringen, eine Anwendung, welcher die natürliche Schlauheit des menschlichen Geistes, die stets geschickt ist, zur Beschönigung schlechter Sachen gute Gründe aufzufinden, hinten nach eine andere Färbung zu geben wußte."

Hier wird die Menschheit behandelt, wie Herr de Dombasles. Herr de Dombasles erklärt sich für den Zollschutz, gleich ist er ein gefallnes Genie, das sich die Censur der Akademie gefallen lassen muß. Die Menschheit hat über die Handelsfreiheit anders gedacht, als Herr Dunoyer, gleich ist sie ein Geschlecht von Taugenichtsen, Flibustiern und Fälschern, welches alle Uebel der Salzsteuer und des Zolles verdient.

Herr Dunoyer, er möge mir erlauben, es ihm zu sagen, legt unserer Bosheit zu viel Macht bei, und erweist selbst unserem Geiste zu viel Ehre. Ich glaube nicht, daß eine unserer Institutionen aus einem bösen Gedanken entsprungen ist, so wenig als aus einem völligen Irrthum; und die Spitze menschlicher Klugheit besteht nicht darin, hintennach für sociale Beschlüsse Vorwände zu erfinden, sondern darin, zu entdecken, welches die wirklichen Beweggründe derselben waren. Hat sich die allgemeine Uebereinstimmung geirrt, als sie um jedes Volk einen Kreis von Garantien zog? Wenn Herr Dunoyer sich die Frage in diesen Worten gestellt, würde er in seiner Antwort zurückhaltender gewesen sein.

„Es kann nicht bestritten werden, daß das System seine Gründe gehabt, daß es ferner gewisse Fortschritte nicht gehindert hat, Fortschritte die sogar bedeutend sind, obgleich sie sicherlich unendlich geringer und vorzüglich weniger glücklich geleitet sind, als wenn die Sachen einen regelmäßigern und gesetzmäßigern Verlauf genommen hätten; das kann nicht mehr bestritten werden."

Herr Dunoyer, es thut mir leid, ihn in so schlechte Gesellschaft bringen zu müssen, argumentirt wie die Kommunisten und Atheisten. Ohne Zweifel, sagen sie, schreitet die Civilisation vorwärts, ohne Zweifel haben Religion und Eigenthum Gründe für ihr Bestehen; aber wie viel reißender wären unsere Fortschritte gewesen ohne die Könige, ohne die Priester, ohne das Eigenthum, welches das Fundament der Familie ist, ohne dieses schreckliche Dogma vom Sündenfall und der Nothwendigkeit der Bekämpfung des Fleisches! . . . Unnütze Klagen! Die Schutzzöllner waren zu ihrer Zeit, so gut als die Religion, das Eigenthum, die Monarchie ein integrirender und nothwendiger Theil der Handhabung der Ordnung in den Staaten und eine Bedingung zu ihrer Wohlfahrt. Die Frage besteht also

nicht allein darin, das Schutzverfahren an und für sich zu prüfen, sondern auch zu wissen, ob seine Bestimmung vollendet ist. Was hilft es, Mitglied einer Akademie der moralischen, politischen und historischen Wissenschaften zu sein, wenn man diese Grundsätze der allergewöhnlichsten Kritik verkennt?

Herr Dunoyer führt ferner Klage über das Auseinanderlaufen der durch das Schutzsystem hervorgerufenen Interessen. Das heißt die Sachen verkehrt nehmen. Das Auseinanderlaufen der Interessen ist nicht aus dem Zollschutz entstanden, es rührt von der Ungleichheit der Arbeitsbedingungen und von den Monopolen her; es ist die Ursache, nicht die Wirkung der Errichtung von Zöllen. Haben die Steinkohlen- und Eisenlager in England nicht bestanden, so gut als die Fruchtebenen in Polen, als die Weinberge von Bordeaux und Burgund, ehe die Völker daran dachten, sich gegen einander zu schützen.

„Es ist erlaubt, anzunehmen, daß die Schutzzölle, nach dem Beispiel anderer Privilegien, die unter gewissen Bedingungen und zu gewissen Zeiten als Reizmittel gedient haben, eine Ermuthigung enthalten konnten, daß sie dazu beigetragen haben, die Bedenklichkeit der Kapitalisten zu besiegen, so daß sie sich bei nützlichen, aber gewagten Unternehmungen betheiligten.“

Ist es auch erlaubt, zu fragen, welches diese anderen Privilegien sind, welche, wie die Schutzzölle, als Reizmittel auf die Industrie gewirkt haben, und ob doch die Theorie diese Schutzzölle verdammt? Ueberall treffen wir Anfangs, sagt Herr Rossi, ein Monopol. Dieses Monopol verändert den natürlichen Preis der Dinge und ist, indem es sich Nichts desto weniger fortwährend befestigt und verallgemeinert, das Eigenthum geworden. Nur daß das Eigenthum seine guten Gründe gehabt, ist nicht zu bestreiten, daß es ferner gewisse Fortschritte nicht gehindert hat, daß es sogar als Reizmittel gewirkt hat, kann nicht mehr bestritten werden. Daß aber das Eigenthum, bis auf einen gewissen Punkt als Thatsache zu erklären, als Prinzip und als absolutes Prinzip festgesetzt worden ist, das vertheidige ich, selbst auf die Gefahr, inkonsequent zu erscheinen, gegen jeden Widersacher des Zollschutzes. Herr Dunoyer ist zum drittenmal Kommunist.

Herr Dunoyer sucht dann in den Reihen seiner Gegner Zwietracht zu säen.

„Eine gewisse Anzahl von Industrien, die heftig gegen die Handelsverbindung mit Belgien kämpften, ist bei einer nicht lange vergangenen Gelegenheit im Namen und im Interesse der Nationalarbeit von vielen anderen der Lüge geziehen, verklagt und heftig angegriffen worden.“

Was ist da zu staunen? Es war der Widerstreit der Handelsfreiheit und des Zollschutzes, der zu einem Drama wurde; jede Partei erschien mit der Intoleranz und dem Mißtrauen ihrer Interessen auf der Bühne, und da mußte es wol Streit, Geschrei, Schimpfworte und Skandal setzen. Bei einem solchen Kampf war es die Rolle der Oekonomen, für Niemand Partei zu nehmen; sie mußten aller Welt zeigen, wie sie durch einen Widerspruch zu Gefoppten und zu Opfern wurden. Monopole gegen Monopole, Räuber gegen Räuber! die Wissenschaft konnte sich nur beiseite halten, wenn man ihre Friedensworte nicht anhören wollte. Die Oekonomen, Vertheidiger des inneren Monopols, wenn es sich um das Recht des Arbeiters handelt, Lobredner des fremden Monopols, wenn es sich um die Konsumtion des Müßiggängers handelt, haben nicht daran gedacht, für ihre Theorie aus dem Streite der Interessen Vortheil zu ziehen. Statt zur Ruhe zu reden, haben sie das Feuer geschürt, und es ist ihnen nur gelungen, die Verwünschungen der Schutzzöllner auf sich zu laden und sie noch hartnäckiger zu machen. Ihr Betragen ist bei dieser Gelegenheit wahrer Gelehrten unwürdig gewesen, und die Journale, in denen sie ihre Schmähreden niedergelegt, werden ein Denkmal ihrer unglaublichen Verblendung bleiben.

„Schon dadurch, sagt Herr Dunoyer, daß die Regierung die Nation begünstigt, zeigt sie sich feindlich gegen die Fremden.“

Das ist menschenfreundlicher Kalvinismus; man könnte eben so gut sagen, daß der bekannte Grundsatz: „Jeder zu Hause, Jeder für sich“ eine Kriegserklärung sei. Man sehe, wie trotz des Streites der Meinungen in socialen Sachen sich Alles verkettet! In dem Augenblicke, wo der Minister mit der englischen Allianz liebäugelt und sie um jeden Preis vertheidigt, liebäugeln unsere Oekonomen mit der englischen Freiheit, mit dieser Freiheit, die uns die

Ketten von den Füßen nimmt, uns aber die Arme abschneidet. . . . Wir wollen das Nationalinteresse nicht mehr verleumden, als das Privatinteresse, und vor allen Dingen nicht besorgen, daß wir unser Vaterland zu sehr lieben. Der einfache gesunde Verstand, sagte Herr de Dombasles mit vorzüglich praktischer Einsicht, und ich wundere mich, daß Herr Dunoyer nicht davon betroffen worden ist, hat den Nationen schon früh gezeigt, daß es für sie besser ist, einen Gegenstand, den sie konsumiren, selbst zu produciren, als ihn von den Fremden zu kaufen. Denn wenn ich eine übergroße Masse fremder Waaren zurückweise, so ist das so gut, als wenn ich den Fremden die Möglichkeit nehme, meinen Grund und Boden sammt dem Ertrage zu verzehren. Und was die, heutzutage ausschweifenden, Gedanken betrifft, Alles durch sich zu produciren, so ist er, man merkt es wol, noch die einzige Garantie gegen dieses Umsichgreifen der Handelsfeudalität, die, nachdem sie in England zur Welt gekommen, wie eine Cholera ganz Europa heimzusuchen droht.

Aber die Theorie der Handelsfreiheit läßt keine Unterscheidung und keinen Vorbehalt zu. Sie braucht nebst dem Monopole des Bodens nnd der Arbeitsinstrumente die Gemeinschaftlichkeit des Marktes, d. h. die Verbindung der Aristokratien, die völlige Knechtschaft der Arbeiter, die Allgemeinheit der Noth.

Herr Dunoyer beklagt sich, daß der Zollschutz die wohlthätigen Wirkungen der Konkurrenz unter den Völkern hochhalte und hiedurch den allgemeinen Fortschritten der Industrie Hindernisse in den Weg lege.

Ich habe schon erwidert, daß in dieser Hinsicht die Schutzzollfrage für die hohe kommerzielle Polizei von großer Bedeutung ist, und daß die Regierungen darüber entscheiden müssen, wann der Zollschutz auszudehnen und wann er zu beschränken ist. Uebrigens ist es klar, daß das Schutzsystem, wenn es durch die Unterdrückung der Konkurrenz unter den Völkern die Civilisation der wohlthätigen Wirkungen derselben beraubt, diese zu gleicher Zeit vor ihren vernichtenden Wirkungen bewahrt; das hebt einander auf.

Endlich beschließt Herr Dunoyer, nachdem er die Festung des Zollschutzes mit den Laufgräben seiner Beweisführung eingeschlossen,

Sturm zu laufen. Zuerst wollen wir sehen, wie er von den Gründen seiner Gegner Rechenschaft gibt.

„Im Innern eines und desselben Landes können nicht alle Minen mit derselben Leichtigkeit ausgebeutet werden, nicht alle Bauern bebauen einen gleich fruchtbaren Boden, nicht alle Hüttenwerke liegen gleich günstig, nicht alle haben natürliche, Nichts kostende bewegende Kräfte, oder bewegende Kräfte von gleicher Stärke, nicht alle haben zu ihrer Bedienung gleich kluge und gleich geschickte Arbeiter. Da wo die Bedingungen noch so gleich sind, kann eine Menge Ursachen sie verändern, eine neue Mode, ein neues Verfahren, irgend eine Vervollkommnung.“

Herrlich! Nun, was sagt denn die Theorie? Welches ist ihr Ausgleichungssystem? Wie wird sich, da der Besitz dieser verschiedenen Arbeitsinstrumente schon ein Monopol ist, die Theorie anstellen, um die von allen diesen Monopolen hervorgerufenen Ungleichheiten zu ebnen? Auf welche Art wird, nach dem Ausdruck Ihres Kollegen, des Herrn Bastiat, unter allen diesen Producenten, die zum Austausch kommen, die Arbeit, die ein Jeder in seinem Produkt verkörpert hat, das Einzige sein, was bezahlt wird? Auf welche Weise soll Der, der in Paris eine Orange erzeugt, eben so reich sein, als der, welcher in Portugal eine ganze Kiste voll erzeugt? Denn dies erwartet der gesunde Verstand des Volkes von Ihnen, und dies ist das Prinzip, die Entschuldigung, um nicht zu sagen Rechtfertigung des Schutzverfahrens.

Eitelkeit der Theorien! Herr Dunoyer wagt sich nicht daran. Statt die Schwierigkeit aus allen Kräften zu entfernen, sucht er zu beweisen, daß die Schwierigkeit nicht vorhanden ist. Und sein Grund, man muß es gestehen, ist noch immer der stärkste, den die Oekonomen vorgebracht haben. Die Zölle, sagt er, sind doch im Innern aller Länder abgeschafft, in Frankreich, in Deutschland, in Amerika u. s. w., und diese Länder haben sich wohl dabei befunden, warum sollte es nicht eben so sein, wenn sie nach außen unter allen Völkern abgeschafft würden?

O! Sie fragen, weshalb! Weil Sie nämlich den Sinn der ausgemachten Thatsachen nicht kennen und den Sinn der Thatsachen nicht ahnen, deren Zustandekommen Sie fordern; Ihre ganze Theorie beruht auf einer unklaren Analogie. Sie haben das, was vorge-

gangen, weder gesehen, noch gehört, noch begriffen, und sprechen wie ein Prophet von dem, was da vorgehen wird. Sie fragen, warum man die äußeren Zölle nicht eben so gut abschaffen sollte, als die inneren. Ich will mit drei Worten auf Ihre Frage antworten: deshalb, weil unter den Völkern weder eine Gemeinschaftlichkeit der Monopole, noch eine Gemeinschaftlichkeit der Lasten besteht, und weil jedes Land an der Noth, die durch die eigenen Monopole und Auflagen sich in seinem Schoße entwickelt, reichlich genug hat, so daß es dieselbe nicht noch durch die Monopole und Auflagen der Fremden drückender zu machen braucht.

Ich habe hinreichend von der Ungleichheit gesprochen, die unter den Nationen durch die respektiven Territorialmonopole entsteht. Ich werde mich hier also darauf beschränken, die Handelsfreiheit aus dem Gesichtspunkte der Steuer zu betrachten.

Jede nützliche Verrichtung, die in einer geordneten Gesellschaft geschieht, kommt erst zum Verbrauch, nachdem sie mit gewissen fiskalischen Abgaben beschwert ist, die den verhältnißmäßigen Antheil darstellen, den dieses Produkt von den öffentlichen Lasten trägt. So kommt eine Tonne Steinkohlen, von St. Etienne nach Straßburg geschafft, alle Kosten eingerechnet, auf 30 Franken zu stehen. Von diesen 30 Franken stellen 4 Franken die direkte Steuer dar, welche hier Schifffahrtsabgabe heißt, die das Steinkohlenprodukt bezahlen muß, um von St. Etienne nach Straßburg gehen zu können.

Aber die Summe von 4 Franken drückt noch nicht alle Lasten aus, welche eine Tonne Steinkohlen bezahlt, es gibt noch andere Kosten, die ich die indirekte Steuer nennen will, und die man auch in Rechnung bringen muß. Wirklich besteht die Summe von 26 Franken, die in Straßburg noch zur Bezahlung des Totalwerthes der Steinkohle gegeben werden muß, im Ganzen aus Löhnen, dann aus den Zinsen, die dem Unternehmer bezahlt werden müssen, der die Grube ausbeuten läßt, und zuletzt aus dem, was die Fuhrleute und Schiffer erhalten, die sie nach Straßburg bringen. Diese Löhne zerfallen nun, wenn man sie wiederum zerlegt, in zwei Theile, der eine ist der Preis der Arbeit, und der andere stellt den verhältnißmäßigen Theil dar, den jeder Arbeiter zur Steuer abgibt. Wenn man diese Zerlegung so weit treiben wollte, als es möglich ist, würde

man vielleicht finden, daß eine zu 30 Franken verkaufte Tonne Steinkohlen vom Fiskus vielleicht mit einem Drittel ihres Handelswerthes, nämlich mit 10 Franken beschwert ist.

Ist es gerecht, daß das Vaterland, nachdem es seine Producenten mit außerordentlichen Abgaben belastet, die Produkte, welche sie am Meisten hervorbringen, von ausländischen Producenten kauft, die ihm Nichts bezahlen? — Ich möchte wetten, daß Niemand dies mit Ja beantworten wird.

Ist es gerecht, daß der Straßburger Konsument, der preußische Steinkohlen für 25 Franken haben könnte, gezwungen ist, seinen Bedarf in Frankreich zu nehmen, wo er 30 Franken gibt, oder eine neue Abgabe zu bezahlen, wenn er preußische Steinkohlen bezieht?

Man könnte deshalb fragen: Gehört der Straßburger Konsument zu Frankreich? genießt er die mit der Eigenschaft eines Franzosen verbundenen Rechte? producirt er für Frankreich und unter dem Schutze Frankreichs? .... Er ist mit allen seinen Landsleuten zu gleichen Lasten und gleichen Rechten verbunden, er genießt unter der Aegide der französischen Gesellschaft ihren (der Landsleute) Schutz, so wie seine persönliche Konsumtion einen Theil ihres Absatzes bildet. Und diese Sammtverbindlichkeit ist unbestreitbar; denn wenn sie nicht bestehen sollte, müßte man zuerst die Regierung, dann die Verwaltung, die Armee, die Justiz und alle Anhängsel abschaffen und die Industriellen in ihren natürlichen Zustand zurückversetzen, was offenbar unmöglich ist. Also die Gemeinschaft der Lasten, die ökonomische Lage der französischen Gesellschaft zwingt uns, gegen die Fremden uns zu wehren, wenn wir nicht in einem nicht auszuhaltenden Handel unser Nationalkapital verlieren wollen. Ich fordere Den heraus, der diesem Prinzip der bürgerlichen Sammtverbindlichkeit Etwas entgegenzusetzen hat.

Nachdem also in Frankreich die inneren Zölle abgeschafft worden sind, ohne von dem Zunehmen des Pauperismus zu reden, welche eins von den Hauptresultaten der Centralisation der Nationalmonopole gewesen und die Vortheile der Handelsfreiheit zwischen den sechsundachtzig Departements sehr verringert, ist unter diesen Departements eine verhältnißmäßige Vertheilung der Steuer und eine Gemeinsamkeit der Lasten eingetreten. Uebrigens ist, da die reichern

Lokalitäten mehr und die ärmeren weniger zu bezahlen hatten, eine gewisse Ausgleichung zwischen den Provinzen geschehen. Es hat, wie immer, ein Zunehmen des Reichthums und ein Wachsen der Noth stattgefunden; aber Alles ist doch wenigstens wechselseitig gewesen.

Ein Gleiches könnte unter den Nationen nicht stattfinden, wenigstens nicht, so lange sie durch die Regierungsform von einander geschieden und nicht sammtverbindlich sind. Den Oekonomen fällt es gewiß nicht ein, den Fürsten den Krieg zu erklären, die Dynastien zu stürzen, die Regierungen auf die Funktionen von Stadtsergeanten zu beschränken und die universelle Monarchie an die Stelle der einzelnen Staaten zu setzen; noch viel weniger wissen sie das Geheimniß, die Völker zu associiren, d. h. die ökonomischen Widersprüche zu lösen und das Kapital der Arbeit zu unterwerfen. Die Handelsfreiheit ist, wenn sie nicht alle diese Bedingungen in sich vereinigt, nur eine Verschwörung gegen die Nationalitäten und gegen die arbeitenden Klassen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn mir Jemand durch deutliche Gründe bewiese, daß ich hierin, wie in allem Uebrigen, mich getäuscht habe.

Wenn wir die Zollfrage noch weiter betrachten, so finden wir, nachdem wir gesehen haben, wie der Zollschutz von der Nothwendigkeit geboten und durch den Kriegszustand, d. h. durch die allgemeine Heiligsprechung der Monopole, gerechtfertigt worden ist, daß er außerdem in der Staatsökonomie und im Recht begründet ist. Die Existenz des Zolles hängt eng mit der Steuererhebung und mit dem Grundsatze der bürgerlichen Sammtverbindlichkeit zusammen, so gut als mit der nationalen Unabhängigkeit und der verfassungsmäßigen Garantie des Eigenthums.

Weshalb soll ich also nur die Industriellen des Egoismus und des Monopols beschuldigen, die den Zollschutz verlangen? Sind die, welche Freiheit! rufen, so rein? Wenn die Einen das Land ausbeuten und prellen, soll ich dann die Anderen als Erlöser betrachten, die nur daran denken, es zu verkaufen, und soll ich meinerseits keinen Grund haben, die für die Zollabschaffung stimmenden Anglophilen der Treulosigkeit (félonie) zu beschuldigen? Bei dieser Gelegenheit werde ich ein Wort des ehrlichen Herrn de Dombasles anführen,

das mir wie ein Stück Blei auf der Brust liegen geblieben, und dessen Geheimniß ich nicht habe ergründen können: „Ich weiß nicht, schrieb er mit Niedergeschlagenheit, ob ein Franzose über einige Fragen, die diesen Gegenstand betreffen, die ganze Wahrheit sagen, oder nur auffinden möchte.“

Der Zoll besteht überall, wo sich ein Verkehr zwischen Nation und Nation bildet. Die wilden Völker üben ihn eben so gut aus, als die civilisirten; er entspringt in der Geschichte gleichzeitig mit der Industrie; er ist ein konstituirendes Prinzip der Gesellschaft, eben so gut, als die Theilung der Arbeit, die Maschinen, das Monopol, die Konkurrenz, die Steuer, der Kredit u. s. w. Ich sage nicht, daß er fortwährend bestehen muß, am Wenigsten in seiner gegenwärtigen Gestalt, aber ich behaupte, daß die Ursachen, die ihn hervorgerufen haben, fortwährend bestehen werden; daß folglich hier eine Antinomie vorhanden, welche die Gesellschaft ewig zu lösen hat, und daß außer dieser Lösung für die Gesellschaften nur wechselseitige Täuschung und Noth zu finden ist. Eine Regierung kann durch ihren Befehl ihre Zolllinien aufheben, was kümmert diese Aufhebung das Prinzip, was kümmert es die Fatalität, deren Werkzeuge wir nur sind? Wird der Widerstreit der Arbeit und des Kapitals dadurch verringert? Und wird man, wenn der Krieg zwischen Patriciat und Proletariat allgemein geworden, wenn das Umsichgreifen des übergroßen Reichthums und des Pauperismus keine Hindernisse mehr findet, wenn die Ketten der Knechtschaft wie ein Netz über die Welt und über alle unter eine einzige Herrschaft gerathenen Völker geworfen ist, wird man dann, sage ich, es zu behaupten wagen, daß das Problem der industriellen Association gelöst und das Gesetz des socialen Gleichgewichts gefunden ist? ...

Noch einige Bemerkungen, und ich beendige diesen schon zu langen Paragraphen.

Der populärste unter unseren Oekonomen, aber zugleich der eifrigste Verfechter der unbedingten Handelsfreiheit, Herr Blanqui, hat in seiner „Geschichte der Staatsökonomie“ die spanischen Könige, Karl V. und Philipp II., dem Fluche der Nachwelt übergeben, weil sie zuerst das System des Handelsgleichgewichts und dessen unentbehrlichen Bundesgenossen, des Zolles als politische Regel ange-

nommen haben. Wenn Karl V. und Philipp II. wegen dieses Frevels schlimmer waren, als Tiberius und Domitian, so muß man doch zugeben, daß sie ganz Spanien, ganz Europa zu Mitschuldigen hatten, ein Umstand, der in den Augen der Nachwelt ihr Verbrechen geringer erscheinen lassen muß. Hatten denn diese Herrscher, die Repräsentanten ihres Jahrhunderts, bei der Befolgung ihres Systems exklusiver Nationalität so sehr unrecht? Herr Blanqui wird uns gleich antworten.

Er widmet ein besonderes Kapitel der Darlegung, wie Spanien, Dank den unermeßlichen Reichthümern, die ihm die Entdeckung der neuen Welt eingebracht, von seinem alten Gewerbsfleiß ausruhend, durch die Vertreibung der Mauren, dann der Juden und endlich durch Ueppigkeit und Müßiggang, in kurzer Zeit zu Grunde ging und die ärmste aller Nationen wurde. Stets kaufend und nie verkaufend, konnte es seinem Geschicke nicht entgehen. Herr Blanqui sagt es, er beweist es; es ist dies eine der schönen Partien seines Werkes. Ist es nicht wahr, daß Karl V. und Philipp II., wenn sie durch irgend ein Mittel Spanien hätten zwingen können, zu arbeiten, wahre Schutzgötter und Väter des Vaterlandes gewesen wären? Unglücklicherweise waren Karl V. und Philipp II. weder Oekonomen, noch Socialisten; sie hatten nicht zwanzig Organisations- und Reformsysteme zur Verfügung und hüteten sich, zu glauben, daß die Ausführung der spanischen Kapitalien ein auf die vierte Potenz erhobener Grund zu ihrer Rückkehr sei. Wie alle Männer ihrer Zeit fühlten sie undeutlich, daß die Wegführung des baaren Geldes einem Schwinden des Nationalreichthums gleich käme; daß, wenn immer kaufen und nie verkaufen das geschwindeste Mittel wäre, sich zu Grunde zu richten, viel kaufen und wenig verkaufen zwar ein etwas weniger schneller, aber eben so sicherer Hebel des Ruins wäre. Ihr Abschließungssystem, oder um es besser zu sagen, ihr Versuch, zur Arbeit zu zwingen, ist ihnen nicht geglückt, das gebe ich zu; ich gestehe sogar, daß es unmöglich war, ein anderes anzuwenden. Sollte Herr Blanqui mit seiner erfinderischen Scharfsichtigkeit wohl eins auffinden können.

Den Königen von Spanien fehlten zwei Dinge: das Geheimniß, eine mit Gold beladene Nation zur Arbeit zu bringen, ein Ge-

heimniß, welches vielleicht noch schwerer zu entdecken ist, als das Geheimniß, Gold zu machen — und der Geist religiöser Toleranz in einem Lande, wo die Religion Alles beherrschte. Das reiche und katholische Spanien wurde zuerst durch seine Religion und seinen Kultus verdammt. Die Zolllinien, welche Karl V. und Philipp II. errichtet hatten, bald durch die Trägheit der Unterthanen umgestoßen, setzten dem Eindringen der Fremden nur einen schwachen Widerstand entgegen, und in weniger als zwei Jahrhunderten sah sich ein Volk von Helden in ein Volk von Lazzaronis verwandelt.

Will Herr Blanqui etwa sagen, daß Spanien verarmte, nicht wegen seines Tausches, sondern wegen seiner Unthätigkeit; nicht wegen der Aufhebung der Zolllinien, sondern trotz der Errichtung der Zolllinien? Herr Blanqui, dessen so glänzende und so lebendige Beredtsamkeit einem Nichts Bedeutung zu geben vermag, ist fähig, diesen Einwurf vorzubringen; es ist meine Pflicht, ihm zuvorzukommen.

Man ist darüber einverstanden, daß konsumiren, ohne zu produciren, im eigentlichen Sinne zu Grunde richten ist. Folglich heißt sein Geld auf eine unproduktive Weise ausgeben zu Grunde richten; zu diesem Zwecke auf sein Besitzthum leihen heißt zu Grunde richten; mit Verlust arbeiten heißt zu Grunde richten; mit Verlust verkaufen heißt zu Grunde richten. Aber mehr Waaren kaufen, als man dafür zurückgeben kann, heißt eben mit Verlust arbeiten, sein Erbtheil verzehren, sein Vermögen zu Grunde richten; was thut's, ob dieses Vermögen als Kontrebande, oder nach einem giltigen Vertrage davon geht? was thun die Zölle und Zolllinien? Die Frage ist die, ob man, wenn man mit einer Waare bezahlt, die uns zu Herren der Welt macht, und die man nur durch Arbeit und Tausch zurückerhalten kann, seine Freiheit veräußert. Ich habe also das Recht, das, was Spanien unter Karl V. und Philipp II. that, als es sich darauf beschränkte, gegen die fremden Produkte sein Gold zum Tausch zu geben, mit dem zu vergleichen, was wir jetzt selbst thun, indem wir 200 Millionen fremder Produkte gegen 160 Millionen unserer Produkte und 40 Millionen unseres Geldes eintauschen.

Wenn die Oekonomen sich in den Prinzipien zu beengt sehen, werfen sie sich auf die Details, zweideuteln über das Interesse des

Konsumenten und über die individuelle Freiheit, blenden uns mit Citaten, verklagen den Zollmißbrauch, seine Quälereien und Plackereien und lassen das Uebel für untrennbar vom Monopole gelten, um zuletzt durch eine größere Freiheit wieder auf das Monopol zu kommen. Herr Blanqui machte seinen Lesern ein großes Vergnügen, als er in seinem unermüdlichen Eifer einem berühmten Journalisten antwortete und zeigte, daß der Zoll von einem Blutegel 5 Centimen, von einer Natter 15, von einem Pfund Chinarinde 25 und eben so viel von einem Kilogramme Süßholz erhöbe. Alles bezahlt, ruft er aus, selbst die Heilmittel, die dem Unglücklichen die Gesundheit wiedergeben sollen .... Warum fügte Herr Blanqui nicht hinzu, selbst das Fleisch, das wir essen, selbst der Wein, den wir trinken, selbst das Hemd, das wir tragen? Weshalb soll denn aber nicht Alles bezahlen, wenn irgend Etwas bezahlen muß? Sagen Sie doch kurz, statt zu deklamiren und geistreich zu sein, wie der Staat die Steuer und wie das Volk die Arbeit entbehren soll!

Bei Gelegenheit des Eisens und Bleches, welches die Marine bedarf, hatte Herr Karl Dupin dem obersten Ackerbau- und Handelsrathe das System der Prämien vorgeschlagen, da stellte das „Journal der Oekonomen," Januar 1846, folgende Betrachtung an. „Herr Karl Dupin behauptet, daß es in Frankreich Hüttenwerke genug gebe, um die Bedürfnisse der Seefahrt zu befriedigen. **Das ist nicht die Frage.** Können und wollen diese Hüttenwerke das Eisen so wohlfeil geben, als man es aus Belgien oder England hätte?

Das ist gerade die Frage. Ist es für eine Nation gleichgiltig, entweder zu arbeiten und zu leben, oder zu borgen und zu sterben? Wenn Frankreich darauf verzichten muß, Alles das selbst zu produciren, was es von den Fremden zu billigerm Preise haben könnte, so ist auch kein Grund vorhanden, weshalb es nicht auch die Industriezweige aufgeben soll, in denen es überlegen ist. Und alle die Anstrengungen, die wir machen, um die Macht zurückzuführen, die uns entschlüpft, sind sehr übel ausgeführt. Das Prinzip des Zollschutzes, bis zu seiner letzten Konsequenz getrieben, läuft darauf hinaus, wie Herr Dussard es gesagt hat, daß die fremden Waaren zurückgewiesen werden, selbst wenn sie Nichts kosten; aber das Anti-

zollschutzprinzip läuft seinerseits darauf hinaus, daß die National-arbeit aufhört, selbst bei den billigsten Preisen. Und die Oekonomen, statt sich über diese Alternative zu erheben, nehmen sie an und wählen! Welch' erbärmliche Wissenschaft!

Der politische Akt, der am Meisten das Geschrei der Oekonomen erregte, war die von Napoleon gegen England unternommene Kontinentalsperre. Lassen wir beiseite, was in dieser Kriegsoperation zugleich Riesenhaftes und Kleines lag, lassen wir unerwähnt, daß es unmöglich war, sie mit derselben Präcision auszuführen wie die Bildung eines Quarrés der Garde, aber erkennen wir an, daß sie in ihrem Prinzipe vortrefflich begriffen war, und, nach meiner Meinung, einen der glänzendsten Beweise von dem Genie Napoleons gab. Die Thatsache hat zu meinen Gunsten bewiesen, sagte er auf St. Helena. Er legte so viel Werth auf diesen unvergänglichen Ruhmestitel, daß er sich in seinem Exil mit dem Gedanken zu trösten pflegte, daß er bei seinem Unterliegen bei Waterloo doch die Waffe in das Herz seines Feindes gedrückt habe, woran er sterben müsse.

Das „Journal der Oekonomen" (Oktober 1844) hat, nachdem es alle Gründe gesammelt, die Napoleon rechtfertigen, doch ein Mittel gefunden, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Thatsache gegen Napoleon bewiesen habe. Hier folgen die Gründe, welche das Journal angibt; ich ändere und übertreibe Nichts.

Die Kontinentalsperre hat Europa gezwungen, sich aus seiner Lethargie zu erheben; von der Herrschaft des Kaisers datirt sich die industrielle Bewegung des Kontinents; in Folge dieser Entwickelung haben Frankreich, Spanien, Deutschland, Rußland die englische Einfuhr zu entbehren gelernt; nachdem sie sich gegen das von Napoleon ersonnene Abschließungssystem erhoben, haben diese Länder sich daran gemacht, es bei sich selbst anzuwenden; der Gedanke eines einzigen Mannes ist so der Gedanke aller Regierungen geworden; durch die Nachahmung Englands, nicht allein in seiner Industrie, sondern auch in seinen Zolleinrichtungen sichern sie den einheimischen Fabrikanten den Markt ihres Vaterlandes: so daß England, mehr als je durch diese erneuerte napoleonische Kontinentalsperre bedroht, keinen Absatz mehr zu finden anfängt und nun mit lautem Geschrei

die Aufhebung der Zölle verlangt, monster-meetings für die unbedingte Handelsfreiheit abhält, und durch diese Aenderung seiner Taktik die rivalisirenden Nationen zu einer abolitionistischen Bewegung mit sich fortzureißen sucht. „Das Schutzsystem, sagte Herr Huskisson im Hause der Gemeinen, ist für England ein erloschnes Erfindungspatent." — „Ja, entgegnet Herr de Dombasles; das Patent ist ein Gemeingut geworden und deshalb will England Nichts mehr davon wissen." Ich füge hinzu, daß dieses auf das Deutlichste beweist, wie es mehr als je danach strebt.

Was unsere Oekonomen von den Liguisten am Meisten rührt, ist dieses, daß sie die Abschaffung der Einfuhrzölle für alle fremden Produkte **ohne Gegenseitigkeit** verlangen. Ohne Gegenseitigkeit! welche Hingebung an die heilige Sache der Brüderlichkeit der Menschheit! Es erinnert dies an das Durchsuchungsrecht. Ohne Gegenseitigkeit! wie können wir, wir Franzosen, Deutsche, Spanier, Portugiesen, Belgier und Russen diesem Beweise von Uneigennützigkeit widerstehen?

„Wie kann man sich vorstellen, ruft der Advokat der Ligue, Herr Bastiat, aus, daß solch anhaltende Anstrengungen, solch reiner Eifer, solch ein Leben, solch eine Thätigkeit, solch eine Uebereinstimmung nur einen einzigen Zweck haben sollten — die Nachbarvölker zu täuschen und in die Falle gehen zu lassen? Ich habe mehr als dreihundert Vorträge von Rednern der Ligue gelesen, ich habe eine unendliche Menge von Journalen und Flugschriften gelesen, welche diese mächtige Verbindung veröffentlicht, und ich kann versichern, daß ich darin nicht ein einziges Wort gefunden habe, das eine solche Annahme rechtfertigte, kein Wort, aus dem man folgern könnte, daß es bei der Handelsfreiheit sich darum handle, dem Volke der Engländer die Ausbeutung der Welt zu sichern."

Es scheint, Herr Bastiat hat schlecht gelesen, oder nicht verstanden; denn man sehe, was ein über die Rhetorik der Liguisten nicht minder, als Herr Bastiat, unterrichteter Oekonom in den Publikationen der Ligue gefunden hat.

„Diese Journale und Flugschriften stecken voll Spitzfindigkeiten und Sophismen; sie widersprechen einander auf unverschämte Weise, obgleich sie häufig von einer und derselben Feder herrühren.

„Wenn sie sich ans Volk wenden, sagen die Liguisten, sich auf A. Smith stützend: Die freie Getreideeinfuhr wird den Preis des Brotes verringern und zugleich die Arbeitslöhne in Folge der beträchtlichen Nachfrage nach Fabrikprodukten erhöhen.

„Reden sie zu den Kapitalisten, so heißt es: Die Verminderung des Preises der Lebensmittel wird uns erlauben, die Löhne herabzusetzen und unsern Gewinn zu vergrößern im Verhältniß der Ausdehnung der Absatzwege .... Ueberdies können wir, wenn die Arbeiter zu große Ansprüche erheben sollten, uns ihrer immer entschlagen und den Dampf und die Maschinen für uns arbeiten lassen.

„Wenden sie sich an einen Landbesitzer, so lassen sie Smith beiseite liegen, um nach Ricardo zu greifen. Sie bemühen sich zu beweisen, daß die Handelsfreiheit, statt den Preis des Getreides in England auf den Stand der niedrigsten Preise auf den fremden Märkten herabzudrücken, im Gegentheile das fremde Getreide bis zu demselben Preise steigen lassen wird, den es in England hat .... Und dann wird die insularische Lage Großbritanniens den Bodenbesitzern stets ein enormes Privilegium, ein Monopol sichern.

„Um die Pächter zu überzeugen, sagen sie: Nicht gegen die Pächter hat die Ligue ihre Batterien gerichtet, denn diese ziehen keinen Nutzen vom Monopol, der Grundbesitzer ist es, der die Steuer vom Hunger erhebt. Das Parlament wird an dem Tage, wo es den Getreidezoll abschafft, eine verhältnißmäßige Reduktion des Pachtzinses festsetzen .... Auf der anderen Seite ist die Mechanik in einem noch wunderbarern Fortschritt begriffen, als von dem wir Zeugen gewesen: in Kurzem werden die Feldarbeiten durch leblose Bewegkräfte verrichtet werden; in allen Fällen wird die Verringerung des Preises der Lebensmittel erlauben, auch die Tagelöhne herabzusetzen, und alle Produkte werden dem Pächter zu gute kommen ...." (Revue indépendante, 25. Januar 1846, Artikel von Herrn Vidal.)

Aber was thun die Reden, was liegt an den Worten. Die Thatsachen muß man beurtheilen, potius quod gestum, quam quod scriptum. England hatte sich auf den Fuß gesetzt, nicht mehr von den natürlichen Erzeugnissen seines Bodens, wozu eine verhältniß-

mäßige Quantität von Fabrikprodukten kam, und von noch einem neuen Zuwachs an Produkten, die von außen gegen die seinigen zum Tausche gebracht wurden, zu leben, sondern von der Ausbeutung der ganzen Welt durch den ausschließlichen Verkauf seiner kurzen Waaren und seiner Gewebe, ohne eine andere Bezahlung dafür zu nehmen, als Geld. Diese unnatürliche Ausbeutung hat England verloren, indem es bei sich den „Kapitalismus" und das „Salariat" über die Maaßen entwickelt hat; und dies ist das Uebel, welches es der Welt einimpfen will, indem es den Schild seiner Tarife niederlegt, nachdem es sich mit seinen undurchdringlichen Kapitalien die Brust gepanzert.

„Im letzten Jahre (1844)," sagte ein englischer Arbeiter bei einem Banket, wie Herr Leon Faucher anführt, „haben wir Gespinnste und Gewebe zu dem Werthe von 630 Millionen Franken ausgeführt; das ist die Hauptquelle für unser Wohlergehen. Aber wenn sich uns die fremden Märkte verschließen, so findet gleich ein Sinken der Löhne statt.... Unter den Spinnern arbeiten fünf für die Fremden, während einer für das Inland arbeitet, und die Weber verfertigen ein Stück für das Inland, während sie sechs für das Ausland liefern."

Hier ist die Oekonomie Großbritanniens in ein Beispiel gefaßt. Wenn man seine Bevölkerung zu 22 Millionen annimmt, so braucht es 132 Millionen Ausländer, um seine Weber zu beschäftigen, 110 Millionen, um seinen Spinnern Arbeit geben zu können, und so im Verhältniß bei allen seinen Industrien. Dies ist kein Tausch mehr, es ist zugleich die äußerste Knechtschaft und der äußerste Despotismus. Alle schönen Worte der Liguisten brechen sich an dieser schreienden Verletzung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit, eines Gesetzes, das für die Totalität der Menschheit eben so wahr ist, wie für eine einzelne Gesellschaft, und welches das oberste Gesetz der Staatsökonomie ist.

Ohne Zweifel wäre, wenn die englischen Arbeiter einzig mit Nahrungsmitteln bezahlt würden, die von außen kommen und von ihnen konsumirt werden, wenn der Tausch mit dem Gesetz der Arbeit übereinstimmte, nicht allein zwischen den englischen Kaufleuten und den anderen Nationen, sondern auch zwischen ihnen und ihren Lohn-

arbeitern, um in der Handelssprache zu sprechen, trotz der Anomalie einer so sehr beschränkten Ausübung der Industrie das Uebel nicht vorhanden. Aber wer sieht nicht das Falsche, die Lüge in der Lage Englands? Die englischen Arbeiter arbeiten nicht, um die Produkte der anderen Nationen konsumiren zu können, sondern für den Reichthum ihrer Herren. Für England ist es unmöglich, daß es seinen Tausch ganz in natura ausführe, seine Ausfuhr muß durchaus einen stets wachsenden Ueberschuß an baarem Gelde ins Land bringen. England will von Niemand weder Gespinnste, noch Gewebe, noch Steinkohlen, noch Eisen, noch kurze Waaren, noch Wolle; ich möchte fast sagen weder Getreide, noch Bier, noch Fleisch, denn der Mangel, an dem es leidet, eine Wirkung des aristokratischen Monopols, ist mehr ein künstlich hervorgebrachter, als ein wirklicher. Durch die Reform der Getreidegesetze nimmt auf der einen Seite das Einkommen Englands ab, aber um auf der anderen Seite sogleich zu wachsen. Ohne dieses wäre dieses Phänomen, das in England vorgeht, unbegreiflich, abgeschmackt. Was die Konsumtionsgegenstände betrifft, die es von außen bezieht, Thee, Zucker, Kaffee, Wein, Tabak, so ist dies im Vergleich zu der Masse von Fabrikprodukten, die es zurückgeben kann, unbedeutend. Damit England in der Lage leben kann, die es sich bereitet hat, ist es nöthig, daß sich die anderen Nationen verpflichten, keine Baumwolle, keine Wolle, keinen Hanf, keinen Flachs, keine Seide zu verspinnen und zu verweben, daß sie ihm ferner das Privilegium der kurzen Waaren und das Monopol auf dem Ocean lassen, daß sie, wie ihnen der berühmteste und thörichtste zeitgenössische Reformator, Fourier, gerathen, die Vermittlung Englands annehmen, daß die Engländer die Faktoren der ganzen Erde werden. Ist dies Alles möglich? Und wenn dies Alles unmöglich ist, wie soll die Gegenseitigkeit des Tausches mit den Engländern im System der unbedingten Handelsfreiheit eine Wahrheit werden? Wie ist endlich ohne die Aufopferung der anderen Nationen die Lage Englands haltbar?

Seit ihrem Eindringen in China bringen die Engländer gegen die Chinesen das Prinzip der freien Einfuhr zur Anwendung. Früher war im himmlischen Reiche das Wegführen des baaren Geldes streng untersagt; jetzt geht das Gold und Silber ungehindert davon. Die

„Revue der Oekonomen“ (Januar und Februar 1844) sprach sich bei dieser Gelegenheit folgendermaaßen aus: „England, welches von China das erlangt hat, was es wollte, verzichtet auf die kostspielige Ehre, in Peking einen Gesandten zu unterhalten und hält so, ohne daß man sich darüber beklagen kann, alle politischen Personen entfernt, deren Einfluß es vielleicht zu fürchten hätte. Auf der anderen Seite hat es darein gewilligt, in die Verträge eine Zusatzklausel aufzunehmen, welche allen Flaggen dieselben Vortheile zusichert, die es Anfangs für sich ausschließlich vorbehalten. Durch dieses offenbare Zugeständniß hat es die Gegenwart der Diplomaten und Unterhändler Europa's, ja Amerika's unnöthig gemacht. Aber es hat die Dinge doch so zu wenden gewußt, daß es fast allein den Vortheil des chinesischen Volkes behält. Denn es regelt selbst die Tarife, und führt die Aufsicht über ihre Anwendung in den fünf dem Handel geöffneten Häfen. Es ist unnöthig zu erwähnen, daß diese Tarife für die Artikel billige Sätze haben, in denen England keine Konkurrenz zu fürchten hat.“

Nun! was sagen die Oekonomen zu dieser punischen Treue? Ist es genug bewahrheitet, daß England mit seiner Theorie von der Handelsfreiheit keine Täuscher, sondern einzig und allein Käufer sucht?

Der „Almanach der Staatsökonomie“ für 1845 hat die düsteren Vorherverkündigungen der „ökonomischen Revue“ von 1845 bestätigt. Man liest daselbst:

„Der Vertrag mit China hat für die Engländer noch nicht die Vortheile zuwege gebracht, die man davon erwartete. Die Engländer fingen an, ernstlich zu fürchten, daß *in Folge der enormen Handelsschwankungen zum Nachtheil des himmlischen Reichs*, die seit einigen Jahren stattgefunden, das baare Geld daselbst **so selten** werden möchte, daß jeder Verkehr mit demselben unmöglich würde [1].“

---

[1]) Dieser Artikel ist seitdem durch das „Journal der Oekonomen“ auf den Grund für wahrhaft gehaltener Nachforschungen Lügen gestraft. Was mich betrifft, so scheint mir die Thatsache um so unzweifelhafter, als sie ein nothwendiges Resultat der englischen Politik ist. Was ist der Nothwendigkeit gegenüber der Widerruf eines Journalisten, und wäre er der Bestunterrichtete.

Und zum Schluß ließ Herr Fix ein andermal drucken: „Das Loos China's wird nicht von dem Indiens verschieden sein. Der Ursprung der englischen Besitzungen in diesen weiten Gegenden knüpft sich an diese verhaßte und abscheuliche Politik, welche die Knechtschaft und Ausbeutung so vieler verschiedener Völker befiehlt."

Steht es den Oekonomen, die uns alle diese Thatsachen erzählen, die uns alle diese Dinge sagen, nicht höchst übel an, sich über die Vertheidiger des Zollschutzes und über Die lustig zu machen, die von den Waaren des treulosen Albion Nichts wissen wollen? Ich für meine Person erkläre: getroffen von den Worten des Herrn de Dombasles, weiß ich nicht, ob ein Franzose über einige Fragen, die diesen Gegenstand betreffen, die ganze Wahrheit sagen, oder nur auffinden möchte, ich erwarte mit Ungeduld, daß die Oekonomen antworten: denn, wenn auch ganz und gar ihr Gegner und nur darauf bedacht, wie man voraussetzt, per fas et nefas den Kredit ihrer Theorien zu Grunde zu richten, würde ich es doch als eine Kalamität für die Wissenschaft betrachten, wenn eine der großen Schulen, welche dieselbe spalten, sagen wir sogar, welche dieselbe ehren, sich mit leichtem Herzen und aus einer falschen Großmuth in unserem für dergleichen Dinge so empfänglichen Lande der Gefahr aussetzen wollte, für den heimlichen Agenten unserer ewigen Nebenbuhlerin zu gelten.

Alle Welt weiß, daß die englische Agitation für die Handelsfreiheit Anfangs nur gegen das Getreidemonopol gerichtet war. Indem die Industrie alle Reduktionsversuche erschöpft hatte, indem die Armentaxe, die früher zu einer Zulage für den Arbeiter gedient, abgeschafft worden war, dachten die Fabrikanten daran, den Preis der Lebensmittel zu verringern, und verlangten die Reform des Getreidetarifs. Ihr Gedanke ging Anfangs nicht weiter, und nur in Folge der von den Landlords gegen sie erhobenen Beschuldigungen begriffen sie, daß sie, d. h. die englische Industrie in Masse genommen, keinen Schutz mehr bedürfe, und die Herausforderung der Agrikultur annehmen könne. Treiben wir es also, sagten sich die Fabrikanten, nicht mehr bis zu einer theilweisen, sondern bis zu einer allgemeinen Reform; das wird zugleich vortheilhaft und logisch sein; das wird erhaben scheinen. Die für den Augenblick gesunkenen

Vermögen werden sich auf anderen Punkten wieder erholen, und der Proletarier wird durch einen gegen die Welt unterhaltenen Industriekrieg von seinen schwankenden Gleichheitshoffnungen abgezogen.

Die Ligue geht, sie mag es gestehen oder leugnen, auf die Unterjochung der Nationen aus; und wenn man uns die Menschenfreundlichkeit ihrer Redner rühmt, müßte man uns vergessen lassen, daß England überall das Werk seiner Plünderung und Beraubung mit seinen Bibeln und Missionären begonnen. Die Oekonomen haben sich wegen des langen Schweigens der französischen Presse übe die antiliguistische Agitation gewundert. Auch ich wundere mich darüber, aber aus ganz verschiedenen Gründen: nämlich weil man das für eine feierliche Verzichtleistung auf das System des Handelsgleichgewichts nimmt, was, von Seiten unserer Nachbarn, nur die weiteste und vollständigste Anwendung dieses Systems ist, und weil man der Polizei Europa's diese große englische Komödie nicht denuncirt hat, in der angebliche Theoretiker, auf der einen Küste des Kanals verlacht und auf der anderen wie Brüder behandelt, sich bemühen, uns die Rolle von Schlachtopfern spielen zu lassen.

Ihr einführenden Völker, ihr ausgebeuteten Völker, das wußten die Staatsmänner Großbritanniens wohl, daß sie mit Waffengewalt der Welt ihre Produkte nicht aufzwingen konnten, und deshalb kamen sie darauf, alle fünf Welttheile mit der Mine der Handelsfreiheit zu untergraben. Robert Peel hat auf der Rednerbühne selbst das Geständniß abgelegt. „Wir schaffen," hat er gesagt, „die Getreidegesetze ab, um wohlfeiler produciren zu können." Und diese Worte, im französischen Parlamente citirt, haben bei uns plötzlich den Enthusiasmus für die Zollabschaffung beschwichtigt. Es bleibt, nach dem Geständniß fast der ganzen französischen Presse[1]), ausgemacht, daß die Reform Robert Peels einen hinreichenden Zu-

1) Die einzigen Journale, die den Minister zu bekämpfen versuchten, das Journal des Débats, der Siècle, der Courrier français, sind gerade diejenigen, deren ökonomischer Theil ökonomischen Notabilitäten anvertraut ist. Trotz aller Achtung, die sie der Klugheit des Ministers zollten, haben sie ihre Theorien gewahrt. Was die demokatischen Journale betrifft, so muß man beklagen, zu berichten, daß sie von Allem, was vorgegangen, Nichts gesehen, Nichts begriffen, Nichts gesagt haben. Sie bivouakirten in den Karpathen!

satz von Schutzelementen habe, und nur eine Waffe mehr sei, deren er sich bedienen will, um England die Suprematie auf dem auswärtigen Markte zu sichern.

Der freie Handel, d. h. das freie Monopol, ist die heilige Allianz der großen Kapital- und Industrielehnsherren, der furchtbare Mörtel, der auf jedem Punkt der Erde das durch die Theilung der Arbeit, die Maschinen, die Konkurrenz, das Monopol und die Polizei begonnene Werk zu vollenden — die kleine Industrie zu unterdrücken und das Proletariat für immer zu unterwerfen. Es ist die Centralisation dieses Zustandes der Beraubung und der Noth auf der ganzen Erdoberfläche, das unwillkürliche Produkt einer im Anfang begriffenen Civilisation, das aber sogleich untergehen muß, sobald die Civilisation zum Bewußtsein ihrer Gesetze kommt. Und um dieses System zur Vollendung zu bringen, mußten so viele Millionen Arbeiter ausgehungert, so viele unschuldige Geschöpfe schon von der Mutterbrust in das Nichts hinausgestoßen, so viele Frauen und Mädchen prostituirt, so viele Seelen verkauft und so viele Charaktere geschändet werden! Wenn die Oekonomen noch einen Ausgang aus diesem Labyrinthe, ein Ende dieser Qualen wüßten! Aber nein: immer! nie! wie die Uhr der Verdammten, das ist der ewige Ruf der ökonomischen Apokalypse. O! wenn die Verdammten die Hölle verbrennen könnten! ....

§. 3.

Theorie des Gleichgewichts des Handels.

Die Frage über die Handelsfreiheit hat in unseren Tagen eine solche Wichtigkeit erlangt, daß ich, nachdem ich die doppelte Reihe von Folgen, die daraus für das Wohl oder Wehe der Menschheit entspringen, aufgezeigt habe, mich nicht der Arbeit entschlagen kann, die Lösung ebenfalls zu zeigen. Indem ich so meine Darlegung vervollständige, denke ich, wenigstens in den Augen des unparteiischen Lesers, jede fernere Diskussion unnöthig zu machen.

Die Alten kannten die wahren Prinzipien der Handelsfreiheit. Aber eben so unbekümmert um die Theorien, wie die Neueren sich auf dieselben eitel zeigen, haben sie ihre Gedanken darüber nie auf-

gezeichnet. Und die Oekonomen brauchten sich nur der Frage zu bemächtigen, als auch gleich die überlieferte Wahrheit verdunkelt wurde. Es wäre höchst interessant, das Gleichgewicht des Handels nach einem Jahrhundert voller Flüche im Namen der Freiheit und Gleichheit, im Namen der Geschichte und des Völkerrechts von einem der Leute bewiesen und vertheidigt zu sehen, denen die unbedingten Lobredner der ausgemachten Thatsachen so freigebig die Bezeichnung Utopisten zukommen lassen. Diese Darlegung, die ich so kurz als möglich geben werde, wird der letzte Satz sein, den ich sowol dem Nachdenken, als dem Gewissen meiner Gegner unterwerfe.

Das Prinzip des Handelsgleichgewichts entspringt auf synthetische Weise 1. aus dem Satze Say's: Die Produkte werden nur mit Produkten gekauft, einem Satze, wozu Herr Bastiat folgende Erläuterung gegeben, wovon die ursprüngliche Ehre übrigens Adam Smith gebührt: Die Vergütung richtet sich nicht nach den **Nutzbarkeiten**, die der Producent auf den Markt bringt, sondern nach der in diesen Nutzbarkeiten **verkörperten Arbeit**; — 2. aus Ricardo's Theorie der Rente.

Der Leser ist über den ersten Punkt hinlänglich unterrichtet; ich gehe also zum zweiten über.

Man weiß, wie Ricardo den Ursprung der Rente erklärte.

Wenn seine Theorie in philosophischer Beziehung auch Manches zu wünschen übrig läßt, wie wir weiter unten im elften Kapitel zeigen werden, so ist sie doch Nichts desto weniger richtig, was die Ursache der Ungleichheit der Pachtzinse betrifft. — Im Anfang, sagt Ricardo, hielt man sich vorzüglich an die Ländereien von bester Qualität, die, bei einem gleichen Aufwand (von Arbeit und Kosten*), einen größeren Ertrag gewährten. Als der Ertrag dieser Ländereien zur Ernährung der Bevölkerung nicht mehr ausreichte, machte man auch die Länderei zweiter Qualität urbar und fuhr damit so fort, bis man auch die dritter, vierter, fünfter und sechster Qualität urbar gemacht hatte, jedoch immer unter der Bedingung, daß der Ertrag des Landes wenigstens die Kulturkosten einbrachte.

Da nun zu derselben Zeit das Grundbesitzmonopol sich fest zu setzen begann, forderte jeder Besitzer von dem Stellvertreter, dem er die Benutzung seiner Länderei überließ, so viel Pachtzins, als das

Land Ertrag geben konnte, wovon nur der Lohn für den Ackerbauer abging, d. h. die Betriebskosten gingen ab. Auf diese Art ist nach Ricardo die Rente eigentlich *der Ueberschuß der tragbarsten Länderei über die Ländereien geringerer Qualität.* Hieraus folgt, daß der Pacht auf diese letzteren nicht anwendbar ist, da man in eine geringere Qualität geräth und so fort, bis man zu Ländereien kommt, welche die Bearbeitungskosten nicht wiedergeben.

Dies ist die, vielleicht nicht philosophischste, aber bequemste Theorie, um den allmäligen Gang der Feststellung der Pachtzinse zu erklären.

Dies zugegeben, wollen wir mit den Schriftstellern aller socialistischen Schulen voraussetzen, daß, wenn der Bodenbesitz ein kollektiver geworden, jeder Ackerbauer seinen Antheil, nicht nach der Fruchtbarkeit seines Landes, sondern, wie es Herr Bastiat so gut gesagt, nach der Arbeitsmasse, die er in seinem Produkt verkörpert hat, erhalten muß. Wenn nach dieser Voraussetzung der Acker Land erster

Qualität einen Bruttoertrag von	100	Fr.
und der Acker Land zweiter Qualität einen Bruttoertrag von	80	=
= = = dritter = = = =	70	=
= = = vierter = = = =	60	=
= = = fünfter = = = =	50	=
Summa	360	=
einbringt, die Bearbeitungskosten für den Acker aber zu 50 Fr. angenommen werden, was für die 5 Acker = = =	250	=
macht, so ist der Nettoertrag der gesammten Ausbeutung =	110	Fr.;

und auf jeden mitbesitzenden Exploitanten kommen 22 Franken.

Dieselbe Regel ist anwendbar in dem Falle, wo die Bearbeitungskosten der verschiedenen Landarten ungleich sind, so wie auch beim Bau der verschiedenen Gewächse. Noch viel leichter wäre es, in einem auf Association gegründeten Systeme mittelst der Solidarität der Produkte und Verrichtungen die Kultur auch auf Ländereien auszudehnen, deren Einzelertrag die Kosten nicht deckt. Mit dem Monopol ist es freilich nicht möglich.

Dies Alles ist, ich weiß es wol, nur ein socialistischer Traum,

ein vom Schlendrian des Eigenthums verspottetes Nirgendheim. Und da die Vernunft gegen die Gewohnheit ohnmächtig ist, muß man befürchten, daß die Vertheilung nach der Arbeit unter den Menschen erst spät zu Stande kommt.

Aber, was das Eigenthum und die Staatsökonomie mit gleichem Eifer von der Privatindustrie fern zu halten suchen, das haben alle Völker einstimmig gewollt, wenn es sich um den Austausch ihrer Landesprodukte handelte. Da haben sie einander als eben so viele unabhängige und souveräne Individualitäten betrachtet, die, nach der Hypothese Ricardos, Ländereien von verschiedener Qualität bebauen, aber unter einander, nach der Hypothese der Socialisten, eine große Gesellschaft zur Bebauung des Erdballs bilden, von der jedes Mitglied das ungetheilte Eigenthumsrecht auf die Summe der Länderei hat.

Sie haben folgendermaaßen raisonnirt.

Die Produkte werden nur mit Produkten gekauft, d. h. das Produkt muß im Verhältniß, nicht zu seiner Nutzbarkeit, sondern zu der in dieser Nutzbarkeit verkörperten Arbeit stehen. Wenn also durch die ungleiche Bodenbeschaffenheit das Land A 100 Rohertrag für 50 Arbeit gibt, während das Land B nur 80 gibt, muß A von jedem 100 seiner Ernten 10 an B vergüten.

Diese Vergütung, es ist wahr, wird erst beim Tausche oder, wie man sagt, bei der Einfuhr verlangt. Aber das Prinzip besteht, und um es in Wirksamkeit treten zu lassen, braucht man nur die verschiedenen Werthe, die zwischen zwei Völkern ausgetauscht werden, auf einen einzigen Ausdruck zurückzuführen. Nehmen wir zum Beispiel das Getreide.

Es sind zwei Länder von ungleicher Fruchtbarkeit A und B. In dem ersteren produciren zwanzigtausend Arbeiter eine Million Hektoliters Getreide; im zweiten bringen sie es nur bis zur Hälfte. Das Getreide kostet also in B doppelt soviel als in A. Nehmen wir an, was in der Praxis zwar nicht vorkommt, was man in der Theorie aber ganz gut annehmen kann, da der mannichfaltigste Handel nichts Anderes, als ein Tausch ähnlicher Werthe unter verschiedener Form ist, nehmen wir an, sage ich, daß die Producenten des Landes B ihr Getreide gegen das Getreide des Landes A auszutau-

schen verlangen. Es ist klar, daß, wenn gegen einen Hektoliter ein Hektoliter gegeben wird, zwei Arbeitstage für einen gegeben werden. Die Wirkung wäre, was die Konsumtion betrifft, keine, das ist wahr; folglich wäre auf keiner Seite ein reeller Verlust. Sobald aber der in den beiden Quantitäten verkörperte Werth davon getrennt werden kann, sei es unter der Gestalt einer anderen Nutzbarkeit, oder unter der der Münze, dann wird, da alle von B hervorgebrachten Werthe im Verhältniß zu seinem Getreide stehen, und es die von ihm ausgegebene nationale Münze bei keiner Zahlung zurückweisen kann, jener Tausch, der Anfangs durch die Gleichheit der Produkte nur ein erfolgloser Vergleich war, wirksam, und B verliert wirklich 50 Procent an allen Werthen, die es gegen A in Handel setzt. Der Tausch, dieser gewissermaaßen metaphysische und algebraische Akt, ist die Operation, durch welche in der socialen Oekonomie eine Idee einen Körper, eine Gestalt und alle Eigenschaften der Materie annimmt: es ist die Schöpfung de nihilo.

Die Folgen können bis ins Unendliche mannichfach sein. Nehmen wir an, daß es den Producenten von A möglich wird, auf den Markt von B zu kommen, und denen von B Konkurrenz zu bereiten. Da jeder Hektoliter, den sie verkaufen, ihnen einen Gewinnst von 50 Procent abwirft, so braucht A nur zwanzig oder dreißig Jahre, um zuerst die zirkulirenden Werthe, dann mit Hilfe eben dieser die verpfändeten Werthe, und zuletzt die Grundkapitalien seines Nebenbuhlers zu erobern.

Das ist's, was der gesunde Sinn der Nationen nicht gewollt hat. Sie haben die Praxis angenommen, daß die weniger begünstigten unter ihnen nicht das Recht haben, von den glücklichern Rechenschaft von dem Ueberschuß ihrer Rente zu verlangen. Es gab für diese Mäßigung Gründe, die jetzt zu entwickeln unnütz wäre, und die übrigens Jeder auffinden wird, wenn er darüber nachdenkt. Aber sobald es zum Handel kam, machte sich jede daran, ihre und ihrer Rivalen Ertragspreise zu berechnen, und nach dieser Berechnung stellten sie Vergütungstarife auf, außerhalb derer sie sich in keinen Tausch einlassen dürfen und können. Das ist das wahre Princip, die Philosophie des Zolles. Und das ist's, was die Oekonomen nicht wollen.

Ich werde meine Leser nicht mehr mit einer langen Auseinandersetzung der Nothwendigkeit dieses Gesetzes des Gleichgewichts, das man gewöhnlich Gleichgewicht des Handels nennt, behelligen. Es ist dies Alles so einfach, so trivial, daß ein Kind darüber roth werden könnte. Was die Oekonomen betrifft, so glaube ich, daß sie keiner weiten Auseinandersetzung bedürfen.

Ist es denn nicht wahr, daß die Zolltarife, unaufhörlich zwischen unbedingtem Verbote und zwischen gänzlich freier Einfuhr schwankend, je nach den Bedürfnissen des Landes, daß die Einsicht der Regierungen, der Einfluß der Monopole, der Widerstreit der Interessen und des Mißtrauens der Völker Nichts desto weniger nach einem Schwerpunkt und, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, nach dem Differentialzoll zusammen laufen, dessen Erhebung, wenn sie streng und treu ausgeführt würde, die wirkliche Association, die Association der Völker in re, darstellen, und die pünktliche Ausführung des ökonomischen Systems von Say sein würde?

Und wenn wir, schon zu lange von unseren Chimären beherrschte Socialisten, durch unsere Logik dahin gelangten, das Schutzprincip, das Princip der Sammtverbindlichkeit allgemein zu machen, indem wir es von den Staaten auf die Bürger übergehen ließen, wenn wir morgen, auf eben so klare Weise die Antinomien der Arbeit lösend, ohne anderen Beistand, als den unserer Ideen, und ohne andere Macht, als die eines **Gesetzes**, ohne ein anderes Mittel zur Zustandebringung und Forterhaltung, als das einer **Zahl**, dahin gelangen, das Kapital der Arbeit zu unterwerfen, haben wir dann nicht in der Lösung der Aufgabe unserer Zeit besondere Fortschritte gemacht, dieser Aufgabe, welche vom Volke und den Oekonomen, die widerrufen, Organisation der Arbeit genannt wird?

Die Oekonomen haben es sich einmal in den Kopf gesetzt, im Zolle nur ein grundloses Verbot, im Schutz nur ein Privilegium, im Differentialzoll nur einen ersten Schritt zur unbeschränkten Freiheit zu erblicken. Alle ohne Ausnahme bilden sich ein, daß, da vom unbedingten Verbot ein Fortschritt zur bedingten Freiheit geschehen, der wohlthätige Resultate zuwege gebracht hat, diese Resultate nur wachsen können, wenn durch einen neuen Fortschritt alle Zölle aufgehoben werden und der Handel, d. h. das Monopol, von

allen seinen Fesseln befreit wird. Alle unsere Deputirten, unsere Journalisten, selbst unsere Minister theilen diese beklagenswerthe Täuschung. Sie nehmen die dialektische Bewegung zwischen zwei Negationen, den Uebergang aus der freiwilligen Vereinzelung zur Selbstaufgabe, für einen Fortschritt. Sie begreifen nicht, daß der Fortschritt aus zwei einander widersprechenden Gegensätzen hervorgeht; sie fürchten sich, auf dem Wege inne zu halten und als Justes-milieux behandelt zu werden, da sie nicht wissen, daß vom Juste-milieu zur Synthese eben so weit ist, wie von der Blindheit zum Sehen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich aus einander setzen, wie das, was ich Differentialzoll oder Handelsgleichgewicht nenne, der synthetische Ausdruck (des Gegensatzes*) der Freiheit und des Monopols, sich von einer Operation des Juste-milieu unterscheidet.

Nehmen wir an, daß nach Aufhebung der Zölle die Ausfuhr Frankreichs gegen alle Erwartung und gegen alle Wahrscheinlichkeit der Einfuhr gerade gleichkäme, so wären nach den Oekonomen die Anhänger des Gleichgewichts des Handels zufrieden gestellt, und könnten sich nicht ferner beklagen. Ich behaupte, daß dies ein Juste-milieu ist, wir folglich noch weit vom Ziele entfernt sind. Denn nach dem eben Gesagten haben wir keine Bürgschaft dafür, daß die fremden Waaren, die wir mit den unserigen, in unserer Landesmünze und nach dem Kours unseres Landes bezahlen, dem Fremden nicht wohlfeiler zu stehen kommen; in welchem Falle wir immer mit Verlust arbeiten. Wir wollen ferner annehmen, daß die Ausfuhr geringer ist als die Einfuhr, und deshalb die Regierung, von der Nothwendigkeit überzeugt, das Gleichgewicht herzustellen, gewisse Waaren von unserem Markte ausschließt, um dadurch die Produktion derselben bei uns zu begünstigen. Das wäre auch noch Juste-milieu und mithin eine falsche Rechnung, weil man, statt die Arbeitsbedingungen gleich zu machen, nur ein Gleichgewicht zwischen ganz willkürlichen Größen herstellen würde. Nichts, ich weiß es, sieht dem Juste-milieu ähnlicher, als das Gleichgewicht, aber Nichts ist im Grunde verschiedener. Und um mich hier nicht in lange Subtilitäten zu verlieren, werde ich mich darauf beschränken, zu bemerken, daß das Juste-milieu die Negation zweier Extreme ist, aber ohne

Affirmation, ohne Kenntniß, ohne Definition des dritten Gliedes, des wahren Gliedes; während die synthetische Erkenntniß, die wahre Abwägung der Ideen die genaue Wissenschaft und Bestimmung dieses dritten Gliedes, die Erkenntniß der Wahrheit, nicht allein in ihren Gegensätzen, sondern an und für sich ist.

Diese falsche Philosophie des Juste-milieu, des Eklekticismus und Doktrinarismus, verblendet noch heute die Oekonomen. Sie haben nicht gesehen, daß der Zollschutz das Resultat, nicht einer vorübergehenden Unordnung, einer regelwidrigen Zufälligkeit, sondern einer wirklichen und unzerstörbaren Ursache ist, welche die Regierungen dazu zwingt und ewig dazu zwingen wird. Diese Ursache, die ihren Sitz in der Ungleichheit der Produktionswerkzeuge und in dem Uebergewicht des Geldes über die anderen Waaren hat, ist schon von den Alten bemerkt worden: die Geschichte ist voll von Revolutionen und Katastrophen, welche sie hervorgebracht hat.

Woher ist in der neueren Zeit und im Mittelalter der Reichthum der Holländer, die Blüthe der lombardischen und Hansestädte, Florenz', Genua's und Venedigs gekommen, wenn nicht durch die ungeheueren Differenzen, die sie durch den Handel, den sie auf allen Punkten der Erde unterhalten, zu ihrem Vortheil hervorbrachten? Das Gesetz des Gleichgewichts war ihnen bekannt, es war der stete Gegenstand ihrer Angst, und der Zweck ihrer Industrie und Bemühungen ging dahin, es zu verletzen. Sind alle diese Republiken nicht durch den Verkehr mit den Völkern reich geworden, die ihnen für ihre Stoffe und Gewürze nur Silber und Gold geben konnten? Sind nicht durch eben dieses Verfahren die ihrer Botmäßigkeit unterworfenen Völker zu Grunde gerichtet? Ist nicht von diesem Zeitpunkt an der Verfall des Geburtsadels in Dürftigkeit und das zu Endegehen des Lehnswesens zu datiren?

Gehen wir durch die Jahrhunderte zurück: was gründete den Reichthum von Karthago und Tyrus, wenn nicht der Handel, der Handel, d. h. dieses Faktorei- und Tauschsystem, dessen Bilanz für diese verrufenen Spekulanten den Vortheil einer Masse baaren Geldes ergab, das der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Barbaren entrissen war? Einen Augenblick war die Handelsaristokratie, die sich auf allen Küsten des mittelländischen Meeres festgesetzt hatte,

auf dem Punkte, die Herrschaft über die Welt zu ergreifen. Und dieser Augenblick, der feierlichste in der Geschichte, ist der Anfangspunkt jenes langen Rückwärtsgehens, das mit Scipio begann und erst mit Luther und Leo X. endigte. Die Zeit war noch nicht gekommen; der Geburtsadel, die Grundlehnherrschaft, damals von den Römern vertreten, sollte die erste Schlacht gegen die Industrie gewinnen, und den Todesstoß erst mit der französischen Revolution erhalten.

Jetzt sind die Geldpatrizier an der Reihe. Als ob sie schon eine Vorahnung von ihrem nahen Falle hätten, sind sie nur bemüht, sich zu verständigen, sich zu verbünden, sich nach ihren Qualitäten und Geltungen in Klassen und Stufen zu ordnen, ihren auf sie fallenden Antheil in der Beraubung des Arbeiters zu sichern, und einen Frieden zu schließen (cimenter, zusammenkitten), dessen einziger Zweck die vollkommene Unterwerfung des Proletariats ist. Bei dieser heiligen Allianz sind die Regierungen, gegen einander verpflichtet und durch eine unauflösbare Freundschaft verbunden, nur die Satelliten des Monopols: absolute und konstitutionelle Könige, Fürsten, Herzöge, Bojaren und Markgrafen; große Besitzer, große Industrielle, große Kapitalisten; Verwaltungs-, Justiz- und Kirchenbeamte, Alles, was, mit einem Worte, statt zu arbeiten, von der Civilliste, von Renten, von der Agiotage, von der Polizei und vom Fanatismus lebt, durch ein gemeinsames Interesse vereinigt und bald durch den Sturm der Revolution, der schon am Horizonte grollt, verbündet, hat sich nothwendig in diese ungeheuere Verschwörung des Kapitals gegen die Arbeit begeben.

Habt ihr daran gedacht, Proletarier?

Man frage mich nicht, ob das wol wirklich die geheimen Gedanken der Regierungen und Aristokratien[1]) sind; das entspringt

1) Die auf den Vertrag mit Belgien bezüglichen Worte des Ministers in der Deputirtenkammer zeigen, daß sie bei uns **noch nicht** die Gedanken des Systems sind. Herr Cunin-Gridaine, der Handelsminister, widerstand dem Enthusiasmus für die Zollabschaffung, der sich zuerst der ganzen Oppositionspresse und eines Theiles der ministeriellen Presse bemächtigt hatte, und hat Frankreich den größten Dienst erwiesen, den man vielleicht dem Ministerium vom 29. Oktober schuldig ist. Wenn

aus der Lage, es ist ein Geschick. Der Zoll, von den Oekonomen nur als ein den Nationalmonopolen bewilligter Schutz betrachtet, aber keineswegs als der noch unvollkommene Ausdruck eines Gesetzes des Gleichgewichts, der Zoll reicht von jetzt an nicht mehr aus, um die Welt zusammen zu halten; das Monopol braucht einen ausgedehnteren Schutz; sein überall gleiches Interesse verlangt ihn, und beansprucht auf alle Weise die Abschaffung der Zölle. Wenn durch die Reform Robert Peels, durch die fortwährende Erweiterung des Zollvereins, und durch die nur verschobene Union Frankreichs und Belgiens die Zolllinien auf zwei oder drei große Kreise zurückgeführt sein werden, wird das Bedürfniß nach gänzlicher Freiheit, nach einer innigeren Verbindung sich bald fühlbar machen. Es ist nicht zu viel, daß sich, trotz ihrer Unwissenheit, trotz der Verwahrlosung und Zersplitterung, in der man die arbeitenden Klassen bis jetzt erhalten, alle Polizei, alle Bourgeoisien, alle Dynastien der Erde die Hand reichen, um sie zu bändigen. Endlich machen die Mitschuld der Mittelklasse, die nach dem hierarchischen Prinzip in eine Menge von Beschäftigungen und Privilegien zersplittert ist; die Verführung der klügsten Arbeiter, die Maschinenmeister, Werkmeister, Kommis und Aufseher werden; der Mangel der Presse, der Einfluß der Geistlichkeit, die Drohung der Tribunale und Bajonette; auf der einen Seite Reichthum und Macht, auf der anderen Spaltung und Noth, so viele Ursachen zusammen den Faullenzer unbesiegbar, nnd es wird eine lange Periode des Verfalles für die Menschheit beginnen.

Zum zweitenmal, habt ihr daran gedacht, Proletarier?

Ueberdies wäre es eine unnütze Mühe, zu versuchen, von jetzt an das Gleichgewicht der Völker auf eine besser verstandene und genauere Anwendung des Differentialzolles, mit anderen Worten auf das Gleichgewicht des Handels zu gründen. Denn von zwei Dingen wird eins geschehen:

Wenn die Civilisation eine dritte Periode der Lehnsherrschaft

---

sich doch Frankreich, von diesem Aufschub, den ihm dieser ehrenwerthe Staatsmann verschafft, Nutzen ziehend, endlich über die wahren Prinzipien der Freiheit und Gleichheit unter den Völkern klar werden möchte!

und Leibeigenschaft durchlaufen muß, so ist der Zoll, weit davon entfernt, dem Monopole zu nützen, wie sich die Oekonomen so lächerlicherweise eingebildet haben, ein Hinderniß für die Verbündung der Monopole, ein Hinderniß für ihre Entwickelung und für ihre Existenz. Diese Einrichtung muß abgeschafft werden, und sie wird abgeschafft werden. Es handelt sich nur darum, die Bedingungen dieser Abschaffung zu regeln und die Interessen der Monopolinhaber zu befragen. Sie sind zu solchen Vergleichen gezwungen, und die Arbeit des Proletariers wird zur Schadloshaltung dienen.

Wenn dagegen der Socialismus, die Toga virilis der Wissenschaft anlegend, seine Nirgendheims aufgebend, seine Götzenbilder verbrennend, seinen philosophischen Stolz vor der Arbeit demüthigend; wenn der Socialismus, der bei der Frage über die Handelsfreiheit bisher nur zu Ehren Robert Peels die Zymbeln hat erklingen lassen, ernstlich daran denkt, die sociale Ordnung durch die Vernunft und Erfahrung herzustellen, dann hat die Gleichmachung der Arbeitsbedingungen nicht mehr nöthig, an der Grenze beim Uebergang der Waaren vor sich zu gehen, sie geschieht von selbst im Schooße der Werkstätten unter allen Producenten; die Sammtverbindlichkeit unter den Nationen besteht durch die Thatsache der Sammtverbindlichkeit der Fabriken; das Gleichgewicht, von Gesellschaft zu Gesellschaft sich herstellend, existirt wirklich für die ganze Welt; der Zoll ist unnöthig und der Schmuggel unmöglich. Es ist mit dem Problem der Gleichheit unter den Völkern eben so, wie mit dem des Gleichgewichts, oder der Verhältnißmäßigkeit der Werthe: es ist nicht durch eine Untersuchung und Aufzählung a posteriori zu lösen, sondern durch die Arbeit. Wenn übrigens für einige Uebergangsjahre die Beibehaltung der Zölle für gut erachtet würde, so müßten nach genauen Untersuchungen der Handelsverhältnisse die Tarife bestimmt werden; was die Erhebung der Gefälle betrifft, will ich gern das Verfahren der Regierung gutheißen. Solche Details gehören nicht in meinen Plan; es genügt, daß ich das synthetische Gesetz des internationalen Handels darlege, und die fernere Art und Weise seiner Anwendung angebe, um den Leser zugleich gegen die Gefahr des unbedingten Verbots und gegen die Lüge einer unbegrenzten Freiheit zu sichern.

Noch einige Worte über den metaphysischen Charakter des Handelsgleichgewichts, und ich schließe.

Wenn das Prinzip des Handelsgleichgewichts die klaren Bedingungen erfüllen soll, die wir festgestellt haben, als wir vom Werthe handelten, so müßte es zugleich die Freiheit des Handels und den Schutz der Arbeit vereinigen. Das geschieht nun durch die Errichtung des Differentialzolls. Auf der einen Seite erkennt dieser Zoll, dessen historischer Ursprung eben so wenig ehrenvoll ist, als der der Steuer, und den man für eine mißbräuchliche Abgabe zu halten versucht ist, in der That die Freiheit an, und bestimmt sie, indem er ihr die Gleichheit als Bedingung auflegt. Von der anderen Seite beschützt die Erhebung dieses Zolles, die ich fortwährend als genau bestimmt annehme, die Arbeit hinreichend, indem er ihr eine Konkurrenz mit gleichen Kräften bereitet, und läßt von ihr nur verlangen, was sie leisten kann, und Nichts weiter, als was sie leisten kann.

Aber diese Vereinigung, dieses Gleichgewicht nimmt noch ganz neue Eigenschaften an und führt, vermöge seiner synthetischen Natur, zu Ergebnissen, welche weder die ganze Freiheit, noch das unbedingte Verbot hervorbringen konnten. Mit anderen Worten, es gibt mehr, als die vereinigten Vortheile beider, und hebt ihre Nachtheile auf. Die Freiheit ohne Gleichgewicht würde wohl die Wohlfeilheit bringen, sie würde aber alle Nutzungen unfruchtbar machen, die nur einen mittelmäßigen Ertrag abwärfen, was stets eine Verarmung herbeiführt. Der Zollschutz, bis zur gänzlichen Abschließung getrieben, würde wohl die Unabhängigkeit sichern, aber nur mittelst der Theuerung, weil das Theuerung ist, wenn ich für dieselbe Arbeitsmasse nur dieselbe Art von Produkten erlangen kann. Durch die Handelsgegenseitigkeit wird die wirkliche Sammtverbindlichkeit, die Sammtverbindlichkeit in re, unabhängig von den Launen der Menschen, geschaffen. Die arbeitenden Völker, unter welcher Zone sie wohnen, genießen die Güter der Natur ganz gleich; die Kraft eines jeden und zugleich sein Wohlstand scheint verdoppelt zu sein. Indem die Association der Arbeitswerkzeuge durch die Theilung der Kosten unter Alle das Mittel gewährt, Ländereien produktiv zu machen, die dem Monopol unzugänglich sind, erhält die Gesellschaft eine größere

Quantität von Produkten. Endlich kann das Handelsgleichgewicht, richtig unter den Völkern gehalten, niemals, wie der Zollschutz und das Gehenlassen, in Knechtschaft und Privilegium ausarten. Und dies beweist zuletzt und vorzüglich seine Wahrheit und seinen wohlthätigen Einfluß.

Das Handelsgleichgewicht erfüllt also alle jene Bedingungen; es umfaßt und hebt zu einer höheren Idee die entgegengesetzten Begriffe der Freiheit und des Zollschutzes auf; es besitzt Eigenschaften, die diesen beiden fremd sind, und zeigt keinen von ihren Mängeln. Ohne Zweifel ist die Methode, die gegenwärtig bei der Anwendung dieser Synthese im Brauche ist, mangelhaft und trägt noch Spuren ihres barbarischen und fiskalischen Ursprungs, das Prinzip bleibt aber wahr, und es absichtlich verkennen heißt sich gegen sein Vaterland verschwören.

Erheben wir uns jetzt zu höheren Betrachtungen.

Man würde sich in einer sonderbaren Täuschung befinden, wenn man sich vorstellte, daß die Ideen an und für sich selbst sich zusammenfügen und sich aus einander legen, sich verallgemeinern und sich vereinfachen, wie wir in dem dialektischen Prozeß zu sehen glauben. In der absoluten Vernunft sind alle diese Ideen, die wir nach dem Grade unseres Vergleichungsvermögens und nach den Bedürfnissen unseres Verstandes klassifiziren und unterscheiden, gleich einfach und allgemein; sie sind, ich wage diesen Ausdruck, an Werth (dignité) und an Kraft (puissance) gleich; sie könnten alle vom obersten Ich (wenn das oberste Ich denkt?) als Prämissen und als Folgerungen, als Mittelpunkt und als Strahlen seiner Raisonnements genommen werden.

In der That gelangen wir zur Wissenschaft nur durch ein gewisses Gerüst unserer Ideen. Aber die Wahrheit an sich ist unabhängig von diesen dialektischen Figuren und nicht an die Kombinationen unseres Geistes gebunden, eben so wie die Gesetze der Bewegung, der Anziehung, der Atomverbindung unabhängig von dem Zahlensysteme sind, durch welche unsere Theorien dieselben ausdrücken. Daraus folgt nicht, daß unsere Wissenschaft falsch oder zweifelhaft sei; man könnte nur sagen, daß die Wahrheit an sich unendlich wah-

rer sei, als unsere Wissenschaft, weil sie unter einer unendlichen Menge von Gesichtspunkten wahr ist, die uns entgehen, wie z. B. die Atomverhältnisse wahr sind, man mag alle mögliche Arten der Zahlbestimmungen anwenden.

Bei den Untersuchungen über die Gewißheit ist dieser wesentlich subjektive Charakter der menschlichen Erkenntniß, ein Charakter, der den Zweifel nicht rechtfertigt, wie die Sophisten glaubten, diejenige Sache, die man vorzüglich im Auge behalten muß, indem man sonst Gefahr läuft, sich in einen Mechanismus zu verwickeln, der früher oder später, wie die Maschine, deren Thätigkeit dem Arbeiter keine eigene gestattet, den Denker zur Dummheit führt. Wir werden uns für den Augenblick darauf beschränken, durch das Beispiel des Handelsgleichgewichts die Thatsache dieser Subjektivität unserer Erkenntniß zu konstatiren; später werden wir versuchen, in dieser Unendlichkeit der Logik neue Gesichtskreise, neue Welten zu entdecken.

Durch einen in der Socialökonomie ziemlich häufigen Zufall ist die Theorie des Handelsgleichgewichts gewissermaaßen nur eine besondere Anwendung einiger Operationen der gewöhnlichen Arithmetik, der Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division. Wenn ich nun fragte, welcher von den vier Ausdrücken: Summe, Differenz, Produkt, Quotient den einfachsten oder allgemeinsten Begriff darstelle; welche von den Zahlen 3 und 4, beide als Faktoren genommen, oder von 12, was ihr Produkt ist, zuerst dagewesen, sage ich in meiner Multiplikation nicht, aber in der ewigen Arithmetik, wo diese Multiplikation allein dadurch existirt, daß sich die Zahlen daselbst treffen; wenn in der Subtraktion der Rest und in der Division der Quotient ein mehr oder weniger umfassendes Verhältniß angeben, als die Zahlen, die es gebildet, ist es dann nicht wahr, daß ich eine unsinnige Frage gethan habe?

Wenn aber solche Fragen abgeschmackt sind, so ist es auch eben so abgeschmackt zu glauben, daß man die Beschaffenheit dieser arithmethischen Verhältnisse verändern könne, wenn man sie in die metaphysische oder Handelssprache übersetzt. Die freiwilligen Geschenke der Natur gleichmäßig unter die Menschen vertheilen ist in der

unendlichen Vernunft ein eben so einfacher Begriff, als tauschen oder produciren; indeß kommt, wenn wir unserer Logik hierin glauben, der erste Begriff in Folge der beiden anderen hervor, und wir können nur durch eine sorgfältige Durcharbeitung dieser beiden dazu gelangen, die erstere zu realisiren.

In England bringt die Arbeit, nehme ich an, bei 60 Kosten 100 ein; in Rußland 100 bei 80 Kosten. Addiren wir zuerst die Zahlen, welche die Produktion bezeichnen (100 + 100 = 200), dann den Betrag der Kosten (60 + 80 = 140), dann ziehen wir die kleinere Summe von der größern ab (200 — 140 = 60) und dividiren den Rest durch 2, so gibt der Quotient 30 den reinen Gewinn jedes Producenten nach ihrer Association durch das Gleichgewicht des Handels an.

Betrachten wir zuerst die Rechnung. In dieser Rechnung scheinen die Zahlen 100, 200, 60, 80, 140, 2, 30 sich mit einer gewissen Leichtigkeit zu erzeugen. Aber diese Erzeugung ist ganz allein die Wirkung unserer geistigen Optik. Diese Zahlen sind in der Wirklichkeit nur die Punkte einer Reihe, in der jedes Moment, jedes Verhältniß, nothwendig einfach oder zusammengesetzt, je nachdem man es betrachtet, ganz nothwendig mit den anderen gleichzeitig und koordinirt ist.

Gehen wir nun zu den Thatsachen über. Was die Socialökonomie sowohl in England als in Rußland Bodenrente, Betriebskosten, Tausch, Gleichgewicht u. s. w. nennt, ist die ökonomische Verwirklichung der abstrakten Verhältnisse, welche durch die Zahlen 100, 200 u. s. w. ausgedrückt werden. Es sind gewissermaaßen die Sätze und Prämien, welche die Natur für uns auf jede dieser Nummern gesetzt hat, die wir durch die Arbeit und den Handel loszumachen, aus der Urne des Schicksals zu ziehen uns anstrengen. Und da das Verhältniß aller dieser Zahlen eine nothwendige Gleichung gibt, kann man eben so sagen, daß die Engländer und Russen durch die bloße Thatsache ihrer Koexistenz auf der Erde und zugleich der verschiedenen Qualitäten ihres Bodens wegen und durch die geringere oder größere Wirksamkeit ihrer Arbeitsinstrumente associirt sind. Die Association der Völker ist der konkrete Ausdruck eines geistigen Gesetzes, sie ist eine nothwendige Thatsache.

Aber die Civilisation schreitet mit äußerster Langsamkeit vor und hat einen langen Weg zu durchlaufen, um dieses Gesetz zu erfüllen und diese Thatsachen zuwege zu bringen. Während die Zahlen 100, 80, 70, 60 und 50, durch welche wir im Anfange dieses Paragraphen die verschiedenen Qualitäten der Ländereien bezeichneten, dem Geiste nur eine auszuführende, was sage ich, eine schon ausgeführte Gleichung geben, und sich alle in der Zahl 72, dem Resultate dieser Gleichung auflösen — beginnt die Gesellschaft damit, indem sie das Monopol dieser fünf Qualitäten zugibt, fünf Kategorien von Privilegirten zu schaffen, welche so lange, bis die Gleichheit kommt, unter einander eine Aristokratie bilden, die sich auf Kosten der Arbeiter erhebt und nährt. Bald führen diese Monopole durch ihre eifersüchtige Ungleichheit den Kampf des Zollschutzes und der Handelsfreiheit herbei, aus dem zuletzt die Einheit und das Gleichgewicht hervorgehen muß. Die Menschheit erfüllt, wie ein seinem Magnetiseur widerstrebender Somnambüler, unbewußt, langsam, mit Unruhe und Verlegenheit den Befehl der ewigen Vernunft; und diese gewissermaaßen widerwillige Verwirklichung der göttlichen Gerechtigkeit ist das, was wir bei uns Fortschritt nennen.

Also ist die Wissenschaft im Menschen die innere Anschauung des Wahren. Das Wahre ergreift unsern Geist nur mittelst eines Mechanismus, der es zu erweitern, zu beleben, hin und her zu wenden, ihm einen Leib und ein Gesicht, fast so wie man irgend eine Tugend in einer Fabel allegorisirt und dramatisirt findet, zu geben scheint. Ich möchte fast behaupten, daß zwischen der durch die Fabel vermummten Wahrheit und zwischen der durch die Logik bekleideten Wahrheit kein wesentlicher Unterschied ist. Im Grunde sind die Poesie und die Wissenschaft derselben Natur, Religion und Philosophie sind nicht verschieden. Und alle unsere Systeme gleichen einer Flittersticferei, in der alle Flittern, an Größe, Farbe und Gestalt gleich, zu jedem Einfall des Künstlers passen.

Weshalb sollte ich mich also dem Stolze eines Wissens hingeben, das doch einzig von meiner Schwäche zeigte, warum sollte ich mich freiwillig von einer Vorstellung anführen lassen, deren einziges Verdienst darin besteht, mein Urtheil zu verfälschen, indem sie

die glänzenden Punkte auf dem dunkeln Grunde meines Geistes zu Sonnen vergrößert? Das, was ich in mir Wissenschaft nenne, ist nichts Anderes, als eine Sammlung Spielzeuge, eine Auswahl ernsthafter Kindereien, die in meinem Geiste unaufhörlich hin- und hergehen. Die großen Gesetze der Gesellschaft und der Natur, welche mir als die Hebel erscheinen, durch welche die Hand Gottes die Welt bewegt, sind eben so einfache Thatsachen, als eine unendliche Menge anderer im Ozean der Wirklichkeiten verlorner Thatsachen, bei denen ich mich nicht aufhalte, sie sind meiner Beachtung nicht mehr und nicht weniger würdig, als die Atome. Diese Aufeinanderfolge von Erscheinungen, deren Glanz und Schnelligkeit mich erdrücken, diese Tragikomödie der Menschheit ist außer meinem Gedanken, der allein die Macht hat, das Drama zu verwickeln und die Zeit zu verlängern, Nichts.

Aber wenn es der menschlichen Vernunft eigenthümlich ist, auf dem Grunde der Beobachtungen diese wunderbaren Werke aufzuführen, durch welche sie sich der Gesellschaft und Natur zeigt, schafft sie die Wahrheit nicht, sie wählt nur unter der unendlichen Menge der Formen des Seins diejenige, die ihr am Meisten zusagt. Hieraus folgt, daß, wenn die Arbeit der menschlichen Vernunft möglich werden soll, wenn sie einen Anfangspunkt zur Vergleichung und Analyse haben soll, die Wahrheit, die ganze Nothwendigkeit des Geschicks (fatalité), vorausgesetzt werden muß. Es ist also nicht genau, wenn man sagt, daß Etwas sich ereignet, daß Etwas sich hervorbringt: in der Civilisation, wie im Weltall existirt Alles, ist Alles von Ewigkeit her thätig. Also zeigt sich das Gesetz des Gleichgewichts von dem Augenblicke an, wo zwischen den Besitzern zweier benachbarten Felder ein Verkehr eintritt; es ist nicht seine Schuld, wenn wir es durch unsere Vorstellungen von Einschränkungen, Verboten und Verschwendung hindurch nicht haben entdecken können.

Eben so ist es mit aller Socialökonomie. Ueberall ist ihr synthetischer Begriff zugleich mit seinen widerstreitenden Elementen thätig, und während wir uns den Fortschritt der Menschheit als eine ewige Metamorphose vorstellen, ist dieser Fortschritt in Wahrheit

nichts Anderes, als das graduelle Uebergewicht eines Begriffs über einen anderen. Dieses Uebergewicht und diese stufenweise Erhebung zeigen sich unseren Augen, als ob die Schleier, die uns vor uns selbst verhüllten, auf unmerkbare Weise sänken.

Mit folgenden Betrachtungen ist zu schließen. Es wird zugleich eine Zusammenfassung dieses Paragraphen und die Verkündung einer höheren Lösung sein:

Die Formel der Organisation der Gesellschaft durch die Arbeit muß eben so einfach, eben so ursprünglich, eben so leicht zu begreifen und anzuwenden sein, als jenes Gesetz des Gleichgewichts, welches, vom Egoismus entdeckt, vom Hasse aufrecht erhalten, von einer falschen Philosophie geschmäht, unter den Völkern die Bedingungen der Arbeit und des Wohlstandes gleich macht.

Diese oberste Formel, welche zugleich die Vergangenheit und Zukunft der Wissenschaft umfaßt, muß auf gleiche Weise den socialen Interessen und der individuellen Freiheit genügen; sie muß die Konkurrenz und die Sammtverbindlichkeit, die Arbeit und das Monopol, mit einem Worte alle ökonomischen Widersprüche aussöhnen.

Diese Formel muß in der unpersönlichen Vernunft der Menschheit existiren, sie muß heute und von allem Anfang der Gesellschaften an ihre Kraft äußern, so gut wie die negativen Begriffe, welche sie (diese Formel) bilden; sie muß die Gesellschaft lebendig erhalten, sie muß die Freiheit bestimmen, den Fortschritt leiten und uns durch so viele Schwankungen und Katastrophen zur Freiheit und Ordnung führen.

Vergebens erschöpfen sich Arbeiter und Kapitalisten in einem rohen Kampfe; vergebens deciminen die Theilung der Arbeit, die Maschinen, die Konkurrenz und das Monopol das Proletariat; vergebens vervielfachen die Ungerechtigkeit der Regierungen und die Lüge der Steuer, die Verschwörung der Privilegien, die Eigenthumstyrannei und die Illusionen des Kommunismus unter den Völkern die Knechtschaft, die Verderbniß und die Verzweiflung: der Wagen der Menschheit rollt daher, ohne je inne zu halten oder rück-

wärts zu gehen, auf seinem vom Geschick vorgeschriebenen Wege, und die Koalitionen, die Hungersnöthe, die Bankerotte scheinen unter seinen ungeheuren Rädern unbedeutender zu sein, als die höchsten Spitzen der Alpen und Anden im Verhältniß zur ganzen Erdoberfläche. Der Gott, die Waage in der Hand, geht in heiterer Majestät vorwärts, und der Sand der Bahn kann die beiden Schaalen nur in ein unwahrnehmbares Zittern versetzen.

Zehntes Kapitel.

Siebente Epoche: Der Kredit.

Einem Manne, einem Zeitgenossen ist es verliehen, wechselsweise die entgegengesetztesten Ideen, die verschiedenartigsten Tendenzen auszusprechen, ohne daß Jemand je es wagte, seinen Geist oder seine Rechtschaffenheit in Zweifel zu ziehen, ohne daß man auf seine Widersprüche anders antwortete, als indem man sie ihm vorwirft, was durchaus keine Antwort ist. Dieser Mann ist Herr de Lamartine.

Christ und Philosoph, Monarchist und Demokrat, vornehmer Herr und Mann des Volks, Konservativer und Revolutionär, ein Apostel der Ahnungen und Klagen, ist Herr de Lamartine der lebendige Ausdruck des neunzehnten Jahrhunderts, die Personifikation dieser Gesellschaft, die zwischen allen Extremen hin- und hergezogen wird. Eine einzige, leicht zu erwerbende Sache fehlt ihm: das Bewußtsein seiner Widersprüche. Wenn sein Stern ihn nicht dazu bestimmt hätte, alle Antagonismen in sich darzustellen, und gewiß noch der Apostel der allgemeinen Versöhnung zu werden, wäre Herr de Lamartine das geblieben, als was er uns zuerst mit so großem Glanz erschien, der Sänger der frommen Ueberlieferungen und edlen Erinnerungen. Aber Herr de Lamartine ist seinem Vaterlande die Erklärung dieses weiten Systems von Antinomien schuldig, deren Ankläger und Werkzeug er zu gleicher Zeit ist. Herr de Lamartine ist durch die Stellung, die er eingenommen, verdammt, und er

würde gegen diese Verurtheilung, deren Quelle eine höhere ist, als die seiner widersprechenden Ideen, keine Berufung einlegen können, Herr de Lamartine, sage ich, ist verdammt unter der Wucht seiner Inkonsequenzen zu sterben, oder alle seine Hypothesen mit einander zu versöhnen. Könnte er doch endlich, wie die Braut des Hohenliedes, diese Unkenntniß seiner selbst verlassen, die seinem gereiften Geiste nicht mehr ansteht; könnte er doch die ganze Größe seiner Rolle begreifen, und die Wünsche Derer erfüllen, die allein zu seinen Verirrungen Beifall klatschen können, weil sie allein das Geheimniß derselben besitzen. Er möge unter unsere Zelte kommen, der ehrliche Redner und große Dichter, und wir wollen ihm sagen, wer wir sind, und wollen ihm seinen eigenen Gedanken enthüllen: Si ignoras te, egredere, et pasce hoedos tuos juxta tabernacula pastorum!

Socialisten! wir verlorenen Plänkler der Zukunft, wir bei der Untersuchung einer finstern Gegend preisgegebenen Schanzgräber, deren verkanntes Werk so wenig Sympathien erregt, und der Menge als eine düstere Vorherverkündigung erscheint, unsere Sendung besteht darin, der Welt wieder Glauben, Gesetze, Götter zu geben, jedoch ohne daß wir, während der Erfüllung unseres Werkes, für uns selbst Glauben, Hoffnung oder Liebe zurückbehalten. Unser größter Feind, Socialisten, ist das Nirgendheim! Mit festem Schritte bei der Fackel der Erfahrung vorwärtsschreitend, dürfen wir nur unsere Losung kennen: **vorwärts!** Wie Viele von uns sind untergegangen, und Niemand hat ihr Loos beklagt! Die Generationen, denen wir den Weg brechen, gehen frohen Muthes über unsere zertretenen Gräber; die Gegenwart verstößt uns, die Zukunft hat kein Andenken für uns, unser Dasein verliert sich nach beiden Seiten in das Nichts .....

Aber unsere Anstrengungen werden nicht verloren sein. Die Wissenschaft wird die Frucht unseres heroischen Skepticismus pflücken, und die Nachwelt wird, ohne zu wissen, was wir waren, durch unser Opfer des Glücks genießen, das für uns nicht gemacht ist. **Vorwärts!** das ist unser Gott, unser Glaube, unser Fanatismus. Wir werden einer nach dem Andern fallen, bis auf den Letzten; die Schaufel des Neugekommenen wird die Leiche des Veteranen mit

Erde bedecken; unser Ende wird sein, wie das von Thieren; wir gehören trotz unseres Märtyrerthums nicht zu Denen, über welche der Priester das Grablied singt: „Gott schützt die Gebeine der Heiligen!" Getrennt von der Menschheit, die uns verfolgt, laßt uns selbst uns die ganze Welt sein; in diesem erhabenen Egoismus liegt die Quelle unserer Kraft. Mögen die Gelehrten uns über die Achsel ansehen, wenn sie wollen, ihre Ideen sind gerade so groß als ihr Muth, und wir haben, indem wir sie gelesen, gelernt, uns ihrer Achtung zu entschlagen. Aber Heil dem Dichter, den kein Widerspruch schreckt, der als alter Barde die von der Civilisation Verworfenen besingen wird, und der einst mit seinen Gedanken ihren Spuren folgen wird! Dichter, es grüßen Dich die, welche schon der Vergessenheit anheimfallen, die aber weder die Hölle noch den Tod fürchten! Höre.

Es war zwei Stunden vor Tagesanbruch; die Nacht war kalt; der Wind pfiff durch das Haidekraut; wir waren durch den Gebirgspaß gegangen und schritten schweigend über eine öde Stätte, wo die Vegetation und das Leben unmerkbar erstarb. Plötzlich hörten wir eine tiefe Stimme, wie die eines Mannes, der sich seine Gedanken wieder vorsagt:

Die Theilung der Arbeit hat die Erniedrigung des Arbeiters herbeigeführt, deshalb habe ich die Arbeit in der Maschine und Werkstatt zusammengefaßt.

Die Maschine hat nur Sklaven und die Werkstatt nur Lohnarbeiter erzeugt, deshalb erweckte ich die Konkurrenz.

Die Konkurrenz hat das Monopol erzeugt, deshalb bildete ich den Staat und legte dem Kapital einen Zügel an.

Der Staat ist für den Proletarier eine neue Knechtschaft geworden, und ich sagte: Die Arbeiter mögen sich von einer Nation zur anderen die Hand reichen.

Und jetzt verbünden sich die Ausbeuter gegen die Ausgebeuteten, und die Erde wird bald nur eine Sklavenkaserne sein. Ich will, daß die Arbeit vom Kapital als Geschäftstheilnehmerin gehalten werde, und daß jeder Arbeiter selbst Unternehmer und Bevorrechteter werden kann! ....

Bei diesen Worten standen wir still, und dachten bei uns selbst

darüber nach, was dieser neue Widerspruch bedeuten könnte.. Der inhaltsschwere Ton der Stimme hallte in unserer Brust wieder, und doch hörten ihn unsere Ohren, als ob ein unsichtbares Wesen ihn mitten unter uns gesprochen. Unsere Augen leuchteten wie die des Rothwilds, die einen flammenden Streif durch die Nacht verbreiten; alle unsere Sinne waren zu einer ungekannten Stärke und Feinheit erhoben. Ein leichter Schauder, der weder von Ueberraschung noch von Furcht kam, lief über unsere Glieder; es schien als ob ein besonderes Fluidum uns umgäbe, welches das Lebensprinzip, von Jedem auf die Anderen überstrahlend, unser Dasein mit einem gemeinsamen Lande zusammenhielte, und daß unsere Seelen, ohne sich zu vermischen, zusammen eine große, harmonische und sympathetische Seele bildeten. Zu dem Bewußtsein unserer eigenen Gedanken gesellte sich in uns die Durchdringung der Gedanken der Anderen, und durch diesen innersten Verkehr entstand in unseren Herzen das köstliche Gefühl eines einmüthigen Willens, der doch in seinen Aeußerungen und Motiven mannichfaltig war. Wir fühlten uns vereinigter, unzertrennlicher, und doch freier. Kein Gedanke erwachte in uns, der nicht rein, kein Gefühl, das nicht edel und großherzig gewesen wäre. In dieser augenblicklichen Verzückung, in dieser unbedingten Geistesgemeinschaft, die, ohne die Charaktere zu verwischen, sie vielmehr durch die Liebe zum Ideal erhob, fühlten wir, was die Gesellschaft sein kann und sein soll, und das Geheimniß des unsterblichen Lebens war uns enthüllt. Den ganzen Tag arbeiteten wir, ohne daß wir nöthig hatten zu reden oder Zeichen zu geben, wodurch ein Befehl oder ein Gehorchen ausgedrückt würde, mit einem so wunderbaren Ineinandergreifen, als wenn wir Alle zugleich das Prinzip und die Organe der Bewegung gewesen wären. Und als wir gegen Abend nach und nach in unsere grobe Persönlichkeit zurückgefallen waren, in dieses Leben voll Finsterniß, wo jeder Gedanke Zwang, jede Freiheit Spaltung, jede Liebe Sinnlichkeit, jede Gesellschaft eine gemeine Berührung ist, glaubten wir, daß das Leben und der Geist durch eine schmerzhafte Ausströmung aus unserem Busen schwänden.

Das Leben des Menschen ist ein Gewebe von Widersprüchen. Jeder dieser Widersprüche ist selbst ein Denkmal der socialen Ein-

richtung, ein Element der öffentlichen Ordnung und des Wohlstandes der Familien, welche nur durch diese wunderbare Verbindung der Extreme hervorgebracht werden.

Aber der Mensch, in der Gesammtheit seiner Aeußerungen, und nach der völligen Erschöpfung seiner Antinomien betrachtet, bietet noch eine Antinomie dar, die, indem sie nichts Irdischem mehr entspricht, hier auf Erden ohne Lösung bleibt. Deshalb wird die Ordnung in der Gesellschaft, so vollkommen man sie auch annehmen mag, nie die Bitterkeit und Langeweile gänzlich vertreiben. Das Glück auf dieser Welt ist ein Ideal, zu dessen fortwährender Verfolgung wir verdammt sind, und welches der unbezwingliche Widerstreit von Natur und Geist höher hält, als wir zu reichen vermögen.

Ob es eine Fortsetzung des menschlichen Lebens in einer anderen Welt gibt, oder ob die letzte Ausgleichung für uns durch eine Rückkehr in das Nichts geschieht, das weiß ich nicht; Nichts erlaubt mir bis jetzt, das Eine oder das Andere zu behaupten. Alles, was ich sagen kann, ist, daß wir weiter denken, als uns zu reichen verstattet ist, und daß die letzte Formel, zu der die lebende Menschheit gelangen kann, und die alle früheren Positionen umfassen muß, noch der erste Ausdruck einer neuen, unbeschreiblichen Harmonie ist.

Das Beispiel des Kredits soll dazu dienen, die unaufhörliche Wiederholung der Aufgabe unserer Bestimmung zu zeigen. Aber bevor wir auf den Grund der Frage gehen, wollen wir einige Worte über die allgemein über den Kredit verbreiteten Vorurtheile sagen und versuchen, seinen Zweck und Ursprung genau zu begreifen.

§. 1.

Ursprung und Abstammung des Kredits. — Widersprechende Vorurtheile in Bezug auf diese Idee.

Der Ausgangspunkt des Kredits ist das Geld.

Man hat im zweiten Kapitel gesehen, wie das Geld, nachdem durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände der Werth des

Goldes und Silbers zuerst festgestellt worden war, der Typus aller unbestimmten und schwankenden, d. h. nicht social festgestellten, nicht officiell bestimmten Werthe geworden war. Es ist bei dieser Gelegenheit gezeigt worden, wie die Gesellschaft, wenn einmal der Werth aller Produkte festgestellt und im höchsten Grade tauschbar, mit einem Worte, so wie das Geld, bei jeder Zahlung brauchbar gemacht worden wäre, durch diese einzige Thatsache die höchste Stufe ökonomischer Entwickelung erreicht hätte, deren sie, vom Gesichtspunkte des Handels aus, fähig wäre. Die sociale Oekonomie befände sich alsdann in Beziehung auf den Austausch nicht in dem Zustande einfacher Bildung, sie befände sich in dem Zustande der Vervollkommnung. Die Produktion wäre zwar nicht definitiv organisirt; aber der Tausch und die Cirkulation wären es schon; und es würde für den Arbeiter genügen, zu produciren, fortwährend zu produciren, — bald seine Kosten verringernd, bald seine Arbeit theilend und bessere Verfahrungsweisen entdeckend, neue Konsumtionsgegenstände auffindend, seine Nebenbuhler unterdrückend oder ihre Angriffe aushaltend — um Reichthum zu erwerben und sein Wohlergehen sich zu sichern.

In diesem selben Kapitel haben wir die Unkunde des Socialismus in Betreff des Geldes gezeigt; und wir haben, indem wir diese Erfindung auf ihr Princip zurückführten, nachgewiesen, daß das, was wir an den kostbaren Metallen zu verwerfen haben, nicht ihr Gebrauch, sondern ihr Privilegium ist.

In der That ist in jeder möglichen Gesellschaft, selbst in einer kommunistischen, ein Maaß für den Tausch nothwendig, weil sonst das Recht, entweder des Producenten oder des Konsumenten, verletzt und die Vertheilung ungerecht würde. Bis nun die Werthe durch irgend eine Associationsmethode allgemein festgestellt sind, muß wohl ein gewisses Produkt unter allen, dessen Werth als der sicherste, als der am Besten bestimmte, als der am Wenigsten veränderliche erscheinen mag, zu welchem Vortheil noch der einer großen Umsatz- und Transportfähigkeit kommt, als Typus, d. h. als Cirkulationsinstrument und als Muster (paradigme) der anderen Werthe angenommen werden. Es ist also unvermeidlich, daß dieses wahrhaft privilegirte Produkt der Gegenstand alles Strebens, das dem

Arbeiter in Aussicht gestellte Paradies, das Palladium des Monopols wird; daß dieser kostbare Talisman trotz aller Verbote, den Blicken einer eifersüchtigen Macht unsichtbar, von Hand zu Hand wandert; daß der größte Theil der edlen Metalle, zur Münze verwendet, seiner wirklichen Verwendung entzogen und ein schlafendes Kapital, ein Reichthum wird, der außerhalb der Konsumtion liegt; daß das Gold in seiner Eigenschaft als Tauschwerkzeug wieder zum Gegenstand der Spekulation gemacht wird, und zur Basis eines ungeheuren Handels dient; daß es endlich, von der Meinung beschützt und durch die öffentliche Gunst gedeckt, alle Macht erringt und so der Gemeinschaft sogleich ein Ende macht! Das Mittel, diese furchtbare Macht zu stürzen, besteht nicht darin, ihr Werkzeug, ich hätte fast gesagt ihren Verweser, zu vernichten, sondern darin, das Princip derselben zu verallgemeinern. Diese Sätze sind jetzt so wohl erwiesen, so streng aus einander gefolgert, wie die Lehrsätze der Geometrie.

Da das Gold und Silber, d. h. die zuerst in ihrem Werthe festgestellte Waare, also als Werthmaaß der anderen Werthe und als allgemeine Tauschmittel angenommen worden sind, hängen der ganze Handel, die ganze Konsumtion, die ganze Produktion von ihnen ab. Gold und Silber, eben weil sie im höchsten Grade den Charakter der Sociabilität und Gerechtigkeit erlangt haben, sind mit Macht, Königthum, beinahe mit Göttlichkeit gleichbedeutend geworden. Gold und Silber stellen das Leben, den Geist und die Tugend des Handels dar. Ein Kasten voll Geld ist eine heilige Lade, eine magische Urne, welche Denen, die die Macht haben, daraus zu schöpfen, Gesundheit, Reichthum, Vergnügen und Ruhm verleiht. Wenn alle Produkte einen gleich leicht auszutauschenden Werth hätten, wie das Geld, so würden alle Arbeiter derselben Vortheile genießen, als die Innehaber der baaren Münze; Jeder besäße in seiner Produktionsfähigkeit eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums. Aber die Religion des Geldes kann nur abgeschafft, oder um es besser zu sagen, die allgemeine Feststellung der Werthe kann nur durch eine Anstrengung der menschlichen Vernunft und Gerechtigkeit ausgeführt werden. Bis dahin ist es unvermeidlich, daß, weil in einer geordneten Gesellschaft der Geldbesitz das sichere

Zeichen des Reichthums ist, der Nichtbesitz desselben ein fast sicheres Zeichen der Noth ist. Das Geld ist, weil es der einzige Werth ist, der das Siegel der Gesellschaft trägt, und weil es die einzige Waare von Gehalt ist, die im Handel Kours hat, so wie die allgemeine Vernunft, der Götze des Menschengeschlechts. Indem die Vorstellung das dem Metall beilegt, was die Wirkung des am Metall geäußerten Gesammtgedankens ist, hat Jedermann, statt das Wohl an seiner wahren Quelle, d. h. in der Vergesellschaftung aller Werthe, in der fortwährenden Erschaffung neuer Münzformen und Gestalten zu suchen, sich ausschließlich darum bemüht, Geld, wieder Geld und immer Geld zu erwerben.

Dies wider jenes allgemeine Begehren nach Geld, das im Grunde nur ein Begehren nach Tausch und Absatz ist; wider das Verfahren, wonach man, statt gerade auf das Endziel los zu gehen, beim ersten Glied der Reihe stehen blieb, und, statt nach und nach aus jedem Produkte eine neue Münze zu machen, nur darauf sann, die Metallmünze so sehr zu vervielfältigen, als man konnte, zuerst durch die Vervollkommnung ihrer Verfertigung, dann durch die Leichtigkeit ihrer Emission und zuletzt durch Fiktionen. Augenscheinlich hieß dies sich über das Prinzip des Reichthums, über das Wesen des Geldes, über den Gegenstand der Arbeit und über die Bedingungen des Tausches irren; es hieß in der Civilisation, durch die Wiederbefestigung des monarchischen Prinzips bei den Werthen, das sich in der Gesellschaft schon zu trüben begann, rückwärts schreiten. Dies ist aber die Mutteridee, welche die Krediteinrichtungen zur Welt gebracht, und dies ist das Grundvorurtheil, dessen Irrthum wir nicht aufzuzeigen brauchen, welches alle diese Einrichtungen schon während ihrer Empfängniß mit dem Widerstreit inficirt.

Aber die Menschheit, wie wir oft zu sagen Gelegenheit hatten, täuscht sich, selbst wenn sie einer unvollkommenen Idee gehorcht, in ihren Absichten nicht. Man wird, zu großem Erstaunen, sehen, daß sie, zur Organisation des Reichthums durch ein Rückwärtsgehen fortschreitend, so gut, so nützlich und, in Betracht ihres zur Entwickelung bestimmten Daseins, so unfehlbar gehandelt hat, als ihr zu thun verliehen war. Die rückwärtsgehende Organisation des Kredits hat, so wie alle vorhergehenden ökonomischen Manifestatio-

nen, zu gleicher Zeit, wo sie der Indüstrie einen neuen Aufschwung verlieh, eine Vermehrung der Noth herbeigeführt, das ist wahr. Aber endlich zeigt sich die sociale Frage in einem neuen Lichte, und die nun besser erkannte Antinomie läßt uns die Hoffnung auf eine baldige vollständige Lösung.

Also ist der eigentliche, aber bis jetzt nicht erkannte Zweck des Kredits, mit Hilfe und nach dem Prototyp des Geldes alle noch schwankenden Werthe festzustellen; sein unmittelbarer und eingestandener Zweck ist der, an die Stelle dieser Feststellung, der obersten Bedingung der Ordnung in der Gesellschaft und des Wohles der Arbeiter, eine weitere Verbreitung des Metallwerthes zu setzen. Das Geld, sagten sich die Verbreiter dieser neuen Idee, das Geld ist der Reichthum: wenn wir also Jedermann Geld, viel Geld verschaffen können, so wird Jedermann reich sein. Und kraft dieses Syllogismus haben sich auf der ganzen Erdoberfläche die Krediteinrichtungen entwickelt.

Es ist nun klar, daß der eigentliche Zweck des Kredits eine logische, klare und fruchtbare, und mit einem Worte dem Gesetz der fortschreitenden Organisation gemäße Idee darbietet, so wie sein unmittelbarer Zweck, wenn man ihn allein sucht und will, voll Täuschungen und, durch seine Tendenz zum status quo, voll Gefahren ist. Denn das Geld, weil es, eben so gut als die anderen Waaren, dem Gesetz der Verhältnißmäßigkeit unterworfen ist, verliert, wenn seine Masse wächst, und die anderen Produkte gleichzeitig nicht im Verhältniß mit wachsen, an seinem Werthe, und der sociale Reichthum wird bei der letzten Prüfung keinen Zuwachs erhalten haben; — wenn dagegen die Produktion mit dem baaren Gelde überall wächst und die Bevölkerung gleichen Schritt hält, so wird in der Lage der Producenten Nichts geändert; in beiden Fällen kommt die geforderte Lösung um keine Sylbe vorwärts. Es ist also a priori nicht wahr, daß die Organisation des Kredites unter den Bestimmungen, die man aufstellt, die Lösung des socialen Problems enthalte.

Nachdem wir die Abstammung und den Daseinsgrund des Kredits angegeben, haben wir über seine Erscheinung, d. h. über die Stelle, die ihm in den Kategorien der Wissenschaft angewiesen werden muß, Rechenschaft zu geben. Hier haben wir vorzüglich aufzu-

zeigen, wie wenig Tiefe und wie viel Zusammenhangslosigkeit die Staatsökonomie besitzt.

Der Kredit ist zugleich die Konsequenz und der Widerspruch der Theorie von den Absatzwegen, deren letztes Wort, wie man gesehen hat, die unbedingte Handelsfreiheit ist.

Ich sagte zuerst, daß der Kredit die Konsequenz der Theorie von den Absatzwegen ist, und als solche schon mit dem Widerspruch behaftet.

Auf dem Punkte dieser zugleich phantastischen und wirklichen Geschichte der Gesellschaft, bei welchem wir angelangt sind, haben wir gesehen, wie alle Organisationsverfahren und Mittel zur Herstellung des Gleichgewichts eins nach dem andern fielen, und unaufhörlich die Antinomie des Werthes herrischer und todtbringender als früher wieder erzeugten. In die sechste Phase seiner Entwickelung getreten sucht der sociale Genius, der Bewegung der Expansion, die ihn treibt, nachgebend, **nach außen** im äußeren Handel den Absatz, d. h. das Gegengewicht, das ihm fehlt. Jetzt werden wir sehen, wie er, in seiner Hoffnung getäuscht, dieses Gegengewicht, diesen Absatz, diese Garantie des Austausches, die er um jeden Preis haben muß, im inneren Handel, **im Innern** sucht. Durch den Kredit besinnt sich die Gesellschaft gewissermaaßen; sie scheint begriffen zu haben, daß sie, weil Produktion und Konsumtion für sie gleiche und identische Dinge sind, in sich selbst, und nicht in einer unendlichen Ausstreuung das Gleichgewicht derselben finden muß.

Alle Welt verlangt jetzt für die Arbeit Kreditinstitute. Es ist der Lieblingssatz der Herren Blanqui, Wolowski und Chevalier, der Häupter des ökonomischen Unterrichts; es ist die Meinung des Herrn de Lamartine, einer Menge Konservativer und Demokraten, die Meinung fast aller Derer, die den Socialismus und mit ihm die Chimäre der Organisation der Arbeit von sich weisen, und sich dennoch für den Fortschritt aussprechen. Kredit! Kredit! rufen diese tiefdenkenden und weitblickenden Reformatoren: der Kredit ist Alles, was wir brauchen. Was die Arbeit betrifft, so ist es mit ihr, wie mit der Bevölkerung; beide sind hinreichend organisirt; die Produktion, welcher Art sie auch sei, wird nicht fehlen. Und die Regierung, von diesen Schreiern betäubt, hat es sich zur Pflicht gemacht, in

ihrem langsamen und einfältigen Gange durch die Ernennung einer Kommission für die Reform des Hypothekengesetzes den Grund zu der furchtbarsten Kreditmaschine zu legen, die es je gegeben.

Es ist also immer die alte Leier: Geld! Geld! Geld ist es, was der Arbeiter braucht, ohne Geld ist der Arbeiter in Verzweiflung, wie der Vater von sieben Kindern ohne Brod.

Aber wozu braucht man Kredit, wenn die Arbeit organisirt ist? Und wenn es eben der Kredit ist, der zur Organisation fehlt, wie die Bewunderer des Kredits behaupten, wie kann man dann sagen, daß die Organisation der Arbeit eine vollständige sei?

Denn so wie in unserem System eifersüchtiger Monopole, in solidarischer Produktion und eines vom Zufall abhängenden Handels das Geld, und zwar das Geld allein es ist, welches dem Konsumenten zum Vehikel dient, um von einem Produkt zum anderen zu gelangen, eben so dient der Kredit, indem er diese Eigenschaft des Geldes im Großen anwendet, dem Producenten dazu, seine Produkte zu verwerthen, bevor er sie verkauft. Das Geld ist die *effektive* Verwirklichung des Absatzes, des Verkaufs, des Reichthums, des Wohlseins; der Kredit ist die *anticipirte* Verwirklichung. Aber da in einem und dem anderen Falle der Absatz stets das erste ist, da man durch ihn erst hindurch muß, wenn man von der Produktion zur Konsumtion gelangen will, so folgt, daß die Organisation des Kredites einer Organisation des inneren Absatzes gleich kommt, und daß folglich in der Ordnung der ökonomischen Entwickelung unmittelbar die Theorie der Handelsfreiheit oder des äußeren Absatzes nachkommt.

Es würde zu Nichts nützen, wenn man sagte, daß der Kredit den Zweck habe, die Produktion mehr zu begünstigen als die Konsumtion; man würde dadurch die Schwierigkeit der Lösung nur zurückschieben. Wenn man über die sechste ökonomische Entwickelungsstufe, den Absatz, zurückgeht, so stößt man wirklich nach und nach auf alle andere Kategorien, deren Gesammtheit die Produktion ausdrückt, nämlich die Polizei, das Monopol, die Konkurrenz u. s. w. Man muß sogar, statt einfach zu sagen, daß der Kredit den Absatz und alle Konsequenzen desselben **anticipirt**, zuletzt noch sagen, daß der Kredit bei dem Kreditnehmer eine solche Macht voraussetzt, die

er durch das Monopol, die Konkurrenz, die Kapitalien, die Maschinen, die Theilung der Arbeit über seine Nebenbuhler erlangen muß. Statt den Beweis zu schwächen, stützt ihn dieses.

Wie also, wende ich den Organisatoren des Kredites ein, wollt ihr ohne eine genaue Kenntniß der Bedürfnisse der Konsumtion und folglich des Verhältnisses, welches den konsumirbaren Produkten zu geben ist, wie ohne eine Regelung der Löhne, ohne eine Methode der Vergleichung der Werthe, ohne eine Begrenzung der Rechte des Kapitals, ohne eine Polizei des Marktes, lauter Dinge, die euern Theorien zuwider laufen, wie wollt ihr, frage ich, ernstlich daran denken, den Kredit zu organisiren, den Kredit d. h. den Absatz, den Verkauf, die Vertheilung, mit einem Worte das Wohlsein zu organisiren? Wenn ihr davon sprächet eine Lotterie zu organisiren, das ließe sich hören; aber den Kredit organisiren, ihr die ihr keine von den Bedingungen annehmt, die den Kredit rechtfertigen können! Ich halte euch dazu für unfähig.

Und wenn ihr, um einen Widerspruch zu vertheidigen oder zu bemänteln, behauptet, daß alle diese Fragen gelöst sind, wenn, sage ich, der Absatz dem Producenten überall weit geöffnet ist, wenn die Unterbringung der Waare gesichert ist, wenn der Gewinn gewiß ist, wenn der Lohn und der Werth, diese so beweglichen Dinge, in eine Ordnung gebracht sind, so folgt daraus, daß unter den Producenten endlich die Gegenseitigkeit, die Sammtverbindlichkeit, die Association besteht; in diesem Falle ist der Kredit nur noch eine unnütze Formel, ein Wort, das keinen Sinn mehr hat. Wenn die Arbeit organisirt ist, denn Alles das, was ich eben genannt, bildet die Organisation der Arbeit, ist der Kredit nichts Anderes mehr als die Cirkulation selbst, die von dem ersten am Stoffe gethanen Handschlage bis zur Vernichtung des Produktes durch den Konsumenten reicht; die Cirkulation, sage ich, die unter der Eingebung eines gemeinsamen Gedankens nach dem normalen Maaße des Werthes vorschreitet und aller ihrer Fesseln entledigt ist.

Die Theorie des Kredits ist also als Vertretung oder als Anticipation des Absatzes mit Widersprüchen behaftet. Jetzt wollen wir sie unter einem anderen Gesichtspunkte betrachten.

Der Kredit ist die Heiligsprechung des Geldes, die Erklärung

seiner Herrschaft über alle anderen Produkte. Folglich ist der Kredit die förmlichste Lügenstrafung des Antischutzzollsystems, die offene Rechtfertigung des Gleichgewichts des Handels von Seiten der Oekonomen. Möchten doch die Oekonomen einmal lernen, ihre Begriffe zu verallgemeinern, und möchten sie uns sagen, wie eine Nation jemals Geld nöthig hat, wenn es für sie gleichgültig ist, ob sie die Waaren, welche sie kauft, mit Geld oder mit ihren eigenen Produkten bezahlt? wie es möglich ist, daß eine Nation, welche arbeitet, sich erschöpfen kann? wie sie immer nach dem einzigen Produkte Begehr hat, das sie nicht konsumirt, nämlich nach Geld? wie alle bis auf diesen Tag ausgedachten Spitzfindigkeiten, durch die man den Mangel an Geld zu ersetzen gesucht hat, als da sind Handelspapiere, Bankpapiere, Papiergeld dieses Bedürfniß nur übersetzen und fühlbarer machen? In der That ist der antiprohibitive Fanatismus, durch welchen sich heutzutage die ökonomische Sekte auszeichnet, nicht mehr zu begreifen, wenn man daneben die außerordentlichen Anstrengungen beobachtet, denen sie sich unterzieht, um den Geldhandel zu verbreiten und die Krediteinrichtungen zu vervielfältigen.

Noch einmal, was ist der Kredit? — Er ist, antwortet die Theorie, eine Befreiung eines gefesselten Werthes, welche erlaubt, eben diesen Werth aus einem todtliegenden, der er vorher war, zu einem zirkulirenden zu machen. Reden wir eine einfachere Sprache: der Kredit ist der Vorschuß, den ein Kapitalist gegen den Einsatz schwer auszutauschender Werthe an der Waare macht, die am Leichtesten auszutauschen und folglich die kostbarste von allen ist, ein Vorschuß an Geld; an Geld, das nach Herrn Cieszkowski alle austauschbaren Werthe in der Schwebe hält, und ohne welches sie sogar ganz außer Verkehr gesetzt werden würden; an Geld, welches alle anderen Produkte mißt, beherrscht und sich unterordnet; an Geld, mit dem allein man seine Schulden bezahlen und sich seiner Verpflichtungen entledigen kann; an Geld, das den Nationen, so wie den Einzelnen den Wohlstand und die Unabhängigkeit sichert; an Geld endlich, welches nicht allein die Macht ist, sondern welches auch die Freiheit, die Gleichheit, das Eigenthum, Alles ist.

Dies hat das Menschengeschlecht mit einmüthiger Uebereinstimmung begriffen; dies wissen die Oekonomen besser als irgend

wer, obgleich sie nicht aufhören, es mit einem lächerlichen Eifer zu bekämpfen, um, ich weiß nicht welche liberale Phantasie im Widerspruch mit ihren kräftigst ausgesprochenen Prinzipien zu behaupten. Der Kredit ist erfunden worden, um die Arbeit zu unterstützen, indem er in die Hände des Arbeiters das Werkzeug, welches ihn tödtet, das Geld übergehen läßt: und hievon geht man aus, um zu behaupten, daß unter den industrietreibenden Nationen der Vortheil des Geldes beim Austausche Nichts ist, daß es für sie gleichgültig ist, ihre Einkäufe mit Waaren oder mit baarem Gelde zu bezahlen, daß sie allein auf die Wohlfeilheit zu sehen haben.

Wenn es aber wahr ist, daß die edlen Metalle im internationalen Handel ihr Uebergewicht verloren haben, so will das so viel sagen, daß im internationalen Handel alle Werthe denselben Grad von Bestimmung erreicht haben, und wie das Geld angenommen werden, mit anderen Worten, daß das Gesetz des Austausches gefunden und die Arbeit unter den Völkern organisirt ist. Man fasse nun dieses Gesetz in eine Formel, man erkläre diese Organisation und, statt vom Kredit zu reden und neue Ketten für die arbeitenden Klassen zu schmieden, lehre man durch eine Anwendung des Prinzips des internationalen Gleichgewichts alle jene Industriellen, die sich zu Grunde richten, weil sie nicht austauschen, alle jene Arbeiter, die vor Hunger sterben, weil ihnen die Arbeit fehlt, wie ihre Produkte, wie das Werk ihrer Hände Werthe sind, über welche sie zu ihrer Konsumtion so gut verfügen können, als wenn es Bankscheine oder Geld wären. Was! das Prinzip, welches nach den Oekonomen den Handel der Nation regiert, wäre auf die Privatindustrie unanwendbar! Warum das? Weshalb? Gründe, Beweise, um Gottes willen!

Widerspruch in der Idee des Kredites selbst; Widerspruch in dem Plane, den Kredit zu organisiren; Widerspruch zwischen der Theorie des Kredites und der des freien Handels — ist das Alles, was wir den Oekonomen vorzuwerfen haben?

Mit dem Gedanken, den Kredit zu organisiren, verbinden die Oekonomen noch einen anderen, nicht minder widerlogischen, es ist der, den Staat zum Organisirer und Fürsten des Kredites zu machen. Es gebührt dem Staate, sagte der berühmte Law, mit diesen

Worten auf die Gründung von Nationalwerkstätten und auf die Republikanisirung der Industrie zum voraus hinweisend, es gebührt dem Staate, Kredit zu geben, und nicht Kredit zu nehmen. Ein herrlicher Grundsatz, ganz gemacht um Denen zu gefallen, welche die Geldfeudalität empört, und die diese durch die Allmacht der Regierung ersetzen möchten; aber ein zweideutiger Grundsatz, der von zwei Arten von Personen im entgegengesetzten Sinne interpretirt wird, auf der einen Seite von den Politikern, welche nur den Fiskus und das Budget im Auge haben, denen jedes Mittel gut dünkt, wenn es das Geld des Volkes in die Kasten des Staates führt, weil sie allein in diese greifen; auf der anderen Seite von den Anhängern der Initiative, ich hätte fast gesagt, der Konfiscirung der Regierung, denen allein die Gemeinschaft Nutzen bringen kann.

Aber die Wissenschaft bekümmert sich nicht um das, was gefällt, sie sucht das, was möglich ist, und alle unsere gegen die Bankiers gerichteten Leidenschaften, unsere absolutistischen und kommunistischen Tendenzen können in ihren Augen kein Uebergewicht über den innersten Grund der Dinge haben. Der Gedanke, allen Kredit vom Staate herleiten zu wollen, folglich auch jede Garantie, läßt sich in folgende Frage übersetzen:

Kann der Staat dieses unproduktive Organ, diese Person ohne Eigenthum und Kapitalien, der zum hypothekarischen Pfande nur sein Budget anbieten kann, dieser ewige Borger, dieser ewige Bankeroteur, fortwährend in Schulden sitzend, der sich nicht verpfänden kann, ohne mit sich alle Welt, folglich auch seine eigenen Gläubiger zu verpfänden, außer dessen Kreise endlich sich alle Krediteinrichtungen auf freie Weise entwickelt haben, kann der Staat, frage ich, durch seine Hilfsquellen, durch seine Garantie, durch seine Initiative, durch die Solidarität, die er gebietet, der allgemeine Kommanditär, der Urheber des Kredites werden? Und wenn er es könnte, würde die Gesellschaft es dulden?

Wenn diese Frage bejahend gelöst wäre, so würde daraus folgen, daß der Staat das Mittel besitzt, den Wunsch der Gesellschaft zu erfüllen, den sie durch den Kredit deutlich ausgesprochen, indem sie, auf das Utopien der Befreiung des Proletariats durch den freien

Handel verzichtend und wieder zu sich selbst kommend, das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion durch eine Rückkehr des Kapitals zur Arbeit, welche es hervorbringt, wieder herzustellen sucht. Der Staat hätte durch die Feststellung des Kredites ein Aequivalent für die Feststellung der Werthe erhalten; das ökonomische Problem wäre gelöst, die Arbeit befreit, die Noth verdrängt.

Der Vorschlag, den Staat zugleich zum Schöpfer und Vertheiler des Kredites zu machen, besitzt trotz seiner despotisch-kommunischen Tendenz eine ungemeine Wichtigkeit und verdient, daß wir ihm unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden. Um ihn nicht mit der Ausführlichkeit, die er verdient — denn auf dem Punkte, wo wir angegelangt sind, haben die ökonomischen Fragen keine Grenzen mehr — sondern mit der Tiefe und in der Allgemeinheit zu behandeln, welche allein die Einzelnheiten ersetzen können, wollen wir ihn in zwei Abschnitte zerlegen. Der eine, welcher die ganze Vergangenheit des Staates in Beziehung zum Kredite umfaßt und den wir sogleich die Revue passiren lassen wollen; den anderen, welcher den Zweck hat, den Inhalt der Theorie des Kredites zu bestimmen, woraus man folglich sehen kann, was man von einer Organisation des Kredites, sei es durch den Staat, sei es durch das freie Kapital, erwarten kann. Dies wird den Stoff des zweiten und dritten Paragraphen bilden.

Wenn zur Schätzung der Organisationsfähigkeit, welche in den letzteren Zeiten dem Staate in Hinsicht des Kredites zuzuerkennen, den Oekonomen gefallen hat, nachdem sie ihm dieselbe in Hinsicht der Industrie abgesprochen, wir uns nur auf die Antecedentien zu berufen brauchten, hätten wir einen zu leichten Streit gegen unsere Widersacher, denen wir statt Beweise nur das entgegenzusetzen hätten, was sie mehr rührt, nämlich die Erfahrung.

Es ist, würden wir ihnen sagen, durch die Erfahrung bewiesen, daß der Staat weder Eigenthum noch Kapitalien, mit einem Worte Nichts besitzt, worauf er seine Kreditbriefe fundiren könnte. Alles, was er an beweglichen und unbeweglichen Werthen besitzt, ist seit langer Zeit verpfändet; die Schulden, die er über sein Aktivvermögen hinaus kontrahirt hat, und von denen die Nation für ihn die Zinsen bezahlt, übersteigen in Frankreich die Summe von vier

Milliarden. Wenn also der Staat sich zum Organisator des Kredits, zum Bankunternehmer macht, so kann dies nicht aus seinen eigenen Quellen geschehen, wohl aber mit dem Vermögen der Administrirten; woraus man schließen muß, daß in dem System der Organisation des Kredits durch den Staat kraft einer gewissen eingebildeten oder stillschweigenden Solidarität dem Staate das gehört, was den Bürgern gehört, aber nicht umgekehrt; und daß der Erzieher Ludwigs XV. mit Recht sagen konnte, indem er ihm sein Königreich zeigte: Dies Alles, Sire, gehört Ihnen.

Dieses Prinzip des eminenten Besitzrechtes des Staates an die Güter der Bürger ist das wahre Fundament des öffentlichen Kredits. Warum spricht die Charte nicht davon, warum sind ihm die Gesetzgebung, die Sprache, die Gebräuche vielmehr zuwider? Warum den Bürgern ihr Eigenthum ohne alle Oberherrlichkeit des Staates garantiren, wenn man sich bemüht, heimlich diese Theorie von der Solidarität des öffentlichen Vermögens und des Privatvermögens einzuschwärzen? Und wenn diese Solidarität nicht existirt, in dem Systeme des Uebergewichts und der Initiative der Macht überhaupt nicht existiren kann, wenn dies nur eine Fiktion ist, was wird dann zuletzt aus der Garantie des Staates, und was ist der vom Staat gegebene Kredit?

Diese Betrachtungen, welche eine fast triviale Einfachheit und eine unumstößliche Wirklichkeit besitzen, beherrschen die ganze Frage vom Kredit. Man wird sich also nicht wundern, daß ich von Zeit zu Zeit mit einer neuen Berufung auf sie zurückkomme.

Das Eigenthum ist im Staate nicht allein Nichts, es gibt in ihm auch keine Produktion mehr, der Staat ist die Kaste der Unproduktiven; es wird von ihm keine Industrie betrieben, deren voraussichtlicher Ertrag seinen Papieren Werth und Sicherheit geben könnte. Es ist jetzt allgemein anerkannt, daß alles Das, was der Staat, sei es in Arbeiten öffentlichen Nutzens, oder in Gegenständen der häuslichen oder persönlichen Konsumtion producirt, dreimal mehr kostet, als es werth ist. Mit einem Worte, der Staat lebt sowohl als unproduktives Organ der Polizei, wie auch als Producent bei dem Theil der Kollektivarbeit, die er sich beigelegt hat, einzig von Unterstützung. Wie, durch welche magische Kraft, durch welche uner-

hörte Umwandlung sollte er auf einmal der Austheiler der Kapitalien werden, von denen er nicht einen Kreuzer besitzt? Wie, sollte der Staat, die Unproduktivität selbst, welcher das Sparen wesentlich zuwider ist, der Nationalbankier, der allgemeine Kommanditär werden?

Aus dem Gesichtspunkte der Produktion, wie aus dem des Eigenthums muß man also auf die Voraussetzung einer stillschweigenden Solidarität zurückkommen, zu deren Vermittler der Staat sich bescheiden machte, und die er zu seinem Nutzen ausbeuten wird, bis zu dem Tage, wo es ihm erlaubt sein wird, es laut zu sagen und die Artikel derselben festzusetzen. Denn bevor ich diese große Maschine in Thätigkeit gesehen, kann ich nicht meinen, daß es sich einfach um eine Bankunternehmung handle, die mit Hilfe von Privatkapitalien zu Stande gebracht, und wovon öffentlichen Beamten nur die Verwaltung anvertraut wäre. Worin würde eine solche Unternehmung selbst dann, wenn sie dem Handel wohlfeiler Kapitalien verschaffte, von allen ähnlichen Unternehmungen verschieden sein? Das hieße für den Staat, ohne daß er von dem Seinigen Etwas dazu thäte, eine neue Quelle von Einnahmen schaffen, und ich sehe, die Gefahr ungerechnet, so bedeutende Summen in den Händen der Macht zu lassen, nicht ein, was der Fortschritt, was die Gesellschaft dabei gewönne. Die Organisation des Kredits durch den Staat muß mehr auf den Grund der Dinge gehen. Man erlaube mir meine Nachforschungen fortzusetzen ...

Aber wohl verstanden sagt man, der Staat besitzt ein Kapital, weil er die stärkste, die unvergänglichste Einnahme hat, weil er die Steuer hat. Wenn er diese Steuer durch einige Zuschlagcentimen vermehren darf, soll er sich ihrer denn nicht bedienen können, um die größten Kreditoperationen auszudenken, auszuführen und zu wagen? Und selbst diese Vermehrung der Steuer unerwähnt gelassen, wer hindert den Staat unter der beschränkten oder unbeschränkten Garantie der Nation und kraft eines Votums der Vertreter der Nation ein vollständiges System von Ackerbau- und industriellen Banken zu gründen?

Von zwei Dingen eins: entweder beabsichtigt man aus dem Kredit unter dem Vorwande des allgemeinen Interesses den Gegen-

stand eines Monopols zum Nutzen des Staates zu machen; oder man ließ es geschehen, daß die Nationalbank, so wie heute die Bank von Frankreich, mit allen Bankiers des Landes konkurrirend thätig wäre.

Im ersten Falle würde die Lage statt besser zu werden, sich verschlechtern, und die Gesellschaft einer schnellen Auflösung entgegen gehen, weil das Kreditmonopol in den Händen des Staates die unausbleibliche Folge haben würde, daß es überall die Privatkapitalien auf Nichts herabsetzte, indem es ihnen ihr gesetzlichstes Recht, nämlich Zinsen zu tragen, streitig machte. Wenn der Staat zum Kommanditär, zum einzigen Diskontirer des Handels, der Industrie und des Ackerbaues erklärt wird, so stellt er sich an den Platz jener Tausende von Kapitalisten und Rentiers, die von ihrem Gelde leben, und nun gezwungen werden, statt die Zinsen zu verzehren, den Grundstock anzubrechen. Noch mehr; indem er die Kapitalien unnütz macht, hält er ihre Bildung auf, was hinter die zweite Epoche der ökonomischen Entwickelung zurückgehen heißt. Man kann eine Regierung, eine Gesetzgebung, eine Nation dreist auffordern, etwas Gleiches zu unternehmen; hier wird die Gesellschaft durch eine eherne Mauer zurückgehalten, welche keine Macht zu stürzen vermöchte.

Was ich da sage, ist entscheidend, und zerbricht alle Hoffnungen der gezähmten Socialisten, die, ohne bis zum Kommunismus zu gehen, durch eine fortwährende Willkür, zu Gunsten der armen Klassen bald Unterstützungen, d. h. eine thatsächliche Theilnahme am Wohlstande der Reichen, bald National- und folglich privilegirte Werkstätten, d. h. den Ruin der freien Industrie, bald eine Organisation des Kredits durch den Staat wollen, d. h. die Unterdrückung des Privatkapitals, die Unfruchtbarkeit des Sparens.

Was Die betrifft, welche solche Betrachtungen nicht aufhalten würden, ohne daß ich hier nöthig hätte, sie an die schon ziemlich lange Reihe der Widersprüche zu erinnern, welche sie zu lösen haben, ehe sie zum Kredit gelangen, so werde ich mich für den Augenblick darauf beschränken, ihnen zu zeigen, daß sie durch das Bekämpfen des Kapitals, indem sie ihm die Unterbringung verbieten, schnell nicht zur Befreiung und Solidarität der Werthe, sondern zur Unterdrückung des cirkulirenden Kapitals, zur Abschaffung des Tausches,

zum Verbot der Arbeit gelangen werden. Der Geldhandel, der nichts Anderes ist als der Modus, nach welchem die Produktivität des Kapitals sich äußert, ist nothwendigerweise der freieste, ich möchte sagen unantastbarste, der dem Despotismus ungehorsamste, der gegen die Gemeinschaft abgeneigteste und folglich der der Centralisation und des Monopols unfähigste. Der Staat kann der Bank Reglements geben, er kann in gewissen Fällen durch besondere Gesetze ihre Thätigkeit beschränken oder erleichtern; aber er könnte durch sich selbst und für seine eigene Rechnung, nicht mehr, als für die Rechnung des Publikums, sich an die Stelle der Bankiers setzen und ihre Industrie an sich reißen.

Da der Gedanke, den Staat wirklich zum Fürsten und Verleiher des Kredits zu machen, unanwendbar ist, wobei ich noch eine Menge Betrachtungen mit Stillschweigen übergehe, welche die ganze Abgeschmacktheit desselben zeigen würden, müssen wir uns zur zweiten Voraussetzung wenden, zu der einer Konkurrenz, oder besser einer Mitwirkung des Staates, vorzüglich in Hinsicht gewisser noch dunkler Partien des Kredits, welche die Initiative des Staates fordern, und welche die Privatkapitalien noch nicht haben befruchten können, zu denen diese sogar nicht gelangen konnten.

Wir sind also, man muß es gestehen, weit von dieser so geräuschvoll angekündigten Organisation des Kredits durch den Staat entfernt, die sich durch die Gewalt der Umstände, wie Alles, was vom Staate kommt, auf einige legislative Manipulationen, so wie auf eine polizeiliche Verwaltung beschränkt. Denn wenn die Centralbank in den Kreis der Administration eingetreten wäre, könnte, da sie sich die ganze Unabhängigkeit der Operationen, die vollständige Trennung ihrer Interessen von denen des Staates zu bewahren hätte, da sie sonst in Gefahr geriethe, sich bloß zu stellen und den dem Staate anhaftenden Mißkredit zu theilen, eine solche Bank immer nichts Anderes sein, als das erste Bankierhaus des Königreichs; es wäre dies keine Organisation des Kredits durch den Staat, dem es, ich wiederhole es, unmöglich ist, irgend Etwas, eben so wenig die Arbeit als den Kredit, zu organisiren.

Der Staat bleibt also und muß ewig behaftet bleiben mit seiner ursprünglichen Dürftigkeit, mit der Unproduktivität, die sein Wesen

ist, mit seinem Hange zu borgen, d. h. mit allen den Eigenschaften, welche einer schaffenden Macht geradezu entgegengesetzt sind und aus ihm nicht den Fürsten des Kredits, sondern den Typus des Mißkredits machen. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern sieht man den Staat fortwährend bemüht, nicht den Kredit aus seinem Schoße hervorgehen zu lassen, sondern seine Anleihen in Ordnung zu bringen. Sparta, welches keinen Schatz hatte, legte sich ein Fasten auf, um die Fonds zu einer Anleihe zu schaffen; Athen lieh von der Minerva ihren goldenen Mantel und ihre Edelsteine; die Konfiskation, die Erpressungen, schlechtes Geld waren die gewöhnliche Hilfsquelle der Tyrannen. Die Städte Asiens, mit allen Geheimnissen der Finanzen vertraut, verfuhren auf eine weniger barbarische Weise; sie machten Anleihen, wie wir, und bezahlten durch die Steuer [1]). Je mehr man in der Geschichte vorschreitet, bemerkt man immer mehr, wie die Kunst der Anleihen im Staate sich vervollkommnet; die, Kredit zu schaffen, ist noch im Keimen begriffen. Oft hat sich der Staat, um sich zu befreien, in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, zu falliren; blos in Frankreich und in einem Zeitraume von 287 Jahren hat Herr Augier die Summe von 9 Staatsbankerotten gefunden, „ohne die großen und kleinen ähnlichen Befreiungsmittel zu rechnen, fügt der Geschichtschreiber hinzu, die unter allen unsern Königen und in den Zeiten der Ligue und periodisch bei jeder Thronbesteigung seit der Erfindung dieses Befreiungsmittels durch den König Johann im Jahre 1351 angewendet worden.“

In der That, war es anders möglich? und braucht man so viel Gründe, um sich von dem unbesiegbaren Widerstreit dieser zwei Dinge, des Kredits und des Staates, Rechenschaft zu geben? Der Staat, was man auch sagen oder thun mag, ist weder, noch wird er jemals dasselbe sein, als die Allgemeinheit der Bürger; folglich kann das Vermögen des Staates sich eben so wenig mit der Totalität der Einzelvermögen identificiren, als aus demselben Grunde die Verpflichtungen des Staates weder gemeinsam noch für jeden Beisteuernden sammtverbindlich werden können. Man mag einige Zeit lang die öffentliche Meinung irre führen, den Papieren des Staates

---

1) Augier, Geschichte des öffentlichen-Kredits.

einen gleichen Kredit als dem Gelde beilegen, man mag mit allen möglichen Spitzfindigkeiten und Abgeschmacktheiten diese Regierungslüge aufrecht erhalten; man hat doch immer Nichts weiter gethan als den Esel unter eine Löwenhaut gesteckt, und bei der geringsten Verlegenheit wird man die Maskerade aufhören sehen, die nur Verwirrung und Schrecken zurücklassen wird. Das was Law gesehen hatte, als er in einer prophetischen Anschauung, wo er zwei Jahrhunderte der Menschheit voraus geeilt war, ausrief, daß der Staat Kredit geben und nicht nehmen müsse, war die wirkliche Association der Arbeiter; es war jene ökonomische Sammtverbindlichkeit, das Resultat der Versöhnung aller Antagonismen, welches, an die Stelle des Staates die große industrielle Einheit setzend, allein den Producenten so gut als den Konsumenten Kredit und Genugthuung gewähren kann. Durch einen doppelsinnigen Ausspruch getäuscht, und die Maske für die Menschen, den Staat für die Gesellschaft ansehend, unternahm es Law, eine mit Widersprüchen behaftete Hypothese zu realisiren; er mußte unfehlbar scheitern, und es war bei dieser ungeheuern Katastrophe ein Glück für Frankreich, daß der geistvolle Spekulant so früh mit seiner Erfahrung zu Ende war. Wir werden Gelegenheit haben, auf diese große Täuschung zurückzukommen, durch welche ihr Erfinder zuerst angeführt wurde, wenn wir von den verschiedenen Fiktionen reden werden, vermittelst welcher man die Cirkulation des baaren Geldes, oder was auf dasselbe hinaus kommt, die Entwickelung des Kredits zu befördern glaubte.

§. 2.

Entwickelung der Krediteinrichtungen.

Der Kredit ist der schwierigste Theil der ganzen Staatsökonomie, aber zugleich der merkwürdigste und dramatischste, auch wage ich, trotz der großen Anzahl von Werken über diesen Gegenstand, von denen einige bedeutenden Werth besitzen [1]), zu behaupten, daß diese

1) Ich führe unter anderen wegen seiner ganzen Gestalt und Eigenthümlichkeit das gedrängte und reichhaltige Werk des Herrn Augier, Geschichte des öffentlichen Kredits, Paris, Guilleuaim, 1842, und seines philosophischen Geistes wegen das des Herrn Cieszkowski, Ueber den Kredit und die Cirkulation, Paris, Treuttel und Würtz, 1839, an.

ungeheure Frage noch nicht in ihrem ganzen Umfange und folglich auch nicht in ihrer ganzen Einfachheit erfaßt worden ist. Hier vorzüglich sieht man, wie der Mensch, das Werkzeug der ewigen Vernunft, nach und nach und durch eine Reihe von Denkmalen eine reine Abstraktion, den **Kredit**, verwirklicht, wie wir vorher gesehen, daß er jene ganze Phantasmagorie abstrakter Ideen, die Theilung der Arbeit, die Rangordnung, die Konkurrenz, das Monopol, die Steuer, die Handelsfreiheit in Wirklichkeiten verwandelte. Vorzüglich durch das Studium der verschiedenen Probleme, welche der Kredit mit sich bringt, gelangt man vollends zu der Ueberzeugung, daß die wirkliche Philosophie der Geschichte in der Entwickelung der ökonomischen Phasen zu suchen ist, und daß man die Feststellung des Werthes offenbar als Angelpunkt der Civilisation und als Aufgabe der Menschheit anzusehen hat. Wir werden die Gesellschaft sehen, wie sie, nach dem glücklichen Ausdruck des Herrn Augier, sich um ein Goldstück, wie die Welt um die Sonne dreht. Denn mit dem Kredit geht es wie mit den Phasen, welche wir bisher studirt haben: „es ist nicht, um die Sprache desselben Schriftstellers zu gebrauchen, direkt vom Willen des Menschen erzeugt; es ist ein Bedürfniß in der menschlichen Gesellschaft, eine ebenso gebieterische Nothwendigkeit, als die der Ernährung. Es ist eine eingeborene, auf providentielle oder auf fatalistische Weise einsichtige Macht, deren Werk die Zukunft oder finstere Revolutionen sind .... Die Mächte und die Könige beunruhigen sich, das Geld führt sie. Dies soll gesagt sein, ohne die Thätigkeit der Vorsehung zu parodiren."

Aber wir sagen unbedenklich, die Philosophie der Geschichte liegt nicht in diesen halbpoetischen Phantasien, wovon die Nachfolger Bossuets so viele Beispiele gegeben haben, sie ist auf den dunkeln Wegen der socialen Oekonomie zu finden. **Arbeiten und essen,** das ist, die künstlerischen Schriftsteller mögen sich darob entsetzen, der einzige augenscheinliche Zweck des Menschen. Alles Andere ist weiter Nichts, als das Gehen und Kommen von Leuten, die Beschäftigung suchen oder Brot verlangen. Um diesen niedrigen Vorsatz zu erfüllen, hat der profane Pöbel mehr Genie aufgewandt, als alle Philosophen, Gelehrte und Dichter bei der Bildung ihrer Meisterwerke verbraucht haben.

Es ist eine merkwürdige Sache, wovon wir noch kein Beispiel angegeben haben, und die den wenig an die Verwandlung dieses Gedankens gewöhnten Leser überraschen wird, daß der Kredit in seinem fortgeschrittensten Ausdrucke sich unter einer schon synthetischen Formel zeigt, obgleich dabei die Antinomie, die siebente in der Ordnung der ökonomischen Entwickelungsstufen, noch besteht. So hat Herr Cieszkowski in einem Werke, dessen Lektüre ich den Freunden der angewandten Metaphysik nicht genug empfehlen kann, gezeigt, wie der Kredit den höchsten Gipfel erreicht, indem er sich nach und nach durch Position, durch den Gegensatz und durch die Vereinigung beider entwickelt, und folglich eine positive und konkrete Idee hervorbringt. Aber diese regelrecht gebildete Synthese ist, wie wir es später zeigen werden, gewissermaaßen nur sekundärer Art, es ist noch ein Widerspruch. So fügen die Ideen sich zusammen, und legen sich aus einander, wie die Körper, bis ins Unendliche, ohne daß die Wissenschaft jemals sagen könnte, welches der einfache Körper oder die einfache Idee sei. Die Ideen und die Körper besitzen alle eine gleiche Einfachheit, und scheinen uns nur zusammengesetzt in Folge ihrer Vergleichung mit oder in ihrer Beziehung zu anderen Körpern und Ideen. So der Kredit. Es ist eine Idee, die, so einfach sie auch bei ihrer Entstehung scheint, sich verdoppelt, indem sie ihren Gegensatz setzt, dann sich mit diesem verbindet, und nach dieser Vereinigung wieder ebenso einfach, ebenso elementar, ebenso widerspruchsvoll und ohnmächtig erscheint, als in dem Augenblick ihrer ersten Entstehung. Es wird Zeit, Beweise beizubringen.

Der Kredit entwickelt sich in drei Reihen von Einrichtungen; die beiden ersten sind sich entgegengesetzt; die dritte nimmt sie beide in einer innigen Verbindung in sich auf.

Die erste Reihe umfaßt den Wechsel, die Depositalbank, wozu man auch die Sparkassen rechnen kann, und das Borgen auf Pfand oder auf Hypothek, wovon das Leihhaus ein Beispiel bietet.

Durch diese auf einander folgenden Operationen hat man Jedermann das Geld zugänglicher machen wollen, zuerst indem man ihm den Weg erleichterte und die Entfernungen verkürzte, dann, indem man das Geld weniger stubenhockerisch und weniger furchtsam,

sich zu zeigen, machte. In klareren Worten, um das Geld wohlfeiler zu haben, dachte man darauf, Ersparnisse zu machen, eines Theils bei der Uebertragung durch den Wechsel, anderen Theils an den Zinsen und Umsatzkosten und durch die Depositalbank; endlich hat man das baare Geld durch die Sicherheit herangezogen, indem man ihm die Garantie des Pfandes oder der Hypothek bot.

Mittelst des Wechsels ist das Geld, das ich in Petersburg besitze oder das man mir dort schuldet, während ich in Paris bin, ebenso zu meiner Disposition, als wenn ich es in Händen hätte, und umgekehrt existirt die Summe, die ich in Paris besitze, und die ich in Petersburg schulde, in Petersburg.

Diese Kombination ist eine nothwendige Folge des Handels, sie folgt aus der Produktion und dem Tausche, wie die Wirkung aus der Ursache. Und ich begreife die Manie der Oekonomen nicht, welche in der Geschichte das Datum der Erfindung des Wechsels suchen, und dieses Datum ungefähr zwischen dem 12. oder 13. Jahrhundert bestimmen. Der Wechsel, so barbarisch und unregelmäßig seine Abfassung auch sei, besteht von dem Tage an, wo zwei Länder in Verkehr treten, und eine Summe von dem einen an das andere auf die einfache Anerkennung des Entleihers, oder auf die Aufforderung des Gläubigers hin bezahlt werden kann. Es hindert uns also Nichts, mit Herrn Augier einen Wechsel in dem dem Tobias von seinem Vetter Gabelus ausgestellten Schuldschein zu sehen, ein Schuldschein, der von besagtem Gabelus in die Hände des jungen Tobias, des Inhabers des Schuldscheins, bezahlt wurde, obgleich dieser dem Aussteller völlig unbekannt war. Dieses Faktum, welches der Sage nach in Asien fünf oder sechs Jahrhunderte vor Christi Geburt geschehen ist, zeigt, daß zu jener Zeit die Operationen des Wechsels und des Diskontos zwischen Rages und Ninive noch nicht organisirt waren; aber das Princip war bekannt, die Folgerung konnte leicht gezogen werden, und dies genügt für den Augenblick für unsere Behauptung.

Jedermann kennt die Vortheile des Wechsels, und welche Menge baaren Geldes er vertreten kann. Ein Kaufmann von Marseille ist einem Kaufmann in Lyon 1000 Franken schuldig, welcher wiederum einem Kaufmann in Bordeaux 1000 Franken schuldig ist. Damit

nun der Kaufmann von Lyon seine Forderung einziehe und zugleich seine Schuld bezahle, braucht er nur seinem Korrespondenten in Bordeaux einen von ihm auf den Marseiller Kaufmann gezogenen Wechsel zu senden, welcher so unter der doppelten Garantie des Marseiller und Lyoner Kaufmanns die Summe von 1000 Franken vertritt. Dieselbe Operation kann sich mit dem nämlichen Wechsel zwischen dem Kaufmann von Bordeaux und einem anderen von Toulouse wiederholen, was die Garantie des Wechsels verdreifacht, und so wächst die Garantie des Anspruchs, und folglich seine Solidität, sein kommercieller Werth fortwährend, bis er zur Verfallzeit zur Bezahlung präsentirt wird. Der Wechsel ist also ein wirklicher Vertreter des baaren Geldes und ein um so sicherer Vertreter, als die Verschreibung mittelst des Girirens eine fortschreitende Sicherheit erlangt, so daß in gewissen Fällen Handelspapiere erster Qualität dem Gelde vorgezogen werden.

Mit der Depositalbank hat man sich zu einer anderen Abstraktion erhoben, zur Unterscheidung der Rechnungsmünze von der couranten Münze.

Das Geld ist, wie jeder andere Stoff und jede andere Waare, der Verfälschung, dem Diebstahl und Betruge unterworfen. Ferner ist die Verschiedenheit der Münzen ein Hinderniß ihrer Cirkulation, und folglich eine neue Ursache zur Verlegenheit. Man hat diese Schwierigkeiten verschwinden lassen, indem man öffentliche Depots errichtete, wo jede Münzsorte nach ihrem Metallwerthe angenommen und nach Abzug eines baaren Agios durch Bons ersetzt wurde, die in Münzen von Schrot und Korn bis zur Höhe der Depots eingelöst werden mußten. Die im Jahre 1609 gegründete Bank von Amsterdam wird als das Muster der Depositalbanken angeführt.

Also konnte das Geld durch ein Papier ohne Metallwerth vertreten werden, ohne der Beschneidung, dem Wucher oder dem Agio zu unterliegen, mit einem Worte, ohne Verlust zu erfahren und mit der größten Leichtigkeit cirkuliren.

Aber es war noch immer wenig, so dem baaren Gelde den Weg geebnet zu haben, man mußte das Mittel finden, es aus dem Kasten wandern zu lassen, und man hat nicht unterlassen, auch hierfür zu sorgen.

Das Geld ist die Waare par excellence, das Produkt, dessen Werth der authentischste und am Besten bezeichnete ist; es ist also der Agent des Tausches, der Prototyp alles Werthmaaßes. Doch ist das Geld, trotz seiner eminenten Vorrechte, nicht der Reichthum; allein vermag es für unser Wohlsein Nichts; es ist nur der Flügelmann, der Zuganführer, wenn man so sagen darf, der Elemente, welche den Reichthum bilden.

Der Kapitalist, dessen Vermögen in Geld besteht, muß also seine Fonds unterbringen, sie austauschen, sie so produktiv als möglich, und zwar produktiv an Gelde machen, d. h. an allen möglichen Dingen. Und diese Nothwendigkeit, seine Thaler von sich zu geben, fühlt er ebenso lebhaft, als der Kapitalist, dessen Besitz in Ländereien, Häusern, Maschinen u. s. w. besteht, die Nothwendigkeit fühlt, sich zu seinen Unternehmungen Thaler zu verschaffen.

Damit diese beiden Kapitalisten ihre Kapitalien produciren lassen, müssen sie dieselben also associiren. Aber die Association ist dem Menschen ebenso zuwider, als sie ihm nothwendig ist, und weder der Industrielle noch der Geldmann würde, obgleich sie sich mit einander zu verständigen suchen, in die Association willigen. Da zeigt sich ein Mittel, um ihren Wunsch zu befriedigen, ohne ihrem Widerwillen Gewalt anzuthun; der Inhaber des baaren Geldes leihet dem Industriellen seine Fonds, indem er die beweglichen oder unbeweglichen Kapitalien desselben zum Pfande nimmt, und außerdem eine Vergütung, oder Zinsen, erhält.

Das ist in Summa die erste Manifestation des Kredits oder, wie die Schule spricht, seine Thesis.

Hieraus ergibt sich, daß das Geld, so hoch es sich auch über die anderen Waaren gestellt hat, als Tauschwerkzeug doch bald mit fühlbaren Unannehmlichkeiten behaftet erscheint, als da sind das schwere Gewicht, der Umfang, die Abnutzung, die Verfälschung, die Seltenheit, der schwere Transport u. s. w.; — ferner daß, wenn das Geld, an sich nach seinem Stoff und Werthe betrachtet, ein vollkommenes Pfand des Kredits ist, weil man durch dieses, mit dem Bildniß des Herrschers versehene, jeder Zeit und gegen jedes Produkt auszugebende Pfand versichert ist, sich alle mögliche Güter zu verschaffen, es doch als Repräsentant der Werthe und als

Cirkulationsmittel Nachtheile bietet und viel zu wünschen übrig läßt, mit einem Wort, ein unvollkommenes Zeichen des Kredits ist.

Wir werden sehen, wie der Handelsgeist, um diesen dem baaren Gelde eigenthümlichen Fehler gut zu machen, alle seine Kräfte anstrengt.

Das zweite Glied, die antithetische Reihe der Krediteinrichtungen ist die Umkehrung, in einem gewissen Sinne die Negation der ersten; sie umfaßt die Wechsel- und Diskontobanken und Alles, was mit Bankpapieren zusammenhängt, Geldpapiere und Papiergeld, Assignaten u. s. w. Folgendes ist der Mechanismus dieser Schöpfung.

Der Leser verzeihe mir, daß ich ihn beständig an diese metaphysischen Formeln erinnere, auf welche ich schon alle früheren Phasen zurückgeführt habe, und in welche ich auch die verschiedenen Formen des Kredits eintreten lassen werde. Wenn man darüber nachdenkt, wird man hoffentlich begreifen, daß dieses auf den ersten Blick so unschön und unseren literarischen Gewohnheiten so fremd erscheinende Gerüst doch die Algebra der Gesellschaft, das geistige Werkzeug ist, welches allein, indem es uns den Schlüssel der Geschichte reicht, das Mittel liefert, mit Bewußtsein und Gewißheit das instinktive und mühevolle Werk unserer Organisation zu verfolgen. Ueberdies ist es Zeit, daß unsere Nation auf die Kleinigkeiten ihrer entarteten Literatur, auf die Schwätzereien einer bestochenen Tribüne und einer käuflichen Presse verzichte, wenn sie dem politischen Verfall entrinnen will, der sie schon bedroht, und zu dem man sie seit sechzehn Jahren mit so beklagenswerthem Erfolge hinzuführen arbeitet.

Das Bankpapier ist, da es sein Pfand, d. h. das baare Geld, welches es darstellt, hinter sich hat, noch keine Fiktion; es ist ganz einfach eine Abstraktion, d. h. eine Wahrheit, die von der Thatsache oder Materie getrennt ist, welche sie eben zu einer reellen und konkreten macht, und deren wirkliche Existenz eben die Garantie des Billets bildet. In diesem Zustand ist das Bankpapier ein glücklicher und bequemer Stellvertreter des Geldes, aber es vervielfältigt dasselbe nicht. Diese Fähigkeit wird es nun durch eine Kom-

bination des Wechsels und des Empfangscheines der Depositalbank erlangen.

Weil der Wechsel wie Geld als Zahlung angenommen wird, weil er mit anderen Worten gegen jede Art von Produkten ausgetauscht werden kann, kann er auch gegen Geld ausgetauscht werden: das ist der Ursprung der Wechselbank, d. h. des Diskontirgeschäftes mit einer Vergütung für die Kommission.

Der Kaufmann, der sein Papier zu Geld gemacht hat, hat nun das Kapital disponibel, welches für ihn ohne diese Operation ein schlafendes, und folglich unproduktives Kapital geblieben wäre. Mit dem Betrag seines Wechsels producirt er neue Werthe, bezahlt Löhne und kauft Waaren ein. Schnelligkeit in der Produktion, Vermehrung des Produkts, Vervielfältigung des Kapitals, das sind die Folgen des Diskonto.

Aber der Bankier, dessen ganze Kunst darin besteht, Thaler gegen Papier und wieder Papier gegen Thaler auszutauschen, der Bankier kann nach dem Beispiel des Industriellen sich selbst durch Wechsel verpflichten, und auf sein eigenes Haus lautende Papiere ausgeben, d. h. Bons schaffen, die entweder auf bestimmte Personen oder auf den Inhaber lauten, und von ihm bei der Präsentirung ausgezahlt werden müssen. In der That kann ein Bankier, dessen Handelsfonds eine Million beträgt, nachdem er diese Million gegen Papiere vertauscht, die in 40 Tagen fällig sind, nach 3 Wochen sich in dem Falle befinden, daß er keinen Kreuzer in seiner Kasse hat, und ihm neue Diskontirungen zu machen materiell unmöglich ist. Da dieser Bankier statt baaren Geldes nur Papier besitzt, das er wieder in baares Geld umwandeln zu können sicher ist, kann er auf diese Umwandlung einen Wechsel ziehen, d. h. ein Papier ausgeben, was man gewöhnlich ein Bankbillet nennt, welches vom Kaufmann als eine wirkliche Münze angenommen wird, obgleich es wie jeder Wechsel nur ein Zahlungsversprechen ist.

Also ist das Bankbillet noch der Wechsel im Kindesalter des Kredits, aber gewissermaaßen auf seine zweite Potenz erhoben; es ist ein Wechsel, dessen Betrag auf in Wechseln empfangene Werthe lautet. Hier beginnt die Fiktion. Nichts ist logischer als dieses Manöver, es entspringt, wie leicht zu sehen ist, aus den

zwei kombinirten Prinzipien der Deposital= und der Diskontobank. Und doch läuft es in seinen begründetsten Konsequenzen auf die ungeheuerlichsten Mißbräuche, selbst auf den Umsturz des Kredits hinaus.

In der That, und um nur die Theorie zu befragen, ist es klar, daß, weil jedes Handelspapier, mag es auf Sicht oder auf Ziel lauten, bezahlt werden muß, die Zufälligkeiten abgerechnet, welche vorauszusehen Sache des Bankiers ist, ist es klar, sage ich, daß diesen Nichts hindert, so viel Wechsel auf sich zu ziehen, so viele Bankbillets auszugeben, als man ihm Beträge zu diskontiren präsentirt, vorausgesetzt jedoch, daß er seine Einkassirungen mit der wahrscheinlichen Präsentation seiner Billets zusammentreffen zu lassen oder, im Falle einer plötzlichen Anhäufung, zu ihrer allgemeinen Bezahlung eine Frist zu stipuliren sucht. Mathematisch ist diese Theorie unverwerflich, weil der Wechsel des Bankiers nur eine Bedruckung der Kehrseite (retiration) des Papiers ist, das er diskontirt, wenn ich diesen Buchdruckerterminus gebrauchen darf. Auf diese Art kommen wir zu der äußersten Konsequenz, daß man ein Bankgeschäft ohne einen Heller Geld machen kann. Hierzu genügt, wie Herr de Sismondi fein bemerkt, daß der Kaufmann statt vom Bankier Kredit zu verlangen dem Bankier selbst Kredit gibt. Noch mehr: das Prinzip, kraft dessen die Bank den Kaufleuten statt Geldes einen auf sich selbst gezogenen Wechsel gibt, führt geradezu zur Negation der Münze, zu ihrer Vertreibung aus dem Handel. Man stelle sich nun vor, was (voraussichtlich) der Ueberschuß eines Unternehmens sein müsse, welches kraft eines vom Souverain bewilligten Privilegiums fähig ist, den ganzen Handel eines Reiches zu umfassen, und, ohne das geringste Stück Gold zu besitzen, die Macht des Goldes zu neutralisiren, den Tausch aller Werthe zu bewerkstelligen und einen reinen Ueberschuß von einigen Milliarden Kapitalien abzuwerfen vermag.

So war nach uns die Reihe von Raisonnements, durch welche der berühmte oder berüchtigte Law auf die Idee seiner königlichen Bank geführt wurde, welche, bei ihrer Eröffnung keinen Deut in der Kasse habend, und allein (um der Idee einen Körper zu geben) sich auf eine riesenhafte Ausbeutung des Missisippi stützend, alle Handelspapiere diskontiren und durch die Emission ihrer Billette, welche nach und nach an die Stelle des baaren Geldes traten, so wie durch

die Aktien, welche sie gegen baares Geld ausgab, alle Schätze an Metall in die Kasten des Staates bringen mußte. Nahm Law, fortgerissen durch die Logik seiner Ideen und außerdem über die Moralität seines Systems durch die hohe Sicherheit des Staates beruhigt, dessen Fähigkeit, Kredit ohne ein reelles Pfand zu geben, für ihn ein Gegenstand täglichen Nachdenkens war, nahm Law seinen tollen Einfall für Ernst, oder muß man in ihm nur einen kühnen Gauner sehen? Ich wage nicht, es nach der einfachen Erzählung dieses merkwürdigen Abenteuers zu entscheiden. Gewiß ist das, daß weder Law noch sonst Jemand seiner Zeit die Theorie des Kredits gründlich inne hatte, eben so wenig als heutzutage die Oekonomen die Philosophie der Staatsökonomie verstehen. Und wenn etwas zur Entschuldigung Laws dienen kann, so ist es die Treuherzigkeit, der bewundernswerthe Leichtsinn, womit die Oekonomen, ohne Etwas darin zu sehen, ihre Nirgendheims von Handelsfreiheit, von unbegrenzter Konkurrenz, von progressiver und billiger Steuer, von der Organisation des Kredits u. s. w., d. h. die Negation des Monopols durch die Affirmation des Monopols zu verfechten suchen.

Wie es auch mit dem Systeme Laws stehe, in der Wissenschaft bleibt es ausgemacht, daß in der Theorie des Kredits die Anwendung des Geldes zur Nichtanwendung des Geldes führt. Und ein berühmter Oekonom, David Ricardo, hat noch einmal durch die Anwendung dieser Theorie ein anderes System der Cirkulation und des Wechsels geschaffen, aus dem die Münze sich vollständig ausgeschlossen sieht. Wir haben also zum Ausgangspunkt die Depositalbank, d. h. ein System, in welchem die Bank, wenn sie dem Kaufmann baares Geld aushändigen will, erst von ihm das baare Geld verlangt, was er hat, was den Kreditmangel für Jeden in sich schließt, der kein Geld besitzt — eine Absurdität. Auf der anderen Seite der Theorie haben wir die Wechselbank, d. h. ein System, dessen letzte Kunst darin besteht, daß man um Geld zu machen nur ein viereckiges Stückchen Papier braucht, dessen Werth gleich Nichts ist — eine Absurdität.

Diese Absurdität springt noch mehr in die Augen, wenn man, auf das Prinzip des Geldes, auf die Theorie der Feststellung der Werthe zurückgehend, das Prinzip der Wechselbank verallgemeinert,

indem man es auf jede Art von Produkten anwendet. So wie der Bankier in Wirklichkeit einen Wechsel auf sich ziehen, und auf diese Art einen fingirten, jedoch als reell angenommenen Werth in den Handel bringen kann, eben so kann jeder Industrieunternehmer, jeder Handelsmann, von einem Genossen unterstützt, einen Wechsel für Lieferungen ziehen, die er nicht gemacht hat, für Produkte, die er nicht einmal besitzt, so daß durch diesen Mechanismus, da sich die Bankbillets im Verhältniß des Handelsbegehrs vervielfältigen, ein Staat wol Geschäfte für mehrere hundert Milliarden machen kann, ohne einen Kreuzer Werth producirt zu haben und zu besitzen. Diese Anwendung des Princips der Wechselbank ist häufig im Handel, wo man sie mit dem Worte Cirkulation bezeichnet; dieser Ausdruck ist unpassend, aber man ist dahin einig geworden, mit ihm die Stellung eines Menschen zu bezeichnen, der durch Fiktionen Geld macht und sich der letzten Mittel bedient. Die immer wiederholten Emissionen von Assignaten während der Republik waren nichts Anderes.

Seit fast einem Jahrhunderte, wo man den Widerspruch dieses Mechanismus wol bisweilen gesehen aber nicht begriffen hat, hat man auch gegen ihn wie gegen so viele andere Unbequemlichkeiten der politischen Oekonomie nur einen Vertrag zwischen den Extremen als Heilmittel anzuwenden gewußt.

Man hat die zwei Operationsverfahren auf die Spitze getrieben, und die ganze Geschicklichkeit besteht darin, sich in einer rechten Mitte zu halten, also kann eine Bank — und die Oekonomen gehen nicht hierüber hinaus — indem sie zugleich als Deposital- und als Wechsel- und Diskontobank agirt, ganz gut ohne Gefahr Scheine ausgeben, die ihre Metallwerthe um ein Viertel oder Drittel übersteigen. So weit geht das Herkommen, und die Staatsökonomie geht nicht weiter.

Es blieb also übrig, eine dritte Kombination des Kredits zu versuchen, d. h. ein drittes Verfahren, um die Cirkulation der nicht festgestellten Werthe durch die Vermittelung des Geldes zu befördern. Denn weil zwischen den beiden ersten Verfahrungsarten ein Gegensatz besteht, ein Gegensatz, den der ökonomische Wirrwarr nicht löst, so ist dieses ein Zeichen, daß sich ein drittes Glied finden muß, wel-

ches die beiden anderen aussöhnt, vervollständigt und vervollkommnet. Dieses ist das Werk, welches Herr Cieszkowski unternommen hat.

Bis jetzt, sagt er, besitzen wir als Mittel des Kredits, aber von einander getrennt:

1) das Geld, ein vollkommenes Pfand, aber ein unvollkommenes Zeichen des Kredits;

2) das Bankbillet, das ein unvollkommenes oder vielmehr kein Pfand, aber ein vollkommenes Zeichen des Kredits ist.

Es handelt sich darum, eine Kombination zu finden, in welcher das Cirkulationsmittel zugleich und in demselben Grade ein sicheres Pfand wie das Geld, ein sicheres Zeichen, wie das Bankpapier, und ferner, nach dem Gesetze der Interessen, produktiv wie das Land und die Kapitalien und folglich des Brachliegens unfähig wäre.

Diese Kombination existirt, erwidert Herr Cieszkowski. Und er erklärt sie in der schönsten philosophischen Sprache und mit der vollendetsten Erfahrung, zwei Eigenschaften, die ihn den Oekonomen und Philosophen beinahe unverständlich machen mußten. Durch eine schnelle Darlegung der Ideen des Herrn Cieszkowski könnte ich diesem Schriftsteller nur Unrecht thun, doch werde ich versuchen, einen Abriß seines Systems zu geben, wobei ich bisweilen meine eigenen Ideen zu den seinigen hinzufügen werde.

Gehen wir noch einmal auf die Prinzipien zurück.

Das Geld ist von allen Waaren die einzige, deren, wenn gleich veränderlicher Werth, definitiv festgestellt und bezeichnet ist; dieser Prärogative verdanken es die edlen Metalle, daß sie für alle Produkte zum allgemeinen Werthmaaße dienen.

Der fernere Zweck des Kredits ist der, die Feststellung aller Werthe herbeizuführen, d. h. sie nach dem Vorbilde des geprägten Goldes und Silbers in jeder Zahlung annehmbar zu machen. Das wäre offenbar die Lösung des Problems der Vertheilung, die Gründung der Gleichheit auf die Arbeit und die Erhebung der Menschheit auf die höchste Stufe individueller Freiheit und möglicher Association.

Um zu diesem Resultat zu gelangen, verfährt, wie wir gesagt haben, der Genius der Gesellschaft durch Assimilation. Das heißt mittelst auf einander folgender Abstraktionen und Fiktionen strebt er danach, jeden hervorgebrachten Werth, jedoch ohne die Bedingung

einer vorläufigen Schätzung, nach dem Vorbilde des Geldes umsatzfähig zu machen. Es kommt übrigens wenig darauf an, ob der Körper des Werthes physisch auf die andere Seite fällt; der Cirkulation genügt die Uebertragung des Besitztitels. Auf diese Weise kommt ein Bankbillet, auf einen Theil der in der Bank liegenden Reichthümer lautend, für den Inhaber dem wirklichen Besitz der auf diesem Billet verzeichneten Summe gleich; auf gleiche Weise kann also der stipulirte und angenommene Werth einer verkauften Waare unter der Form eines Wechsels Geld werden.

Man fragt also, wie man an der Wohlthat der Cirkulation nicht allein das Geld, nicht allein die Billets, welche das Geld darstellen, nicht allein die Wechsel und andere zu bestimmten und unbestimmten Zeiten zahlbaren Obligationen, welche einen verkauften und gelieferten Werth darstellen, sondern auch die unverkauften Werthe, die Arbeitsinstrumente, die zur Produktion dieser Werthe dienen, das Land, die Arbeit selbst, Theil nehmen lassen und dem Kredit dienen lassen will?

Herr Cieszkowski antwortet folgendermaaßen:

Wenn man, nachdem alle beweglichen und unbeweglichen Reichthümer einer Nation sowol nach Kapital als Revenüen abgeschätzt sind, aus den Besitztiteln Wechsel machte, die bei der Steuer und bei jeder anderen Zahlung angenommen würden, und einen Theil (die Hälfte, ein Drittel oder Viertel des Werthes) zur Sicherheit des Inhabers abgezogen würde, so hätte man in diesem neuen Cirkulationsmittel

1) ein vollkommenes Pfand, weil dieses Pfand, wie die Barren und Tonnen Goldes der Bank, ein wirklich existirendes, reelles und nicht mehr fingirtes Kapital wäre;

2) ein vollkommenes Zeichen, weil es im höchsten Grade leicht tragbar und ohne inneren Werth wäre;

3) eine produktive Münze, weil sie der Besitztitel von Kapitalien, die in voller Produktion begriffen sind, wäre.

Uebrigens würden diese Billets den Gebrauch der Münze nicht abschaffen, sie würden ihn nur verringern und auf eine sekundäre Rolle beschränken. Sie würden die Fiktion der Bankbillette und Geldpapiere nicht aufhören lassen; aber obgleich das Geld und die

Papiere gewissermaaßen zum Muster der Gründung der neuen Effekten gedient hätten, würden diese sie mit der ganzen Ueberlegenheit einer aus ihren bestimmten Prinzipien hervorgegangenen organischen Kombination beherrschen und in ihren richtigen Grenzen halten.

Der Verfasser geht dann zu langen Details über die Organisation einer Centralmacht, von welcher diese große Emission von Werthen ausgehen würde, auf die Hierarchie der untergeordneten Banken, auf die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln, auf den zu befolgenden Gang, auf die bestätigenden Beispiele über. Es fehlt seinem Vorschlag weiter Nichts, als daß er irgend einem Schatten von Staatsmanne gefiele, der, ihn zu drei Vierteln verstehend und nach seinem Geschmack zurecht machend, sich einen ungeheueren Ruhm erwärbe und den Verfasser vergessen machte.

Um endlich über dieses interessante Werk Alles zu sagen, wollen wir anführen, daß Herr Wolowski, ein Freund und Landsmann des Verfassers, Professor der vergleichenden Gesetzgebung an dem Konservatorium der Künste und Handwerke, seinen Vorschlag zur Organisation des Kredits auf Grundstücke, einen Vorschlag von hoher Bedeutung, der den Beifall der in diesem Fache bedeutendsten und kompetentesten Männer erhalten, aus diesem Werke geschöpft hat.

Dies ist also die normale und vollständige Entwickelung aller möglichen Krediteinrichtungen, weil über diese Theorie, welche alle producirten und producirbaren Werthe, alle liegenden Kapitalien und das Land umfaßt, Nichts hinaus gehen kann.

Erste Entwickelungsstufe: Wechsel, Borg auf Pfand, Depositalbank.

Zweite Entwickelungsstufe: Wechsel und Diskontobank; Kreditpapier, Papiergeld, Assignaten.

Dritte Entwickelungsstufe: Befreiung aller Kapitalien, welche durch Zins tragende Scheine vertreten werden.

Wird das System des Herrn Cieszkowski, die nothwendige Konsequenz der beiden früheren, verwirklicht werden? Wenn man nur die ökonomische Bewegung, welche die Gesellschaft mit sich fortreißt, betrachtet, kann man es glauben. In Frankreich drehen sich alle Gedanken um die Reform des Hypothekenwesens und die Orga-

nisation des Kredits auf Grundstücke, zwei Dinge, die unter einer weniger oder mehr verdammten Form mit aller Macht die Anwendung dieses Systems herbeiführen. Herr Cieszkowski hat das Ideal des Projektes auf wahrhaft künstlerische Weise gezeichnet; er hat das ökonomische Gesetz beschrieben, welchem alle späteren Reformen der Gesellschaft unterworfen sind. Die Verschiedenheiten der Anwendung und die Modifikationen durch die Details bedeuten wenig, er hat als Theoretiker auf die Idee Anspruch und im Falle der Verwirklichung den Anspruch ein Prophet zu sein. Mit einem Worte, Herr Cieszkowski hat eine der merkwürdigsten Phasen der socialen Organisation beschrieben; es ist möglich, daß hier in der Geschichte eine Lücke ist, in der Wissenschaft wird diese Lücke nicht bestehen. Die Gesellschaft lebt mehr durch den Geist als durch die Sinne; deshalb ist es ihr erlaubt, in der Praxis bisweilen Sprünge zu machen.

Werfen wir jetzt einen rückschauenden Blick auf diese wunderbare, zugleich so unwillkürliche und so logische Bewegung des Kredits, und versuchen wir daraus den Beweis dieser providentiellen Nothwendigkeit hervorgehen zu lassen, denn jetzt können wir die beiden Glieder verbinden, auf welche wir bei jedem Schritte stoßen, und wovon der Mensch die unwillkürlich wirkende Kraft zu sein scheint: den Beweis jener Nothwendigkeit, sage ich, welche Herrn Augier so erschreckt hat, und welche das unzweideutigste Zeichen der menschlichen Unfehlbarkeit ist.

Wäre es möglich, daß es kein Geld gäbe? das heißt so viel fragen, ob es möglich ist, daß unter allen Produkten der menschlichen Arbeit sich nicht eins findet, welches einen kommerzielleren Werth hat als die anderen. — Wir wollen beiläufig bemerken, daß der Fortschritt mehr oder weniger hätte verzögert werden können, wenn die Gesellschaft statt des Goldes und Silbers das Getreide, das Eisen, die Seide oder jede andere Waare von größerer Veränderlichkeit des Werthes oder von größerer Cirkulationsschwierigkeit zum allgemeinen Werthmaaße angenommen hätte.

War es, da das Geld einmal erfunden war, möglich, daß es nicht der Gegenstand allgemeinen Begehrs, die dem Armen wie dem Reichen gleich nothwendigste Sache wurde?

Und weil die Fabrikation einer größeren Quantität baaren Gel-

des das Problem, statt es zu lösen, nur aufschiebt, ist es dann nicht noch möglich, daß man nach einer Abschätzung aller Kapitalien und Produkte nach dem Maaße des Geldes dieselben frei machen und wie Geld in Umlauf setzen kann?

Sagen wir dreist: Alles dies war unvermeidlich, Alles dies war in das menschliche Gehirn wie in das Buch der Geschicke geschrieben. Von diesem Augenblicke an war der von der Gesellschaft befolgte Weg der wahre Weg und ihre Operationen sind gerechtfertigt. Einen Augenblick lehnte sich der Socialismus durch den Mund der Kirche gegen den ökonomischen Geist auf, und schien den Gang der Gesellschaften aufhalten zu wollen, indem er den Borg auf Zins verdammte. Es wäre dies wie eine Negation der Vorsehung durch die Vorsehung selbst gewesen, eine Protestation des allgemeinen christlich gewordenen Gewissens gegen die allgemeine Vernunft, welche fortfuhr heidnisch zu handeln. Der Socialismus, welcher stets in dem Streben nach Allgemeinheit (catholicité) den Grund bildet, fühlte jetzt wol, daß selbst mit einer vollkommenen Organisation des Kredits die Menschheit nicht weiter käme, als mit der vollständigen Konkurrenz, daß die Noth und der Ueberfluß dadurch jedes für sich wachsen würde; und er forderte ein vollständigeres, weniger egoistisches und vorzüglich weniger illusorisches Gesetz. Unglücklicherweise mußte zu der Zeit, wo Rom und die Koncilien, durch einen falschen Geist der Volksliebe getrieben, gegen das Kapital wütheten und das Zinsennehmen verboten, die Freiheit erobert werden; und da diese Eroberung nur durch das Eigenthum, und folglich durch die Zinsen zu Stande kommen konnte, wurde die Kirche gezwungen, ihre Blitze beizustecken und ihre Bannflüche aufzuheben.

Die Krankheit unseres Jahrhunderts ist der Durst nach Geld, d. h. das Bedürfniß des Kredits; was ist dabei zu erstaunen? Wenn die heuchlerische Moral, die hungrige Literatur, und die rückwärtsgehende Demokratie laut gegen die Herrschaft der Bank und den Kultus des goldenen Kalbes schreien, so klagen diese unwissenden Verwünschungen nur den siegreichen Gang der Idee an. Seit dem Sinai ist das goldene Kalb der Gott, welchen das menschliche Geschlecht anbetet, der starke und unbesiegliche Gott, der nur Ungläubige unter den Kontemplativen findet, die gleich Moses auf dem

Berge Essen und Trinken vergessen. Israel täuschte sich nicht, als es, vor einer goldenen Masse sich niederwerfend, rief: das ist der Gott, Israel, der dich aus deiner Sklaverei befreit hat. Und Moses täuschte sich eben so wenig, als er wollte, daß sein Volk noch eine höhere Gewalt über dem Golde anerkenne, und die er ihm als Jehova, als die schöpferische Kraft, mit einem Wort als die Arbeit der Freiheit und des Reichthums zeigte.

Aber jede Sache hat, wie der Weise sagt, ihre Zeit, das Säen hat seine Zeit und das Ernten, der Mammon hat seine Zeit und Jehova, das Kapital hat seine Zeit und die Gleichheit. In der ökonomischen Genesis mußte der Kultus des Goldes dem Kultus der Arbeit vorauf gehen; auch ist, wie Herr Augier sehr richtig bemerkt hat, jeder Fortschritt des Kredits ein über den Despotismus errungener Sieg; als wenn mit dem entfesselten Kapital die Freiheit für uns begönne.

Der Wechsel, die Depositalbank, die Wechselbank, der Borg auf Zins, die öffentlichen Anleihen, das fiktive Geld, die zusammengesetzten Zinsen und daraus abgeleiteten Amortisationsverfahren scheinen seit unvordenklichen Zeiten bekannt gewesen zu sein; die Uebertragbarkeit des Wechsels durch das Giro, die Gründung einer öffentlichen und fortwährenden Schuld, die hohen Kreditkombinationen scheinen von neuerer Erfindung zu sein*). Alle diese Verfahren,

*) Herr Augier, der über alle Dinge interessante Details beibringt, glaubt, daß der Ursprung derselben ganz phönicisch sei, und daß die Tradition der Juden sie auf einmal gegen Ende des Mittelalters und in den Zeiten der Renaissance wieder zum Vorschein gebracht hat, nachdem sie dieselbe Jahrhunderte hindurch bewahrt. Mir sagen, ich gestehe es, diese Voraussetzungen von Ueberlieferungen nothwendiger Ideen unter den Völkern, welche die Reflektion sogleich erfaßt, wenn der Gegenstand, der sie darstellt, zum Vorschein kommt, wenig zu. Es geht mit den Kreditkombinationen wie mit der Sprache der Religion und Industrie, jedes Volk entwickelt sie unwillkürlich in sich selbst, ohne die Hilfe seiner Nachbarn, nach der Beschaffenheit und dem Grade seiner eigenen Bedürfnisse. Keine Nation kann bei allen den Dingen, die das Wesen der Gesellschaft berühren, die Priorität der Erfindung oder das Recht der Erstgeburt in Anspruch nehmen. Die wirklichen oder fingirten Münzen von Leder, Seide, Muscheln, Eisen u. s. w. sind der Goldmünze und dem Bankbillet gegenüber, was der Kultus des Lingam, des Hundes, dem Kultus des Jupiter und Jehova gegenüber, was der Fetischismus dem Chri-

durch welche der Kredit sich äußert, von dem eisernen Gelde an bis zu den Assignaten oder Rentenscheinen, müssen als die Stücke einer ungeheueren Maschine betrachtet werden, deren Thätigkeit sich vielleicht durch ein einziges Wort, so alt als die Welt, definiren läßt: foenus, die Zinsen. Und eine sonderbare Sache, die uns aber nicht überraschen muß, ist die, daß die Erfindung des Borgens auf Zins nicht dem Kapital, sondern gerade der Arbeit und zwar der geknechteten Arbeit angehört. Ueberall und zu allen Zeiten sind es unterdrückte Industrielle, welche entdecken, daß der Borg auf Zins eine furchtbarere Angriffs- und Vertheidigungswaffe werden kann, als das Schwert und der Schild; überall sind es die privilegirten Kasten, der Adel, das Königthum, die Priesterschaft, die sich durch den Wucher ausbeuten lassen, bis sie wieder das bezauberte Schwert gegen die Völker wenden, welches verwundet und heilt, welches tödtet und auferweckt.

„In Folge der Kreuzzüge verschwand die Unbeweglichkeit, welche auf den Kapitalien, dem Lande und dem an die Scholle gefesselten Menschen lastete, ziemlich bald. Der erste freie Thaler war der erste, welcher geborgt werden konnte. Aber wenn der erste Fonds auch höchst gering war, so hatte ihn doch die Produktion mit zusammengesetztem Zins angelegt, und die Bewegung begann. Die Klasse, welche zur Erwerbung von Reichthümern nur die Arbeit und die Klugheit besitzt, bildete sich zu einem furchtbaren Körper unter der Ordnung der Korporationen ... Die Kaufleute verbündeten sich; ihre Anhäufungen, ihre Innungen wurden Städte, die Städte wuchsen, Aufstände geschahen, sobald sie mächtig wurden, und die Unabhängigkeit war, wie immer, die Frucht des Aufstandes ... Die Seestädte eröffneten den Reihen ... Die Verbindung hatte Komptoirs in England, in beiden Indien, in Schweden, in Norwegen, in Rußland, in Dänemark. Hamburg, Bremen, Lübek, Frankfurt, Amsterdam waren berühmt durch ihren Namen als Hanse-

---

stenthum gegenüber ist; es sind alles aus der Spontanäität der Völker, wie die religiösen Formen, entsprungene Formen des Kredits, welche eben so wie die religiösen Formen vor einer besseren Erkenntniß und vor einer höheren Idee verschwinden müssen.

städte (hansse, Bund). — Um Zugeständnisse zu erlangen, lieh die Verbindung den Herrschern Geld und erhielt dadurch die Stadtrechte und Privilegien; dann wenn Klagen entstanden, hob die Verbindung allen Handel auf, blokirte die Häfen, bis das Murren der Arbeiter, welche sie in Unthätigkeit versetzt hatte, und die Noth des Volkes, welches sie aushungerte, die Herrscher zwangen, um Gnade zu bitten, und diese fremden Herren herbeizurufen, indem sie ihnen noch neue Privilegien, d. h. neue Unterdrückungsmittel bewilligten. Bei diesem Stande der Dinge zitterten die Könige vor dem Hansebunde. ... Endlich gab es geheime Gesellschaften, eine Freimaurerei des Geldes, geheime Weihen und Prüfungen, denen man sich unterziehen mußte, um in die Komptoirs des Bundes aufgenommen zu werden, welche wahrhafte Festungen im Schoße der Städte waren, wie die Faktoreien Genuas und Venedigs in der Levante" (Augier, Geschichte des Kredits).

Mit zwei Worten, die Städte schufen eine öffentliche Gewalt; und damit diese öffentliche Gewalt regelmäßig bezahlt werden könnte, legten sie sich eine Schätzung auf. Dies war der Ursprung des öffentlichen Einkommens. Die Könige beeilten sich, diese Neuerung nachzuahmen; und da sie fortwährend borgten, dauerte es nicht lange, daß sich nach der öffentlichen Einnahme durch eine auf einander folgende Reihe von Anleihen die öffentliche Schuld bildete. So sehen wir, wie der Kredit von freien Stücken im Schoße der Arbeit und Leibeigenschaft entspringt und sich entwickelt; darauf wächst er durch die Freiheit und wird Eroberer und Herrscher. Jetzt eignet der Staat sich ihn an, zuerst, um sich mehr und mehr durch die Vergrößerung seiner unproduktiven Konsumtion zu ruiniren, später, um seine Besitzungen zu vergrößern und zuletzt, um die neue Feudalität sich beizulegen.

„Bald, fährt Herr Augier fort, fingen die Könige nach dem Beispiel der Städte an, den Krieg mit Geld zu führen. Ludwig XI. ist der erste König, der richtig über das Geld geurtheilt hat. Er lieh Johann von Arragonien 300,000 Goldthaler, nachdem er sich zur Sicherheit die Grafschaften Cerdagne und Roussillon hatte verpfänden lassen. Er lieh ferner Heinrich VI. von England 20,000 Gold-

thaler und erhielt zum Pfande die Stadt Calais .... So folgte auf den Verwüstungskrieg der Krieg mit Kapitalien."

„Im Jahre 1509 verpflichtete sich der König Ludwig XII., die Besatzung von Verona, welche Maximilian gehörte, zu bezahlen; er forderte, daß dieser Fürst ihm zur Sicherheit für diese Summe und für alle, die er ihm in der Folge noch leihen könnte, die beiden Citadellen von Verona und den Platz Vallegio überließe .... Wenn nun der gute König Ludwig die Besatzung unter der Bedingung bezahlte, daß die Stadt ihm gehöre, so fragen wir, welchen Vortheil der Kaiser Maximilian aus dieser Anleihe zog, wenn es nicht der ist, daß er seine Mannschaft borgte?"

Dieser selbe Maximilian, dem die gleichzeitigen Geschichtschreiber den Beinamen Maximilian ohne Geld gegeben, wurde in Brügge von den Bürgern dieser Stadt drei Tage im Laden eines Apothekers gefangen gehalten, bis er auf die Regierung Flanderns verzichtete, welches durch die Auflagen, mit denen dieser verschuldete Fürst seine Unterthanen unaufhörlich belastete, ganz darnieder lag. Endlich sah man, wie der Papst Leo X., und die ganze Geistlichkeit nach seinem Beispiele, die Kleinodien der Kirche, die heiligen Gefäße, die Reliquien der Heiligen und noch dazu an Juden versetzten, was mehr sagen will, als daß man einst gesehen, wie Perikles im Kriege gegen die Lacedämonier von der Minerva ihren goldenen Mantel und ihr Geschmeide borgte.

Was war die Revolution von 89? eine Entfesselung der Kapitalien. Die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit machten den größten Theil des Gesellschaftskapitals unveräußerlich und untheilbar; und das Dekret, welches seine Flüssigmachung und Beweglichmachung befahl, war ein wirkliches Agrargesetz. Ueberdies war der Zweck der Revolution, der wirkliche und eingestandene Zweck derselben, nur dies und konnte nur dies sein; jener ganze republikanische und imperialistische Lärm, welcher später stattfand und wovon nur eine Erinnerung geblieben, hat es wohl bewiesen. Und dies wird auch der Ursprung des unter unsern Augen begonnenen Kampfes zwischen dem durch die Staatsökonomie vertretenen Kapitale und zwischen der durch den Socialismus vertretenen Arbeit sein. Ich will nur bemerken, daß die Arbeit trotz alles Anscheines des Gegen-

theils heute sich in einer günstigeren Lage als früher befindet; aber der Augenblick, den Grund davon zu sagen, ist noch nicht gekommen.

Vergessen wir aber neben dem mächtigen Anstoß, welchen die allgemeine Emancipation durch den Wucher erhalten, den der dritte Stand gegen die anderen Stände ausübte, den Einfluß der Metallmassen nicht, welche durch die Entdeckung der neuen Welt in Europa verbreitet wurden, so wenig als den Einfluß der Wechselbanken und der Kommandite. Man füge den Fortschritt der Wissenschaften, der Künste und der Industrie, welche die Hauptbeschäftigung der Bürger ist, hinzu, und man wird begreifen, wie im Jahre 89, als Sieyès der Welt gegenüber bewies, daß der dritte Stand Alles, die Geistlichkeit und der Adel Nichts sei, der Monarch, der Fürst der Edlen und der erstgeborene Sohn der Kirche dieser Erklärung eines Unadligen Gesetzeskraft gab.

Es ist nicht länger gestattet daran zu zweifeln: der Kredit, d. h. die Gesammtheit der Kombinationen, die aus der Arbeit und den schwankenden Werthen eine Art kursirender und produktiver Münze machen, die folglich im Innern jenen Absatz öffnen, den die unbedingteste Freiheit nicht verschaffen kann, der Kredit ist eins der thätigsten Prinzipien gewesen für die Emancipation der Arbeit, für das Wachsthum des Gesammtreichthums und für das Wohlsein des Einzelnen.

Und wenn man auf die Menge der Mittel zur Produktion, zum Tausche, zur Vertheilung und zur Verwirklichung der Sammtverbindlichkeit hinblickt, welche das Genie der Menschheit geschaffen hat, ist man weniger von dem Optimismus Derer betroffen, welche finden, daß Alles gut gehe, daß die Gesellschaft für die Proletarier genug gethan habe, und daß, wenn es Arme gäbe, diese selbst die Schuld trügen, und man fängt an selbst zu zweifeln, ob die Klage des Socialismus den geringsten Grund habe.

Der Leser möge mir einen Augenblick bei dieser Rekapitulation folgen.

Die persönliche Freiheit ist gesichert. Der Arbeiter hat nicht mehr zu fürchten, daß ein Herr ihm sein erworbenes Eigenthum streitig mache; Jeder verfügt frei über die Produkte seiner Arbeit und

seiner Industrie. Die Gerechtigkeit ist für Alle gleich. Wenn die Konstitution aus einem konservativen und in dem auf das Eigenthum basirten Zustande unverwerflichen Grunde das Wahlrecht vom Census abhängig macht, so kann man, da diese Bedingung die Umstände und nicht den Unterschied der Personen betrifft, und überdies jeder Mann zum Reichthum berufen ist, aus diesem Gesichtspunkt ferner sagen, daß das Wahlgesetz, eben so gut als die Steuer, ein Gesetz der Gleichheit, und folglich eine untadelhafte Einrichtung ist, die noch über dem Volke steht, für welches sie gemacht ist. Uebrigens ladet der Staat den gewöhnlichen Arbeiter, den Proletarier ein, er fordert ihn auf, dem Beispiele des Bourgeois zu folgen, der noch vor Kurzem, eben so wie er, Proletarier und gewöhnlicher Arbeiter war, und jetzt zu Wohlstand und Ansehen gelangt ist; der Staat bietet dem Arbeiter die Sparkasse, die Unterstützungskasse, ferner die Kommandite, die Association u. s. w. dar. Der Proletarier kann, wenn er von den zu seiner Verfügung gestellten Mitteln Gebrauch zu machen weiß, mit Recht hoffen, einst mit seinem Vermögen die Macht des Kapitalisten, den er so hart anklagt, im Schach zu halten, er kann hoffen, durch seine Arbeit mit den größten Industrieunternehmungen zu rivalisiren und endlich an jener Oberherrschaft des Reichthums Theil zu nehmen, die seit mehreren Jahrhunderten auf so sichere Weise den Sturz der Macht begonnen hat. Muß man also nicht das Ungemach und die Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen dem verdorbenen Geschmacke, dem Hange zur Unordnung und Zügellosigkeit, dem Egoismus, von dem sie angesteckt sind, und der sie jede Idee von Association und Zusammenwirken zurückweisen läßt, und den abgeschmackten Lehren, mit denen man sie vollstopft, vielmehr zuschreiben, als einem wirklichen Mangel an Mitteln?

Ich nehme den Proletarier gleich bei seiner Geburt; denn von diesem Augenblicke an, von der Wiege beschäftigt sich die Gesellschaft mit ihm.

Um ihm die Pflege zu sichern, welche das erste Alter bedarf, bietet ihm die Gesellschaft zuerst die Krippe dar. Man erlaube mir für einen Augenblick, die Krippe mit einer Krediteinrichtung zu Gunsten des Armen zu vergleichen. So ist das Kind in den Windeln schon der Schuldner einer Bank, denn es zieht viel mehr als

seine Mutter aus dieser vorsehenden Einrichtung der Gesellschaft Nutzen.

Wenn es aus der Krippe kommt, wird es in der Kinderbewahranstalt aufgenommen. Später erhält es Unterricht in den Anfangsgründen aller menschlichen Kenntnisse, selbst der Malerei und Musik, in den für es gegründeten Schulen.

Der Tag der Lehrzeit kommt heran; es ist dies, wenn man ihn genau betrachtet, der kläglichste Abschnitt in dem Leben des Arbeiters. Aber wie leicht scheinen dem Kinde, welches durch den Frohsinn und die Unschuld seines Alters, durch die Liebkosungen der Mutter und die Rathschläge des Vaters, durch die unendlichen Hoffnungen eines kaum beginnenden Lebens entschädigt wird, alle diese Schmerzen! ..

Mit achtzehn Jahren ist er Arbeiter, er ist frei. Er liebt schon und in einigen Jahren wird er sich verheirathen.

Wir wollen annehmen, daß dieser Arbeiter in seinem zwanzigsten Jahre, wo er weiter Nichts besitzt, als seine Arme und jene in der Elementarschule erworbene Summe von Kenntnissen, welche bedeutender ist, als man glaubt, und die durch die Erfahrung der Lehrzeit und einige Lekture unterstützt wird, wir wollen annehmen, sage ich, daß dieser Arbeiter, einer guten Eingebung folgend, darauf denkt, sich eine Pension für das Alter, eine Hülfsquelle für seine Frau und Kinder, wenn er sterben sollte, zu schaffen.

Zuerst steht ihm die Sparkasse offen. Bei 5 Franken monatlicher Einlage würden dieselben am Ende des Jahres 60 Franken betragen. Nach 20 Jahren, wo der Arbeiter in seinem besten Alter steht, wird sich die Summe seiner Ersparnisse auf 1200 Franken belaufen, welche, durch die Zinsen vermehrt, ein disponibles Kapital von ungefähr 2000 Franken und zu 4 pCt. Zinsen ein Einkommen von 80 Franken bilden.

Nehmen wir indeß an, daß dieser nämliche Arbeiter, in das Alter von vierzig Jahren gekommen, wo die Sorge für die Zukunft die Hauptpflicht des Familienvaters ist, dieses Einkommen von 80 Franken in die Lebensversicherungsbank trägt: zu 3 pCt. Prämiensatz macht dies eine Summe von 2666 Franken, die er seiner Wittwe und seinen Kindern im Fall seines Ablebens sichert und die, zu den 2000 Franken, die er in der Sparkasse besitzt, hinzugerechnet, wenn

dieser voraussehende und weise Vater im 41. Jahre sterben sollte, schon ein sicheres Kapital von 4666 Franken bilden würde. Nehmen wir dagegen an, daß dieser Mann wie früher fortfahre, monatlich 5 Franken nebst den Interessen der ersten Summe, die er zurückgenommen und ausgetheilt hat, in die Sparkasse zu tragen und noch 20 Jahre lebe; mit 60 Jahren würde er ein Kapital von beinahe 7000 Franken besitzen, seine Kinder erzogen haben und wenn er sich nur noch wenig beschäftigen will, ein Alter vor sich haben, dem die Bedürfnisse gesichert sind.

Wir wollen indessen diese interessante Hypothese in einem größern Maßstabe entwickeln.

Wir wollen annehmen, daß in einer unserer großen Städte, Paris, Lyon, Rouen, Nantes 1000 Arbeiter sich vornehmen, von den Vortheilen der Sparkassen und Lebensversicherungsbanken Nutzen zu ziehen und unter einander eine Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung bilden, deren Hauptzweck wäre, sich in den Fällen der Krankheit und der Arbeitslosigkeit so zu helfen, daß einem Jeden neben der Subsistenz auch das Fortlaufen seiner Einzahlungen gesichert wäre. Zuerst könnten diese Arbeiter mit dem Kapitale, welches durch ihre vereinigten Einlagen entstände, unter einander selbst eine Lebensversicherungsgesellschaft gründen, die ihnen außer allen Vortheilen, welche diese Art von Gesellschaften bietet, auch zugleich den Ertrag ihrer Operationen vorbehielte. Es kommt darauf hinaus, daß sie sich selbst viel wohlfeiler als anderswo oder mit derselben Prämie zu einer höhern Summe versichern können.

Also würde ein Arbeiter, wenn er 40 Jahr hindurch mit unmerkbaren Ersparnissen sich eine Summe von 4000 Franken erworben, seiner Familie zugleich durch die aus seinen Ersparnissen fließenden Zinsen eine nochmalige Summe von 3000 Franken, zusammen also 7000 Franken, sichern können, die er seiner Wittwe hinterließe, wenn er in einem Alter von 60 Jahren stärbe, wo der Mensch noch kräftig und arbeitsfähig ist. Siebentausend Franken, das ist die Mitgift vieler Jungfern.

Dieses Beispiel zeigt uns eine der glücklichsten Anwendungen der Fiktionen des Kredits. Es ist wirklich klar, daß der Betrag der versicherten Summen nur ein fingirtes, zum größeren Theile nicht

zu verwirklichendes Kapital ist, wenn man ihn zu irgend einem Zeitpunkte der Dauer des Kontraktes betrachtet. Aber dieses Kapital, fingirt für die Gesellschaft, ist Nichts desto weniger für jeden Versicherten eine Wirklichkeit, weil es nur in den allerkleinsten Bruchtheilen, und nach und nach beim Tode jedes Versicherten ausgezahlt werden muß. Die Lebensversicherung ist ein Analagon des Wechsels und des Bankpapiers, welches sich, statt auf Barren, auf später einkommende Gelder stützt.

Setzen wir endlich voraus, daß eine so organisirte Gesellschaft von Arbeitern sich zwanzig oder dreißig Jahre halte, erneuere und entwickele, — und es wird ein Zeitpunkt kommen, wo diese Gesellschaft plötzlich durch die Vereinigung ihrer Kräfte über mehrere Millionen gebieten kann. Was könnten arbeitsame und nüchterne Männer, dreißig Jahre durch Geduld und Sparsamkeit geprüfte Männer mit einer solchen Macht unternehmen! Und ist es nicht klar, daß eine solche, drei oder vier Generationen hindurch aufrecht erhaltene, und überall wie eine Religion verbreitete Aufführung die Welt reformiren und unfehlbar die Gleichheit herbeiführen würde? Man kann derartige Voraussetzungen bis ins Unendliche vervielfachen, und immer wird man zu dem Schluß gelangen, daß das Proletariat deshalb arm bleibt, weil es sich nicht die Mühe geben will, reich zu werden.

Aber, mein Gott! d. h. ja so viel sagen, als ob wir Narren, als ob wir unvernünftig wären, und nur deshalb leiden, weil wir nicht gesund sind. Ohne Zweifel enthalten unser öffentliches Recht, unsere bürgerlichen und Handelsgesetze, unsere ökonomische Wissenschaft, unsere Krediteinrichtungen millionenmal Dasjenige, was dem Proletariat Noth thut, um sich aus der Noth zu erheben und sich von dieser verhaßten Knechtschaft des Kapitals, von diesem entehrenden Joche der Materie zu befreien, welches die erste Ursache aller Verirrungen des Geistes ist. Um aber das Gesetz dieser Emancipation zu begreifen, muß man mittelst eines transcendenten Gedankens aus dem Cirkel des Wuchers heraustreten; und auf dem Punkte, wo wir in dieser wunderbaren Phase des Kredits angelangt sind, stecken wir tiefer als je im Wucher drin. Wir werden sogleich das

Unrecht des Proletariers, das des Kapitalisten und das der Vorsehung bestimmen.

Nachdem wir gesagt haben, welches bis jetzt die Formen des Kredits gewesen, und was sie werden können, bleibt uns übrig von der Formel zu sprechen, die ihnen gemeinsam ist, und welche der Staatsökonomie so viel gilt, als das Verfahren der Justiz; ich will dadurch die Buchführungskunst bezeichnen.

Der Kredit ist der Vater der Buchführung, eine Wissenschaft, deren ganzes Geheimniß in dem Satze besteht, daß es ohne Gläubiger keinen Schuldner geben kann und umgekehrt. Das ist die Uebersetzung des Satzes: Produkte kauft man mit Produkten, und führt unter einem neuen Ausdruck den Grundantagonismus der Staatsökonomie wieder herbei.

Man wird folgende Einzelheiten über das Rechnungswesen bei den Römern nicht ohne Interesse lesen.

„Die alten Römer hatten jeder ein Register, in welches sie ihre Schulden und ihre Forderungen eintrugen, eine Art Tagebücher, in welche sie unter dem Namen eines Jeden, mit dem sie in Verkehr standen, das Passivum, acceptum, und das Aktivum, expensum, verzeichneten. Ebenso wie das Tagebuch bei uns, wenn es in der vom Gesetze vorgeschriebenen Form geführt und ohne Durchstriche ist, hatten diese Bücher in der Justiz Beweiskraft. Eins von ihnen wurde nomen transcriptitium, Uebertragungsregister, genannt, dies ist das Hauptbuch. Ehe die Posten in dieses letztere eingetragen wurden, legten die Römer, wie wir, dieselben erst in einer Kladde nieder; dies findet sich bei Cicero in der Rede für den Roscius unter dem Namen adversaria bezeichnet, was eine gewisse Kontrole bedeutet. Die Eintragung in das transcriptitium geschah wenigstens alle Monate, indem auf die eine Seite geschrieben wurde, was man bezahlt hatte, expensum, und auf die andere, was man empfangen hatte, acceptum. Endlich wurden diese Bücher, die vollkommen das Soll und Haben darstellen, rationes genannt, weil sie Rechenschaft (raison) von Allem ablegen mußten, was zwischen den Parteien geschah. Dies wäre der Ursprung der Bezeichnung des livre de raison oder des Hauptbuches und der Worte: sociale Berechnung (raison sociale), und der Namen der Herren

Knicker, Harpagon und Kompagnie. Wenn sich Jemand für eine bestimmte Summe verpflichten wollte, so schrieb Der, welcher die Schuld kontrahiren wollte, in seinem Register, daß er sie von Dem empfangen, den er zu seinem Gläubiger haben wollte, dieser Letztere dagegen schrieb in das seinige, daß er sie Dem gegeben, den er zu seinem Schuldner machen wollte. Das Resultat davon war das, was wir in unserem Handelskauderwelsch Kreditiren und Debitiren nennen. Aus der Uebereinstimmung der Register folgte der Kontrakt." (Augier, Geschichte des Kredits.)

Bemerken wir diesen Parallelismus: Debitiren, zum Schuldner machen; sollen (devoir), Schuldner sein: — kreditiren, zum Gläubiger machen; glauben (croire) — dieses Wort hat im Französischen die Bedeutung des lateinischen credere verloren[1]) — anvertrauen zur Benutzung und Eigenthum bis zur vollkommenen Bezahlung überlassen, mit einem Wort Gläubiger sein. Es ist, ebenso wie wir bei dem Korrelativverhältnisse von servire und servare, Sklave sein oder zum Sklaven machen, welches das Verhältniß des Herrn zum Knechte so kraftvoll ausdrückt, gezeigt haben. Die Gegensätze der Ideen, auf denen sich von Tag zu Tag das sociale Gebäude erhebt, hatten sich schon von Anfang an in der Sprache Zeichen gebildet, wie sie später und durch die Aufeinanderfolge von Einrichtungen in den Thatsachen sich kund geben mußten.

Außer dem Grundgegensatze von Kredit und Debet, von Einkauf und Verkauf, der so gut den ferneren Zweck ausdrückt, den wir dem Kredit beigelegt haben, nämlich das Gleichgewicht zwischen Produktion und Tausch herzustellen, enthüllt uns die Buchführung, die man theilweise die doppelte nennt, einen anderen Gegensatz, nämlich den der Personen und der Sachen.

Der Kaufmann öffnet, nachdem er durch sein Soll und Haben jeder der Personen, mit denen er in Geschäftsverbindung steht, ein Konto eröffnet, noch ein anderes auch durch Soll und Haben für alle mögliche Werthe, die er empfangen und liefern mag, und die er in vier oder fünf große Kategorien vertheilt: Kassenbuch, Wechselbuch, allgemeines Waarenbuch, Diverse, welche bei der Liquidation

1) Ebenso ist es dem Worte glauben bei uns ergangen.

oder Aufnahme des Inventariums sich in eine einzige Rechnung auflösen, nämlich in die Rechnung des Gewinns und Verlustes, welche für den Kaufmann das ausdrückt, was der Dekonom Bruttoertrag und Nettoertrag nennt.

Sollte man nicht meinen, daß das Geschick schon vor der Erschaffung der Welt einen Kreis von Forts, von Bastionen und Citadellen um uns gezogen, der unsern Geist gefangen hält und unsere Thätigkeit hindert, sobald sie lebendig zu werden versuchen? Wohin auch die Freiheit sich wendet, sie wird sogleich ergriffen, ohne daß sie jemals eine jener ökonomischen Nothwendigkeiten, die unter dem Scheine, Werkzeuge des Beistandes zu sein, sie nur fesseln und knechten, voraussehen konnten, und ohne daß es ihr möglich war, sich ihrer Banden zu entledigen, und Etwas außerhalb ihres Gebietes zu erdenken. Bevor der Handel und der Ackerbau und die Rechnenkunst, als Kunst der Rechnungsabnahme, erfunden waren, drückte die unwillkürlich sich bildende Sprache, die jeder politischen und ökonomischen Einrichtung vorausgeht, und folglich dem Einfluß der späteren Vorurtheile entzogen ist, schon alle Begriffe der Arbeit, des Borgs, des Kredits und der Schuld, des Mein und Dein, des Werthes und des Gleichgewichtes aus. Die Wissenschaft der Dekonomie existirte; und Kant würde trotz der Dekonomen, die sich rühmen, nur dem gröbsten Empirismus zu glauben, nicht ermangelt haben, die Staatsökonomie, wenn er sich mit ihr beschäftigt hätte, unter die reinen Wissenschaften, d. h. unter die a priori durch eine von den Thatsachen unabhängige Konstruktion der Principien möglichen Wissenschaften zu stellen.

Bei einem Gegenstand, wie der, welchen ich behandle, mußte Alles neu und unvorhergesehen sein. Ich habe lange nachgedacht, weshalb in den zum Unterricht in der Staatsökonomie bestimmten Schriften von A. Smith bis auf Herrn Chevalier nirgends der Buchführung des Handels Erwähnung geschieht. Und ich habe endlich entdeckt, daß die Buchführungskunst, oder bescheidener die Buchhaltung, die ganze Staatsökonomie ist, und daß es deshalb unmöglich war, daß die Verfasser des sogenannten ökonomischen Plunders, welcher in der That Nichts weiter ist, als mehr oder weniger vernünftige Kommentare über die Buchhaltung, Etwas davon gemerkt

hätten. Auch hörte mein Anfangs sehr großes Erstaunen sogleich auf, als ich mich überzeugen konnte, daß eine gute Anzahl Dekonomen sehr schlechte Rechner waren, die durchaus Nichts von Soll und Haben, mit einem Worte Nichts von der Buchführung verstanden. Der Leser mag darüber entscheiden.

Was ist die Staatsökonomie? es ist die Wissenschaft (wir wollen diese Bezeichnung zugestehen) der Rechnungen der Gesellschaft, die Wissenschaft der **allgemeinen Gesetze** der Produktion, der Vertheilung und Konsumtion des Reichthums. Es ist nicht die Kunst, Getreide zu produciren, Wein zu machen, Kohlen zu graben oder Eisen zu fabriciren u. s. w., es ist nicht die Encyklopädie der Künste und Handwerke — es ist, ich sage es noch einmal, die Kenntniß der allgemeinen Verfahrungsarten, durch welche in der Gesellschaft der Reichthum geschaffen, vermehrt, vertauscht und konsumirt wird.

Von diesen allgemeinen Verfahrungsarten, welche für alle möglichen Industrien dieselben sind, hängen das Wohlsein der Einzelnen, der Fortschritt der Nationen, das Gleichgewicht der Vermögen, der Friede nach Innen und Außen ab.

In jedem industriellen Etablissement, in jedem Handelshause gibt es neben den mit der Produktion, mit der Fortschaffung und der Herbeischaffung der Waaren beschäftigten Arbeitern einen höheren Beamten, einen Vertreter, wenn ich so sagen darf, des allgemeinen Gesetzes, ein Organ des ökonomischen Gedankens, damit beauftragt, auf Alles zu achten, was in dem Etablissement in Hinsicht auf die allgemeinen Verfahrungsarten der Produktion, der Cirkulation und Konsumtion geschieht. Dieser Beamte ist der Rechnungsführer. Er allein kann die Wirkung einer wohlverstandenen Theilung der Arbeit schätzen, er allein kann sagen, welche Ersparniß eine Maschine bringt, ob die Unternehmung ihre Kosten deckt oder nicht, wie viel der Verkauf Ueberschuß gewährt hat; wo der beste Absatz ist, d. h. welche Abnehmer zahlungsfähig sind, und welchen anderen nicht zu trauen ist; an welchen Orten man neue Absatzwege zu hoffen hat; er hat den besten Standpunkt, um die Manöver der Konkurrenz verfolgen, die Resultate eines Monopols voraussehen und das Steigen und Sinken lange voraus verkündigen zu können; endlich kann er durch seine Berechnung der Tratten und Rimessen die

Lage des Platzes und der Auswärtigen in dem, was die Bewegung der Handels- und Metallwerthe, und die Cirkulation der Kapitalien betrifft, am Besten kennen lernen. Der Buchführer ist, um es herauszusagen, der wahre Oekonom, dem eine Gesellschaft falscher Literaten seinen Namen gestohlen, ohne daß er Etwas davon gemerkt, und ohne daß diese jemals daran gedacht haben, daß das, was sie mit so großem Geschrei unter dem Namen der Staatsökonomie ausposaunten, nichts Anderes war, als ein flacher Wortkram über die Buchhaltung.

Die Buchführungskunst des Handels ist eine der schönsten und glücklichsten Anwendungen der Metaphysik; eine Wissenschaft — denn sie verdient diesen Namen, so beschränkt sie in ihrem Gegenstand und in ihrer Sphäre ist — welche an Genauigkeit und Gewißheit der Arithmetik und Algebra Nichts nachgibt.

Ich nehme an, daß man einem Mathematiker folgende Aufgabe stelle:

Es ist für die Aufzeichnungen, die jeder Kaufmann von seinen Operationen machen muß, eine solche Art der Registrirung zu finden, daß kein Verkauf, kein Einkauf, keine Einnahme, keine Ausgabe, kein Gewinn, kein Verlust, kein Geschäft, kein Vertrag, keine Bewegung des baaren Geldes, keine Veränderung in dem Kapital von ihm verheimlicht, entstellt, verfälscht, vergrößert oder verringert werden können, ohne daß sich nicht sogleich die Untreue in den Büchern zeigte; so daß die Verantwortlichkeit des Kaufmanns vor dem Gesetz und Dritten gegenüber, wenn das Gesetz und die Dritten Strenge anwenden wollen, vollständig gesichert ist.

Dieser Mathematiker würde, wenn er sich nur mit Zahlen helfen wollte, sehr in Verlegenheit gerathen. Diese Aufgabe hat das Handelsgesetzbuch in den Artikeln 8 und 9 gelöst.

„Artikel 8. Jeder Kaufmann ist gehalten, ein Tagebuch zu haben, welches Tag für Tag seine Aktiva und Passiva, die Operationen seines Handels, seine Geschäfte, seine Akcepta oder Giros, und überhaupt Alles angibt, was er erhält und bezahlt, unter welchem Titel es auch sei, und welches monatlich die für die Unterhaltung des Hauses verwendeten Summen angibt; Alles dies un-

abhängig von den anderen im Handel gebräuchlichen Büchern [1]), welche übrigens nicht unbedingt nothwendig sind.

„Er ist gehalten, alle Briefe, die er empfängt, zu heften und in einem Register die zu kopiren, welche er absendet.

„Artikel 9. Er ist gehalten, jährlich ein Inventarium über seine beweglichen und unbeweglichen Effekten, und über seine Aktiva und Passiva aufzunehmen, selbst zu unterschreiben, und diese Inventarien Jahr für Jahr in ein besonderes zu diesem Zweck bestimmtes Register zu kopiren."

Nun! enthalten diese beiden Artikel nicht die ganze Aufgabe der Staatsökonomie? und ist es nicht lächerlich, Männer zu sehen, welche in der Wissenschaft diesen Schlendrian vertheidigt haben, der gut ist, so lange man ihn als Werkzeug betrachtet, der aber zu verabscheuen ist, sobald man darin das Princip der Gerechtigkeit und Gesellschaft sucht, diese Männer zu sehen, sage ich, wie sie als Oekonomen jenen Kaufleuten, welche sie nachahmen, und welche ihre Herren sind, Vorstellungen darüber machen?

Was weiß also der Oekonom weiter, als was das Handelsgesetzbuch in zehn Zeilen dem Kaufmann vorgeschrieben?

Das Handelsgesetzbuch hat weder über den Preis der Waaren noch über die Abschätzung des Lohnes ein Präjudiz gegeben. Es überläßt diesen Artikel der Willkür des Kaufmannes, dem er allein die Verpflichtung auferlegt, diese Summen, wie groß oder wie klein sie auch seien, in Rechnung zu stellen. Sagen uns also die Oekonomen, diese gewissenhaften und treuen Ausleger, nicht, daß der Werth eine durch sich unmeßbare Sache sei, und ausschließlich von dem Angebot und der Nachfrage abhänge?

Das Handelsgesetzbuch sagt unter dem Titel „Handelsgesellschaften," wo es die Lehre des Civilgesetzbuches entwickelt, im Artikel 1832 und in den folgenden: „die Gesellschaft ist ein Vertrag, durch welchen zwei oder mehrere Personen übereinkommen, Etwas zusammenzulegen mit Rücksicht auf den Gewinn, der daraus ent-

---

1) Diese Bücher sind: das Einkauf- und Verkaufsbuch, das Soll und Haben, das Kassabuch, das Inventarienbuch, das Notizbuch, das Kopirbuch u. s. w.

springen kann u. s. w." Das Handelsgesetzbuch setzt also voraus, daß die Arbeit allein und für sich selbst nicht der Gegenstand einer Gesellschaft und der Stoff eines Handels werden kann. Lehren also die Oekonomen nicht, daß das Kapital produktiv ist, daß die gesellschaftliche Ordnung auf das Monopol gegründet ist?

Es ist unnütz, diese Parallele weiter zu treiben. Die Fragen vom öffentlichen Kredit und von der Steuer sind immer noch Fragen von der Handelsrechnungskunst in ihrer Anwendung auf den Staat. Es war hier Nichts vorhanden, woraus man ein Kapitel Staatsökonomie nach Art der Oekonomen machen konnte. Wenn die Staatsökonomie noch eine Philosophie der Buchhaltung wäre! Aber es ist mit diesem Allen Nichts; die Staatsökonomie ist nur ein unbeholfener Kommentar zu den Artikeln 8 und 9 des Handelsgesetzbuches, welche für sich selbst den Stoff zu tausend Bänden in sich tragen.

Ich werde Alles zusammenfassen und sagen:

Das Handelsgesetzbuch hat durch die Anwendung des metaphysischen Prinzips, daß jeder Gläubiger einen Schuldner voraussetzt und umgekehrt, so wie dadurch, daß es jeden Kaufmann verpflichtet, Tag für Tag seine Aktiva und Passiva und alle seine Operationen aufzuzeichnen, den wahren Grund zum Kredite gelegt, und das unwiderstehliche Werkzeug zukünftiger Gleichheit geschaffen.

Aber daraus, daß die Buchführungskunst an und für sich das Maß der Werthe nicht in sich schließt, daraus, daß sie gleichgiltig gegen die Summen bleibt, welche unter den Rubriken Soll und Haben stehen, daraus, daß sie leidenschaftslos wie die Arithmetik, von der sie einen so häufigen Gebrauch macht, eben so leicht den Ruin des Kaufmanns, als seinen Reichthum, die Beraubung des Arbeiters, als auch die Gerechtigkeit des Herrn konstatirt, aus diesem Allen folgt nicht, daß der Gesetzgeber aus der Unbeständigkeit des Vermögens ein Gesetz hat machen wollen. Und die Oekonomen nahmen das als entschieden an, was nur vorläufig entschieden war, sie sprachen mit dem Oekonomen über Etwas, wovon das Herkommen Nichts wissen konnte, und was dieses bei genauerer Prüfung zuletzt als falsch erklärt haben würde, und haben so zugleich ihre Mission als Philosophen verfehlt und als Kritiker ihre Kompetenz verloren.

Die Handelsbücher sind unbestechliche Zeugen, welche der Kauf-

mann in seinem Hause auf seine Kosten wie eine Kompagnie von Gerichtsdienern unterhalten muß, die stets bereit sind, ihn anzuklagen, wenn er ein Schelm ist, so wie ihn zu rechtfertigen im Fall eines Bankerots, wenn er ein ehrlicher Mann ist. Die Oekonomen haben aus dieser ganz passiven Rolle, aus dieser Gleichgiltigkeit des algebraischen Zeugen geschlossen, daß es kein Gesetz des Tausches gebe; der wahre Philosoph wird dagegen daraus schließen, daß mit solchen Werkzeugen die Gleichheit gerettet wird, wenn eben das Gesetz des Tausches entdeckt ist.

Die Handelsbuchführungskunst muß die ganze Welt umfassen, das Hauptbuch der Gesellschaft eben so viel einzelne Kontos haben, als es Individuen gibt, eben so viel verschiedene Artikel als Werthe hervorgebracht werden.

Wenn diese Zeit der Gleichheit gekommen sein wird, werden die Politik und die Repräsentativverfassung, die eklektische Oekonomie und der kommunistische Socialismus so verachtet sein, als sie es verdienen; die Monarchie, die Demokratie, die Aristokratie, die Theokratie, welche alle zusammen Tyrannei bedeuten, werden der regenecirten Jugend als eben so merkwürdige Dinge vorkommen, wie die formellen Qualitäten, wie die Atome mit Häkchen, wie die Heraldik und wie das Kauderwelsch der Theologen.

§. 3.

Lüge und Widerspruch des Kredits. — Seine vernichtenden Wirkungen.

Die Vorsehung scheint, indem sie den Menschen auf den wunderbaren Weg des Kredits leitete, den Zweck gehabt zu haben, im Schoße der Gesellschaft eine allgemeine Versicherungsanstalt zur Verbreitung und fortwährenden Unterhaltung der Noth zu stiften.

Bisher hat man bei jeder Entwickelungsstufe der politischen Oekonomie die Spaltung zwischen Herrn und Lohnarbeiter, zwischen Kapitalist und Arbeiter immer tiefer werden sehen. Die Maschinen und die Konkurrenz, das Monopol, die Organisation des Staates, die Einfuhrverbote und die freie Einfuhr, Alles was das menschliche Genie zur Unterstützung der arbeitenden Klassen ausgedacht, ist beständig zum Nutzen des Privilegiums und zu der immer erstickendern Unterdrückung der Arbeit ausgeschlagen. Es handelt sich jetzt darum,

das Werk zu sichern, den Platz gegen die feindlichen Einfälle zu befestigen und den Besitzer gegen die Angriffe des Besitzlosen zu wahren. — Aber auch diese Sicherheit muß der Beraubte noch bezahlen; denn es steht geschrieben: **Alles durch den Arbeiter und Alles gegen den Arbeiter.**

Tagelöhner, Arbeiter, ihr Männer der Arbeit, ihr Männer, die ihr producirt, sagt man zu ihnen mit einer Emphase voll Schmeicheleien, für euch, zur Unterstützung eures Alters haben wir diese Sparkassen eingerichtet. Kommt, bringt eure Ersparnisse. Wir werden sie gut und sicher aufheben, wir werden euch Zinsen dafür bezahlen, ihr werdet unsere Rentiers und wir eure Schuldner sein. — Arbeiter! ihr leihet vom Wucher und da ihr nie wieder bezahlt, nimmt man euch euer Eigenthum, kommt in unsere Hypothekenbank. Wir nehmen Nichts für die Eintragung, wir verlangen keine Wiederbezahlung und gegen einen kleinen Zins seid ihr nach sechs und dreißig, fünf und vierzig und funfzig Jahren frei. — Fabrikanten, Kaufleute, Industrielle! euch fehlt das Geld, aber ihr wißt nicht, daß eure Hammerwerke, eure Utensilien, eure Häuser, eure Kundschaft, euer Talent, eure Rechtschaffenheit eine goldreiche Mine sind! Wir wollen diesen Sand wegwaschen und das edle Metall, das er bedeckt, zu Tage fördern; und wenn dies geschehen, wollen wir euch Alles wieder geben gegen einen kleinen Abzug. — Familienväter! wollt ihr nach eurem Tode euren Töchtern eine Mitgift, euren Wittwen eine Pension, euren kleinen Kindern einen Nothpfennig sichern? Wir verlangen von dem Tage eurer Eintragung an nur einen Zins von der Summe, die wir euch einst bezahlen müssen, im Verhältniß eures Alters.

Und ihr werdet arbeiten und werdet ohne Sorgen leben und das Gold wird in Strömen fließen, ihr werdet reich sein, reich und glücklich, denn ihr werdet Arbeit, Absatz, eine Rente, Ausstattungen, Erbschaften, überall Nutzen haben!

Mit einem Worte stoße ich dieses Gerüste um und mache die Mystifikation des Kredits zu nichte.

Der Kredit verlangt seinem Wesen und seiner Bestimmung nach eben so wie die Lotterie stets mehr, als er gibt, und kann nicht weniger verlangen, als er gibt, sonst wäre er nicht der Kredit. Es

findet also stets eine Beraubung der Masse statt und, wie man es auch verstecken mag, eine Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital ohne Gegenseitigkeit.

Zuerst lügt der Kredit, wenn er sich Jedermann anbietet.

Auf der einen Seite sagt uns der schwätzerische und seelenverkäuferische Oekonom:

„Der allein kann hoffen, Kredit zu genießen, der ein ehrlicher Mann ist, der ehrenhafte Gesinnungen hat, seinem Worte treu bleibt und der Sklave seiner Verbindlichkeiten ist. Kredit und Vertrauen sind gleichbedeutend. Wo und gegen wen sollte das Vertrauen bestehen, wenn nicht da, wo die Redlichkeit in Achtung steht und gegen Männer von erwiesener Moralität? Wir sollten ferner nicht von der Liberalität eingenommen werden, welche die mit reichen Hilfsquellen versehenen und in einem guten Geiste verwalteten Kreditinstitutionen darbieten? Die Aufgabe dieser Institutionen ist in der That die, die Arbeitswerkzeuge, die Lebenssubstanz der großen oder kleinen Unternehmungen, den Nerv der Industrie, mit anderen Worten die Kapitalien aus den Händen der Besitzer, welche sie selbst nicht geltend machen wollen, oder die es nicht verstehen, oder keine Zeit dazu haben, in andere zu ihrer Nutzbarmachung geschicktere und sichere Hände übergehen zu lassen. Da also, wo es einen wohlorganisirten Kredit gibt, ist der Mann, welcher nebst Klugheit, Arbeitsliebe und industrieller Geschicklichkeit, Redlichkeit besitzt, sicher, daß ihm das Mittel nicht fehlen wird, mit der Zeit sich einen Wohlstand zu gründen, sich mit der Zeit jene Lage zu schaffen, welche der alte Dichter die goldene Mittelmäßigkeit nannte, welche die Engländer mit dem Namen Unabhängigkeit bezeichnen und welche den Menschen die besten Garantien bietet. Einmal bis hierher gelangt, halten die Menschen mit einigen Ausnahmen gern inne und schlagen ihr Zelt auf, ohne weiter zu blicken. Was aber gerade die Ausnahmen, die begabten Naturen betrifft, so ist es ihnen, wenn sie einmal auf diesem Punkte sind, leicht, sich durch den Kredit zu jenen hohen industriellen Stellungen zu erheben, welche mit den höchsten gesellschaftlichen Stellungen auf gleicher Stufe stehen, und von denen man so leicht zu den bedeutendsten Staatsämtern gelangt, wovon wir in unserer liberalen Gesellschaft so viele glänzende Beispiele finden. Seit

fünfzehn Jahren haben Sie zwei Kaufleute, zwei Männer, die sich empor geschwungen, indem sie die Wege des Handels verfolgten, zu der ersten Würde des Staates, zu der eines Präsidenten des Ministerrathes gelangen sehen! ..." (M. Chevalier, Cours d'économie politique. Discours d'ouverture de 1845.)

Wir wollen nun den philosophischen und strengen Oekonomen hören, und versuchen seine Lehre richtig aufzufassen.

„Der Kredit ist nicht eine Anticipation der Zukunft, nicht eine ihr Wort nicht haltende Täuschung, die die Kapitalien nur vernichtet, statt sie zu schaffen. Der Kredit ist die Verwandlung der stagnirenden und gefesselten Kapitalien in zirkulirende und freie Kapitalien, also muß der Kredit sich auf Wirklichkeiten und nicht auf Erwartungen stützen, er verlangt Hypotheken und keine Hypothesen .... Ex nihilo nihil fit; wenn man also schaffen will, so weise man Materialien auf und bringe nicht das zum Vorschein, was als Werkzeug zum Schaffen geschaffen sein muß; es ist dies nur ein fehlerhafter Zirkel .... Das innerste Uebel, welches den Kredit untergräbt, besteht darin, daß man den Zweck statt der Mittel setzt." (Cieszkowski, vom Kredit und der Circulation.)

Bewundernswerth im Ausdruck, aber zur Verzweiflung in der Logik! Also wird der Kredit in einer guten und vernünftigen Oekonomie nicht der Person, sondern der Hypothek gewährt; der so großartig als die Verwandlung der gefesselten Kapitalien in cirkulirende Kapitalien definirte Kredit ist der widerrufbare Tausch irgend eines Kapitals gegen Geld, ein Verkauf auf Wiederkauf. Also ist der Kredit, trotz der Etymologie des Wortes, Mißtrauen, weil der Mensch, der Nichts besitzt, niemals Kredit erhalten wird. Vielmehr ist er es, der, um zu leben, zum Dienen gezwungen, fortwährend einem Unternehmer seine Arbeit acht, vierzehn Tage oder einen Monat auf Kredit liefert!

Und man redet davon, den Kredit zu organisiren, als wenn der Kredit etwas Anderes wäre, als die Cirkulation einer Waare, welche sich nur Diejenigen verschaffen können, die Kapitalien besitzen, auf welche man Hypothek geben kann! Redet doch davon, das Pfand des Kredits zu organisiren, denn das ist es, was fehlt; das Pfand des Kredits, hört ihr? Das heißt, den Landbesitz, die Industrie und

die Arbeit. Der Kredit wird den Realitäten nie fehlen; das Vertrauen auf die Dinge ist ohne Grenzen; das Vertrauen zum Manne, der Kredit für Personen fehlt überall. Also noch einmal, es handelt sich vorzüglich darum, das Pfand des Kredits und Gründe zum Vertrauen gegen die Individuen zu schaffen. Und davon reden, der Arbeit Kredit zu schaffen, bevor die Arbeit vollständig geordnet, heißt den Schatten einer Eisenbahn bauen, um Schatten von Reisenden in Schatten von Wagons zu befördern.

Also ist der Kredit für den Arbeiter unerreichbar, ohne unmittelbaren Einfluß auf sein Geschick, als wenn er für ihn gar nicht da wäre. Es ist die goldene Frucht der Hesperiden, bewacht von einem nimmer schlafenden Drachen, die nur durch den tapfern Mann gepflückt werden darf, der auf seinem Schild das Medusenhaupt, die Hypothek führt. Der Kredit hat Nichts mit den Armen, mit den Tagelöhnern, mit den Proletariern zu schaffen, für diese ist der Kredit eine Fabel. Denn der Kredit kann und darf sich nur auf Realitäten, nicht auf zu erwartende Dinge stützen; der Kredit ist etwas Sächliches und nicht etwas Persönliches, wie die Rechtslehrer sagen. Damit diese Regel umgestoßen und ihr Gegentheil angenommen werden kann, müssen durch die Reaktion der Arbeit gegen das Kapital alle angeeignete Reichthümer wieder Kollektivreichthümer werden, müssen alle aus der Gesellschaft gegangenen Kapitalien in die Gesellschaft zurückkehren, mit einem Wort die Antinomie muß gelöst werden. Aber jetzt wird der Kredit nur ein untergeordnetes Werkzeug des Fortschritts sein, er wird in der allgemeinen Association verschwinden.

Weil der Kredit lügt, stiehlt er auch. Der Zusammenhang dieser beiden Ideen ist eben so nothwendig, als der der Unproduktivität und der Noth. In der That, der Kredit ist die im größten Maaße stattfindende Organisation der Herrschaft des Geldes und der Produktivität des Kapitals; zwei Fiktionen, die mit einander kämpfen und sich vereinigen, um die Unterjochung des Arbeiters vollständig zu machen.

Werden wir nicht müde, auf die Prinzipien zurückzugehen.

Wie zwischen dem Kapitalisten und Arbeiter eine Herrschaft und Abhängigkeit statt findet, da mit anderen Worten das Kapital

eine unvermeidliche Feudalität in der Gesellschaft einführt, eben so findet zwischen dem Gelde und den anderen Waaren eine Herrschaft und Unterordnung statt. Die Rangordnung der Dinge bringt die Rangordnung der Personen hervor. Selbst dann, wenn nach dem System Ricardos oder dem des Herrn Cieszkowski aller Tausch durch die Vermittelung von Billets oder von Besitztiteln auf loszumachende Kapitalien geschähe, würde die geprägte Münze noch immer der heimliche Gott sein, der in seinem tiefen Müßiggang und seiner königlichen Gleichgültigkeit den Kredit beherrschte, weil nach seinem Muster die cirkulirenden Werthe nicht gemacht, sondern erdacht werden würden, weil die Münze fortwährend ihr Maaß sein würde, weil der Stempel derselben gewissermaaßen dem Papier aufgedrückt wäre, weil dieses letztere in der öffentlichen Meinung und im Handel Glauben und Kredit nur dann finden würde, wenn man wüßte, daß es stets zu jeder beliebigen Zeit in Geld zahlbar ist, und weil endlich trotz dieser Allgemeinheit der Fiktion die thatsächliche Feststellung der Werthe nicht weiter gekommen sein würde, als früher.

Was hätte man in der That durch diese Centralbank erreicht, welche für Milliarden Rentenbillets emittirt, für welche die Besitzungen des Staats und alle Immobilien des Landes verpfändet sind? Man würde ein ungeheueres Steuerregister angefertigt haben, in Folge dessen die Grundkapitalien und die Arbeitswerkzeuge, *in Gelde abgeschätzt*, beweglich und übertragbar gemacht, mit einem Worte in die Cirkulation hineingezogen wären und zwar einzig mittelst eines Goldstückes. Statt vier Milliarden, die heutzutage den Betrag des Umsatzes in Frankreich bilden sollen, würde dieser Umsatz schnell zu der Zahl von zwanzig oder dreißig Milliarden steigen; und man muß zu Ehren der Prinzipien hinzufügen, daß dieses ungeheuere Cirkulationsmaterial wegen der Mannichfaltigkeit des Pfandes nicht an seinem Werthe verlieren würde. Man würde das Phantom der Werthfeststellung haben, welche jede Waare gleich umsatzfähig macht wie das Gold; aber man würde nicht die Wirklichkeit dieser Feststellung haben, weil die zu Münzen gemachten Kapitalien, um in den Handel zu gelangen, einen vorläufigen Abzug zur Garantie ihres Nominalwerthes erleiden müßten.

Es ist also, wie mir scheint, dargelegt, daß der Kredit den

Zweck der Staatsökonomie nicht erfüllt, welcher darin besteht, alle socialen Werthe nach ihrer natürlichen und gesetzlichen Schätzung festzustellen, indem man ihre Verhältnißmäßigkeit bestimmt. Der Kredit dagegen zeigt durch die Freimachung der beweglichen und unbeweglichen Werthe nur ihre Unterordnung unter das baare Geld auf. Er konstatirt das Königthum des letzteren und die Abhängigkeit aller Werthe; statt eine freie Cirkulation zu schaffen, wirft er auf alle Werthe einen Zoll durch den Abzug, den er sie erleiden läßt, um sie cirkulationsfähig zu machen. Mit einem Worte, der Kredit befreit das Problem von den Finsternissen, die es umhüllen, aber er löst es nicht.

Dies gesteht Herr Cieszkowski überdies ein.

„Die Ausbeutung des Kredits und des Umsatzes, sagt er, ist die Ausbeutung der idealisirtesten und allgemeinsten Werthe einer Nation; es ist eine Industrie, wenn man will; aber eine Industrie, die sich nicht auf diesen oder jenen Bruttowerth oder Nettowerth, sondern auf die allgemeine Quintessenz aller Werthe, auf ein sublimirtes Produkt aller wirklichen Reichthümer wirft, nach dessen Befreiung der Niederschlag der Sublimation fast nie mehr als ein caput mortuum zeigt.“

Folgendes ist das Manöver des Kredits. Er beginnt damit, den Reichthum zu verallgemeinern und zu sublimiren (indem er das zu 4 schätzt, was 6 werth ist) indem er die Werthe (Arbeitswerkzeuge und Produkte), welche noch eine unvollkommene Tauschfähigkeit besitzen, auf einen einzigen Typus (das Geld) zurückführt. Dann läßt er alle diese verallgemeinerten und sublimirten Werthe nach einem Centralorgan, dem Palaste des Geldes zusammenlaufen, wo das Mysterium vor sich geht.

Geben wir uns zum letztenmal Rechenschaft von der Operation, indem wir sie von allen Seiten betrachten.

Zuerst setzt der Kredit, indem er der Münze eben so viel Gestalten gibt, als gefesselte Kapitalien vorhanden sind, die Metallwerthe nicht herab. Indem das Gold und das Silber ihren Preis und ihre Macht behalten, vertreibt das Kreditpapier, obgleich ihres Gleichen und ihnen in einem Sinne überlegen, weil es Interessen trägt, dieselben nicht; vielmehr zeigt es im Gegentheil, indem es, wie jene,

die gefesselten Kapitalien umsatzfähig macht, das Verhältniß, in dem sie unter einander stehen, an. Es ist nicht die Münzwaare, welche vermehrt wird, wie dieses der Fall wäre, wenn man die Metallmasse verdoppelte oder wenn man plötzlich eine Milliarde Assignaten ausgäbe; es ist der sociale Reichthum selbst mit seiner unendlichen Mannichfaltigkeit und seinen unzähligen Formen, der in Bewegung gesetzt wird. Es ist ein neuer Schritt, kurz ein Riesenschritt, zu jener allgemeinen Feststellung des Werthes hin, welcher der Endzweck der Staatsökonomie ist. In der That handelt es sich, um diese Feststellung definitiv zu machen, nur darum, im Kredit die Gleichheit an die Stelle des Rangunterschiedes zu stellen, jeden Werth umsatzfähig zu machen nicht allein mit Abzug und Diskonto, sondern auch al pari, was der wesentliche Charakter der Münze ist.

Dies ist die Kluft, auf deren anderer Seite der Arbeiter und der Kapitalist gleich werden, die Kluft, welche der Kredit nicht überspringen kann ohne aufzuhören, Kredit zu sein, d. h. ohne sich in Gegenseitigkeit, Sammtverbindlichkeit und Association zu verwandeln, mit einem Worte ohne die Knechtschaft der **Zinsen** verschwinden zu lassen.

Der Zins, der Wucher, das Regal, der Zehnt oder wie ich es früher nannte, das Heimfallrecht ist das wesentliche Attribut des Kapitals, der Ausdruck seiner Prärogative und folglich die conditio sine qua non des Kredits. Hört dieser Zins durch die Befreiung der liegenden und beweglichen Kapitalien und durch die Gründung von Rentenscheinen auf? Weit hievon entfernt, äußert er seine Thätigkeit in einem größeren Maaßstabe, in größerer Allgemeinheit, mit größerer Regelmäßigkeit und größerer Beständigkeit. Es ist also noch Nichts in der socialen Verfassung geändert, und der Widerstreit, auf dem sie ruht, hat nur einen Zuwachs an Lebendigkeit und Kraft erhalten.

Worin besteht nun der Mechanismus des Zinses und welches ist seine Beschaffenheit?

Er will, daß der Reinertrag einen Ueberschuß aus dem Rohertrag gebe (man sehe weiter oben das sechste Kapitel); er will fortwährend ein fingirtes Kapital stiften, einen nominellen Reichthum, eine Ausgabe, der keine Einnahme vorhergegangen, ein unauffind-

bares Aktivum; d. h. mit einem Worte, er setzt das Unmögliche voraus, und will als Folgerung fortwährend den Reichthum aus den Händen Derer, welche produciren und nach der Fiktion Kredit erhalten, in die Hände Derer fließen lassen, welche nicht produciren, die aber nach derselben Fiktion Kredit geben. Es ist dies ein drei- oder vierfacher Widerspruch.

Der Kapitalist also, welcher über die Metallwerthe verfügt, die allein festgestellt sind und allein bei jedem Tausch angenommen werden, der Kapitalist, sage ich, nimmt, wenn er den Arbeiter unterstützen, den Handel und die Produktion begünstigen und, so viel er kann, zum öffentlichen Wohle beitragen will, die Besitztitel seiner Schuldner als Pfand, und gibt ihnen dagegen entweder Geld oder auf sich selbst gezogene Wechsel, was seinen Gewinn verdoppelt; Alles gegen Zinsen, wodurch dasselbe baare Geld, welches geliehen worden ist, fortwährend in die Bank zurückkehrt, ohne daß es deshalb aufhörte geschuldet zu werden. Und da die geliehenen Summen, welche durch den Wucher zurückkehren, fortwährend wieder geliehen werden, kommt es bald dahin, daß der Boden, die Häuser und das ganze nationale Mobiliarvermögen den Bankiers verpfändet und zur Hypothek verschrieben sind. Diese Bewegung der Veräußerung besitzt eine so großartige Geschwindigkeit, daß man sie nur mit der der Himmelskörper vergleichen kann. Der Doktor Price hatte berechnet, daß eine Dezime vom Anfang der christlichen Zeitrechnung bis zum Jahre 1772 auf Zinseszins angelegt mehr Gold machen würde, als 150 Millionen Kugeln von der Größe der Erde enthalten könnten.

Wird das Geld, welches allemal sogleich zurückgenommen wird, wenn es verliehen wird, und welches folglich mit um so größerem Eifer wieder verlangt wird, einmal fehlen? — Der Bankier gibt seine Scheine, sein Papiergeld aus, welches trotz kleiner Unfälle und trotz einiger Täuschungen bald eben so gut wie das baare Geld und stets mit wachsender Nachfrage zu ihm zurückkehrt.

Genügt das Bankpapier, von der Hypothek unterstützt, nicht mehr? Man schafft Rentenscheine, man setzt Alles, was an Kapitalien noch vorhanden ist, in Umlauf; man erfindet neue Amortisationsverfahren; man verringert den Zinsfuß, die Vertragskosten,

man verlängert die Termine . . . Da es aber zuletzt unmöglich ist, daß das Kapital umsonst verliehen werden kann, da es nicht möglich ist, daß es so zurückkomme, wie es ausgegeben, da endlich der Zins des Kapitals, so schwach er auch sei, sogleich das Kapital selbst mit Gewinn bis in die Unendlichkeit erzeugen muß und fortwährend den Ueberschuß übertrifft, den die Arbeit dem Producenten läßt, ist die Nothwendigkeit vorhanden, daß sich in einer Nation die Arbeit gewissermaaßen fortwährend zum Nutzen des Kapitals veräußert, und daß fortwährend der Bankerot und die Noth das Gleichgewicht herstellen.

Als der Doktor Price und sein Schüler Pitt ihre Berechnungen über den Zins auf Zins aufstellten, bemerkten sie nicht, daß sie den Widerspruch des Kredits mathematisch bewiesen. Die Mannichfaltigkeit der Formen, die Feinheit der Kombinationen, die Leichtigkeit des Transportes, der der Einlösung bewilligte weite Spielraum, alles das dient zu Nichts. Das Gleichgewicht kann nur unter der Bedingung bestehen, daß man den Kredit auf sich selbst zurückkommen läßt, d. h. indem man den Kapitalisten und den Arbeiter in gleichem Grade zu Gläubigern und Schuldnern macht; ein Ding, das unter der Herrschaft des Monopols unmöglich ist.

Wenn diese allgemeine Befreiung der Kapitalien, diese Herrschaft der Rentenscheine, wo das Geld als schwach gewordener Götze in die Flucht geschlagen wird, so schnell als möglich käme, so würden wir die Menschheit, welche die Dichter als die Braut Gottes und die Königin der Natur schildern, wie eine Buhlerin mit flammenden Augen und keuchender Brust an einem Spieltisch sitzen sehen, für das Spiel producirend, kaufend, verkaufend, spekulirend, fortwährend für das Spiel. Dann werden die Arbeitswerkzeuge zugleich zum Einsatz und zu Werkzeugen des Spieles geworden sein; die Märkte werden sich in Börsen und die Straßen in Spielhäuser verwandeln; die Schifffahrt wird Seeräuberei sein; jede Kunst und jede Wissenschaft wird eine Fabrik von Nachschlüsseln, von Meißeln, von Brecheisen und Sägen zum Diebstahl sein. Ferner wird es schreckliche Selbstmorde, grausame Rachen geben, die Auflösung, die Plünderung und die Anarchie wird allgemein sein; hierauf wird die

ermattete aber nicht gesättigte Gesellschaft ihre höllische Runde wieder beginnen.

„Ist nicht zu fürchten, ruft beim Anblick dieser schrecklichen Zukunft Herr Augier aus, daß, da die Gewohnheit die Schamlosigkeit in ihrem Gefolge mit sich führt, die menschliche Familie eine Diebeshöhle oder eine Gesellschaft systematischer Bankerottirer werde, die durch Gesetze, welche die Billigkeit verspotten, geleitet werden und sich heuchlerisch gegen die Gerechtigkeit verbündet haben, welche die ehrlichen Leute zu allen Zeiten heimisch zu machen gesucht haben? Ist endlich nicht zu fürchten, daß Sitten, die selbst in der Vergangenheit ohne Beispiel sind, angenommen werden und das erneuern und ausführen, was man in den vereinigten Staaten Amerikas in acht und vierzig Stunden hat geschehen sehen, den Bankerot von hundert Banken auf einmal, den der Regierungsbank und als Folge, was noch zum Schauspiel fehlte, den aller Bürger in einem Tage? Es ist dies ein passender Gegenstand für einen feenhaften Traum in den Bagnos, ein Agrargesetz ganz neuer Art!“

Wie soll man noch daran zweifeln? Unter der Herrschaft des Monopols ist die Organisation des Kredits der Einsatz des socialen Vermögens in eine Lotterie; es ist der Aussatz des ganzen Vermögens der Nationen beim Spiel, der fortwährend verloren wird und fortwährend durch den Bankerot wieder eingebracht wird. Während der Unterschied des Bruttoertrags und des Nettoertrags in der Gesellschaft, die einzige wahre Ursache des Pauperismus, unbemerkt bleibt, weil er durch den Lärm der Wissenschaft und durch den Wechsel der äußeren Bekleidung verdeckt wird; während der Fortschritt der industriellen Mechanik, die Kämpfe der Konkurrenz, die Bildung großer Kompagnien, die parlamentarischen Agitationen, die Fragen über den Unterricht, über die Steuer, über die Kolonisation, über die äußere Politik die öffentliche Aufmerksamkeit absorbiren und von ihren großen Interessen abziehen, bereitet sich der Kredit durch die Verallgemeinerung der Werthe, durch ihre Entfesselung und durch ihr Zusammenfließen in eine einzige Niederlage darauf vor, dieses System der Noth zu entschleiern und uns die mathematische Unmöglichkeit unserer socialen Ordnung zu beweisen.

Die Staatsökonomie leitet die sociale Bewegung im Sinne der

Feststellung der Werthe und trachtet danach über der Gesellschaft das Problem der ewigen Bewegung zu lösen, ein Problem, welches die Mechaniker und Oekonomen mit gleicher Uebereinstimmung für unlösbar erklären, weil sie die Voraussetzungen der Lösung nicht besitzen. Die Bewegung kann ewig sein, aber unter einer Bedingung, nämlich daß sie eine freiwillige, durch eine innere Kraft und nicht durch eine außerhalb der Maschine befindliche Kraft hervorgebrachte ist. So findet im Universum eine ewige Bewegung statt, weil hier die Bewegung aus einer der Materie inwohnenden Kraft, aus der Attraktion entspringt; eben so ist das Leben im Thiere ewig, weil es aus einer dem Organismus inwohnenden, den Organismus schaffenden Kraft entspringt, die in einem gewissen Maaße fähig ist, die Elemente desselben zu beherrschen. Und da es in der Natur des Lebens liegt, durch die Organisation selbst das zu vergrößern, was ihm im Wege steht, so kommt ein Augenblick, wo das Leben der molekularen Attraktion unterliegt, wo eine Spontaneität der anderen Spontaneität erliegt; aber das Leben an sich, so wie die Attraktion, ist ewig.

Eine solche Kraft ist auch die, welche die Gesellschaft belebt und entwickelt, eine unwillkürlich wirkende, unvergängliche Kraft, wovon unsere Widersprüche gewissermaaßen nur die Schwingungen sind. In der Voraussetzung des Kredits läßt der Mensch aus dem Privilegium nur Privilegium und immer Privilegium, d. h. aus einer Veräußerung die producirende Kraft hervorgehen, jene Kraft, welche der Arbeit inne wohnen und folglich ihren Sitz im tiefsten Innern der Gesellschaft haben muß. Braucht man zu erstaunen, daß der Kredit mit allen seinen Kombinationen durch das Geschick zur Unbeweglichkeit und zum Tode kommt? Das Privilegium, von welchem man glaubt, daß es durch den Kredit der Arbeit einen Anstoß gebe, das Privilegium dauert nur so lange, als der producirende Arbeiter sich zu seinen Gunsten berauben kann, ohne unterzugehen. Und da es durch die Theorie des doppelten Zinses bewiesen ist, daß das der Arbeit geliehene Kapital alle vierzehn Jahre zweimal geschuldet wird, so folgt daraus, daß in einer vollkommenen Organisation des Kredits die Arbeit alle vierzehn Jahre die Kapitalien verliert, welche sie in Bewegung setzt. Die Folge davon ist die, daß das Gleichgewicht

der Kapitalien sich nur durch den Bankerott wieder herstellt, was so viel heißt, als daß das Gesetz der socialen Entwickelung durchaus nicht das Gesetz des Kredits ist, und daß wir, um uns mit dem Princip, welches die Welt treibt, in Einklang zu versetzen, damit beginnen müßten, die aus dem Besitz zu vertreiben, welche besitzen; und dies ist unmöglich, so lange unsere früheren Widersprüche nicht gelöst sind.

Man mag nun also sagen und unter allen möglichen Formeln wiederholen, daß der Kredit sich auf Realitäten und nicht auf zu erwartende Dinge stützen muß; mag man Hypotheken und nicht Hypothesen verlangen, diese ganze Theorie, die für Jeden unangreifbar ist, der seinen Standpunkt im Schlendrian des Privilegiums nimmt, wird als durchaus ohnmächtig und der Falschheit überwiesen erfunden, weil die Kapitalien, in ihrer Gesammtheit in der Gesellschaft betrachtet, zuletzt keine andere Hypothek haben, als sich selbst, und weil sie, wenn sie sich auf Kredit weggeben, sich auf keine andere Realität stützen können, als auf die ihrige. Law setzte sich mit einem Sprung über diese ganze Spiegelfechterei des Kredits hinweg, und zeigte mehr Kühnheit als die Theoretiker unseres Jahrhunderts, indem er den Kredit auf einen Mythus gründen wollte (man mußte die Einbildung wol als Etwas annehmen) und indem er sich sagte: Die Theorie zeigt, es ist wahr, daß der Kredit reell sein muß. Aber da in der Gesellschaft das Wachsen der Zinsen unglücklicherweise die Zahlungsunfähigkeit des Entlehners herbeiführt, so ist es unvermeidlich, daß der Kredit, welcher Anfangs etwas Sächliches war, zuletzt ganz persönlich wird, d. h. sich auf Luftschlösser stützt. Es ist nun also besser, daß die Person des Staates der Schuldner sei, als jeder Andere; was die moralische Hypothek betrifft, so ist er die sicherste Person. Und weil dieser Schuldner allmächtig ist, so folgt daraus, daß er, umgekehrt wie jeder andere Schuldner, statt Kredit zu nehmen selbst Kredit gibt.

Man stelle sich, wenn es möglich ist, vor, welcher geistigen Qual dieser Mann mitten in allen diesen Widersprüchen, von denen damals Niemand das Geheimniß kannte, zur Beute werden mußte; welchem Schwindel er später unterliegen mußte, als er am Ende seiner Rechnung alle seine Kombinationen auf die Umwälzung, auf

den abscheulichen Bankerott, wie Mirabeau sagte, hinauslaufen sah. Wir haben nicht weniger als fünfzig Jahre einer philosophischen Entwickelung gebraucht, die in der Geschichte nicht ihres Gleichen hat, um zu begreifen, wer dieser Law war, dieser Mann von überlegenem Geiste, dieser kühne Abenteurer, der eine unmögliche Konstruktion, die ewige Bewegung der Gesellschaft durch den Kredit, suchte, und der mit einer wunderbaren Genauigkeit räsonnirend stets eben durch seine Logik auf das Nichts geführt wurde. Man beurtheile, ob dieser Mann von Denen bewundert werden mußte, die ihn zu verstehen glaubten, und von Denen geschmäht, die ihn nicht verstanden! Law hatte ohne Zweifel ein unbestimmtes Gefühl von jenem schrecklichen Widerstreit, den er wie den Stein der Weisen von Königreich zu Königreich trug; denn wir können nicht zugeben, daß er sich über den Werth seiner Mississippiaktion einer Täuschung hingegeben. Aber es war ihm unmöglich, sich über einen Zweifel Rechenschaft zu geben, welchem die Theorie widersprach; und durch die Ereignisse gedrängt, überzeugt, sich nicht von dem gewöhnlichen Herkommen entfernt zu haben, entschloß er sich, das Unbekannte zu versuchen, auf die Gefahr hin, ein Reich um eines metaphysischen Versuches willen zu stürzen und sich dann mit den Verwünschungen Aller belastet zurückzuziehen. Was ich am Meisten an diesem Manne bewundere und was in meinen Augen aus Law eine wahrhaft historische Person, eine ideale Gestalt macht, ist dies, daß er geglaubt hat, daß ein solcher Versuch sich der Mühe verlohne, ihn zu machen, und daß er nicht zauderte. Ueberhaupt griff Law das sociale Kapital nicht an, er veränderte nur seine Lage. Die Arbeit blieb als Anker des Heils zurück; das Volk lief bei dem Versuche keine Gefahr, und was den habsüchtigen, trägen und entarteten Adel betraf, so verdiente dieser nicht, daß er auf ihn Rücksicht nahm. Was den Adel betraf, konnte nur (für das Volk) eine Befreiung von Schelmen und Narren stattfinden.

Die Ideen Law's wurden von Niemand, selbst von ihrem Urheber nicht begriffen; und die Oekonomen so gut als die Geschichtschreiber, die seitdem davon gesprochen haben und noch davon sprechen, scheinen nicht besser in das Geheimniß derselben eingedrungen zu sein. Der Versuch muß sich also wiederholen, und es fügt sich

heute Alles so wunderbar zusammen, daß der Versuch ganz allgemein ausfallen und kein Vermögen ihm entrinnen wird. Die Herren Cieszkowski und Wolowski sind die Hauptanführer der Expedition, die Mitglieder der mit der Revision der Hypothekengesetze und der Organisation des Kredits beauftragten Kommission bilden die Mannschaft; Herr Augier ist der Jeremias, der zum Voraus sein Klagelied über den Untergang anstimmt. Wer wird wagen, zu klagen, wenn die bedeutendsten Häupter der Staatsökonomie, der Finanzen, des Unterrichts und der Magistratur, gestützt auf die öffentliche Gunst, im Namen der Wissenschaft und der Interessen redend, nachdem sie ihre Ideen von den großen Mächten des Staates haben annehmen lassen und dem Gesetzgeber seine Lektion vorgesagt haben, zu unserem alten Plunder von Demokratie, Aristokratie und Monarchie noch die Bankokratie, die Herrschaft des Bankerottes hinzufügen werden?

Der Kredit ist heuchlerisch wie die Steuer, räuberisch wie das Monopol, unterjochend wie die Maschinen. Wie eine feine und langsame Ansteckung pflanzt er fort, erweitert und verbreitet über die Masse der Völker die koncentrirtesten, und ganz örtlich gemachten Wirkungen der früheren Plagen. Mit welcher Maske er sich jedoch bedecken mag, sei es Mitleid, Arbeit, Fortschritt, Association, Philanthropie, der Kredit ist ein Dieb und Mörder, das Princip Mittel und Zweck der industriellen Feudalität. Der Gesetzgeber der Hebräer hatte alle diese Tiefen ergründet, als er seinem Volke empfahl, den anderen Nationen Kredit zu geben, aber nie von ihnen welchen zu nehmen, und ihnen unter dieser Bedingung die Herrschaft und das Reich versprach:

> So wirst Du vielen Völkern leihen und Du wirst von Niemand borgen. Du wirst über viel Völker herrschen und über Dich wird Niemand herrschen, 5. Buch Mosis, Kap. 15, V. 6.

Die Juden haben diese Lehre nicht unbefolgt gelassen, gegen Jehova waren sie oft treulos, dem Mammon blieben sie stets treu. Und man kann heute sehen, ob die Verheißung Moses in Erfüllung gegangen.

Der Kredit operirt nicht direkt, indem er allein den Producen-

ten träfe, sondern auf eine indirekte Art, indem er auf den Konsumenten als eine verhältnißmäßige Steuer zurückfällt. Deshalb bleibt die Thätigkeit des Kredits gewöhnlich unbemerkt, und bringt die Meinung nicht gegen sich auf, da das getheilte Interesse der Produktion ihn hier ebenso, wie bei allen Steuerfragen, auf das Gesammtinteresse der Konsumtion überträgt. So wie man sagt, daß die Kraft durch Koncentrirung wächst, vis unita major, ebenso kann man sagen, daß eine getheilte Last geringer erscheint; und auf dieses Princip ist das Blendwerk und die Dauer des Kredits gegründet. Alle Welt will im Spiel gewinnen, und die drückenden Zinsen auf das Publikum werfen, und verlangt einhellig Kredit; Niemand denkt daran, die vernichtenden Wirkungen desselben zu beschwören. Man denkt nicht daran, daß in dieser Lotterie die Chancen so kombinirt sind, daß der Bankier stets gewinnt, und daß zuletzt mit Ausnahme einiger Glücklicher, die sich beständig mit der Bank associiren, da die Nachsteuer auf die Produkte allgemein und gegenseitig ist, jeder Producent so belastet ist, als wenn er allein das Gewicht seines eigenen Kredits, die Last seines bösen Gewissens trüge.

Aber, sagt man, kann es nicht geschehen, daß durch die Allgemeinheit des Kredits, durch die Mannichfaltigkeit seiner Kombinationen Jeder zugleich Antheilhaber und Antheilgeber (commanditaire et commandité) wird, Kredit gibt und erhält, im ersten Falle eine Prämie erhaltend, und im zweiten sie bezahlend, so daß durch diese wirkliche Cirkulation die Bedingungen gleich gemacht und, so weit dies unter den Menschen geschehen kann, gegenseitig garantirt werden?

Ich theile diesen Einwurf, so kindisch er auch ist, mit, um den fehlerhaften Cirkel des Kredits, die unmathematische Unmöglichkeit dieser vorgeblich gleichmachenden Cirkulation in ein volles Licht zu setzen. Ueberdies hat mehr als ein Finanzmann, mehr als ein Organisirer des Kredits sich von diesem Nirgendheim anführen lassen; es ist also dem gewöhnlichen Leser zu verzeihen, wenn er es aufs Tapet bringt, und mir, wenn ich darauf antworte.

Erinnern wir uns, daß in der gegenwärtigen Periode der socialen Antinomien, welche wir den Kredit nennen, und wovon man

uns so großartige Wunder hat erwarten lassen, noch Nichts organisirt ist: die Arbeit ist der zerstückelten Theilung überlassen; die Werkstatt dem Zunft- und Lohnwesen; der Markt der Konkurrenz und dem Monopol; die Gesellschaft der fiskalischen und parlamentarischen Heuchelei. In dieser Lage müßten, wenn das Gleichgewicht, wie man es voraussetzt, eintreten soll, die großen Kapitalien Denen gehören, welche den geringsten Lohn empfangen; die Kapitalien zweiten Ranges den Arbeitern einer höheren Stufe; und die schwächsten Kapitale, folglich die kleinsten Renten, denjenigen Arbeitern, welche die größten Löhne erhalten. Aber Alles dieses ist widersprechend, unmöglich, abgeschmackt. Diejenigen, welche am Meisten gewinnen, sind nothwendigerweise die, welche die stärksten Ersparnisse machen, und die in der allgemeinen Kommandite, die man zu stiften vorgibt, die meisten Antheilscheine besitzen. Was hilft es dann, wenn jeder Lohnarbeiter von dem Unglücklichen an, der an ein Rad geschmiedet ist, und täglich einen Franken und 25 Centimen verdient, bis zum Staatsoberhaupte, welches 12 Millionen Civilliste erhält, in der Liste der Gläubiger des Staates und im großen Rentenbuche aufgeführt wird? Zur Ungleichheit des Lohnes hättet ihr nur die Ungleichheit der Einnahme hinzugefügt; es wäre wie in dem Vorschlag zur Theilnahme des Herrn Blanqui (Kap. 3.), wo die Theilnehmenden, Associirten außer ihrem Lohn und unter dem Titel eines Gewinns einen täglichen Theil von 18 Centimen erhalten. Man muß also zu der allgemeinen Beobachtung zurückkehren, die wir Anfangs gemacht haben: damit der Kredit ein wirkliches Mittel des Gleichgewichts werden kann, muß vorläufig das Gleichgewicht in der Werkstatt, auf dem Markte, im Staate hergestellt werden, mit einem Wort die Arbeit muß organisirt werden. Diese Organisation existirt nun nicht, man stößt sie vielmehr zurück; also ist vom Kredit Nichts zu hoffen.

Um diesen Widerspruch in sein volles Licht zu setzen, wollen wir einige besondere Fälle des Kredits prüfen, vorzüglich solche, die mehr aus Mildthätigkeit, als aus Interesse entstanden sind. Denn die Mildthätigkeit gehört, wie wir Gelegenheit haben werden, zu bemerken, zur Familie des Kredits; sie ist eine der Formen des Kredits, und sobald sie ihre mystische Unmittelbarkeit verläßt, um

sich von der Vernunft leiten zu lassen, wird sie allen Gesetzen des Kredits unterworfen.

Ich beginne mit den „Krippen."

Den Gedanken dieser wahrhaft frommen, unter den Schutz des Kindes Jesus gestellten Stiftungen, welche die Stadt Paris dem ebenso thätigen als erleuchteten Eifer eines seiner ehrenwerthesten Mitbürger, des Herrn Marbeau, verdankt, schmähen zu wollen, liegt mir fern. Das Princip der Noth ist ausschließlich social, es ist das Verbrechen eines Jeden. Aber die Werke der Mildthätigkeit sind persönlich und freiwillig, und es wäre mir nicht zu verzeihen, wenn ich die Tugend so vieler braver Männer verkennen wollte, deren Leben der Beförderung, der leiblichen und sittlichen Emancipation der armen Klassen gewidmet ist.

Man verzeihe mir also die Untersuchung, zu der ich in diesem Buche, wo Nichts gespart werden darf, herabsteigen muß, und schließe von der Unbeugsamkeit meiner Vernunft nicht auf die Härte meines Herzens. Meine Gefühle, ich wage es zu sagen, sind stets das gewesen, was Freunde und Feinde verlangen konnten; was meine Schriften betrifft, so sind sie, so düster sie erscheinen, doch nur der Ausdruck meiner Sympathien für Alles, was Mensch ist und vom Menschen kommt.

Folgendes las ich in einer kleiner Flugschrift von vier Seiten, welche im Publikum für die Verbreitung der Krippen vertheilt wurde.

> „Krippe für arme Kinder unter zwei Jahren, deren Mütter außerhalb ihrer Wohnungen arbeiten und **sich gut betragen.**"

„Die Krippe wird fünf und ein halb Uhr Morgens geöffnet, und acht und ein halb Uhr Abends geschlossen. Die Mutter bringt ihr Kind mit der für den Tag nothwendigen Wäsche; in den Ruhestunden kommt sie, um es zu säugen, und nimmt es jeden Abend wieder mit. Das gewöhnte Kind hat, wie das Kind in der Kinderbewahranstalt, seinen kleinen Korb. Aus den armen Frauen gewählte Wärterinnen pflegen die Kinder. Ein Arzt besucht die Krippe täglich. Die Mutter gibt den Wärterinnen für jeden Tag, wo ihr Kind anwesend ist, zwanzig Centimen. Wer zwei Kinder in der Krippe hat, gibt für beide nur dreißig Centimen."

Es folgen nun die Namen der Aufsicht führenden, und die Anstalt leitenden Damen, sowie der Aerzte und der Ausschußmitglieder.

Ich gestehe, daß die Mildthätigkeit so vieler durch ihre Geburt, ihre Erziehung und ihr Vermögen sehr ausgezeichneten Personen des anderen Geschlechts, die sich zu Pflegerinnen ihrer Schwestern in Jesu Christo machen, indem sie erwarten, daß eine bessere Gesellschaft ihnen erlaube, ihre Mitarbeiterinnen und Gefährtinnen zu werden, mich aufs Tiefste rührt, und ich würde sehr erschrecken, wenn meiner Feder, indem ich von den Pflichten rede, welche diese edeln Damen mit so viel Liebe und freiwillig erfüllen, ein einziges Wort entschlüpfte, das nach Ironie oder Hohn schmeckte. O heilige und muthige Frauen! Eure Herzen sind der Zeit vorangeeilt und wir, wir schlechten Praktiker, wir falschen Philosophen, wir falschen Gelehrten sind für die Nutzlosigkeit Eurer Anstrengungen verantwortlich. Könntet Ihr eines Tages Euren Lohn empfangen! Aber möchtet Ihr auch nie wissen, was eine von der Hölle erregte Dialektik, denn die Gesellschaft hat sie mir in die Seele gelegt, sogleich von Euch zu sagen mich zwingen wird!

Warum bei einem Werk der Barmherzigkeit, welches gestiftet ist, *um der armen Kinder willen unter zwei Jahren, deren Mütter aus dem Hause gehen müssen, um ihren Unterhalt zu verdienen*, wozu hier diese beklagenswerthe Beschränkung, **und die sich gut aufführen!** Ohne Zweifel hat man die Arbeit ermuthigen, die Sparsamkeit unterstützen, das gute Betragen belohnen wollen, ohne die Unordnung zu begünstigen. Wer wird aber unter dieser Ausschließung leiden? die Mutter oder ihr Kind? Ist überdies die schlechte Aufführung dieser Mutter nicht auch ein Elend, von dem das Kind noch mehr, als vom Verwahrlosen und von der Entblößung fern gehalten werden muß?....

Aber ach, die Mildthätigkeit muß, wenn sie nicht zufällig handeln und zuletzt weniger Gutes als Uebles hervorbringen will, ebenso wie der Kredit sich ihre Subjekte aussuchen; die Mildthätigkeit ist selbst nur eine Art von Kapitalanlage, bald auf Wiederkauf, wie die Kinderbewahranstalt und die Krippe, bald auf Leibrenten, wie das Hospital; aber eine Anlage, die in allen den Fällen um so wirk-

samer wird, wo die Leute, an die sie sich wendet, sie besser geltend zu machen wissen, und einst, entweder durch sich selbst, oder durch ihre Nachkommen im Stande sind, ihre Verpflichtungen anzuerkennen. Die Mildthätigkeit ist, das Herz sagt es uns ebenso gut als die Vernunft, für die Unverbesserlichen ohne Wärme, wie der Kredit für den ruinirten Kaufmann ohne Kapitalien ist. Auch findet man in allen Büchern, die man über die Mildthätigkeit geschrieben hat, überall den Grundsatz, daß die Mildthätigkeit vor allen Dingen eine weise sein muß, d. h. so viel, sie darf sich nicht ohne Pfand hingeben, weil sie sonst Gefahr läuft, mit Verlust thätig zu sein, und in unproduktive Konsumtion und Vernichtung auszuarten.

Also ist die Mildthätigkeit lügnerisch und habgierig wie der Kredit, dessen Bild sie ist! Es ist merkwürdig, daß die Morallehrer aus der Verwandtschaft zweier scheinbar so entgegengesetzter aber vollkommen identischer Dinge, der Mildthätigkeit und des Wuchers, jenen schicksalsschweren Schluß nicht zu ziehen wußten, welcher der alten Theologie nicht entgangen ist; daß nämlich die Mildthätigkeit in der That eine **übermenschliche** Tugend, ein antisociales, vernichtendes und anarchisches Princip, eine dem Menschen feindliche Tugend ist. Es ist merkwürdig, sagen wir, daß sich noch Schriftsteller von Ruf finden, wie ein Michelet, welche der Welt die Regeneration durch die Liebe und die Allmacht des Opfers predigen.

Was! Ihr könnt die Werke der Hingebung und der Mildthätigkeit nicht ausführen, ohne von Eurer Vernunft Gebrauch zu machen, d. h. ohne Eure Mildthätigkeit und Euer Opfer in einen Akt einfacher Handelsgerechtigkeit, in eine Kreditoperation zu übersetzen; und wenn wir Euch auffordern, eben diesen Kredit zu organisiren, die Arbeit zu organisiren, Gerechtigkeit zu schaffen, die Mildthätigkeit nicht allein verständig, sondern auch verständlich zu machen, dann schreit Ihr bald über den Merkantilismus, bald über das Nirgendheim! Ihr gebt uns Trockenheit Schuld und werft uns vor, daß wir dem Egoismus huldigen, weil wir Alles der Berechnung unterwerfen wollen, statt mit Euch die Liebe und den Glauben anzufeuern! Ihr zieht der Arithmetik eine heuchlerische Mildthätigkeit vor, welche die Arithmetik nicht entbehren kann, ohne zusammenzufallen! Aber wer weiß nicht, daß die Mildthätigkeit, das Opfer,

die Entsagung von Euch nur verboten werden, weil Ihr die Ungleichheit liebt, weil Ihr unter Euren demüthigen Mienen einen unerträglichen Stolz verbergt, weil Ihr Besitzer seid? Wohlan! Versucht jetzt Eure Mildthätigkeit zu rechtfertigen, vertheidigt sie.

Es genügt der Krippe nicht, als Sicherheit schon die gute Aufführung der Mutter zu verlangen; sie muß auch dieser armen mit Kindern belasteten Mutter eine Kontribution auferlegen. — „Die Mutter gibt den Wärterinnen für jeden Tag, wo das Kind anwesend ist, zwanzig Centimen, und wenn sie zwei Kinder hat, dreißig Centimen." Wir wollen nun rechnen: Dreißig Centimen für den Aufenthalt; zehn Centimen für das Weißzeug und das Waschen; zehn Centimen für Schuhwerk, für alle die Wege, welche die Mutter nach der Krippe machen muß; es geht also die Summe von funfzig Centimen von einem Taglohne von neunzig Centimen oder einen Franken ab. Man füge hiezu noch, daß diese Mutter ihren Haushalt vernachlässigt, daß sie Nichts mehr für ihren Mann und für sich thut, und man wird finden, daß der Vortheil der Krippen für die armen Frauen gleich Null ist.

Wie kann es anders sein; selbst wenn das Wiegen, die Wäsche und die übrige den Kindern erwiesene Pflege unentgeltlich wären, wenn die Mütter nur ihre Milch zu liefern hätten, würde die Krippe bald der Vorwand und Gegenstand einer beträchtlichen Steuer, eine wirkliche Armentaxe werden, und der gesetzlichen illegitimen (légitime illégitime) Mutterschaft würde so zur Vermehrung der Bevölkerung, dieser Sphynx der modernen Gesellschaften, eine Ermuthigung gegeben werden. Die Mildthätgkeit hat also hier zwei Dinge, und zwar zwei unverträgliche Dinge zu verrichten: Die Kinder der Armen zu pflegen und die Armen nicht zum Kinderzeugen zu ermuthigen. Es ist genau das Malthus'sche Problem: Die Lebensmittel fortwährend zu vermehren, ohne daß die Lebensmittel die Bevölkerung vermehren. Apostel der Mildthätigkeit, Ihr seid ebenso abgeschmackt, als die Oekonomen.

Und man bemerke diesen Kontrast. Die Mutter, deren Kind in der Krippe aufgenommen wird, weil sie sich gut beträgt und weil sie arbeitet, diese Mutter, der man ein Almosen zu ertheilen sich den Schein gibt, gibt ihren Beschützerinnen ein viel größeres, wenn sie

ihnen ihr Tagelohn für zwanzig Sous gibt. Ich lese von Zeit zu Zeit in den Journalen die Berichte über die für die Armen gehaltenen Lotterien, deren Gewinn im Allgemeinen aus niedlichen Arbeiten der mildthätigen Damen bestehen, d. h. so viel, daß eine vornehme, christliche und barmherzige Dame, welche begriffen hat, daß es die Bestimmung des Reichen sei, gegen die Armen das Unrecht des Glückes gut zu machen, und die zehntausend Livres Renten, die Frucht der Arbeit und Beraubung der Armen, besitzt, ihnen ungefähr fünf oder zehn Procent von dem zurückerstattet, was sie ihnen schuldet [1]), und obenein durch ihre die Pflichten übersteigenden Werke das Verdienst des Opfers besitzt. Ist es nun klar, daß Eure Mildthätigkeit nur Heuchelei und Wucher ist? Nun! Jeder zu Hause, Jeder für sich, wenn ihr so wollt; Eure Almosensammlerinnen für die Armen sind Buhlerinnen, durch welche Ihr das Volk verführt und seine Habe verschlingt. Die vornehmen Damen mögen für sich arbeiten und die Armen für sich, und endlich einmal einsehen, ob die Gerechtigkeit für das Glück der Welt nicht mehr werth ist, als die Aufopferung!

Wer wird uns von der Mildthätigkeit befreien, von dieser Täuschung, durch welche man fortwährend die Gutmüthigkeit des Proletariers mißbraucht, von dieser fortwährenden Verschwörung gegen die Arbeit und gegen die Freiheit?

Ich übergehe die Kinderbewahranstalten, die öffentlichen Wärmelokale, die Freischule und komme zum Leihhaus. Hier müßte ich von Neuem meine tiefe Achtung für die Männer, welche den Gedanken zu dieser nützlichen Stiftung gehabt haben, verleugnen; damit man mich aber nicht eines systematischen Menschenhasses beschuldige und um zu zeigen, daß das, was ich beschuldige, Ideen,

---

[1]) Nach dem Bericht vom 8. März 1846 wurden hundert und ein und neunzig Kinder in den Krippen aufgenommen, was, wenn man noch vierzehn Wärterinnen hinzuzählt, zweihundert und fünf unterstützte Haushaltungen ergibt. Jeder Haushalt hat der Mildthätigkeit, d. h. dem Ergänzungsbeitrage, den die Gründerinnen außer den zwanzig Centimen, welche jede Mutter bezahlen muß, geben, monatlich drei Franken, funfzig Centimen gekostet. Wenn wir annehmen, daß die Zahl der mildthätigen Personen, die sich bei den Krippen betheiligen, hundert ist, so hat das Opfer für jeden sieben Franken, siebzehn Centimen betragen.

Theorien, und aus diesen Ideen und Theorien hervorgegangene Einrichtungen sind, will ich, was das Leihhaus betrifft, von der günstigsten Voraussetzung ausgehen, von der, nach welcher das Geld des Volkes, das in den Sparkassen niedergelegte Geld, allein in den Leihhäusern zugelassen würde, um dem Volke Kredit zu geben.

Ich nehme also an, daß der Zins der im Leihhause verpfändeten Kapitalien drei und ein halb Procent beträgt, eben so viel als der, welchen die Einleger aus den Sparkassen erhalten	3 Fr.	50 C.
Büreaukosten, Kommis, Magazine u. s. w. ein halbes Procent	— =	50 =
Werth der nicht eingelösten Gegenstände drei und dreißig Procent. — Wenn man annimmt, daß von allen Pfändern nur das zehnte im Stich gelassen und entweder von der Anstalt oder vom Besitzer selbst an Trödler zu sechzehn Procent unter dem wahren Werthe verkauft wird, so beträgt dieser auf zehn Pfänder vertheilte Verlust	1 =	60 =
Summa	5 Fr.	60 C.

Moralität:

Nach der Theorie des Kredits leiht der Arbeiter, welcher zu drei Franken funfzig Centimen ausleiht, selbst zu fünf Franken sechzig Centimen; der Unterschied macht zwei Franken zehn Centimen, den er an Zinsen verliert. Es gibt Leihhäuser, welche zwölf Procent nehmen unter dem Vorwande, daß ihr Ertrag zu frommen Werken, zur Unterhaltung von Hospitälern u. s. w. wird. Es ist gerade so, als wenn man einem Menschen zwanzig Unzen Blut ablassen wollte und ihm zum Ersatz ein Glas Zuckerwasser böte. Man ist so weit gegangen zu sagen, daß es gut sei, die Zinsen der Leihhäuser zu erhöhen, damit die armen Leute nicht aufgemuntert würden, ihre Kleidungsstücke in dieselben zu tragen; es ist dies ebenfalls eine heuchlerische Abgeschmacktheit. Warum dann nicht sogleich die Leihhäuser aufheben? Oder warum schreibt man nicht über die Thür dieser heiligen Anstalten: *Hier mordet man um der Liebe Gottes und um des Wohles der Menschheit willen?*

Aber die Einrichtung, welche in unseren Tagen am Meisten gelitten hat und die, ich sage es ohne Verstellung, es in allen Bezie-

hungen am Meisten verdient hat, ist die Sparkasse. Die unzufriedenen Geister, denen es zu viel Ueberwindung kostet, um zu gestehen, daß die Regierung etwas Nützliches geschaffen habe, haben bei dieser Gelegenheit die tollsten Einwürfe aufgetischt; sie sagten, daß das Sparen zum Geiz führe, daß es den häuslichen Frieden störe, weil eine Frau mit Leichtigkeit ohne Wissen ihres Mannes Ersparnisse machen könne; sie fragten, wie es dem möglich sei, zu sparen, der nicht einmal so viel verdient, als er zum Leben braucht; und tausend andere Possen, die, um wenigstens einen Schein von Vernunft zu haben, das Princip an sich nicht angriffen und nur dazu dienten, das schlechte Gewissen ihrer Urheber zu verrathen.

„Am 31. December 1843 betrug die Ziffer des Saldos, welchen die Depositalkasse den Sparkassen der bedeutendsten Fabrikstädte des Königreichs schuldig war:

In Saint-Quentin	1,255,000 Fr.
„ Sédan . . .	800,000 „
„ Troyes . . .	1,881,000 „
„ Louviers . .	680,000 „
„ Nimes . . .	1,675,000 „
„ Saint-Etienne	2,606,000 „
„ Rive-de-Gier .	130,000 „
„ Rheims . . .	1,813,000 „
„ Lille	4,412,000 „
„ Mühlhausen .	1,081,000 „
„ Lyon . . .	7,589,000 „
„ Rouen . . .	6,158,000 „
„ Amiens . . .	4,784,000 „
„ Abbeville . .	1,386,000 „
„ Limoges . .	467,000 „
15 Städte	36,217,000 Fr.

„Das sind, fügt Herr Fix, von dem ich diese Details entlehne, hinzu, aus dem ganzen Umfange des Landes gewählte Punkte, die unsere Hauptindustrie in allen ihren Verzweigungen vertreten. Wenn man die Berichte dieser verschiedenen Sparkassen befragt, so findet man, daß alle Kategorien von Arbeiten sich bei den Einlagen bethei-

ligt haben und dies beweist, daß keine Klasse von Arbeitern speciell von der Noth heimgesucht und der Möglichkeit zu sparen beraubt worden ist. Die in den Berichten enthaltenen Details bestätigen diese Behauptung vollständig. Es gibt unter den Einlegern nicht allein Arbeiter der verschiedensten Beschäftigungen, man findet unter ihnen alle Nüancen des Civilstandes; Männer und Frauen von jedem Alter, Minderjährige, Ehelose, Verheirathete u. s. w."

Diesen Resultaten gegenüber fragt Herr Fix:

„Zeugt dies nicht von der Wirksamkeit unserer Einrichtungen und unseres ökonomischen Systems zur Verwirklichung des Fortschrittes?"

Und er antwortet ganz aufrichtig:

„Diese wenn auch tröstlichen Thatsachen können uns indessen noch lange nicht zu dem Schlusse leiten, daß die Lage der arbeitenden Klassen befriedigend ist, daß das Leben der Arbeiter glücklich ist und daß keine Verbesserung mehr geschehen kann. **Gott behüte uns** vor solchen Behauptungen! Es gibt in der Welt mehr Noth, als eine unbegrenzte Wohlthätigkeit, das Nachdenken aller überlegenen Geister und die praktischen Mittel, die aus dieser doppelten Anstrengung entspringen würden, zu heilen vermöchten. Das Leiden ist nur zu wirklich, man wird es nie verschwinden lassen können ...."

Aber woher kommt es, daß die Staatsökonomie, wenn sie, wie Herr Fix eben behauptete, *den Fortschritt des Reichthums zu verwirklichen vermag, die Noth nicht zu verscheuchen vermag*, wie er eben behauptet? und wie erklärt er diesen offenbaren Widerspruch?

Weil, sagt Herr Fix etwas später und ich komme gleich auf sein letztes Wort, *weil das Glück auf Erden sich schlecht mit unserer zukünftigen Bestimmung vertragen würde*; d. h. so viel, die Staatsökonomie ist für die Oekonomen ein Räthsel, und Herr Fix hat es nicht errathen.

Ich wage zu hoffen, mein Leser, daß Du weiter gekommen bist.

Alle Kategorien der Handwerker betheiligen sich, wie Herr Fix sehr scharfsichtig bemerkt hat, bei den Einlagen in die Sparkassen, und unter den Einlegern findet man Individuen jeden Geschlechtes, jeden Alters und jeder Lage. Dies beweist, daß alle Bedingungen

als Werkzeuge des Reichthums gleich sind, und daß der Mensch in jedem Alter, in jedem Augenblicke seines socialen Lebens Producent sein und der Schmied seines Glückes werden kann. Also zeigt sich von Neuem bei der Sparkasse die Gleichwerthigkeit der Verrichtungen und die Regelwidrigkeit der Noth; dies ist unser erster Punkt.

Aber in jedem Zweige der Industrie fordern die Theilung der Arbeit, die Maschinen, die hierarchische Rangordnung, der Vortheil des Monopols, die ungleiche Vertheilung der Steuer, die Lüge des Kredits unzählige Opfer und machen die Anstrengungen der menschlichen Industrie, die Vorsicht des Gesetzgebers und alle Einrichtungen der Gerechtigkeit und Billigkeit für die Menge nutzlos. Da nun das Gleichgewicht in der Produktion fehlt, muß es auch nothwendig in der Vertheilung fehlen; und, ohne uns um den Widerstreit zu beunruhigen, der durch die Verwirklichung des Glückes auf Erden zwischen unserer jetzigen und unserer zukünftigen Bestimmung entstehen könnte, finden wir ganz deutlich, daß unsere jetzige Bestimmung nicht mit sich selbst übereinstimmt, und daß dieser Zwiespalt von der Staatsökonomie herrührt.

Die Rechenschaftsberichte der Sparkassen mögen einen Beweis von dem Wohlleben der Einleger geben; wenn aber dieselben Rechenschaftsberichte zu gleicher Zeit den Beweis von dem schlechten Leben der Nichteinleger geben, was ist dann zu Gunsten der Staatsökonomie bewiesen? Von den 400,000 Arbeitern und Dienstboten, welche Paris hat, sind nur 124,000 bei den Sparkassen eingeschrieben; die übrigen halten sich von ihnen fern. Welchen Gebrauch machen diese nun von ihrem Lohne? Zwei Beispiele werden es uns zeigen.

In Paris verdient eine gewisse Anzahl von Arbeitern in den Buchdruckereien täglich fünf bis zehn Franken und arbeitet das ganze Jahr; die große Mehrzahl bekommt keine drei Franken und feiert zwei Monate. In Lyon können einige Seidenarbeiter, die in mehreren Gewerben zu Hause sind, durch ihre persönliche Arbeit und durch die der Arbeiter, welche sie beschäftigen, sich eine Einnahme von fünf bis sechs Franken verschaffen. Die Mehrzahl erhält im Durchschnitt nicht mehr, als die Männer zwei Franken, die Weiber einen Franken. Ich will bei diesen zwei Professionen stehen bleiben.

Man sage mir, wie in Paris das Leben eines Erwachsenen sein kann, der weniger als drei Franken verdient, und in Lyon das eines Arbeiters, welcher einen zwischen einem und zwei Franken schwankenden Lohn hat? Man erstaunt, daß diese Leute keine Ersparnisse machen, um so mehr, da sie nicht auf der Liste der Dürftigen stehen; aber um die Wahrheit zu sagen, sind diese Menschen nicht noch mehr zu beklagen, als die, welche entschlossen den letzten Schritt gethan haben, und ihren Bissen Brod von der officiellen Mildthätigkeit erhalten?

Man muß, werdet ihr sagen, die Thätigkeit, die Sparsamkeit, die Einsicht verdoppeln; man muß von den Sparkassen und von anderen fürsorgenden, gerade für die am Wenigsten bezahlten Arbeiter gestifteten Anstalten Nutzen ziehen. — Die Sparkasse ist die Depositalbank des Armen und es war eine glückliche Idee, die Armen in der Laufbahn des Wohlstandes so beginnen zu lassen, wie alle Banken begonnen haben.

Also ist die Sparkasse nur eine officielle Erklärung, eine Art Schätzung des Pauperismus und man will, daß sie als heilendes Mittel gegen den Pauperismus diene! Die Sparkasse ist ohne Herz für Die, welche ihr Nichts zu geben haben, und gerade für diese ist sie gemacht! Ich erstaune nicht mehr, daß Moralisten den Muth haben, vom Proletarier Einsicht, Thätigkeit und alle moralischen Tugenden zu verlangen, nachdem sie selbst vierzig Jahre daran gearbeitet haben, so einfältig zu werden! Wir wollen weiter gehen.

Die zerstörenden Wirkungen der Sparkasse sind zweierlei Art: in Beziehung auf die Gesellschaft und in Beziehung auf die Individuen.

In Beziehung auf die Gesellschaft ist die Sparkasse, indem sie auf der Fiktion von der Produktivität des Kapitals beruht, der klarste Beweis von den unheilvollen Wirkungen dieser Fiktion. Wenn die Einlagen aller Sparkassen sich auf eine Milliarde belaufen, so macht dies zu drei und ein halb Procent 35 Millionen Steuer, die man zum Budget hinzufügen und auf die Steuerpflichtigen vertheilen muß. Wer wird nun diese Steuer bezahlen? Die Nation, d. h. die ärmste Klasse, welche Nichts in der Sparkasse hat, zum größten Theile; die sparende Klasse, welche die Zinsen zu fordern hat, zu einem geringeren Theile; und die reiche Klasse zum geringsten Theile. Also hat

die Sparkasse zum Ausgangspunkt eine Beraubung, weil ohne diese Beraubung die Sparkasse nicht bestehen könnte. Und dann sagt man noch zu den Beraubten: Legt in die Sparkasse! Warum legt ihr nicht in die Sparkasse! ....

Wir wollen annehmen, daß der Staat, die Ueberlieferungen der Depositalbank getreu befolgend, die seiner Aufbewahrung anvertrauten Gelder aufhebe, ohne sie anzutasten. Nach zwanzig Jahren wird er durch den Zinseszins zwei Milliarden schuldig sein, für die er nur eine erhalten hat. Es wird also zuletzt der Bankerott, der unausbleibliche Bankerott der Hälfte der schuldigen Summen ohne irgend einen Nutzen für den Staat eintreten. Da nach dieser Voraussetzung die Sicherheit vernichtet ist, ist auch die Einrichtung unmöglich.

Aber es ist klar, daß der Staat sich nicht in so ungünstige Bedingungen begeben würde. Er muß also, um sich nicht zu belasten, die Ersparungen des Volks zu den öffentlichen Diensten verwenden; dies läuft darauf hinaus, die Sparkasse in eine stets offene Anleihe zu verwandeln, welche eine fortwährende Bewegung von Einlagen und Zurücknahmen hat, aber durchaus nicht wieder zurückgezahlt wird. Seit der Einrichtung der Sparkassen haben die guten Leute zu wiederholten Malen die Furcht bewiesen, daß die Regierung sich an einem Tage blinden Lärmes in der Unmöglichkeit befinden könnte, dem Zuströmen der Einleger, welche ihre Gelder wieder verlangten, Genüge zu leisten. Ein berühmter Pamphletist hat hieraus selbst den Stoff zu einem Vorwurfe gegen die Regierung genommen. Als ob es nicht gerade der Zweck der Regierung wäre, sich außer Stand zu setzen zu bezahlen! Als ob das Nichtbezahlen nicht zugleich eine Nothwendigkeit der Institution und eine der kostbarsten Garantien der Ordnung der Dinge wäre! Dies hat das Journal des Débats (30. December 1845) in einem Artikel, der, wie ich glaube, Herrn Chevalier angehört, sehr gut begriffen und förmlich anerkannt. Wenn der Betrag der Einlagen einmal seine höchste Ziffer erreicht hat, die ich zu einer Milliarde angenommen habe, so hat die Regierung thatsächlich und ohne Mitwirkung der Kammer eine Milliarde geliehen und ausgegeben, zu deren Zinsenbezahlung sie sicher ist, die Zustimmung der Repräsentanten der Nation zu erhalten. Ist es nicht eine

klägliche Sache, zu sehen, wie die Presse laut nach einer Rentenkonversion schreit, die man ihr verweigert, und die nur vier Millionen Ersparniß ergeben würde, während sie diese Milliarde nicht bemerkt, die ohne Votum der Kammern, ohne Kontrolle in dem Laboratorium der Macht verflüchtigt wird, ungerechnet den Zins von sechzig oder siebenzig Millionen, welcher allein übrig bleibt?

Was die Einleger betrifft, ist die Sparkasse ein nicht minder kräftiges, ein nicht minder sicheres Mittel zur Herbeiführung der Noth. Denn weit entfernt davon, das schlechte Leben in Etwas zu verringern, vertheilt sie dasselbe nur und vermehrt es durch diese Vertheilung. Es ist eine entzündliche und örtliche Krankheit, welche sich in eine allgemeine und chronische Schwindsucht verwandelt. Man sagt zum Armen, dulde noch mehr, sei enthaltsam, faste, sei noch ärmer, noch dürftiger, noch entblößter; verheirathe Dich nicht, liebe nicht, damit der Herr ruhig auf Deiner Entsagung schlafe, und einst das Hospital bereit sei, Dich aufzunehmen.

Aber wer gibt mir Sicherheit, daß ich die Frucht dieser langen Entbehrung pflücken werde? In dem Maße, als das Leben dahin eilt, verringert sich die Wahrscheinlichkeit zu leben, und man verlangt von mir das Opfer des gegenwärtigen, des wirklichen Gutes, um eine stets schwächer werdende Chance zu beschwören! Das Leben beginnt nicht wieder von vorn, und mein Erspartes kann nicht die Vorbereitung zu einer andern Laufbahn werden. Der Weise, der praktische Philosoph zieht einen wöchentlichen Genuß tausend durch ein vierzigjähriges einsames Geizen zusammengescharrten Thalern vor. Um so mehr, als man bei diesem Verfahren fast sicher sein kann, nur für seine Erben zusammenzusparen. Ihr sagt: Der Genuß ist vorübergehend; jene Fülle des Lebens, welche das Glück und die Gesundheit ausmacht, fühlt man nur in seltenen Zwischenräumen und nur während sehr kurzer Augenblicke; kurz das Glück ist nicht von dieser Welt. Dagegen behaupten tiefsinnige Moralisten, daß das Leben gerade in jenen schnell vorübergehenden Augenblicken liege, wo die Seele und die Sinne sich auf der höchsten Stufe des Verlangens und der Lust befinden, und daß Der, welcher diesen Rausch des Daseins nur ein einziges Mal eine Minute lang kennen

gelernt, gelebt habe. Wie nun! Soll ich vegetiren, daß ihr mir zu leben verbietet? Und wenn es kein anderes Leben gibt? ....

In Summa: der philanthropische und eingestandene Zweck der Sparkasse ist der, dem Arbeiter eine Hilfsquelle gegen die Unglücksfälle, die ihn bedrohen, Mangel, Krankheiten, Arbeitslosigkeit, Lohnabzüge u. s. w. zu schaffen. In dieser Beziehung zeugt die Sparkasse von einer löblichen Fürsorge und einem guten Gefühle; aber sie ist die öffentliche Bekennung und beinahe Sanktionirung der merkantilen Willkür, der Unterdrückung durch das Kapital und der allgemeinen Insolidarität, welches die wirklichen Ursachen der Noth des Arbeiters sind.

Der ökonomische und geheime Zweck der Sparkasse ist der, mittelst einer Reserve den Unruhen wegen der Lebensmittel, den Verbindungen und Reibungen vorzubeugen, indem man das Unglück, welches den Arbeiter von Tag zu Tag treffen und in Verzweiflung stürzen kann, auf sein ganzes Leben vertheilt. Aus diesem Gesichtspunkte ist die Sparkasse ein Fortschritt, weil sie über die Natur und das Unvorhergesehene zu triumphiren lehrt; sie ist aber auch der Tod für die Welt, der ästhetische Verfall des Arbeiters. Man hat in den letztern Zeiten viel davon gesprochen, die Arbeiter zu Einlagen in die Sparkasse und Pensionskasse zu verpflichten, und ihnen zu diesem Zwecke einen Abzug am Lohne zu machen. Wenn ein solches Gesetz erscheint, und alle zufälligen Nöthe, alle äußerste Entblößung beseitigt, so hat man doch aus der Erniedrigung der arbeitenden Klasse eine sociale Nothwendigkeit, ein den Staat bedingendes Gesetz gemacht.

Endlich ist der politische und dynastische Zweck der Sparkasse der, die Bevölkerung durch den Kredit, den man für sie fordert, an die Ordnung der Dinge zu ketten. Ein neuer Schritt zur Stabilität, zur bürgerlichen Gleichstellung und zur Unterordnung der Macht unter die Industrie hin; aber zugleich eine Aufmunterung zum Egoismus und eine Täuschung über den Kredit, weil die Sparkasse, statt Allen einen wirklichen und socialen Besitz der Arbeit und Naturprodukte zu verschaffen, nur den Trieb zum Zusammenscharren entwickelt, ohne ihm Sicherheit zu bieten.

Wenn nun die Sparkasse sich keineswegs auf die Ursachen der

Ungleichheit einläßt, wenn sie den Pauperismus nur verändert, indem sie ihm an Ausdehnung das wiedergibt, was sie ihm an Intensität nimmt; wenn die Spaltung des Patriziats und des Proletariats durch sie tiefer wird; wenn sie eine Heiligung des Monopols ist, dessen Wirkungen sie hervorgerufen haben und die sie beseitigen sollte, kann man dann noch sagen, daß die Sparkasse die Arche des Heils für die arbeitenden Klassen ist, und daß aus ihr eines Tages eine ungeheuere Verjüngung entstehen soll?

Auf die Sparkassen folgen die Pensionskassen, die Gesellschaften zu gegenseitigen Unterstützungen, die Lebensversicherungen, die Tontinen u. s. w.; lauter Berechnungen, deren Prinzip sich darauf beschränkt, die schlechten Chancen auf das ganze Leben jedes Individuums, oder auf eine gewisse Anzahl Gesellschaftsglieder zu vertheilen; lauter Berechnungen, die das Uebel nie bei der Wurzel fassen, die sich nie zur Idee einer wahren Gegenseitigkeit, nicht einmal zu der einer einfachen Wiedererstattung erheben.

Nach dem Vorschlage des Herrn O. Rodrigue über die Pensionskassen soll jeder Arbeiter vom ein und zwanzigsten bis zum fünf und vierzigsten Jahre Einzahlungen machen können, und die Pension soll vom fünf und vierzigsten bis zum fünf und sechzigsten Jahre erhoben werden können.

Das Minimum dieser Pension betrüge sechzig Franken.

Von tausend Individuen im Alter von ein und zwanzig Jahren sterben mehr als die Hälfte vor dem fünf und funfzigsten Jahre. Die Sache ist also so, als wenn man, um fünfhundert Personen ein unglückliches Alter zu ersparen, ihnen von fünfhundert anderen, die nach der Ordnung der Vorsehung Nichts zu fürchten haben, eine Schadloshaltung auszahlen ließe. Statt fünfhundert Armer hat man ihrer tausend; das ist das Gesetz aller dieser Lotterien. Herr de Lamartine fühlte diesen Widerspruch, als er sich darüber beklagte, daß man den Armen von dem Gelde der Armen Almosen reiche, und als er verlangte, daß die Kosten dieser Pensionskassen auf das Budget übernommen würden. Unglücklicherweise wäre das Mittel schlimmer gewesen als das Uebel: eine Armentaxe! Um des Heiles des Volkes und um des Wohles der Dürftigen willen durfte man so Etwas nicht wollen; man hat es nicht gewollt.

Die Lebensversicherung ist eine andere Art der Ausbeutung, durch welche der Unternehmer gegen eine jährliche Rente, die ihm vorausbezahlt wird, am Todestage des Versicherten seinen Erben eine Summe von so und so viel auszuzahlen verspricht. Es ist die Umkehrung der Leibrente. Da solche Unternehmungen sich hauptsächlich nur durch eine große Anzahl Versicherter halten können, so folgt daraus, daß Die, welche lange leben, von Denen ausgebeutet werden, welche bald sterben. Es ist stets die Vertheilung des Uebels, die als Sicherheit gegen das Uebel ausgeboten wird; es ist stets, um das ganze Geheimniß zu sagen, das Verhältniß der Ausdehnung, welches an die Stelle des Verhältnisses der Intensität gesetzt wird. Ich übergehe die Gefahren des Bankerotts von Seiten der Versicherer, die Prozesse, die man anstellen muß, um bezahlt zu werden, die Möglichkeit jahrelange Opfer zu verlieren, wenn man durch irgend ein Unglück in die Unmöglichkeit versetzt würde, die Bezahlung der Prämie fortzusetzen.

Welche persönlichen Vortheile auch gewisse Individuen, nothwendig aber in kleiner Zahl, aus den Hilfs- und Unterstützungsanstalten ziehen, die Ohnmacht dieser Anstalten gegen die Noth ist mathematisch bewiesen. Sie verfahren alle nach Art der Hazardspiele, indem sie die **Masse** den Gewinn tragen lassen, den sie Einigen verschaffen, so daß die Unterstützungsgesellschaften, wenn sie nach der Forderung der Vernunft und der Allgemeinheit des Uebels allen Denen wirklich helfen wollten, die es nöthig haben, Niemandem helfen könnten und sich auflösen müßten. Mit der Gleichheit würde die Gegenseitigkeit verschwinden. Auch ist es eine durch die Erfahrung bewiesene Thatsache, daß die Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung sich nur dann halten, wenn sie sich an Arbeiter von einem gewissen Wohlstande wenden, und daß sie untergehen, oder vielmehr unmöglich werden, sobald man Die aufnehmen will, denen sie am Meisten nützen würden, die Armen.

Die Sparkasse, die Gegenseitigkeit, die Lebensversicherung, welche für Den, der schon einen gewissen Wohlstand genießt und sich dessen noch mehr versichern will, ganz schöne Dinge sind, bleiben für die arme Klasse durchaus unfruchtbar, wenn nicht ganz unzugänglich. Die Sicherheit ist eine Waare, die wie jede andere bezahlt

wird, und da der Tarif dieser Waare nicht nach der Noth des Käufers, sondern nach dem Betrage der Summe sinkt, welche er versichert, löst sich die Versicherung in ein neues Privilegium für den Reichen und in eine grausame Ironie für den Armen auf.

Wir wollen diese Musterung durch ein Beispiel beschließen, welches, aus einem anderen Kreise von Operationen genommen, besser hervortreten lassen wird, was der Kredit hervorzubringen strebt, das er zu verwirklichen aber entweder durch die Einmischung des Staates oder durch die Thätigkeit des Monopols völlig unfähig gemacht wird.

Ich habe im sechsten Kapitel den Ursprung und die Theorie von der Rückkehr der Kapitalien, mit anderen Worten des Borgs auf Zins, aus einander gesetzt. Ich habe gezeigt, wie diese Theorie, wahr, sobald es sich um Verträge unter Einzelnen handelt und der Zins sich darauf beschränkt, das vermehrte Kapital nur durch eine geringe Prämie wieder herzustellen, sogleich falsch wird, sobald man sie auf die Gesellschaft anwendet und die Zinsen fortdauern läßt. Der Grund davon, fügte ich hinzu, ist der, daß dann der Nettoertrag außer dem Bruttoertrag gerechnet wird; und dies führt in der Gesellschaft einen Widerspruch mit sich und ist unmöglich.

Der Kredit ist nichts Anderes als der Versuch, die Bedingungen gleich zu machen, indem man das Prinzip des Ueberschusses des Nettoertrags über den Bruttoertrag und die Fortdauer der Zinsen auf die Gesellschaft anwendet.

Wir nehmen an, der Staat baue einen Kanal, welcher 30 Millionen kostet. Es ist klar, daß wenn die Regierung, nachdem sie diese 30 Millionen auf das Budget übernommen, einen Schifffahrtszolltarif aufstellt, um die Zinsen der Summe, welche der Kanal kostet, wieder einzubringen, es ist klar, sage ich, daß dies sich den Kanal von den Steuerpflichtigen zweimal bezahlen lassen heißt. Die Benutzung des Kanals muß, die Unterhaltungskosten abgerechnet, unentgeltlich sein; das ist das ökonomische Prinzip der Staatsausgaben.

In der Praxis geschehen die Dinge nicht auf diese Art. Erstens ist es selten, daß der Staat die Kapitalien besitzt, welche er braucht; und da es unmöglich ist, sie ihm auf einmal durch die Steuer zu verschaffen, vorzüglich seitdem die Ausgaben zu den Werken öffentlicher

Nützlichkeit in so großen Proportionen gewachsen sind, hat man es bequemer und weniger lästig gefunden, sie durch Anleihen aufzunehmen. Bei der Anleihe bezahlen die Steuerpflichtigen, statt 30 Millionen aufzubringen, nur die Zinsen davon, die ihrer Kleinheit wegen im Budget zu verschwinden scheinen. Da aber die Anleihe in den Ausdrücken des Gesetzes des Monopols und nach dem Recht des Wuchers formulirt worden, da mit einem Wort das Kapital mit Gewinn zu den Darleihern zurückkehren muß, kommt es dahin, daß entweder die Anleihe in eine fortwährende Rente umgewandelt wird, was so viel sagen will, als daß der Kanal fortwährend bezahlt, also auch fortwährend schuldig geblieben wird; oder daß der Zins vierzig, funfzig oder neun und neunzig Jahre hindurch nur zu einem Gewinn für die Ausbeutung aufgebracht wird; was so viel sagen will, als daß in einer bestimmten Zeit der Preis des Kanals zwei, drei oder viermal bezahlt worden ist. Gewöhnlich behalten sich die Darleiher einen vorläufigen Abzug vor, indem sie sich vom Staate eine Obligation von 100 unterschreiben lassen, während sie nur 80, 70 oder 60 geben, wie die Wucherer, welche wegen des Prokurators des Königs beim Verleihen die Zinsen mit einrechnen.

Daraus folgt, daß der Staat, welcher borgt, sich nicht von Schulden frei machen kann, weil er, um seine Schuld zu bezahlen, genöthigt wäre, entweder eine Steuer auszuschreiben, was nicht angeht, oder eine neue Anleihe zu machen, welche, weil sie ebenso ausgeführt wird, als die vorhergehende, und weil das nur zum Theil Empfangene ganz zurückgegeben werden müßte, die Schuld nur vergrößern würde. Das weiß heutzutage Jedermann, vorzüglich die Darleiher. Woher kommt es nun, daß der Staat, der sich fortwährend tiefer in Schulden steckt, doch immer noch zu borgen findet? Es kommt gerade daher, daß er, je mehr er sich belastet, um so bessere Bedingungen stellen muß, so daß es in Bezug auf den Staat in einem Sinne wahr ist, daß der Kredit in dem Maaße wächst, als die Zahlungsfähigkeit abnimmt. Hier die Erklärung dieser Erscheinung.

Ich nehme an, daß im Jahre 1815, wo die Schuld Frankreichs eine Milliarde betrug, der Staat seine Anleihen zu 90 Procent ausführte; im Jahre 1830, wo sich die Schuld bis auf zwei

Milliarden gesteigert hatte, konnte der Staat noch Darleiher finden, aber nur zu 80. In diesem System gibt es für den Kredit des Staates kein Ende, als bis die Rente die ganze Summe des Nationalprodukts verschlingt; dann aber befreit sich der Staat durch den Bankrott von einem fiktiv gewordenen Anlehen, alle Welt hält sich für bezahlt, und der Kredit des Staates ist blühender als vorher. In England übersteigen die Zinsen der Staatsschuld 700 Millionen, ohngefähr ein Sechstel der Einnahmen. Es sollte eine Reihe von Ereignissen, wie die von 1789 bis 1815, die Schuld Englands verdoppeln, und jede englische Familie müßte jährlich, um die Rente aufzubringen, vier Monate von ihrer Arbeit bezahlen; ein ohne Zweifel unmögliches Ding, aber das glücklichste, was für England geschehen könnte.

Einen Augenblick glaubte man das Mittel, den Staat zu befreien, in der Amortisation gefunden zu haben. Es ist über diese Erfindung alles Mögliche gesagt worden, was ich hier nur der Erinnerung wegen erwähne. Die Amortisation ist ein Versteckenspielen, in dem der Staat, zugleich auf seinen Kredit und seinen Mißkredit spekulirend, die Renten zurückkauft, die er ausgegeben hat, sobald sie unter pari stehen, mittelst der Kapitalien, die er sich wohlfeil verschafft. Auf diese Art ist der Staat durch dieses Amortisationsmanöver interessirt, auf das Sinken zu spielen, folglich sich selbst zu diskreditiren; auf der anderen Seite muß er, um sich neue Anleihen zu verschaffen und seinen Kredit zu erhöhen, auf das Steigen spielen, und folglich sich in die Unmöglichkeit versetzen, zu amortisiren. Diese Kinderei, die man seiner Zeit sehr gepriesen hat, kann unter tausend anderen dazu dienen, einen Begriff von den wichtigen Beschäftigungen eines Staatsmannes zu geben.

Dasselbe, was in Bezug auf den Staat gilt, gilt nun gleicherweise in Bezug auf die Gesellschaft. Die Gesellschaft ist in zwei Kasten geschieden, von denen die eine fortwährend Kredit gibt, und die andere fortwährend Kredit erhält. Während aber im Staate die Operation eine einzige und centralisirte ist, theilt sich in der Gesellschaft der Kredit unter den Millionen von Darleihern und Kapitalisten ins Unendliche. Das Resultat ist übrigens stets dasselbe. Neun Staatsbankerotte in drei Jahrhunderten, jeden Monat beim

Handelstribunal der Seine hundert eingetragene Fallissements; man kann nach diesen wahrhaften Zahlen sich eine Vorstellung von der Wirkung des Kredits auf die Oekonomie der Völker machen.

Fortwährende Fallissements, wiederkehrende Bankerotte, das ist das letzte Wort des Kredits über die Gesellschaft und über den Staat. Man braucht nach keinem anderen Ursprung zu suchen; die Finanzwissenschaft hat durch die Erfindung der Amortisationskasse den Widerspruch enthüllt. Es ist nun bewahrheitet, daß das Leben in der Menschheit anderen Gesetzen als ökonomischen Kategorien gehorcht; weil, wenn es zum Beispiel wahr wäre, daß die Menschheit durch den Kredit lebte und sich entwickelte, die Menschheit im Staate alle dreißig Jahre, und in der Gesellschaft fortwährend zu Grunde gehen müßte.

Aber das Leben hört in der Menschheit nicht auf; der Reichthum und das Wohlsein, die Freiheit und der Geist sind im fortwährenden Fortschritt begriffen. Wenn der sächliche Kredit uns fortwährend zum Tode verdammt, bringt uns der persönliche Kredit, der in Folge jeder Niederlage wieder erscheint, mit siegreicher Kraft vorwärts; und das Werk der Civilisation, das, wenn wir unseren Zeichen glauben, fortwährend sich aufzugeben scheint, und sich fortwährend wieder mit einem Gesetze des Todes selbst aufnimmt, setzt sich trotz der Wissenschaft, trotz der Vernunft, trotz der Nothwendigkeit durch ein unbegreifliches Wunder fort.

Elftes Kapitel.

Achte Epoche: Das Eigenthum.

§. 1.

Das Eigenthum ist außerhalb der ökonomischen Reihenfolge unerklärbar. — Von der Organisation des gemeinen Verstandes, oder Frage nach der Gewißheit.

Die Eigenthumsfrage ist nach der über die menschliche Bestimmung die wichtigste, welche sich die Vernunft stellen kann, die, welche sie zuletzt lösen wird. In der That, die theologische Frage, das Räthsel der Religion, ist erklärt; die philosophische Frage, welche den Werth und die Giltigkeit des Wissens zum Gegenstand hat, ist gelöst: es bleibt noch die sociale Frage übrig, welche mit jenen beiden nur eine bildet, und deren Lösung nach Aller Geständniß wesentlich vom Eigenthum abhängt.

Ich werde in diesem Kapitel die Theorie des Eigenthums an sich, nämlich seinen Ursprung, seinen Geist, seine Tendenz, sein Verhältniß zu den übrigen ökonomischen Theorien auseinandersetzen. Was die Bestimmung des Eigenthums für sich, nämlich Dessen, was es nach der vollständigen Lösung der Widersprüche sein muß, und was es täglich wird, betrifft, so ist, wie ich schon gesagt habe, dies die letzte Phase der socialen Entwickelung, der Gegenstand einer neuen Arbeit, wovon wir hier nur den Plan und die Grundlagen zeigen wollen.

Um die Theorie des Eigenthums an sich wohl zu verstehen, muß man die Sachen aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten, und die wesentliche Identität der Philosophie und Staatsökonomie von einer neuen Seite zeigen.

So wie die Civilisation in Hinsicht auf die Industrie den Zweck hat, den Werth der Produkte festzustellen und die Arbeit zu organisiren, und so wie die Gesellschaft nichts Anderes ist, als diese Feststellung und Organisation, ebenso besteht der Zweck der Philosophie darin, durch die Bestimmung des Werthes der Erkenntniß und durch die Organisation des gemeinen Verstandes das Urtheil zu begründen; und Das, was man Logik nennt, ist nichts Anderes, als diese Bestimmung und diese Organisation.

Die Logik, die Gesellschaft, d. h. immer die Vernunft, das ist hier auf Erden die Bestimmung unseres Geschlechts, wenn man auf seine schöpferischen Fähigkeiten, seine Thätigkeit und seinen Geist sieht. Also ist die Menschheit durch ihre auf einander folgenden Aeußerungen eine lebendige Logik, und deshalb haben wir im Anfang dies Werks gesagt, daß jede ökonomische Thatsache der Ausdruck eines Gesetzes des Geistes ist, und daß, wie sich Nichts im Verstande findet, was nicht vorher in der Erfahrung gewesen wäre, es in der socialen Praxis eben so wenig Etwas gibt, das nicht aus einer Abstraktion der Vernunft hervorginge.

Die Gesellschaft hat also, wie die Logik, zum ersten Gesetze die Uebereinstimmung der Vernunft und der Erfahrung. Die Vernunft nnd die Erfahrung in Uebereinstimmung zu bringen, beim Einklang der Theorie und der Praxis vorwärts zu schreiten, das nehmen sich auf gleiche Weise der Oekonom und der Philosoph vor; das ist der erste und letzte jedem handelnden und denkenden Menschen gegebene Befehl. Eine ohne Zweifel leichte Aufgabe, wenn man sie in dieser scheinbar so einfachen Fassung betrachtet; eine wunderbare, erhabene Anstrengung, wenn man Alles anschaut, was der Mensch von Anbeginn gethan hat, sowohl um sich ihr zu entziehen, als auch um ihr zu genügen.

Was verstehen wir aber unter dieser Uebereinstimmung der Vernunft und der Erfahrung, oder, wie wir sie genannt haben,

unter dieser Organisation des gemeinen Verstandes, welche eben nichts Anderes ist, als die Logik?

Zuerst nenne ich gemeinen Verstand das Urtheil, insofern es sich an Sachen von angeschauter und unmittelbarer Klarheit knüpft, die man ohne Beweis und Nachforschung begreifen kann. Der gemeine Verstand ist mehr, als der Instinkt; dieser hat kein Bewußtsein von seinen Bestimmungen, während der gemeine Verstand weiß, was er will und weshalb er will. Der gemeine Verstand ist ebensowenig Glaube, Genie oder Gewohnheit, denn diese haben kein Urtheil und kein Bewußtsein von sich, während der gemeine Verstand sich selbst kennt und beurtheilt, ebenso wie er Alles, was ihn umgibt, erkennt und beurtheilt.

Der gemeine Verstand ist bei allen Menschen gleich. Durch ihn erhalten die Begriffe den höchsten Grad von Klarheit und die vollkommenste Gewißheit; den philosophischen Zweifel hat er nicht erregt. Der gemeine Verstand ist die auf synthetische Weise mit der Vernunft vereinigte Erfahrung; noch einmal, er ist das Urtheil, aber ohne Dialektik und ohne Berechnung.

Der gemeine Verstand widerstrebt aber, gerade weil er nur auf Dinge von unmittelbarer Gewißheit fällt, den allgemeinen Ideen, der Verkettung der Sätze, folglich der Methode und der Wissenschaft, so daß mehr als ein Mensch, je mehr er sich von dem gemeinen Verstande, und deshalb von der Gewißheit zu entfernen scheint, sich der Spekulation überläßt. Wie sollen also die Menschen, welche durch den gemeinen Verstand gleich sind, auch durch die Wissenschaft, die ihnen von Natur zuwider ist, gleich werden?

Der gemeine Verstand kann weder vermehrt noch verringert werden; das Urtheil, an sich selbst betrachtet, kann fortwährend nur dasselbe, stets mit sich gleiche und identische sein. Wie ist es also möglich, nicht allein die Gleichheit der Kapacitäten außerhalb des gemeinen Verstandes fest zu halten, sondern auch in ihnen eine Erkenntniß, die über dem gemeinen Verstande steht, zu schaffen?

Diese beim ersten Anblick so furchtbare Schwierigkeit verschwindet, sobald man sie näher betrachtet. Die Urtheilsfähigkeit oder den gemeinen Verstand organisiren heißt, um es richtig zu sagen, die allgemeinen Verfahrungsarten entdecken, mittelst deren der Geist

vom Bekannten zum Unbekannten durch eine Reihe von Urtheilen gelangt, welche alle, einzeln genommen, eine angeschaute und unmittelbare Gewißheit besitzen, deren Gesammtheit aber eine Formel ergiebt, die man ohne diese Progression nicht erhalten haben würde, eine Formel, die folglich über den gewöhnlichen Bereich des gemeinen Verstandes hinausgeht.

Also beruht das ganze System unserer Erkenntniß auf dem gemeinen Verstande; aber es erhebt sich unendlich über den gemeinen Verstand, welcher, auf das Einzelne und Unmittelbare beschränkt, mit seinem einfachen Blicke das Allgemeine nicht überschauen kann, und dieses, wenn er es begreifen will, zerlegen muß; wie ein Mensch, der mit einem Schritt nur über eine Furche zu schreiten vermag, um die Welt kommt, sobald er dieselbe Bewegung oft genug wiederholt [1]).

Uebereinstimmung der Vernunft und Erfahrung, Organisation des gemeinen Verstandes, Entdeckung der allgemeinen Verfahrungsarten, durch welche das stets identische Urtheil sich zu den erhabensten Anschauungen erhebt, das ist das große Werk der Menschheit, welches die weiteste, verwickeltste und dramatischste Entwickelung, die auf Erden geschieht, hat entstehen lassen. Es gibt keine Wissenschaft, keine Religion, keine Gesellschaft, die annäherungsweise so viel Zeit verwandt und so viel Kraft entfaltet hat, um sich zu bilden; und diese große, gewaltige, seit dreißig Jahrhunderten begonnene Arbeit hat eben erst zu Ende gebracht werden können. Zwanzig Bände würden kaum hinreichen, die Geschichte davon zu erzählen; ich will auf einigen Seiten die Umrisse der hauptsächlichsten Phasen geben. Dieses Résumé ist uns unentbehrlich, um das Erscheinen des Eigenthums zu erklären.

I.

Die Organisation des gemeinen Verstandes setzt vorläufig die Lösung einer anderen Frage voraus, die Frage über die Gewißheit, welche wieder in zwei korrelative Arten zerfällt, in die Gewißheit

1) Die Dialektik ist eigentlich der Fortschritt des Geistes von einer Idee zur anderen durch eine höhere Idee hindurch, sie ist eine Reihe (une série).

des Subjektes und die Gewißheit des Objektes. Mit anderen Worten, man mußte sich, ehe man nach den Gesetzen des Gedankens suchte, sowohl des denkenden als auch des gedachten Seins versichern, indem man sonst Gefahr lief, die Gesetze des Nichts zu finden.

Der erste Moment dieser großen Polemik ist also der, wo das Ich zur Selbsterkenntniß gelangt, sich gewissermaßen selbst betastet und den Ausgangspunkt seiner Urtheile sucht. Wer bin ich, fragt es sich; oder vielmehr, bin ich Etwas? bin ich sicher, daß ich bin? das ist die erste Frage, auf welche der gemeine Verstand zu antworten hatte.

Und er hat wirklich hierauf durch jenen so bewunderten Satz geantwortet: Ich denke, folglich bin ich.

Ich denke, das ist genug. Ich brauche Nichts weiter davon zu wissen, um meiner Existenz gewiß zu sein, weil ich in dieser Beziehung nur noch lernen könnte, daß kein Sein bewiesen ist, wenn ich es nicht affirmire, und daß folglich ohne mich Nichts existirt. Das Ich, das ist der Ausgangspunkt des gemeinen Verstandes, und seine Antwort auf die erste Frage der Philosophie.

Also beweist der gemeine Verstand, oder vielmehr die unbekannte, undurchdringliche Natur, welche denkt und redet, kurz das Ich sich nicht; es setzt sich. Sein erstes Urtheil ist ein Akt des Glaubens an sich selbst; die Wirklichkeit des Gedankens wird von ihm für eine nothwendige Anfangsthatsache, kurz für einen **Grundsatz** erklärt, ohne dessen Annahme kein Denken stattfindet.

Gewisse Denker fanden aber, sei es aus Mangel an Urtheil, sei es aus Scharfsinnigkeit, diese Behauptung des gemeinen Verstandes schon zu kühn. Sie hätten gewünscht, daß der gemeine Verstand sein Recht bewiese. Wer gibt uns, sagten sie, Gewißheit, daß wir denken, daß wir sind? Welches ist die Autorität des inneren Sinnes? Was ist eine Behauptung, deren ganzer Werth eben in ihrer Unmittelbarkeit liegt? ...

Es entspannen sich hierüber lange Debatten. Der gemeine Verstand machte ihnen durch folgenden berühmten Ausspruch ein Ende: So lange der Zweifel, der zum Zweifel führt, absurd ist, so lange die Forschung, welche die Giltigkeit der Forschung zum Gegen-

stand hat, widerspruchsvoll ist, so lange ein solcher Skepticismus antiskeptisch ist und sich selbst widerlegt, so lange es eine Thatsache ist, daß wir denken und zu erkennen verlangen, so lange über diese Thatsache, welche das All und die Ewigkeit umfaßt, kein Streit stattfinden kann, und so lange es sich zuletzt allein darum handeln kann, zu wissen, wohin der Gedanke führen kann, so lange wird Pyrrho und seine Sekte von der Philosophie mit einer Dummheit anerkannt werden, welche das Ich über seine Existenz beruhigt; obenein ist ihre Meinung, durch die eigenen Worte des Widerspruchs mit dem gemeinen Verstande überführt, vom gemeinen Verstande excommunicirt.

Trotz der Beweiskraft dieser Gründe glaubten Einige noch protestiren und appelliren zu müssen. Die wahren Skeptiker, behaupteten sie, sind nicht Die, welche an der Wirklichkeit ihres Zweifels zweifeln, ein solcher Skepticismus wäre lächerlich; sondern Diejenigen, welche an der Wirklichkeit des Inhalts des Zweifels und noch mehr an den Mitteln zweifeln, durch welche bewiesen werden soll, ob dieser Inhalt ein wirklicher ist; das ist ein großer Unterschied ....

Das ist also so, als wenn ihr sagtet, erwiderte der gemeine Verstand, daß ihr zum Beispiel nicht an dem Dasein der Religionen zweifelt, weil die Religion eine Erscheinung des Gedankens, eine Zufälligkeit des Ichs ist, sondern nur an der Wirklichkeit des Gegenstandes der Religionen und noch mehr an der Möglichkeit, diesen Gegenstand zu bestimmen; oder auch, daß ihr nicht an dem Schwanken der Werthe zweifelt, weil dieses Schwanken eine Erscheinung des allgemeinen Gedankens, eine Zufälligkeit des Gesammt-Ichs ist, sondern an der Wirklichkeit der Werthe und noch mehr an ihrer Meßbarkeit. Wenn aber in Beziehung auf den Menschen die Wirklichkeit der Dinge sich nicht von dem Gesetz der Dinge unterscheidet, wie zum Beispiel die Wirklichkeit der Werthe, die nichts Anderes ist und nichts Anderes sein kann, als das Gesetz der Werthe, und wenn das Gesetz der Dinge ohne das Ich, welches, wie ihr eingestehen müßt, dasselbe bestimmt und schafft, Nichts ist, so ist eure Unterscheidung von der Wirklichkeit des Zweifels und von der Wirklichkeit des Inhalts des Zweifels eben so abgeschmackt als das darauf folgende a fortiori. Die Welt und das Ich werden durch den Gedanken identisch und adäquat; also ist es, ich sage es noch einmal, unsere Aufgabe, aufzu-

finden, ob das Ich an und für sich genommen irren kann, ob es in der Aeußerung seiner Fähigkeiten Störungen unterworfen ist; welches die Ursachen dieser Störungen sind; welches das gemeinsame Maß unserer Begriffe ist, und vor allen Dingen, was der Werth jener Vorstellungen des Nichtichs ist, welches das Ich sogleich ergreift, wenn es thätig wird, und von dem das Ich sich nicht trennen kann.

Also ist nach dem Urtheil des gemeinen Verstandes die metaphysische Theorie von der Gewißheit der ökonomischen Theorie vom Werthe analog, oder, um es besser zu sagen, diese beiden Theorien bilden nur eine. Und die Skeptiker, welche trotzdem, daß sie die Wirklichkeit des Zweifels zugeben, doch die Wirklichkeit des Inhalts des Zweifels und folglich die Möglichkeit, diesen Inhalt zu bestimmen, leugnen, gleichen den Oekonomen, welche die Schwankungen des Werthes behaupten, aber die Möglichkeit, diese Schwankungen zu bestimmen, und folglich die Wirklichkeit des Werthes selbst verwerfen. Wir haben diesem Widerspruch der Oekonomen Gerechtigkeit widerfahren lassen und werden bald sehen, daß, so wie der Werth sich in der Gesellschaft durch eine Reihe von Schwankungen zwischen Angebot und Nachfrage bestimmt, eben so in uns die Wahrheit sich durch eine Reihe von Schwankungen zwischen der Vernunft, welche behauptet, und der Erfahrung, welche bestätigt, bildet, und eben aus dem Zweifel nach und nach die Gewißheit entsteht.

Da die Gewißheit des Subjektes auf diese Art gefunden und bestimmt ist, bliebe uns, ehe wir zur Auffindung der Gesetze der Erkenntniß übergehen, noch übrig, die Gewißheit des Objektes zu bestimmen, welche die Grundlage aller unserer Beziehungen zur Welt bildet. Dies war die zweite Eroberung des gemeinen Verstandes, der zweite Moment der philosophischen Arbeit.

Wir können nicht fühlen, lieben, denken, handeln, selbst nicht sein, sobald wir in uns selbst eingeschlossen bleiben; das Ich muß seinen Fähigkeiten Spielraum geben, es muß sein Wesen entfalten, es muß auf irgend eine Art aus seiner Nichtigkeit herausgehen; es muß, nachdem es sich gesetzt hat, sich gegensetzen, d. h. es muß sich mit einem Ichweißnichtwas, welches ihm ein Anderes ist oder ein Anderes zu sein scheint, kurz mit einem Nichtich in Beziehung setzen.

Gott, das unendliche Wesen, den unsere Vernunft, auf ihrer doppelten Basis befestigt, unumstößlich voraussetzt, Gott, sage ich, braucht, weil sein Wesen Alles umfaßt, nicht aus sich herauszugehen, um zu leben und seiner bewußt zu werden. Sein Wesen entfaltet sich ganz in ihm, sein Gedanke ist sich selbst beschauender (introspective); in ihm nimmt das Ich das Nichtich nur für das Ich, weil beide unendlich sind, weil das Unendliche nothwendigerweise ein Einziges ist, und weil folglich in Gott die Zeit mit der Ewigkeit, die Bewegung mit der Ruhe identisch ist, das Handeln gleichbedeutend mit dem Wollen, und die Liebe keine andere bestimmende Ursache hat, als sich. Gott ist der vollkommene Egoismus, die absolute Einsamkeit, die höchste Koncentration. Unter allen Beziehungen existirt Gott, von umgekehrter Natur als der Mensch, durch sich selbst und ohne Gegensatz, oder vielmehr er bringt das Nichtich in seinem Innern hervor, statt es auswärts zu suchen; er mag sich unterscheiden, so viel er will, er ist immer Ich; sein Leben stützt sich auf nichts Anderes; sobald er sich weiß, lebt er und Alles existirt für ihn und ist für ihn bewiesen: ego sum qui sum, sagt er. Gott ist wirklich das unbegreifliche, unaussprechliche und doch nothwendige Wesen; mag die Vernunft sich sträuben, es zu sagen, sie ist Nichts desto weniger gezwungen, es zu sagen.

Mit dem Menschen, dem endlichen Wesen, verhält es sich anders. Er existirt weder durch sich, noch in sich; er bedarf ein umgebendes Medium, in dem seine Vernunft sich reflektirt, sein Leben erwacht, und aus dem seine Seele, so wie seine Organe ihre Lebenskräfte schöpfen. So begreifen wir wenigstens die Entwickelung unseres Wesens; dieser Punkt wird von Allen zugegeben, die sich nicht in die Widersprüche der Pyrrhonianer verbissen haben.

Es handelt sich also darum, den Sinn dieses Phänomens zu erkennen und die Beschaffenheit jenes Nichtichs zu bestimmen, welches das Bewußtsein uns als eine äußere Wirklichkeit zeigt, die zu unserer Existenz nöthig, aber von unserer Existenz unabhängig ist.

Nun, sagen die Skeptiker, wir wollen zugeben, daß das Ich vernünftigerweise nicht daran zweifeln kann, daß es existirt, mit welchem Rechte aber will es eine äußere Wirklichkeit behaupten, eine Wirklichkeit, die es nicht selbst ist, die ihm unerklärlich bleibt und

die es als Nichtich bestimmt? Sind die Gegenstände, die wir außer uns sehen, wirklich außer uns? Und wenn sie außer uns existiren, sind sie so, wie wir sie sehen? Kommt das, was uns die Sinne als Naturgesetze zeigen, wirklich von der Natur, oder ist es nicht etwa das Produkt unserer denkenden Thätigkeit, die uns das, was sie in ihrem eignen Schooße erzeugt, als außer ihr liegend darstellt? Fügt die Erfahrung noch Etwas zur Vernunft hinzu, oder ist sie nur die Vernunft, die sich ihr selbst gegenüber kund gibt? Wodurch will man endlich die Wirklichkeit oder Unwirklichkeit dieses Nichtichs beweisen? ....

Diese merkwürdige Frage, welche der gemeine Verstand allein nie gethan haben würde, ist von den höchsten Genies, welche unser Geschlecht verherrlicht haben, aufgeworfen und mit einer wunderbaren Beredtsamkeit, Scharfsinnigkeit und Mannigfaltigkeit entwickelt worden, und hat eine unendliche Masse von Systemen und Konjekturen ins Leben gerufen, welche sehr schwer zu verstehen sind, wenn man sie in ihren bändereichen Autoren studiren wollte, von denen man sich aber einen Begriff machen kann, wenn man sie auf einige Zeilen zurückführt.

Einige haben zuerst behauptet, daß das Nichtich nicht existire. Das war natürlich, und man konnte sich dessen versehen. Ein Nichtich, welches sich dem Ich entgegensetzt, ist wie ein Mann, der einen Andern in seinem Besitze stört; der erste Schritt dieses ist der, eine solche Nachbarschaft zu negiren. Es gibt keinen Körper, sagten sie, keine Natur, keine Erscheinung außer dem Ich, kein anderes Wesen, als das Ich. Alles geht im Geiste vor; die Materie ist eine Abstraktion, und was wir als den Hauptbeweis einer, wir wissen nicht welcher, Erfahrung ansehen und behaupten, ist das Produkt unserer reinen Thätigkeit, welche, indem sie sich selbst bestimmt, das von außen zu empfangen glaubt, was sie ihrem Wesen nach schafft oder, um genauer zu reden, wird, weil in Bezug auf die Seele sein, schaffen und werden gleichbedeutend sind.

Aber, bemerkt der gemeine Verstand, wir unterscheiden mit oder ohne unsern Willen zwei Arten der Erkenntniß, den Beweis und die Aneignung. Durch den ersten scheint der Geist wirklich Alles, was er lernt, zu schaffen; so die Mathematik; durch den zweiten geht da-

gegen der fortwährend in seinem Fortschritte des Wissens aufgehaltene Geist nur mittelst einer fortwährenden Anregung vorwärts, deren Ursache vollkommen unfreiwillig ist und außerhalb der Souveränität des Ichs liegt. Wie will man also im Spiritualismus von diesem Phänomen, das man unmöglich übersehen kann, Rechenschaft geben? Ist, wenn alles Wissen allein aus dem Ich kommt, dieses Wissen nicht ein unwillkürliches, ein von Anfang an vollständiges, bei allen Individuen und bei denselben Individuen zu allen Augenblicken des Lebens dasselbe? Wie will man endlich den Irrthum und den Fortschritt erklären? Statt die Frage zu lösen, schiebt sie der Spiritualismus bei Seite; er übersieht die offenbarsten, unzweifelhaftesten Thatsachen, nämlich die durch die Erfahrungen gemachten Entdeckungen des Ichs; er thut der Vernunft Gewalt an; er ist gezwungen, um sich zu halten, sein eigenes Princip in Zweifel zu ziehen, indem er das negative Zeugniß des Geistes leugnet. Der Spiritualismus ist widerspruchsvoll, unzulässig.

Dann traten Andere auf, welche behaupteten, daß nur die Materie existire und daß nur der Geist eine Abstraktion sei. Außer der Natur, sagten sie, ist Nichts wahr, Nichts wirklich; es existirt Nichts weiter, als was wir sehen, betasten, zählen, wiegen, messen, umformen können; es existirt Nichts weiter, als die Körper in ihren unendlichen Mannigfaltigkeiten, wir selbst sind Körper, organische und lebende Körper; was wir Seele, Geist, Bewußtsein oder Ich nennen, ist nur eine Wesenheit, die dazu dient, die Harmonie dieses Organismus zu zeigen. Das Objekt erzeugt durch die der Materie inhärirende Bewegung das Subjekt; der Gedanke ist eine Modifikation der Materie; der Geist, der Wille, die Tugend, der Fortschritt sind nur Bestimmungen einer gewissen Ordnung, gewisser Eigenschaften der Materie, deren Wesen uns übrigens unbekannt ist.

Aber versetzt der gemeine Verstand, si satanas in se ipsum divisus est, quomodo stabit? Die materialistische Hypothese zeigt eine doppelte Unmöglichkeit. Wenn das Ich nichts Anderes ist, als das Resultat des Organismus des Ichs; wenn der Mensch der kulminirende Punkt, der Herr der Natur ist; wenn er selbst die auf ihre höchste Potenz erhobene Natur ist, woher hat er die Fähigkeit, der Natur zu widersprechen, sie zu beunruhigen und zu verbessern? Wie

will man jene Reaktion der Natur gegen sich selbst erklären, jene Reaktion, welche die Industrie, die Wissenschaften, die Künste, kurz eine ganze Welt außerhalb der Natur hervorbringt, und die den einzigen Zweck hat, die Natur zu besiegen? Wie will man endlich das, was nach dem Zeugniß unserer Sinne, welchem die Materialisten allein Glauben beimessen, außerhalb der Gesetze der Materie entsteht, auf die Modifikationen der Materie zurückführen? Auf der andern Seite, wenn der Mensch nur eine organische Materie ist, und sein Gedanke nur der Widerschein der Natur, weshalb hat dann die Materie, die Natur, eine so schlechte Erkenntniß von sich selbst? Woher kommen die Religionen, die Philosophie, der Zweifel? Was! Die Materie ist Alles, der Geist Nichts; und wenn diese Materie zu ihrer höchsten Kundgebung, zu ihrer letzten Entwickelung gelangt ist; wenn sie Mensch geworden ist, kennt sie sich nicht mehr; sie verliert die Erinnerung an sich selbst und kann nur mit Hilfe der Erfahrung vorwärts gehen, als wenn sie nicht die Materie, d. h. eben die Erfahrung wäre! Was ist also diese selbstvergessene Natur, die sich selbst zu erkennen lernen muß, sobald sie zur Fülle ihres Wesens gelangt, die nur Gedächtniß erhält, um Nichts von sich zu wissen, und ihre Unfehlbarkeit gerade in dem Augenblicke verliert, wo sie zur Vernunft gelangt?

Der Spiritualismus erlag, indem er die Thatsachen leugnete, unter seiner eigenen Ohnmacht; die Thatsachen erdrücken den Materialismus durch ihr Zeugniß. Je mehr die Systeme sich geltend machen wollen, desto mehr zeigen sie ihren Widerspruch.

Dann kamen mit frommer Miene und ruhiger Haltung die Mystiker. — Der Geist und die Materie, der Gedanke und der erfüllte Raum, sagten sie, existiren beide. Aber wir wissen es nicht durch uns selbst; Gott bezeugt uns durch seine Offenbarung ihre Wirklichkeit. Und da alle Dinge von Gott geschaffen sind, und alle in Gott existiren, kann auch unser Geist sie nur in Gott, dem unendlichen Geiste, anschauen, von welchem unser Geist ein Ausfluß ist. So erklärt sich der Uebergang des Ich zum Nichtich, und die Beziehung des Geistes und der Materie werden begreiflich.

Es war zum ersten Mal von Gott die Rede und die Aufmerksamkeit der Zuhörer verdoppelte sich.

Ohne Zweifel, sagt der gemeine Verstand, kann sich der Geist nur mit dem Geiste in Verbindung setzen und er vermag uns in Gott die körperlichen Dinge zu zeigen, welche sein Werk sind. Unglücklicherweise beruht dieses System auf einem fehlerhaften Zirkel und einer petitio principii. Erstens müssen wir, ehe wir an Gott glauben, an uns selbst glauben; wir fühlen aber unser Ich nur und sind unserer Existenz nur gewiß, wenn eine äußere Gegenwirkung sie uns fühlbar macht, d. h. wenn wir ein Nichtich zugeben, was eben die Frage ist. Was die Offenbarung betrifft, so ist sie, ihren Anhängern nach, durch Wunder geschehen, durch Zeichen, deren Werkzeuge der Natur entnommen sind. Wie sollen wir nun über das Wunder urtheilen und an die Offenbarung glauben, wenn wir vorher nicht einmal der Existenz der Welt, des Bestehens ihrer Gesetze, der Wirklichkeit ihrer Erscheinungen sicher sind?

Der Mysticismus besitzt in sofern Wichtigkeit, als er, nach der Erkenntniß der Nothwendigkeit des Subjekts und des Objekts, beide durch ihren Ursprung zu erklären sucht. Man definirt aber, man beweist und erklärt diesen Ursprung, der nach den Mystikern Gott, d. h. ein drittes geistiges Glied, wie das Ich und die Wirklichkeit und wie das Nichtich wäre, nicht; man scheidet es vielmehr von der Welt und dem Menschen und macht es dem Geiste unerreichbar und deshalb unwahr. Der Mysticismus ist eine Mystifikation.

So weit war der Streit. Gottgläubige und Ungläubige, Spiritualisten und Materialisten, Skeptiker und Mystiker konnten sich nicht vereinigen, und die Welt wußte nicht, was sie glauben sollte. Man hielt sich zurück, ohne Etwas zu sagen, als der vorsichtigste und feinste Philosoph, den es je gegeben, mit Ernst und Bescheidenheit ohne alle Prahlerei das Wort nahm.

Er begann damit, die Wirklichkeit des Ichs und des Nichtichs, eben so wie das Dasein Gottes anzuerkennen; aber er behauptete, daß es dem Ich gänzlich unmöglich sei, sich auf dem Wege von Vernunftschlüssen oder der Erfahrung dessen zu vergewissern, was außer ihm ist, und daß es dennoch nicht umhin könne, es zuzugeben. Ja, sagt er, die Körper existiren, die Art und Weise, wie sich unser Erkennen derselben in uns bildet, beweist es. Wir kennen aber diese Körper, dieses Nichtich nicht an sich selbst, und Alles, was uns in

dieser Beziehung die Erfahrung bietet, geht einzig aus unserm eignen Selbst hervor. Es ist die eigne Frucht unseres Geistes, der durch seine äußeren Wahrnehmungen erregt, seine eigenen Gesetze, seine Kategorien auf die Dinge anwendet und sich dann einbildet, daß die Form, welche er der Natur gibt, die Form der Natur sei. Ja wir müssen ferner an das Dasein Gottes, an ein herrschendes Wesen glauben, welches zur Heiligung der Moral und zur Ergänzung unseres Lebens dient. Aber dieser Glaube an das höchste Wesen ist ebenfalls nur ein Postulat unserer Vernunft, eine ganz subjektive, für das Bedürfniß unserer Unwissenheit erfundene Hypothese, wofür es kein anderes Zeugniß gibt, als die Nothwendigkeit unserer Dialektik.

Bei diesen Worten erhob sich ein langes Murren. Die Einen verzichteten darauf, das zu glauben, was sie sich zu erklären niemals die Mühe gegeben; Andere behaupteten, daß es über die Vernunft erhabene Glaubensgründe gebe; Diese verwarfen einen Glauben, der nur seine Unmittelbarkeit für sich hatte, und dessen Gegenstand leicht zu einer bloßen Formalität der Vernunft herabgesetzt werden konnte; Jene beschuldigten den kritischen Philosophen der Inkonsequenz. Fast alle zogen aus den Aussprüchen dieses Philosophen für das System, das ihnen am Besten gefiel, für den Spiritualismus, den Materialismus und den Mysticismus ihren Nutzen. Endlich gelang es einem großherzigen, mit leidenschaftlicher Seele begabten Manne, den Lärm zu bewältigen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Jene Philosophie, bemerkte er mit Bitterkeit, welche den Schlüssel zu unseren Urtheilen gefunden zu haben behauptet und sich der reinen Vernunft rühmt, ermangelt aller Einheit und zeichnet sich nur durch ihre Zusammenhangslosigkeit aus. Wer ist jener Gott, den, wie man sagt, Nichts beweist, und der doch gerade zur Lösung herbeikommt? Was ist jene Objektivität, die Nichts weiter zu thun hat, als den Gedanken zu erregen, ohne ihm Stoff zu geben? Wenn das Ich, die Natur und Gott existren, wie man zu glauben scheint, so stehen sie in unmittelbaren und wechselseitigen Beziehungen mit einander, in diesem Falle können wir sie erkennen; welches sind nun diese Beziehungen? Wenn dagegen diese Beziehungen nicht vorhanden sind, oder wenn sie rein subjektive sind, wie man ferner behauptet,

wie kann man denn wagen, die Wirklichkeit des Nichtichs und das Dasein Gottes zu behaupten?

Das Ich ist wesentlich aktiv; es bedarf also keiner Anregung. Es besitzt die Principien der Wissenschaft, es hat das Wissen und das Thun, es besitzt die schaffende Gewalt, und das, was ihr an ihm Erfahrung nennt, ist eine wahrhafte Zeugung. Wie der Arbeiter, der durch die Erfahrung eines neuen Gedankens selbst das Objekt seiner Erfahrung schafft und so einen seinen Gedanken adäquaten Werth hervorbringt, eben so ist das Ich in der Welt der Schöpfer des Nichtichs, und trägt folglich seine Sanktion in sich selbst, ohne das Zeugniß der Natur oder eine Vermittelung der göttlichen Macht zu bedürfen. Die Natur ist keine Chimäre, weil sie das Werk ist, welches den Werkmeister zeigt; das Nichtich, eben so wirklich als das Ich, ist das Produkt und der Ausdruck des Ichs; und Gott ist Nichts weiter, als das abstrakte Verhältniß, welches das Ich und das Nichtich in einer identischen Erscheinungsweise vereinigt; Alles hängt zusammen, Alles verschlingt sich und erklärt sich. Die Erfahrung ist das geschriebene Wissen, der vom Subjekt kund gegebene und wieder gefundene Gedanke.

Die Philosophie hatte sich zum erstenmal ein System gegeben. Bisher war sie nur von einem Widerspruch zum andern geschwankt, indem sie nur durch Negation und Ausschließung weiter ging, d. h. indem sie Alles, womit sie sich nicht vertragen konnte, unterdrückte. Nichts desto weniger hatte sie versucht, zugleich ihre verschiedenen Sätze zu behaupten, aber ohne Hoffnung und ohne Macht, sie zu lösen. Auch dieser Schritt geschah; eine neue Periode der Forschung begann.

Auf die Schlüsse, die wir eben gehört haben, erwiderte Jemand, würde man Nichts bringen können und das System, welches sie umfasse, würde unangreifbar sein, wenn bewiesen wäre, und dies ist noch immer in Frage gestellt, daß der Mensch Etwas weiß, daß in ihm eine einzige Idee existirt, welche früher entstanden wäre, als die Erfahrung. Man würde dann begreifen, daß er das, was er lernt, nur beweist, und daß er das, was er versucht, nur wieder auffindet. Aber es ist nicht wahr, daß das Ich durch sich selbst irgend eine Idee habe; es ist nicht wahr, daß es die Wissenschaft a priori schaffen

kann; und ich fordere Den heraus, der den Grundstein zu diesem Gebäude legen will.

Seht, fuhr er mit begeisterter Stimme fort, was mich die Vernunft und die Erfahrung gelehrt haben. Das Verhältniß, welches das Ich und das Nichtich vereinigt, ist nicht, wie man gesagt hat, ein Verhältniß des Ursprungs und der Kausalltät; es ist ein Verhältniß der Koexistenz. Das Ich und das Nichtich existiren beide einander gegenüber, gleich und unzertrennlich, aber unvereinbar, außer in einem höheren Momente, dem Subjekt-Objekt, welches beide erzeugt, mit einem Wort im Absoluten. Dieses Absolute ist Gott, der Schöpfer des Ichs und des Nichtichs, oder wie das nizänische Symbolum sagt, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Dieser Gott, dieses Absolute umfaßt in seinem Wesen den Menschen und die Natur, den Gedanken und die Erscheinung, denn er allein besitzt die Fülle des Seins, er ist Alles. Die Gesetze der Vernunft und die Formen der Natur sind also identisch; kein Gedanke gibt sich kund, als mittelst einer Wirklichkeit, und umgekehrt zeigt sich keine Wirklichkeit anders, als vom Geiste durchdrungen. Hieraus entspringt jene wunderbare Uebereinstimmung der Erfahrung und der Vernunft, die euch wechselsweise dem Geist als eine Modifikation der Natur und die Natur als eine Modifikation des Geistes hat ansehen lassen. Das Ich und das Nichtich, die Menschheit und die Natur sind auf gleiche Weise vorhanden und wirklich; die Menschheit und die Natur sind im Absoluten gleichzeitig. Das Einzige, was sie unterscheidet, ist dieses, daß das Absolute sich in der Menschheit mit Bewußtsein entwickelt, während es sich in der Natur ohne Bewußtsein entwickelt. Also sind der Gedanke und die Materie untrennbar, und unvereinbar; sie äußern sich je nach ihrem Wesen in ungleichen Verhältnissen, indem sie sich durch die das Absolute bildenden Elemente in den Geschöpfen bald untergeordnet, oder vorherrschend zeigen. Es ist eine unendliche Entwickelung, ein ewiges Werden von Formen, Wesen, Leben, Willen, Kräften, Mächten u. s. w.

Dieses System schien einen Augenblick alle Stimmen für sich zu gewinnen. Die Verschmelzung des Ichs und des Nichtichs im Absoluten; diese Unterscheidung und gleichzeitige Untrennbarkeit des

Gedankens und des Seins, welches das Werden bildet; die fortwährende Entwickelung des Geistes und die fortschreitende Erhebung des Seins auf der Skala der Unendlichkeit entzückten alle Welt. Dieser Enthusiasmus ging vorüber wie der Blitz. Ein neuer Dialektiker erhob sich plötzlich und sagte: Dieses System bedarf nur eines Dinges, des Beweises. Das Ich und das Nichtich verschmelzen im Absoluten; was ist denn dieses Absolute? Was ist sein Wesen? Welchen Beweis haben wir von seinem Dasein, da es sich nicht kund gibt und da es ihm sogar unmöglich ist, sich in seiner Qualität als Absolutes kund zu geben? .... Der Gedanke und das Sein, sagt man ferner, im Absoluten identisch, sind in der Natur unvereinbar, obgleich sie unzertrennlich und gleichnamig sind; woher weiß man das? Wie kommt es, daß die Identität der Gesetze nicht die Identität der Wesenheiten, die Identität der Wirklichkeiten in sich schließt, da es doch anerkannt ist, daß die einzige für uns wirkliche Sache das Gesetz ist? Und wozu dient es, seine Zuflucht zu einem mystischen und unbegreiflichen Absoluten zu nehmen, was hilft es, das alte Hirngespinnst eines Gottes wieder aufzuwärmen, um zwei Glieder zu vereinigen, die durch die eingestandene Identität ihrer Gesetze schon vereinigt sind? .... Die Natur und die Menschheit sind die Entwickelung des Absoluten; weshalb entwickelt sich das Absolute? Kraft welches Princips und nach welchem Gesetze? Wo ist die Wissenschaft dieser Entwickelung? Was ist eure Ontologie, eure Logik? Und ferner, wenn dieselben Gesetze die Materie und den Gedanken regieren, dann genügt es, eins zu studiren, um das andere zu kennen; die Wissenschaft ist, was ihr auch sagen mögt, nach euren Aussprüchen selbst, a priori möglich; weshalb leugnet ihr denn die Wissenschaft und begnügt euch mit der Erfahrung, die durch sich Nichts erklärt, weil sie nicht Wissenschaft ist?

Wohlan, fuhr er fort, ich verpflichte mich, ohne das Absolute zu Hilfe zu nehmen, und mich nur an die Identität des Gedankens und des Seins haltend, jene Wissenschaft der Entwickelung zu konstruiren, die euch entgeht und die ihr nicht habt finden können, weil ihr das unterscheidet, was nicht als unterschieden angenommen werden kann, den Geist und die Materie, d. h. die beiden Seiten der Idee.

Und man sah, wie dieser philosophische Titane es unternahm, den ewigen Dualismus durch den Dualismus selbst zu stürzen; die Identität auf den Widerspruch zu gründen, das Sein aus dem Nichts hervorzuziehen und einzig mit Hilfe seiner Logik die Natur und den Menschen zu erklären, zu verkünden, ja zu schaffen! Niemand hatte vor ihm die innersten Gesetze des Wesens so gründlich durchdrungen, Niemand hatte mit so klarem Lichte die Geheimnisse der Vernunft beleuchtet. Es gelang ihm eine Formel zu geben, die, wenn sie auch nicht die ganze Wissenschaft oder die ganze Logik ist, wenigstens den Schlüssel zur Wissenschaft und zur Logik bietet. Aber man bemerkt sehr schnell, daß der Schöpfer seine Logik eben nicht anders aufbauen konnte, als indem er fortwährend die Erfahrung zur Seite behielt und von ihr seine Materialien entlehnte; daß alle seine Beweise der Beobachtung nachfolgten, aber ihr nie vorher gingen. Und da nach dem System der Identität, des Gedankens und des Seins von der Philosophie Nichts zu erwarten war, und als der Kreis geschlossen, war für immer bewiesen, daß die Wissenschaft ohne Erfahrung unmöglich ist; daß wenn das Ich und das Nichtich in korrelativer Beziehung stehen, einander nothwendig und ohne einander unbegreiflich sind, sie auch nicht identisch sind; daß ihre Identität eben so gut, als ihre Verschmelzung, in einem unbegreiflichen Absoluten nur eine Ansicht unseres Geistes, ein Postulat der Vernunft ist; daß in gewissen Fällen zu philosophiren sehr nützlich sein kann, aber gar keine Wirklichkeit besitzt; und daß endlich die Theorie von den Gegensätzen, die zur Berichtigung unserer Meinung, zur Entdeckung unserer Irrthümer und zur Bestimmung des wesentlichen Charakters des Wahren von unvergleichlicher Kraft ist, deshalb doch nicht die einzige Form der Natur, die einzige Enthüllung der Erfahrung, und folglich das einzige Gesetz des Geistes ist.

Vom cogito des Cartesius ausgegangen sind wir also durch eine ununterbrochene Reihe von Systemen zum cogito Hegels gelangt. Die philosophische Revolution ist vollendet; es beginnt eine neue Bewegung; der gemeine Verstand ist an der Reihe, seine Schlüsse zu ziehen und sein Verdikt abzugeben.

Was sagt nun der gemeine Verstand?

Er sagt in Bezug auf die Erkenntniß: Weil das Sein nur

in zwei unlösbar verbundenen Momenten sich selbst enthüllt, von denen wir das erste Bewußtsein des Ichs und das zweite Enthüllung des Nichtichs nennen; weil jeder in der Erkenntniß weiter gethane Schritt stets diese beiden vereinigten Momente in sich enthält; weil dieser Dualismus ein fortwährender und nicht zu lösender ist; weil außer ihm weder ein Subjekt, noch ein Objekt existirt; weil die Wirklichkeit des einen wesentlich von dem Dasein des anderen abhängt; weil es eben so abgeschmackt ist, sie zu vereinzeln, als sie vermischen zu wollen; weil in beiden Fällen die ganze Wahrheit negirt und die Wissenschaft aufgehoben würde, schließen wir zuerst, daß der Charakter der Wissenschaft unstreitig ist: Uebereinstimmung der Vernunft und der Erfahrung.

Was die Gewißheit betrifft, sagt er: Weil trotz des doppelten Ursprungs der Erkenntniß die Gewißheit des Objekts im Grunde genommen dieselbe ist, als die Gewißheit des Subjekts; weil diese gegen die antiskeptischen Pyrrhonianer außer Zweifel gesetzt worden ist; weil die Erfahrung eben so sehr eine Bestimmung des Ichs, als eine Schätzung des Nichtichs ist, ist die Vernunft hinreichend zufrieden gestellt. Was können wir weiter wünschen, als des Daseins der Körper eben so gewiß zu sein, als des unsrigen? Und wozu nützt die Untersuchung, ob das Subjekt und Objekt identisch, oder blos adäquat sind; ob wir der Natur in der Wissenschaft unsere Ideen leihen, oder ob sie uns die ihrigen gibt; was hilft es ferner, daß man durch diese Unterscheidung fortwährend annimmt, daß das Ich und Nichtich vereinzelt existiren können, was nicht der Fall ist, oder daß sie von einander getrennt werden können, was einen Widerspruch in sich enthält?

In Beziehung auf Gott, sagt er: Weil es ein Gesetz unserer Seele und der Natur, oder um diese beiden Begriffe zusammen zu fassen, der Schöpfung ist, nach dem ihr befohlen ist, in einer fortschreitenden Entwickelung, die von der Existenz zum Bewußtsein, von der Unmittelbarkeit zum Denken, vom Instinkt zur Prüfung, von der Unfehlbarkeit zum Irrthum, vom Genus zur Gattung, von der Ewigkeit zur Zeit, vom Unendlichen zum Endlichen, vom Ideal zur Wirklichkeit überzugehen, so folgt mit logischer Nothwendigkeit, daß die Kette der Wesen, die unveränderlich aber in verschiedenen Ver-

hältnissen als Ich und Nichtich bestimmt sind, durch zwei antithetische Glieder zusammengehalten wird, von denen das eine der Schöpfer, wie man ihn gewöhnlich nennt, oder Gott ist, welches alle Wesenheiten der Unendlichkeit, der Unmittelbarkeit, der Ewigkeit, der Unfehlbarkeit u. s. w. in sich vereinigt; das andere aber, welches der Mensch ist, alle entgegengesetzten Charaktere einer entwickelungsvollen, bedachten, zeitlichen, der Störung und dem Irrthum unterworfenen Existenz vereinigt, und deren hauptsächliches Kennzeichen eine gewisse Vorsehung bildet, so wie das absolute Wissen, d. h. der auf seine höchste Potenz erhobene Instinkt, das wesentliche Merkmal der Gottheit ist. Aber der Mensch ist uns zugleich durch die Vernunft und die Erfahrung bekannt; Gott ist uns dagegen nur als ein Postulat der Vernunft bekannt; mit einem Worte der Mensch ist, Gott ist möglich.

Dies war das zweite Urtheil des gemeinen Verstandes über die Arbeiten der Philosophie; ein Urtheil, zu dem die Gründe aus dem von der Philosophie selbst gelieferten Material geschöpft sind; ein Urtheil, gegen das es keine Berufung gibt, und das offenbar an dem Tage entstand, wo die Philosophie erkannte, daß die Vernunft ohne Erfahrung Nichts vermag, daß in Beziehung auf Gott es uns an weiter Nichts fehlt, als an der Evidenz der Thatsache, an dem durch Erfahrung geführten Beweise, und wo sie ihr Gesicht mit ihrem Mantel bedeckend von der Welt Abschied nahm und über sich selbst das consummatum est aussprach.

Ist es möglich, den Dualismus zu leugnen, den wir überall in der Welt hervorbrechen sehen? — Nein.

Ist es möglich, die fortschreitende Entwickelung der Wesen zu leugnen? — Ebenfalls nein.

Da nun das Gesetz dieser fortschreitenden Entwickelung bekannt und als letztes Glied gegeben ist, ist es eine durch die Vernunft gebotene Nothwendigkeit, ein erstes Glied anzunehmen, so wie daß dieses erste Glied der Antipode des letzten sei. Also würde das unendliche Sein, das große All, in quo vivimus, movemus et sumus, das höchste Genus, wovon der Mensch sich unaufhörlich zu befreien strebt, und dem er sich wie seinem Widerpart entgegenstellt,

dieses ewige Wesen würde nicht das Absolute der Philosophen sein; eben so wie der Mensch, sein Gegner, würde es ebenfalls nur durch seine Unterscheidung in Ich und Nichtich, in Subjekt und Objekt, in Seele und Leib, in Geist und Materie, d. h. in zwei generisch verschiedenen, ja in diametralem Gegensatze stehenden Erscheinungen existiren. Uebrigens würden die Eigenschaften, Fähigkeiten und Aeußerungen Gottes die umgekehrten von den Eigenschaften, Fähigkeiten und Bestimmungen des Menschen sein, worauf uns die Logik nothwendigerweise hinführt, und wie es dem Unendlichen zukommt; nun fehlt der Wahrheit der Hypothese nur noch die Verwirklichung, d. h. der Beweis durch die Thatsache. Aber dieser ganze Beweis ist an sich unumstößlich; und wenn es möglich wäre, daß er durch Gründe als falsch gezeigt würde, so würde der ursprüngliche Dualismus verschwunden sein, der Mensch würde nicht mehr Mensch, die Vernunft nicht mehr Vernunft sein, der Pyrrhonismus würde Weisheit und das Absurde Wahrheit werden.

Doch versetzt dies die menschenfreundliche Philosophie in Schrecken. Sie hat sich eben so schlecht von dem Absoluten, wie von allen ihren pantheistischen Phantasien erholt; sie fühlte eine so große Freude, als sie zu entdecken glaubte, daß der Mensch zugleich Gott und das Absolute ist; sie ist nach so vielen Systemen so erschöpft, so athemlos, daß sie nicht den Muth hat, aus ihren Sätzen einen Schluß gegen Gott und gegen den Menschen zu ziehen. Diese nachtwandelnde Philosophie wagt sich nicht zu gestehen, daß eine Mitte nothwendig zwei Enden voraussetze, daß das Letzte ein Erstes, das Endliche ein Unendliches, die Spezies eine Gattung verlangt; — daß dieses Unendliche, eben so wirklich als das Endliche, in welches es aus einander fällt; dieses oberste Genus, welches durch den Gegensatz der Schöpfung, die aus seinem Schoße entsteht, zur Spezies wird; dieser Gott endlich, der Gegner des Menschen nicht absolut sein kann; daß ihn gerade nur dies möglich macht, daß man, wenn er möglich ist, auffinden muß, welcher Thatsache er entspricht, und daß es, wenn man ihn unter dem Vorwande, ihn im Menschen aufzulösen, leugnet, unsere streitende (militante) Natur verkennen und über, unter und um den Menschen eine unbegreifliche Leere schaffen heißt, welche die Philosophie zu erfüllen gehalten ist, weil

sie sonst den Menschen vernichten und ihren Götzen untergehen sehen würde.

Was mich betrifft, so sage ich ungern, weil ich fühle, wie eine solche Erklärung mich von dem einsichtigsten Theile des Socialismus trennt, daß es mir, je mehr ich darüber nachdenke, unmöglich ist, diese Vergöttlichung unseres Geschlechtes zu unterschreiben, die im Grunde genommen bei den neuen Atheisten nur ein letzter Nachhall der religiösen Schrecken ist; die, indem sie unter dem Namen des Humanismus, den Mysticismus wiederherstellt und heilig spricht, in die Wissenschaft das Vorurtheil zurückführt, in die Moral die Gewohnheit, in die sociale Oekonomie den Kommunismus, d. h. die Kraftlosigkeit und die Noth, und in die Logik das Absolute, das Absurde. Es ist mir unmöglich, sage ich, diese neue Religion anzunehmen, für welche man mich vergeblich zu interessiren versucht, indem man mir sagt, daß ich der Gott derselben sei. Und es ist mir unmöglich, weil ich genöthigt bin, im Namen der Logik und der Erfahrung diese Religion eben so gut, als alle ihre Vorläuferinnen, zurückzuweisen, weil ich die Hypothese eines unendlichen, aber nicht absoluten Wesens noch als plausibel annehmen muß, in welchem die Freiheit und der Geist, das Ich und das Nichtich unter einer besonderen Form existiren, das unbegreiflich, aber nothwendig ist, und gegen welches, wie Israel gegen Jehova, bis zum Tode zu kämpfen meine Bestimmung ist.

II.

Das Subjekt und das Objekt des Wissens sind gefunden; die Wahrheit des Gedankens und des Seins ist glaubwürdig festgestellt; es muß nur noch die Methode entdeckt werden.

Die Philosophie, mehr oder weniger in ihren Untersuchungen über den Gegenstand und die Giltigkeit der Erkenntniß angegriffen, hatte bald bemerkt, daß sie, ohne es zu wissen, gewisse Formen der Dialektik befolge, die unaufhörlich wiederkehrten und die, etwas genauer betrachtet, bald als die natürlichen Forschungsmittel des gemeinen Verstandes erkannt wurden. Die Geschichte der Wissenschaften und Künste bietet nichts Interessantes dar, als die Erfindung dieser Denkmaschinen, dieser wahrhaften Instrumente aller unserer

Erkenntniß, scientiarum organa, wovon wir hier nur die vorzüglichsten angeben wollen.

Das erste von allen ist der Syllogismus.

Der Syllogismus ist seinem Charakter nach spiritualistisch. Er fällt in jenen Moment der philosophischen Forschung, wo die Affirmation des Geistes der Affirmation der Materie überlegen ist, wo der Rausch des Ichs das Nichtich vernachlässigt und gewissermaaßen der Erfahrung jeden Zutritt versagt. Es ist der Lieblingsbeweis der Theologie, das Organ des a priori, die Formel der Autorität.

Der Syllogismus ist wesentlich hypothetisch. Es ist ein allgemeiner Satz und ein Hilfssatz, oder ein besonderer Fall gegeben, und der Syllogismus lehrt auf strenge Weise, die Folgerung zu beweisen, ohne aber die äußere Wahrheit dieser Folgerung zu verbürgen, weil er an und für sich die Wahrheit der Prämissen nicht verbürgt. Der Syllogismus hat also keinen anderen Nutzen als den eines Mittels, um einen Satz mit einem anderen Satze zu verbinden, ohne aber die Wahrheit derselben beweisen zu können; wie die Rechnung, antwortet er genau und richtig auf das, was ihn fragt, er versteht aber nicht, die Frage richtig zu stellen. Aristoteles, welcher die Regeln des Syllogismus entwarf, ließ sich durch dieses Instrument, dessen Mängel er bezeichnete und dessen Mechanismus er auseinandersetzte, nicht irre führen.

Also weiß der Syllogismus, der unveränderlich von einem a priori, von einem Vorurtheil ausgeht, nicht woher er kommt; kein Freund der Beobachtung, setzt er sein Princip vielmehr, als er es auseinandersetzt; er strebt mit einem Worte weniger, das Wissen zu entdecken, als es zu schaffen.

Das zweite dialektische Instrument ist der Induktionsbeweis.

Der Induktionsbeweis ist die Umkehrung oder die Negation des Syllogismus, wie der Materialismus die ausschließliche Behauptung des Nichtich, die Umkehrung oder die Negation des Spiritualismus ist. Jedermann kennt diese Art zu schließen, welche von Bacon empfohlen und gepriesen wurde, und, nach ihm, die Wissenschaften erneuern sollte. Er besteht darin, vom Einzelnen zum Allgemeinen hinaufzusteigen, umgekehrt wie der Syllogismus, welcher vom Allgemeinen zum Einzelnen heruntersteigt. Da nun das

Einzelne nach der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen in eine unzählige Menge von Kategorien zerfällt, und da es das Princip des Induktionsbeweises ist, Nichts anzunehmen, was er nicht vorher festgestellt hätte, so folgt daraus, daß der Induktionsbeweis, umgekehrt wie der Syllogismus, welcher nicht weiß, woher er kommt, nicht weiß, wohin er geht; er bleibt am Boden und kann sich nicht erheben und zu keinem Ende kommen. Wie der Syllogismus hat der Induktionsbeweis nur die Kraft, die schon bekannte Wahrheit zu beweisen; er ist zur Entdeckung unfähig. Man wird dies heute in Frankreich gewahr, wo der Mangel Dessen, was man philosophischen Geist nennt, d. h. der Mangel an höheren dialektischen Instrumenten, die Wissenschaft selbst zu einer Zeit stationär erhält, wo die Beobachtungen sich mit erschreckender Fülle und Schnelligkeit häufen. Auch ist es wahr, daß man die seit Bacon geschehenen Fortschritte nicht, wie man so oft wiederholt hat, dem Induktionsbeweise zu verdanken hat, sondern der Beobachtung, welche durch die kleine Anzahl allgemeiner Vorurtheile, die wir von der alten Philosophie geerbt haben, und welche die Beobachtung bestätigt, modificirt oder aufgehoben hat, noch aufrecht erhalten wurde. Gegenwärtig, wo es scheint, daß wir mit unserem Faden zu Ende sind, steht der Induktionsbeweis still, die Wissenschaft geht nicht weiter.

Mit zwei Worten, indem der Induktionsbeweis Alles auf die Erfahrung, der Syllogismus Alles auf das a priori gibt, schwankt die Erkenntniß zwischen zwei Nichtigkeiten, während die Thatsachen sich vervielfältigen, die Philosophie sich verwirrt und die Erfahrung nur zu häufig verloren geht.

Was jetzt noth thut, ist also ein neues Instrument, welches, die Eigenschaften des Syllogismus und des Induktionsbeweises, folglich auch die des Einzelnen und Allgemeinen vereinigend, die Vernunft und die Erfahrung einander gegenüber stellt, kurz, den Dualismus nachahmend, welcher die Welt bildet und jedes Dasein aus dem Nichts hervorgehen läßt, stets unfehlbar zu einer positiven Wahrheit führen würde.

Ein solches ist die Antinomie.

Schon daraus, daß eine Idee, eine Thatsache, ein Verhältniß von Widersprüchen zeigt, und ihre Konsequenzen in zwei entgegengesetzten Reihen entwickelt, ist der Ursprung einer neuen und synthetischen zu erwarten. Dies ist das universelle, und folglich unendlich mannigfaltige Princip des neuen Werkzeugs, welches aus dem Gegensatz und der Verbindung des Syllogismus und des Induktionsbeweises gebildet ist, des Werkzeuges, welches von den Alten, was man auch sagen mag, geahnt wurde, dessen Entdecker Kant war, und das mit so viel Macht und Aufsehen von dem größten seiner Nachfolger, von Hegel, angewandt wurde.

Die Antinomie weiß, woher sie kommt, wohin sie geht und was sie bringt; der Schluß, den sie liefert, ist wahr, ohne die Bedingung einer früheren oder späteren Evidenz, wahr an sich, durch sich und für sich. Die Antinomie ist der reine Ausdruck der Nothwendigkeit, das innerste Gesetz der Dinge, das Princip der Schwankungen des Geistes und folglich seiner Fortschritte, die conditio sine qua non des Lebens in der Gesellschaft, wie im Individuum. Wir haben im Verlaufe dieses Buches den Mechanismus dieses wunderbaren Werkzeuges hinreichend kennen gelehrt; was uns noch zu sagen übrig bleibt, wird nach und nach seinen Platz in den von uns noch zu behandelnden Partien finden.

Wenn aber die Antinomie weder täuschen, noch lügen kann, ist sie nicht die ganze Wahrheit, und die Organisation des gemeinen Verstandes wäre, auf dieses Instrument beschränkt, unvollständig, weil sie die Anordnung der einzelnen, von der Antinomie bestimmten Ideen der Willkür, der Vorstellung überließe; weil sie weder das Genus, die Species, die Entwickelungsstufen, kurz das System derselben, d. h. gerade das, was die Wissenschaft bildet, nicht erklärte. Die Antinomie hätte eine Menge Steine zugehauen, aber diese Steine blieben zerstreut, es gäbe kein Gebäude.

So genügt die oberflächlichste Beobachtung, um die paarweise Vertheilung der Organe des menschlichen Körpers zu zeigen; wer aber nur diese Dichotomie, die wirkliche Verkörperung des großen Gesetzes der Gegensätze, könnte, wäre noch weit davon entfernt, einen Begriff von unserer so komplicirten und doch so einheitlichen

Organisation zu haben. Ein anderes Beispiel. Die Linie bildet sich durch die Bewegung eines Punktes, der sich sich selbst entgegensetzt; die Fläche entsteht aus einer analogen Bewegung der Linie, und der Körper aus einer ähnlichen Bewegung der Fläche. Die Mathematik ist voll von diesen dualistischen Sätzen; der Dualismus, allein angewandt, ist Nichts desto weniger für das Verständniß der Mathematik unfruchtbar. Sucht durch den Dualismus aus dem Begriffe der Linie den des Dreiecks zu beweisen! Versucht aus den antithetischen Ideen von Quantität und Qualität u. s. w. die Idee des siebenfarbigen Strahles und der siebentönigen Tonleiter herzuleiten! .... Also haben die Ideen, nachdem sie durch ihre Widerspruchsverhältnisse individuell bestimmt worden sind, noch ein Gesetz nöthig, welches sie gruppirt, ihnen Gestalt gibt, sie in ein System bringt. Ohne dieses Gesetz würden sie vereinzelt bleiben, wie die Sterne, welche die Laune der ersten Astronomen wohl zu phantastischen Sternbildern zusammenstellen konnte, die aber Nichts desto weniger einander fremd sind, bis die gründlichere Wissenschaft eines Newton und eines Herschel die Verhältnisse entdeckte, welche sie am Firmament in Ordnung halten.

Das Wissen, wie es aus der Antinomie entspringen kann, genügt dem Geiste des Menschen und der Natur nicht; es wird also ein letztes dialektisches Werk nothwendig. Was kann dieses Gesetz nun Anderes sein, als eine Progression, eine Klassifikation, eine Reihe; ein Gesetz, das in seiner Allgemeinheit den Syllogismus, den Induktionsbeweis, die Antinomie selbst und das umfaßt, was sich zu dieser verhält, wie in der Musik der Gesang zum Akkord?....

Dieses Gesetz, das zu allen Zeiten bekannt war, wie man sich durch die Lesung des ersten Kapitels der Genesis überzeugen kann, wo man Gott die Thiere und die Pflanzen nach ihren Gattungen schaffen sieht, dieses Gesetz ist vorzüglich durch die modernen Naturalisten ins Licht gesetzt worden; es ist in der Mathematik herrschend; die Philosophen und die Künstler haben es als das reine Wesen des Schönen und Wahren gepriesen. Aber Niemand hat, so viel ich weiß, eine Theorie davon gegeben; man wird mir also verzeihen, wenn ich in Bezug auf diesen Gegenstand auf ein anderes Buch ver-

weise, in dem man ohne Zweifel finden wird, daß ich mehr guten Willen als Gewandtheit bewiesen [1]).

Die Progression, die Reihe, die Verknüpfung der Ideen in natürlichen Gruppen, das ist der letzte Schritt der Philosophie in der Organisation des gemeinen Verstandes. Alle anderen dialektischen Instrumente kommen auf dies zurück; der Syllogismus und die Induktion sind nur von höheren Reihen losgerissene und in verschiedenem Sinne betrachtete Bruchstücke; die Antinomie ist gewissermaaßen die Theorie der beiden Pole einer kleinen Welt, die von den in der Mitte liegenden Punkten und von der zwischen allen Polen vorgehenden Bewegung geschehene Abstraktion. Die Reihe umfaßt alle möglichen Formen der Klassifikation der Idee; sie ist Einheit und Mannigfaltigkeit, der wahre Ausdruck der Natur, folglich die höchste Form der Vernunft. Dem Geiste wird nur das verständlich, was sich in Beziehung zu einer Reihe setzen läßt, oder in eine Reihe vertheilt werden kann; und jedes Geschöpf, jede Erscheinung, jedes Princip, welches uns vereinzelt erscheint, bleibt uns unverständlich. Trotz des Zeugnisses der Sinne, trotz der Gewißheit der Thatsache weist die Vernunft es zurück und negirt es, bis sie seine Voraussetzungen, seine Folgerungen und Nebenbestimmungen, d. h. die Reihe, die Familie gefunden hat.

Um dieses Alles fühlbarer zu machen, wollen wir es auf die Frage selbst, welche der Gegenstand dieses Kapitels ist, auf das **Eigenthum** anwenden.

Das Eigenthum ist außerhalb der ökonomischen Reihe unerklärbar, sagten wir in der Ueberschrift dieses Paragraphen. Dies bedeutet, daß das Eigenthum weder durch gewisse moralische, metaphysische oder psychologische, a priori geltende Sätze (Syllogismus), noch durch gesetzgebende oder historische, a posteriori behauptete Gründe (Induktionsbeweis), selbst nicht durch die Auseinandersetzung seiner mit Widersprüchen behafteten Natur, wie ich es in meinem Werkchen über das Eigenthum gethan habe (Antinomie) begriffen und erklärt werden kann. Man muß erkennen, in welche Ordnung von analogen, ähnlichen oder adä-

1) Création de l'ordre dans l'humanité.

quaten Aeußerungen das Eigenthum gehört, mit einem Wort, man muß seine Reihe auffinden. Denn Alles, was sich vereinzelt, Alles, was sich nur an sich, durch sich und für sich behauptet, hat keine hinreichende Existenz, vereinigt nicht alle Bedingungen der Begreiflichkeit und Fortdauer, es fehlt noch die Existenz im Ganzen, durch das Ganze und für das Ganze; es fehlt mit einem Wort die Vereinigung der inneren und äußeren Beziehungen.

Was ist das Eigenthum? woher kommt das Eigenthum? was will das Eigenthum? das ist die Aufgabe, welche die Philosophie im höchsten Grade interessirt; die logische Aufgabe par excellence, die Aufgabe, von deren Lösung der Mensch, die Gesellschaft, die Welt abhängt. Denn die Eigenthumsfrage ist unter einer anderen Gestalt die Frage nach der Gewißheit: das Eigenthum ist der Mensch; das Eigenthum ist Gott; das Eigenthum ist Alles.

Aus der Beantwortung dieser furchtbaren Frage, welche die Rechtslehrer geben, indem sie ihre aprioristische Formel herstottern: Das Eigenthum ist das Recht zu brauchen und zu mißbrauchen, ein Recht, welches aus einem durch Besitzergreifung und Aneignung geäußerten Willensakte entsteht, — lernen wir offenbar unbedingt Nichts. Denn wenn wir annehmen, daß die Aneignung zur Erfüllung der Bestimmung des Menschen und zur Ausübung seiner Industrie nöthig ist, so können wir daraus nur schließen, daß, weil die Aneignung allen Menschen nöthig ist, der Besitz ein gleicher und folglich ein stets wechselnder und beweglicher, der Vergrößerung oder Verringerung fähiger ist, trotz der Zustimmung der Besitzer; dies ist gerade die Negation des Eigenthums. In dem Systeme der Rechtslehrer, welche a priori schließen, müßte das Eigenthum, um mit sich selbst in Einklang zu stehen, wie die Freiheit gegenseitig und unveräußerlich sein, so daß jede Erwerbung, d. h. jede fernere Ausübung des Aneignungsrechtes zu gleicher Zeit für den Erwerber der Genuß eines natürlichen Rechtes und gegen seine Nächsten eine Usurpation wäre; es ist dies ein Widerspruch, es ist unmöglich.

Nun kommen die Oekonomen mit ihren aus der Nützlichkeit hergeholten Beweisen und sagen uns: Der Ursprung des Eigenthums ist die Arbeit. Das Eigenthum ist das Recht, arbeitend zu leben, frei und ungehindert über seine Ersparnisse, über sein Kapital,

über die Frucht seines Geistes und seines Fleißes zu verfügen; ihr System steht nicht fester. Wenn die Arbeit, die wirkliche und fruchtbringende Aneignung, das Princip des Eigenthums ist, wie will man dann das Eigenthum bei Dem erklären, der nicht arbeitet? wie will man den Pacht rechtfertigen? wie will man aus diesem Entstehen des Eigenthumes aus der Arbeit das Recht beweisen, ohne Arbeit zu besitzen? wie soll man begreifen, daß aus einer dreißig Jahre hindurch dauernden Arbeit ein ewiges Eigenthum entsteht? Wenn die Arbeit die Quelle des Eigenthums ist, so will das sagen, daß das Eigenthum die Belohnung der Arbeit ist; es ist also der Werth der Arbeit, das gemeinschaftliche Maaß der Produkte, deren Austausch im Eigenthum so ungeheure Ungleichheiten herbeiführt? Will man sagen, daß das Eigenthum auf die Dauer der wirklichen Besitznahme, auf die Dauer der Arbeit beschränkt werden muß? Dann hört das Eigenthum auf, persönlich, unveräußerlich und übertragbar zu sein, es ist nicht mehr das Eigenthum. Ist es nicht handgreiflich, daß die Theorie der Rechtslehrer rein willkürlich, und die der Oekonomen rein nach dem Schlendrian gebildet ist? Uebrigens ist sie durch ihre Folgerungen so gefährlich erschienen, daß sie fast gleich bei ihrem Erscheinen aufgegeben wurde. Die Rechtslehrer jenseits des Rheins sind unter Anderem fast alle auf das System der ersten Besitzergreifung zurückgekommen, eine im Lande der Dialektik kaum glaubliche Sache.

Was soll man zu den Ausschweifungen der Mystiker sagen, dieser Leute, welche die Vernunft erschreckt und für die jede Thatsache hinreichend erklärt und gerechtfertigt ist, blos weil sie besteht? Das Eigenthum, sagen sie, ist eine Schöpfung der socialen Unmittelbarkeit, die Wirkung eines Gesetzes der Vorsehung, vor welchem wir uns, wie vor Allem, was von Gott kommt, nur demüthigen können. Ei! Was könnten wir Achtungsgebietenderes, Wahrhafteres, Nothwendigeres und Heiligeres finden, als das, was die Menschheit unmittelbar gewollt hat, und was sie mit höherer Genehmigung erfüllt?

Die Religion heiligt also ebenfalls das Eigenthum. Aus diesem Zeichen kann man auf die geringe Haltbarkeit dieses Princips schließen. Aber die Gesellschaft, auch mit anderen Worten die Vor-

sehung genannt, hat nur mit Rücksicht auf das allgemeine Wohl in das Eigenthum willigen können; ist es, ohne die der Vorsehung schuldige Achtung zu verletzen, erlaubt zu fragen, woher nun die Ausschließungen kommen?... Wenn auch das allgemeine Wohl die Gleichheit des Eigenthums nicht unbedingt fordert, so liegt doch eine gewisse Verantwortlichkeit des Eigenthümers darin; und wenn der Arme Almosen verlangt, so ist dies der Herrscher, der seinen Zehnten einfordert. Woher kommt es also, daß der Eigenthümer niemals Rechenschaft zu geben und Niemanden, auch zum kleinsten Theile nicht, Antheil nehmen zu lassen braucht?

Das Eigenthum bleibt unter allen diesen Gesichtspunkten unbegreiflich, und Die, welche es angriffen, konnten gewiß sein, daß man ihnen nicht antworten würde; so wie sie aber auch sicher darauf rechnen konnten, daß ihre Kritiken nicht die geringste Wirkung haben würden. Das Eigenthum existirt thatsächlich; die Vernunft verdammt es aber: wie will man hier die Wirklichkeit und die Idee versöhnen, wie die Vernunft in die Erfahrung übergehen lassen? Dies ist es, was uns zu thun übrig bleibt, und was noch Niemand klar begriffen zu haben scheint. So lange jedoch das Eigenthum durch so viele erbärmliche Mittel vertheidigt wird, so lange ist das Eigenthum in Gefahr; und so lange dem Eigenthum nicht eine neue und mächtigere Thatsache entgegengesetzt wird, sind die Angriffe auf das Eigenthum nur unbedeutende Protestationen, gut, um die Bettler aufzuwiegeln und die Besitzer zu beunruhigen.

Endlich kam ein neuer Kritiker, der mit einer neuen Beweisführung sagte:

Das Eigenthum ist der Thatsache und dem Rechte nach wesentlich mit einem Widerspruch behaftet, und gerade aus diesem Grunde ist es Etwas.

In der That ist das Eigenthum das Recht der Besitznahme; und zugleich das Recht der Ausschließung.

Das Eigenthum ist der Preis der Arbeit; und zu gleicher Zeit die Negation der Arbeit.

Das Eigenthum ist das unmittelbare Produkt der Gesellschaft; und die Auflösung der Gesellschaft.

Das Eigenthum ist eine Einrichtung der Gerechtigkeit; und das Eigenthum **ist der Diebstahl.**

Aus Allem diesen folgt, daß das umgewandelte Eigenthum einst eine positive, vollständige, sociale und wahre Idee sein wird; ein Eigenthum, welches das alte Eigenthum abschaffen und für Alle gleich wirklich und wohlthätig werden wird. Und das, was dies beweist, ist nochmals dies, daß das Eigenthum ein Widerspruch ist.

Von diesem Augenblick an erkannte man das Eigenthum, seine innerste Natur wurde enthüllt und seine Zukunft vorausgesehen. Und doch konnte man sagen, daß der Kritiker nur die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt habe, weil, um das Eigenthum definitiv zu bestimmen, ihm den Charakter der Ausschließung zu nehmen und ihm seine synthetische Form zu geben, nicht hinreichte, es an sich selbst analysirt zu haben, es mußte ferner die Ordnung der Ideen, von der es nur ein einzelnes Moment war, und die Reihe aufgefunden werden, welche es umschloß, und außerhalb welcher es unmöglich war, das Eigenthum weder zu begreifen, noch anzugreifen. Ohne diese Bedingung blieb das Eigenthum, auf dem status quo beharrend, als Thatsache unangreifbar, als Idee unbegreiflich; und jede gegen diesen status quo unternommene Reform konnte in Bezug auf die Gesellschaft nur ein Rückschritt, wenn nicht vielleicht ein Mord sein.

Man möge darüber nachdenken, daß in dem Augenblicke, wo wir schreiben, für unsere Rechtswissenschaft, so wie für unsere ökonomischen Gewohnheiten das Eigenthum Alles ist; daß außerhalb des Eigenthums, trotz der in den letzten Zeiten vom Socialismus gemachten Anstrengungen, Nichts begriffen und gedacht wird; daß man weder in der Jurisprudenz, noch im Handel und der Industrie einen Ausweg entdeckt; daß durch die Vernichtung des Eigenthums die Gesellschaft in eine unendliche Auflösung zerfällt und daß, wenn wir auch das Eigenthum in seiner antinomischen Natur erkannt haben, wir deshalb um Nichts besser wissen, wie es seine definitive Form bestimmen wird, wie aus der gegenwärtigen Ordnung eine neue Ordnung hervorgehen wird, wovon uns Nichts in der Welt eine Vorstellung gibt; man erwäge, sage ich, alle diese Dinge, und

frage dann, wie wir allein durch die Kraft der Antinomie aus der gegenwärtigen Organisation, welche zugleich unsere Erfahrung und unsere Vernunft erschöpft, dahin gelangen werden, eine sociale Form zu bestimmen, für welche wir weder Thatsachen noch Ideen haben?

Es ist gewiß: die Antinomie hat, indem sie zeigte, was das Eigenthum an sich ist, das letzte Wort darüber gesagt, sie kann nicht weiter gehen. Man braucht eine andere logische Konstruktion, man muß die Progression finden, von der das Eigenthum nur ein einzelnes Glied ist, man muß die Reihe herstellen, außerhalb welcher das Eigenthum, nur als eine vereinzelte Thatsache, als eine einsame Idee erscheinend, stets unbegreiflich und unfruchtbar bleibt; innerhalb deren aber das Eigenthum, seinen Platz, und folglich seine wahre Form annehmend, zum wesentlichen Theile eines harmonischen und wahren Ganzen wird und, seine negativen Eigenschaften verlierend, sich mit den positiven Attributen der Gleichheit, der Gegenseitigkeit, der Verantwortlichkeit und der Ordnung bekleidet.

Also haben wir, als wir die Rolle und die philosophische Bedeutung des Geldes, dieser Thatsache, die uns in den Werken der Oekonomen vereinzelt und ohne Zusammenhang erschien, und die in dieser Hinsicht bis jetzt unerklärlich geblieben ist, zu bestimmen suchten, die Kette aufgefunden, wovon, nach unserer Voraussetzung, das Geld ein losgerissener Ring war; und durch diese einfache Hypothese haben wir ohne Mühe entdeckt, daß das Geld das erste unserer Produkte war, dessen Werth gesellschaftlich zuerst festgestellt wurde, und welches aus diesem Grunde allen anderen zum Vorbilde diente. Ferner haben wir also, indem wir das Wesen der Steuer erkennen und uns von ihr eine Theorie bilden mußten, von dieser anderen vereinzelten Thatsache, welche in der Staatsökonomie der Gegenstand so vieler Klagen ist, nur die große Familie der Arbeiter zu vervollständigen gebraucht, indem wir die unproduktiven Arbeiter als ein besonderes Geschlecht in sie aufnahmen, jene nämlich, deren Remuneration nicht durch den Tausch statt findet, und deren Beschäftigung im Abnehmen begriffen ist, während die Beschäftigung der übrigen Arbeiter im Zunehmen begriffen ist.

Ebenso haben wir, um zum vollkommenen Verständniß des Eigenthums zu gelangen, und um die Idee der socialen Ordnung

zu erfassen, zweierlei zu thun: 1) die Reihe der Widersprüche zu bestimmen, von denen das Eigenthum einen Theil bildet; 2) durch eine allgemeine Gleichung die positive Formel dieser Reihe zu geben.

Wenn uns unsere Hoffnungen nicht täuschen, so werden wir den ersten Theil dieser Aufgabe bald erfüllt haben. Das Eigenthum ist eine von den allgemeinen Thatsachen, welche die Schwankungen des Werthes bestimmen; es ist ein integrirender Theil jener langen Reihe von unwillkürlichen Einrichtungen, welche mit der Theilung der Arbeit beginnt und mit dem Kommunismus endigt, um sich in die Feststellung aller Werthe aufzulösen. Schon können wir im System der ökonomischen Widersprüche, wie in einer auf der Kehrseite betrachteten Stickerei, das umgekehrte Bild unserer zukünftigen Organisation zeigen, so daß wir, um die letzte Hand an unser Werk zu legen und den zweiten Theil der Frage zu lösen, nur gewissermaaßen eine Abhülfe auszuführen haben.

Dem Princip nach also ist jedes einzelnstehende Wesen, d. h. jedes nicht getheilte, oder nicht mit anderen im Zusammenhang stehende Wesen an sich unbegreiflich; es ist, wie der Geist und die Materie, wie alle nicht kund gegebenen, oder, was auf dasselbe hinauskommt, nicht in Reihen verketteten Wesen, ein dem Verstande unzugängliches Ding, das sich für den Geist in ein Gefühl, in ein Mysterium auflöst. Deshalb ist das unendliche Wesen, welches zu glauben uns schon die Logik zwingt, für den Menschen, selbst wenn die Beobachtung seine Existenz beglaubigt hätte, so gut als nicht vorhanden. Denn da Nichts in ihm noch außer ihm der Koncentration und Einsamkeit eine Schranke setzen kann, weder die Ewigkeit noch die Allgegenwart, weder die Allmacht noch die Allwissenheit, weder die Schöpfung noch die stets fortschreitende Menschheit, deren Princip und Stütze es ist, von der es sich aber wesentlich unterscheidet, bleibt ein solches Wesen für immer unbekannt; und Alles, was uns die Vernunft in Bezug auf dasselbe befiehlt, ist das Leugnen desselben, oder, was auf dasselbe hinauskommt, der Glaube an dasselbe.

Der Syllogismus, der Induktionsbeweis, die Antinomie und die Reihe bilden also das vollständige Rüstzeug des Geistes; man kann leicht sehen, daß kein dialektisches Instrument weiter entdeckt werden kann.

Der Syllogismus entwickelt gewissermaaßen die Idee von oben nach unten;

Der Induktionsbeweis reproducirt sie von unten nach oben;

Die Antinomie faßt sie von vorn und auf den Seiten;

Die Reihe folgt ihr und durchdringt sie in ihrer Tiefe und Dichtigkeit.

Das Feld des Wissens hat keine anderen Dimensionen, es gibt daher keine anderen Methoden. Wir können von jetzt an sagen, daß die Logik geschaffen, der gemeine Verstand organisirt ist; und da die Organisation der Arbeit die unvermeidliche Folge der Organisation des gemeinen Verstandes ist, ist es unmöglich, daß die Gesellschaft nicht bald zu ihrer sicheren und definitiven Konstitution gelange.

§. 2.

Ursachen der Gründung des Eigenthums.

Das Eigenthum nimmt in der Kette der ökonomischen Widersprüche die achte Stelle ein; das ist der erste Punkt, den wir festzustellen haben.

Es ist bewiesen, daß der Ursprung des Eigenthums eben so wenig auf die erste Besitzergreifung, als auf die Arbeit, zurückgeführt werden kann. Die erste dieser Meinungen ist nur ein Zirkel, in dem die Erscheinung als Erklärung der Erscheinung gegeben wird; die zweite ist für das Eigenthum im höchsten Grade verderblich, weil, wenn man die Arbeit als letzte Bedingung annimmt, es eine reine Unmöglichkeit ist, daß sich das Eigenthum festsetze. Was die Theorie betrifft, welche das Eigenthum auf einen Akt des Kollektivwillens zurückführt, so hat sie den Mangel, daß sie über die Gründe dieses Willens schweigt; gerade diese Gründe zu kennen, ist von Wichtigkeit.

Indessen ist es gewiß, daß eine jede dieser Theorien, wenn sie auch einzeln betrachtet stets auf einen Widerspruch hinauslaufen, doch einen Theil der Wahrheit enthalte; und man kann sogar annehmen, daß wenn man alle drei zusammen und auf synthetische Weise prüfte, statt sie zu vereinzeln, man in ihnen die wahre Theorie, oder den Daseinsgrund des Eigenthums finden würde.

Ja, das Eigenthum beginnt, oder um es besser zu sagen, das Eigenthum äußert sich durch eine unumschränkte, thatsächliche Besitz-

ergreifung, welche jeden Gedanken der Theilnahme oder der Gemeinschaft ausschließt; ja, diese Besitzergreifung ist ferner in ihrer gesetzmäßigen und wahren Form nichts Anderes, als die Arbeit; wie würde die Gesellschaft ohne dieses das Eigenthum haben gelten und ihm Achtung zukommen lassen? Ja, die Gesellschaft hat das Eigenthum gewollt, und alle Gesetzgebungen der Welt sind nur für dasselbe gemacht.

Das Eigenthum hat sich durch die Besitzergreifung, d. h. durch die Arbeit gebildet; man muß dies oft wiederholen, nicht zur Bewahrung des Eigenthums, sondern um die Arbeiter zu unterrichten. Die Arbeit enthielt in ihrer Macht das Eigenthum und mußte es durch die Entwickelung ihrer Gesetze hervorbringen; eben so wie sie die Trennung der Industriezweige, dann die Rangordnung der Arbeiter, die Konkurrenz, das Monopol, die Polizei u. s. w. erzeugt hat. Alle diese Antinomien sind in gleicher Weise die auf einander folgenden Positionen der Arbeit, die von ihr auf ihrem ewigen Pfade gesteckten Pfähle, welche in ihrer synthetischen Vereinigung das wirkliche Völkerrecht herzustellen bestimmt sind. Aber die Thatsache ist nicht das Recht; das Eigenthum, das natürliche Produkt der Besitznahme und der Arbeit, war ein Princip des Vorgreifens und der Eroberung; es bedurfte also einer Anerkennung und Legitimirung durch die Gesellschaft. Diese beiden Elemente, die Besitznahme durch die Arbeit und die Sanktion durch die Gesetzgebung, welche die Rechtslehrer in ihren Lehrbüchern auf so unverständige Weise trennen, vereinigten sich, um das Eigenthum festzustellen. Es handelt sich nun für uns darum, die providentiellen Gründe dieser Koncession kennen zu lernen und zu erfahren, welche Rolle sie im ökonomischen System spielt. Dies wird der Gegenstand dieses Paragraphen sein.

Wir wollen zuerst beweisen, daß zur Gründung des Eigenthums die Zustimmung der Gesellschaft nothwendig war.

So lange das Eigenthum vom Staate nicht anerkannt und legitimirt wird, bleibt es eine außergesellschaftliche Thatsache; es befindet sich in derselben Lage, wie das Kind, welches nur durch die Anerkennung des Vaters, durch die Eintragung in das Civilregister und die Ceremonie der Taufe Mitglied der Familie, des Staates und der Kirche werden kann. Fehlen diese Formalitäten, so ist das Kind

nur ein Zuwachs, wie beim Vieh, ein unnützes Mitglied, eine feile, leibeigene, der Beachtung unwürdige Seele, ein Bastard. Also war die sociale Anerkennung für das Eigenthum nöthig; und jedes Eigenthum implicirt eine Urgemeinschaft. Ohne diese Anerkennung bleibt das Eigenthum eine einfache Besitznahme und kann vom Ersten Besten streitig gemacht werden.

„Das Recht auf ein Ding, sagt Kant [1], ist das Recht des besonderen Gebrauchs eines Dinges, welches ich mit allen anderen Menschen in einer (ursprünglichen oder nachfolgenden) Gemeinschaft besitze; denn dieser gemeinsame Besitz ist die einzige Bedingung, unter welcher ich jedem anderen Besitzer den Privatgebrauch des Dinges untersagen kann, weil ohne die Voraussetzung dieses Besitzes unmöglich begriffen werden könnte, wie ich, der ich doch nicht der gegenwärtige Besitzer des Dinges bin, von Denen verletzt werden kann, die es besitzen und sich seiner bedienen. — Meine individuelle oder einseitige Willkür kann keinen Anderen verpflichten, sich den Gebrauch eines Dinges zu versagen, wenn er nicht auf andere Art verpflichtet wäre; er kann also nur durch die in einem gemeinsamen Besitz vereinigten Willenserklärungen verpflichtet werden. Wenn es nicht so wäre, so würde man sich genöthigt sehen, ein Recht in dem Dinge anzunehmen, als ob es eine Verpflichtung gegen mich hätte, und hieraus würde zuletzt das Recht gegen jeden Besitzer dieses Dinges fließen; diese Vorstellung wäre wirklich absurd.“

Also geht, nach Kant, das Eigenthumsrecht, d. h. die Gesetzmäßigkeit der Besitznahme aus der Zustimmung des Staates hervor, welche den gemeinsamen Besitz als ihren Ursprung voraussetzt. Das Ding, sagt Kant, kann gar nicht anders sein. So oft also der Eigenthümer sein Recht dem Staate entgegenzusetzen wagt, kann dieser, indem er den Eigenthümer an die Uebereinkunft erinnert, den Streit stets durch folgendes Ultimatum beendigen: Entweder erkennst Du meine Oberherrlichkeit an und unterwirfst Dich dem, was das öffentliche Interesse fordert, oder ich erkläre, daß Dein Eigenthum nicht länger unter dem Schirm der Gesetze steht, und ziehe meinen Schutz von ihm zurück.

---

[1] „Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre.“ Uebersetzt von Tissot.

Hieraus folgt, daß im Geiste des Gesetzgebers die Einrichtung des Eigenthums, eben so wie die des Kredits, des Handels und des Monopols, in der Absicht geschehen ist, ein Gleichgewicht zu schaffen, und dieses weist dem Eigenthum einen Platz unter den Elementen der Organisation an, und bezeichnet es als eins der allgemeinen Mittel zur Feststellung der Werthe. „Das Recht auf ein Ding, sagt Kant, ist das Recht des besonderen Gebrauchs eines Dinges, welches ich mit allen anderen Menschen in Gemeinschaft besitze.“ Kraft dieses Satzes kann und muß also jeder des Eigenthums beraubte Mensch sich an die Gemeinschaft, die Wächterin über die Rechte Aller, wenden; hieraus folgt, wie man gesagt hat, daß nach dem Willen der Vorsehung die Lebensbedingungen gleich sein müssen.

Dies hat Kant eben so gut als Reid vollständig begriffen und in folgendem Satze ausgesprochen: „Man fragt nun, wie weit erstreckt sich die Fähigkeit, von einem Grundstück Besitz zu ergreifen? — Eben so weit als die Fähigkeit, es in seiner Gewalt zu behalten, d. h. eben so weit, als man Den abwehren kann, der es sich aneignen will. Als wenn das Grundstück sagte: wenn Du mich nicht vertheidigen kannst, so kannst Du auch nicht mehr über mich gebieten.“

Ich bin indessen nicht gewiß, ob dieser Satz von dem dem Eigenthum vorhergehenden Besitze gelten soll oder nicht. Denn die Erwerbung, fügt Kant hinzu, ist nur in der Gesellschaft *entscheidend*, im Naturzustande ist sie nur eine *vorläufige*. Man könnte also hieraus schließen, daß nach der Meinung Kants die Erwerbung, durch die Zustimmung der Gesellschaft einmal eine entscheidende geworden, unter dem Schutze der Gesellschaft sich unendlich vermehren kann; im Naturzustande, wo das Individuum allein sein Eigenthum vertheidigt, kann dies nicht stattfinden.

Wie dem auch sein mag, aus dem Princip Kants folgt wenigstens, daß im Naturzustande die Erwerbung sich für jede Familie auf alles Das erstreckt, was sie vertheidigen, d. h. bebauen kann; oder besser, der Besitz ist gleich einem Stück der anbaufähigen Erdfläche, dividirt durch die Anzahl der Familien, weil der Besitz, wenn er diesen Quotienten übersteigt, sogleich mehr Feinde findet, als er Vertheidiger hat. Da nun im Naturzustande dieser so beschränkte

Besitz nur noch ein vorläufiger ist, wollte der Staat die gegenseitige Feindseligkeit der Besitzer aufhören lassen, und ließ an die Stelle der Vorläufigkeit die entschiedene Fortdauer treten. Die Gleichheit ist also bei der Bildung des Eigenthums der geheime Gedanke, der Hauptgegenstand des Gesetzgebers gewesen. In diesem allein vernünftigen und allein zulässigen Systeme ist das Eigenthum meines Nachbars die Bürgschaft für mein Eigenthum. Ich sage nicht mehr mit dem Wucherer possideo quia possideo, sondern in sage mit dem Philosophen possideo quia possides.

Wir werden in der Folge sehen, daß die Gleichheit durch das Eigenthum eben so chimärisch ist wie die Gleichheit durch den Kredit, durch das Monopol, durch die Konkurrenz oder durch jede andere ökonomische Kategorie; und daß in dieser Beziehung der providentielle Genius, wenn er auch vom Eigenthum die kostbarsten und unerwartetsten Früchte gezogen, sich Nichts desto weniger in seiner Hoffnung getäuscht, und auf einer Unmöglichkeit beharrt hat. Das Eigenthum enthält weder mehr noch weniger Wahrheit, als alle Momente, welche ihm in der ökonomischen Entwickelung vorauf gehen; wie jene trägt es in gleichem Maaße zur Entwickelung des Wohlseins und zur Vermehrung der Noth bei; es ist nicht die Form der Ordnung, es muß mit der Ordnung wechseln und verschwinden. So lösen sich die Systeme der Philosophen über die Gewißheit, nachdem sie die Logik mit ihren Entdeckungen bereichert haben, in die Schlüsse des gemeinen Verstandes auf und verschwinden in ihnen.

Zuletzt aber ist der Gedanke, welcher der Bildung des Eigenthums hauptsächlich zum Grunde gelegt wurde, ein guter gewesen. Wir haben also das aufzusuchen, was diese Bildung des Eigenthums rechtfertigt, wodurch das Eigenthum dem Reichthume dient, und welches die positiven und bestimmten Gründe sind, die es herbeigeführt haben.

Wir wollen zuerst an den allgemeinen Charakter der ökonomischen Bewegungen erinnern.

Die erste Epoche hatte den Zweck, die Arbeit auf der Erde durch die Trennung der Industriezweige einzuführen, die Unwirthlichkeit der Natur aufhören zu lassen, den Menschen aus seiner ursprünglichen Noth zu reißen und seine schlummernden Fähigkeiten in positive und

thätige Fähigkeiten zu verwandeln, die für ihn eben so viel Werkzeuge zum Glück werden sollten. Wie in der Schöpfung die unendliche Kraft sich getheilt hatte, so theilte der Genius der Vorsehung, um die Gesellschaft zu gründen, die Arbeit. Durch diese Theilung beginnt die Gleichheit, sich nicht länger als die Einerleiheit in der Mehrheit, sondern als die Gleichwerthigkeit in der Mannigfaltigkeit zu äußern; der sociale Organismus ist dem Princip nach konstituirt, der Keim hat den belebenden Anstoß empfangen, der Gesammtmensch kommt zum Dasein.

Die Theilung der Arbeit setzt aber verallgemeinerte Verrichtungen und getheilte Verrichtungen voraus; daher rührt die Ungleichheit in der Lebenslage der Arbeiter, die Erniedrigung der einen und die Erhebung der anderen; und schon in der ersten Epoche setzt sich der industrielle Widerstreit an die Stelle der Urgemeinschaft.

Alle nachfolgenden Entwickelungsstufen zielen zugleich dahin, theils das Gleichgewicht der Fähigkeiten herbeizuführen, theils die Industrie und den Wohlstand fortwährend zu entwickeln. Man hat gesehen, wie dagegen die Bemühung der Vorsehung stets auf einen gleichmäßigen und auseinanderlaufenden Fortschritt der Noth und des Reichthums, der Unwissenheit und der Wissenschaft hinausläuft. In der zweiten Epoche erscheinen das Kapital und das Lohnwesen, die egoistische und ungerechte Vertheilung; in der dritten wird das Uebel durch den kommerciellen Krieg noch ärger; in der vierten koncentrirt und verallgemeinert es sich durch das Monopol; in der fünften erhält es die Heiligsprechung des Staates. Der internationale Handel und der Kredit geben ihrerseits dem Widerstreit ein neues Leben. Später bedroht, da durch die Macht der öffentlichen Meinung die Erfindung von der Produktivität des Kapitals beinahe zur Wahrheit geworden, eine neue Gefahr die Gesellschaft, die Aufhebung der Arbeit selbst durch die Zügellosigkeit des Geldes. In diesem Augenblicke und in dieser äußersten Lage entsteht das Eigenthum theoretisch, und diesen Uebergang müssen wir wohl kennen lernen.

Bisher thut die Gesellschaft, wenn man vom weiteren Zweck der ökonomischen Entwickelung absieht und die Gesellschaft nur an sich betrachtet, Alles wechselsweise für das Monopol und gegen das

Monopol. Das Monopol ist der Angelpunkt gewesen, um welchen herum die verschiedenen ökonomischen Elemente sich drehten und trieben. Indessen ist das Monopol trotz der Nothwendigkeit seiner Existenz, trotz der zahllosen Anstrengungen, die man zu seiner Entwickelung macht, trotz der Autorität der allgemeinen Zustimmung, welche es bestätigt, dennoch immer nur ein vorläufiges; es kann, wie Kant sagt, nicht länger dauern, als der den Besitztitel Führende es auszubeuten und zu vertheidigen versteht. Deshalb hört es mit vollem Rechte durch den Tod auf, wie bei den lebenslänglichen, aber nicht käuflichen Stellen; deshalb wird es bald auf eine bestimmte Zeit beschränkt, wie bei den Patenten; deshalb geht es durch Nichtausübung verloren, was die Theorien von der Verjährung herbeigeführt hat, so wie den jährlich wechselnden Besitz, der noch bei den Arabern in Gebrauch ist. In anderen Fällen ist das Monopol durch den Willen des Herrschers widerrufbar, wie die Erlaubniß, auf einem militärischen Terrain zu bauen u. s. w. Das Monopol ist nur eine Form ohne Wirklichkeit; das Monopol hängt vom Menschen ab und kann die Materie nicht mit sich fortreißen; das Monopol mag wol das ausschließliche Privilegium, zu produziren und zu verkaufen, sein, es ist aber noch nicht die Veräußerung der Arbeitswerkzeuge, die Veräußerung des Bodens. Das Monopol ist eine Art von Pacht, welche den Menschen nur durch die Aussicht auf Gewinn interessirt. Der Monopolinhaber ist an keinen Industriezweig, an kein Arbeitsinstrument, an keinen Aufenthaltsort gebunden; er ist ohne Heimath und ohne besondere Beschäftigung; ihn kümmert Nichts, wenn er nur gewinnt; seine Seele hängt an keinem Punkte des Horizonts, an keinem Theil der Materie. Sein Dasein bleibt unbestimmt, sobald die Gesellschaft, welche ihm das Monopol als Mittel zum Glück übertragen, für ihn aus diesem Monopol keine Lebensnothwendigkeit macht.

Das Monopol, welches durch sich selbst so prekär, allen Angriffen und allen Beleidigungen der Konkurrenz ausgesetzt ist, welches vom Staate beunruhigt und vom Kredit in die Enge getrieben wird, und im Herzen des Monopolinhabers keinen Haltpunkt hat, das Monopol strebt durch die Agiotage unaufhörlich danach, sich zu entpersönlichen, so daß die Menschheit, fortwährend dem Finanzsturme

durch die allgemeine Befreiung der Kapitalien Preis gegeben, in Gefahr ist, die Arbeit aufzugeben und in ihrem Gange rückwärts zu gehen.

Was war denn in der That das Monopol vor der Errichtung des Kredits, vor der Bankherrschaft? Ein Privilegium auf den Gewinn, nicht ein Recht auf die Alleinherrschaft; ein Privilegium auf das Produkt, nicht aber ein Privilegium auf das Werkzeug. Der Monopolinhaber blieb dem Boden fremd, auf welchem er wohnte, den er aber nicht wirklich besaß; er mochte seine Ausbeutungen vervielfältigen, seine Fabriken vergrößern, Land auf Land häufen, er war doch immer mehr Verwalter als Herr; er konnte den Dingen nicht seinen Charakter aufdrücken, er konnte sie nicht nach seinem Muster machen, er liebte sie nicht an sich, sondern wegen der Werthe, welche sie ihm einbringen sollten; mit einem Worte, er wollte das Monopol nicht als Zweck, sondern als Mittel.

Nach der Entwickelung der Krediteinrichtungen ist die Lage des Monopols noch schlimmer.

Die Producenten, welche man hätte associiren müssen, sind gänzlich unfähig zur Association geworden; sie haben den Geschmack und den Geist für die Arbeit verloren, sie sind Spieler. Mit dem Fanatismus der Konkurrenz verbinden sie die Spielwuth. Die Bankokratie hat ihren Charakter und ihre Vorstellungen geändert; vor Kurzem noch lebten sie unter einander als Herren und Lohnarbeiter, als Vasallen und Lehnsherren; jetzt kennen sie sich nur als Borger und Wucherer, als Gewinner und Verlierer. Die Arbeit ist vor dem Hauch des Kredits verschwunden; der wirkliche Werth wird vor dem erdichteten Werthe und die Produktion vor der Agiotage zu nichte. Der Boden, die Kapitalien, das Talent, die Arbeit selbst, wenn irgendwo noch Arbeit zu finden ist, dienen zum Spieleinsatz. Um Privilegien, um Monopole, um öffentliche Aemter, um Industrie kümmert man sich nicht mehr; man verlangt den Reichthum nicht mehr von der Arbeit, man erwartet ihn vom Fall der Würfel. Der Kredit, sagte die Theorie, bedarf einer festen Basis und jetzt sieht man, daß gerade der Kredit Alles ins Schwanken gebracht hat. Er stützt sich, sagte die Theorie ferner, nur auf Hypotheken; und er läßt diese Hypotheken zu Grunde gehen. Er sucht Garantien; und wie

der Theorie zum Hohn, welche nur in den Realitäten Garantien sehen will, ist das Pfand des Kredits fortwährend der Mensch, weil der Mensch dem Pfande Geltung verschafft; und weil ohne den Menschen das Pfand null und nichtig wäre, müßte, wenn der Mensch Nichts mehr mit den Realitäten zu thun hat, mit der Garantie des Menschen das Pfand verschwinden und der Kredit das bleiben, was er nicht zu sein sich vergeblich geschmeichelt hat, eine Fiktion.

Der Kredit kam endlich, als er durchaus die Kapitalien los machen wollte, dahin, den Menschen von der Gesellschaft und von der Natur los zu machen. In diesem allgemeinen Idealismus hängt der Mensch nicht mehr mit dem Boden zusammen; er wird durch eine unsichtbare Hand schwebend in der Luft gehalten. Die Erde ist mit Bewohnern bedeckt, von denen die einen im Ueberflusse schwimmen, und die andern im gräßlichsten Elend schmachten, und wird von Niemandem besessen. Sie hat nur Herren, welche sie verachten, und Leibeigene, welche sie hassen; denn sie bebauen dieselbe nicht für sich, sondern für den Inhaber eines Koupons, den Niemand kennt, den sie niemals sehen werden, der vielleicht über diese Erde geht, ohne sie zu betrachten und sie unbedingt für sich vorhanden glaubt. Der Ländereibesitzer, d. h. der Besitzer von Rentenverschreibungen, gleicht dem Trödelkrämer; er hat in seiner Brieftasche Meiereien, fette Weiden, reiche Erndten, herrliche Weinberge; was kümmert ihn das! Er ist bereit, Alles gegen zehn Centimen Aufschlag abzugeben; am Abend wird er seine Güter weggeben, wie er sie am Morgen erhalten hat, ohne Liebe und ohne Kummer.

So ist der Kredit durch die Fiktion von der Produktivität des Kapitals zur Fiktion des Reichthums gelangt; die Erde ist nicht mehr die Werkstatt des Menschengeschlechtes, sie ist eine Bank; und wenn es möglich wäre, daß diese Bank nicht unaufhörlich neue Opfer schüfe, die gezwungen sind, von der Arbeit das Einkommen zurück zu verlangen, welches sie im Spiele verloren haben, und so die Wirklichkeit der Kapitalien aufrecht zu erhalten; wenn es möglich wäre, daß der Bankerott nicht von Zeit zu Zeit diese höllische Orgie unterbräche, so würde der wirkliche Reichthum, weil der Werth des Pfandes fortwährend sänke, während die Fiktion ihr Papier vervielfältigte,

gleich Nichts werden und der Reichthum auf dem Papier bis ins Unendliche wachsen.

Die Gesellschaft kann aber nicht rückwärts gehen: man muß also das Monopol auf die Gefahr hin, unterzugehen, retten, man muß die menschliche Individualität retten, welche bereit ist, in einem idealen Genusse sich aufzugeben; man muß mit einem Worte das Monopol konsolidiren und befestigen. Das Monopol war gewissermaaßen ein Hagestolz: ich will, sagt die Gesellschaft, daß es sich verheirathe. Es war der Liebhaber der Erde, der Ausbeuter des Kapitals; ich will, daß es ihr Herr und Gatte werde. Das Monopol blieb beim Individuum stehen, von nun an soll es sich auf das ganze Geschlecht ausdehnen. Durch das Monopol hatte das Menschengeschlecht nur Helden und Freiherren; in Zukunft wird es Dynastien haben. Wenn das Monopol so gezähmt worden ist, wird der Mensch sich an sein Land, an seine Industrie anschließen, wie an seine Frau und seine Kinder, und der Mensch und die Natur werden durch eine ewige Neigung verbunden sein.

Die Bedingung, welche der Kredit der Gesellschaft gemacht hatte, war in der That die verwerflichste, die man sich denken kann, eine Bedingung, nach der der Mensch das Meiste verschwenden und das Wenigste besitzen konnte. Es lag nun im Plane der Vorsehung, im Geschicke der Menschheit und der Welt, daß der Mensch von einem Geist der Liebe und Erhaltung für das Werkzeug seiner Werke belebt wäre. Dieses Werkzeug wird im Allgemeinen durch die Erde dargestellt. Denn es handelt sich für den Menschen nicht allein darum, die Erde auszubeuten, sondern sie zu kultiviren, zu verschönern, zu lieben: wie nun diesen Zweck anders erfüllen, als durch die Verwandlung des Monopols in das Eigenthum, des Konkubinats in die Ehe, propriamque dicabo, indem man an die Stelle der Täuschung, welche erschöpft und besudelt, die Wahrheit treten läßt, welche stärkt und veredelt?

Die Umwälzung, welche sich im Monopol vorbereitet, hat also vorzüglich das Bodenmonopol in Augen. Denn nach dem Beispiel dieses, nach dem Muster des Landeigenthums, hat sich jede Art von Eigenthum gebildet. Die Aneignung wird also aus einer bedingten, zeitweiligen und vorübergehenden, eine fortwährende, übertragbare

und unbedingte werden. Und zur besseren Vertheidigung der Unverletzlichkeit des Eigenthums werden in Zukunft die Güter in bewegliche und unbewegliche geschieden werden; und es werden Gesetze gegeben werden, um die Uebertragung, Veräußerung und Besitzaufgabe der einen oder der andern zu regeln.

Zusammengefaßt: die Errichtung der Hypothek durch den Grundbesitz, d. h. durch die innigere Vereinigung des Menschen mit dem Boden; die Bildung der Familie durch die Fortdauer und Uebertragbarkeit des Monopols, endlich die Bildung der Bodenrente als Princip der Gleichheit unter den verschiedenen Vermögen, das sind die Gründe, welche die Gesammtvernunft zur Errichtung des Eigenthums bestimmt haben.

1) Der Kredit verlangt sächliche Garantien, alle Oekonomen sind über diesen Punkt einverstanden. Daher die Nothwendigkeit, die Hypothek zu bilden, wenn man den Kredit organisiren wollte.

Die sächliche Garantie ist aber keine, wenn sie nicht zugleich persönlich ist, ich glaube es genügend aus einandergesetzt zu haben. Daher ferner die Nothwendigkeit, das Monopol in Eigenthum zu verwandeln, wenn man den Kredit weiter entwickeln will. In der Ordnung der ökonomischen Entwickelungsstufen entsteht das Eigenthum aus dem Kredite, obgleich es die vorläufige Bedingung desselben ist; so wie die Hypothek auf die Anleihe folgt, obgleich sie die vorläufige Bedingung der Anleihe ist. Dies scheint mir Herr Augier haben sagen zu wollen, wenn er sich in seinem unglücklicherweise so kurzen Schlusse seines Buches in folgenden Worten ausdrückt:

„Es gibt keine Hypothek ohne freies Eigenthum; nothwendiger Weise keinen reellen Kredit ohne Eigenthum . . . . Die Völker, welche den Kredit zu Tage bringen wollen, erfahren in der Bildung ihrer Hypothek und der Art des Einkommens, welches die Basis desselben abgeben muß, verschiedene Prüfungen . . . .“

In der That kann man bis zu dem Augenblicke, wo der Privilegirte durch die Bildung einer Anleihe sein Geschäft belastet, in ihm nur den Patron der unter seinen Befehlen stehenden Arbeiter, den Geschäftsführer einer Kompagnie sehen, der sowol im Namen seiner Mitarbeiter, als in dem seinigen, in ihrem Interesse, wie in dem sei-

nigen handelt. Das Monopol ist seiner Person zum Lehen gegeben mit dem Privilegium auf die Zinsen des Kapitals und den Gewinn, aber ohne Garantie der Fortdauer und Uebertragbarkeit, und unter der Bedingung, stets thätigen und persönlichen Antheil an dem Geschäft zu nehmen. Für ihn existirt das Recht in der Sache nicht in seiner ganzen Vollständigkeit; der Chef eines Unternehmens könnte nicht wagen, ein noch mit einem gewissen Charakter der Gemeinschaft behaftetes Material anzugreifen, ohne, wenigstens vor dem innern Richterstuhl, schuldig zu sein; und zwar deshalb, weil er nur noch ein Privilegium der Ausbeutung genießt und noch nicht das Eigenthum hat. Der Monopolinhaber war zuletzt eine Art Geschäftsträger: die Nothwendigkeit des Kredits macht ihn zum Könige.

War es in der That anders möglich, als daß der Privilegirte, im Besitz der Produktionswerkzeuge, sich nicht als Werkmeister und Bevollmächtigter einer kleinen Republik betrug? Gewiß nicht; eine solche dem Verleiher angewiesene Lage würde eine Verringerung seiner Vortheile gewesen sein, weil sie ihn seinen Untergebenen unterordnete; es wäre eine Auflösung des socialen Vertrags, ein Rückschritt in der zweiten Phase gewesen.

Dadurch allein also hat die Gesellschaft den Monopolinhaber zum Eigenthümer gemacht, daß sie, durch den Kredit gezwungen, ihm das Recht zuerkannt hat, von seinem Monopol auf Hypothek zu verleihen, ohne seinen Arbeitsgenossen Rechenschaft zu geben. Das Eigenthum ist das Postulat des Kredits, wie der Kredit das Postulat des Handels und das Monopol das Postulat der Konkurrenz gewesen. In der Praxis sind alle diese Dinge untrennbar und gleichzeitig; in der Theorie sind sie aber geschieden und folgen auf einander; und das Eigenthum ist eben so wenig das Monopol, als die Maschine die Theilung der Arbeit ist, obgleich das Monopol fast immer und fast nothwendig vom Eigenthum begleitet wird, so wie die Theilung der Arbeit fast immer und fast nothwendig die Anwendung der Maschinen voraussetzt.

Aus dieser neuen Anordnung sollten sowol für die Gesellschaft als für das Individuum wichtige Folgen entspringen.

Zuerst mußte die Gesellschaft, indem sie einen unsichern Anspruch in ein ewiges Recht verwandelte, von Seiten des Eigenthümers auf

eine ernstere und sittlichere Anhänglichkeit an seinen Erwerbszweig, auf eine tiefere und besser begründete Liebe zum Glück, und folglich auf eine weniger große Sucht nach Gewinn, auf tiefere menschliche Gefühle, auf eine schwärmerische Anhänglichkeit an den Geburtsort, auf einen Kultus des väterlichen Erbes rechnen, welche durch ihre Verbreitung bis zu den geringsten Arbeitern alle Geschlechter wieder vereinigen und das **Vaterland** bilden würden. Und die Gesellschaft hat in der That darauf gerechnet. Das Vaterland hat seinen Ursprung im Eigenthum; auch arbeiten die Kommunisten durch die Vernichtung des Eigenthums mit aller Kraft, eben so wie die Oekonomen, durch die Handelsfreiheit dahin, die Unterschiede der Racen, der Sprachen und der Klimate zu vernichten; sie wollen beide keine Nationalitäten, kein Vaterland mehr. Auf diese Art stimmen die exklusiven Sekten trotz ihrer Feindlichkeit und ihres Hasses im Grunde stets überein: der Widerstreit der Meinungen ist nur eine Komödie.

Ich sage also, daß die Gesellschaft, indem sie dem Eigenthümer das Monopol auf ewig sicherte, zugleich für die Sicherheit des Proletariers sorgte; indem sie aus dem Kapital für den Besitzer eben die Lebenssubstanz machte, versprach sie sich, daß er alle Die, welche mit ihm und für ihn arbeiten würden, nicht mehr als seine Genossen, sondern als seine Kinder ansehen würde. Kinder! Das ist in der Volkssprache der Name, welchen der Herr Denen gibt, über die er befiehlt; das war in den uralten Sprachen der gemeinsame Name jeden Volkes: die Kinder Israel, die Kinder Aegyptens, die Kinder Assyriens. Wenn der Eigenthümer als guter Familienvater wirthschaftete, so fand sich, daß er zum Wohle Aller wirthschaftete; das Privatinteresse verschmolz mit dem socialen Interesse. Die Gesellschaft glaubte, um Alles zu sagen, durch die Feststellung des Eigenthums das Patriarchat zu organisiren, zu veredeln. Es war bis auf die Erbschaft, welche, durch die Fähigkeit, zu verkaufen und zu tauschen, modificirt, nur eine neue Garantie der Fortdauer war, nicht vorhanden. So setzte die Erbmonarchie, der höchste Ausdruck des Eigenthumrechtes, durch die Ausschließung alles Streites im Innern dem Bürgerkriege Schranken und personificirte das Volk nach außen.

Für das Individuum war die Verbesserung der Lage nicht weniger fühlbar.

Durch das Eigenthum nimmt der Mensch definitiv Besitz von seinem Reiche und erklärt sich zum Herrn der Erde. Das Ich schwingt sich, wie man in der Theorie von der Gewißheit gesehen hat, aus seinen Tiefen empor und umfaßt die Welt; und in dieser Vereinigung der Natur und des Menschen, in dieser Selbstentäußerung gewinnt seine Persönlichkeit, statt schwächer zu werden, doppelte Kraft. Niemand besitzt einen stärkeren Charakter, ist vorsichtiger und ausdauernder, als der Eigenthümer. Wie die Liebe, die man als eine Ausströmung der Seele erklären kann, welche durch den Besitz wächst und immer reicher wird, je mehr sie sich ausgießt, eben so vergrößert das Eigenthum das menschliche Wesen, erhebt es an Kraft und Würde. Reich, edel, Freiherr, Besitzer, gnädiger Herr oder Sire, alle diese Namen sind gleichbedeutend. Im Eigenthum, wie in der Liebe, drücken besitzen und besessen werden, das Aktivum und das Passivum, immer nur dasselbe aus; eins ist nur durch das andere möglich, und nur durch diese Gegenseitigkeit fühlt der Mensch, bisher in einer einseitigen Abhängigkeit gehalten, jetzt durch den gegenseitig geltenden Vertrag gebunden, den er eben mit der Natur eingegangen, das, was er ist und was er gilt, und genießt die Fülle des Daseins. Dies ist die Umwälzung, welche das Eigenthum im Menschen hervorbringt, welche, weit davon entfernt, seine Neigungen zu materialistisch zu machen, sie vielmehr vergeistigt; jetzt lernt er das nackte Eigenthum vom Nießbrauch zu unterscheiden, die ausschließliche, transcendentale Herrschaft vom einfachen Besitz; und diese Unterscheidung, bis zu welcher das Monopol nicht gelangen konnte, ist ein weiterer Schritt zur Befreiung des Menschengeschlechts und zur Association hin, welche vielmehr in der Vereinigung der Willen und der Uebereinstimmung der Principien besteht, als in einer elenden Gütergemeinschaft, welche zugleich Seele und Leib erdrückt.

Die Probe des Eigenthums ist gemacht; man müßte die ganze Geschichte Lügen strafen, wenn man es leugnen wollte. Wir sagten, indem wir vom Kredit sprachen, daß die französische Revolution nur ein Aufstand um des agrarischen Gesetzes willen gewesen; was

ist denn auch im Grunde ein Agrargesetz anderes, als eine Eigenthumsverleihung? Indem die Nation das Volk zu Eigenthümern machte an der Stelle zweier verächtlich und ohnmächtig gewordener Kasten, schuf sie sich unendliche Hilfsquellen, welche ihr erlaubten, die Kosten ihrer Siege und ihrer Niederlagen zu bezahlen. Es ist noch heute das Eigenthum, welches die Sittlichkeit unserer Gesellschaft aufrecht erhält und den immer zunehmenden Verfall durch die Agiotage aufhält. Der Kaufmann, der Fabrikant, selbst der Kapitalist haben stets das Eigenthum im Auge; alle trachten danach, im Eigenthum von den Mühen der Konkurrenz und des Monopols auszuruhen ....

2) Vorzüglich aber enthüllt sich der tiefe Sinn des Eigenthums in der Familie. Die Familie und das Eigenthum gehen Hand in Hand, auf einander gestützt, indem beide nur durch das Verhältniß, welches sie eint, Bedeutung und Werth haben.

Mit dem Eigenthum beginnt die Rolle der Frau. Die Haushaltung, diese ganz ideale Sache, die man vergeblich lächerlich zu machen strebt, die Haushaltung ist das Reich der Frau, das Denkmal der Familie. Nehmt die Haushaltung hinweg, nehmt jenen Stein des Heerdes, den Mittelpunkt der Anziehung der Gatten hinweg, so bleiben wohl Paare, aber es gibt keine Familie mehr. Man sehe in den großen Städten die arbeitenden Klassen durch die Unstätigkeit der Wohnung, durch den Mangel eines Haushaltes und durch die Besitzlosigkeit nach und nach zum Konkubinat und zur Liederlichkeit herabsinken! Wesen, welche Nichts besitzen und von einem Tag zum andern leben und für Nichts Sicherheit haben, verheirathen sich auch noch: es ist besser, sich nicht zu verbinden, als sich mit Nichts zu verbinden. Die arbeitende Klasse ist also der Infamie Preis gegeben; dies drückte im Mittelalter das Recht der ersten Nacht und bei den Römern das Verbot des Heirathens für die Proletarier aus.

Was ist nun der Haushalt in Beziehung auf die umgebende Gesellschaft Anderes, als der Grundriß und die Festung des Eigenthums? Der Haushalt ist das erste, wovon das junge Mädchen träumt; Diejenigen, welche so viel von Neigung sprechen und den Haushalt abschaffen wollen, müßten wohl diese Entartung des Ge-

schlechtstriebes erklären. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich mir, je mehr ich darüber nachdenke, außerhalb der Familie und des Haushaltes über die Bestimmung der Frau keine Rechenschaft geben kann. Buhlerin oder Haushälterin (Haushälterin, sage ich, nicht Dienerin), ich sehe hier zwischen keine Mitte; wozu also dieser erniedrigende Unterschied? Worin ist die Rolle der Frau, welche mit der Führung des Haushalts und Allem, was sich auf die Konsumtion und Ersparung erstreckt, beauftragt ist, der Rolle des Mannes untergeordnet, dessen hauptsächliche Beschäftigung das Regiment der Werkstatt, d. h. die Leitung der Produktion und des Tausches ist?

Der Mann und die Frau sind einander nothwendig, wie die beiden die Arbeit konstituirenden Principien; die Ehe ist in ihrer unauflöslichen Zweiheit die Inkarnation des ökonomischen Dualismus, welcher sich, wie man weiß, durch die allgemeinen Glieder der Konsumtion und Produktion äußert. Aus diesem Gesichtspunkte sind die Anlagen der Geschlechter geregelt worden, für das eine die Arbeit, für das andere der Haushalt; und wehe jeder Verbindung, in welcher einer der beiden Theile seiner Pflicht nicht nachkommt! Das Glück, welches sich die Eheleute versprochen hatten, wird sich in Schmerz und Bitterkeit auflösen; sie mögen sich dessen selbst anklagen! ....

Wenn es nur Frauen gäbe, so würden sie zusammen wie eine Gesellschaft Turteltauben leben; wenn es nur Männer gäbe, so hätten sie keinen Grund, sich über das Monopol zu erheben und auf die Agiotage zu verzichten; man würde sie Alle sehen, Herren oder Knechte, am Spieltisch sitzend, oder unter das Joch gebeugt. Aber der Mensch ist männlich und weiblich geschaffen: daher die Nothwendigkeit des Haushalts und des Eigenthums. Sobald beide Geschlechter sich vereinigen, entsteht sogleich aus dieser mystischen Vereinigung, der staunenswerthesten von allen menschlichen Einrichtungen, durch ein unbegreifliches Wunder das Eigenthum, die Theilung des gemeinsamen Erbtheils in individuelle Gewalten.

Der Haushalt ist also in der ökonomischen Ordnung für jede Frau das wünschenswertheste Gut; jeder Mann verlangt das Eigenthum, die Werkstatt, Arbeit auf seine Rechnung und dazu eine

Frau. Liebe und Ehe, Arbeit und Haushalt, Eigenthum und Häuslichkeit (domesticité); der Leser möge zu Gunsten des Sinnes hier dem Buchstaben zu Hülfe kommen, alle diese Ausdrücke sind gleichbedeutend, alle diese Vorstellungen rufen einander hervor, und schaffen für die zukünftigen Familienstifter eine weite Aussicht auf Glück, so wie sie den Philosophen ein ganzes System enthüllen.

Ueber Alles dieses hat das Menschengeschlecht nur eine Stimme, der Socialismus jedoch nicht, welcher in der Unbestimmtheit seiner Vorstellungen allein gegen die Einstimmigkeit des Menschengeschlechtes protestirt. Der Socialismus will den Haushalt abschaffen, weil er zu viel kostet; die Familie, weil sie dem Vaterlande Unrecht thut; das Eigenthum, weil es den Staat beeinträchtigt. Der Socialismus will die Rolle der Frau vertauschen; aus der Königin, wozu die Gesellschaft sie berufen, will er eine Priesterin der Kotytto machen. Ich werde mich in dieser Beziehung auf keine direkte Diskussion der socialistischen Ideen einlassen. Der Socialismus hat von der Ehe, so wie von der Association keinen Begriff; und seine ganze Kritik löst sich in ein sehr deutliches Geständniß der Unwissenheit und in eine Beweisführung ohne Autorität und Gründe auf.

Ist es in der That nicht offenbar, daß die Socialisten, wenn sie es für möglich hielten, mit Hülfe der bekannten Mittel jedem Haushalt Wohlstand und selbst Luxus zu verschaffen, sich nicht gegen den Haushalt auflehnen würden? daß, wenn sie die bürgerliche Gesinnung mit der häuslichen Neigung in Uebereinstimmung bringen könnten, sie die Familie nicht verdammen würden? daß, wenn sie das Geheimniß besäßen, den Reichthum nicht allein gemeinschaftlich, was Nichts wäre, sondern allgemein zu machen, was etwas ganz Anderes ist, sie die Bürger eben so gut einzeln, als in Gemeinschaft leben lassen, und das Publikum nicht mit ihren Klagen über den Haushalt ermüden würden? Nach dem Geständniß der Socialisten sind die Ehe, die Familie, das Eigenthum Dinge, welche mächtig zum Glücke beitragen; der einzige Vorwurf, den sie zu machen haben, ist der, daß sie nicht wissen, wie sie diese Dinge mit dem allgemeinen Wohl in Uebereinstimmung bringen sollen. Ist das, frage ich, eine ernste Beweisführung? Als ob sie von ihrer besonderen Unwissenheit einen Schluß gegen die weitere Entwickelung der

menschlichen Einrichtungen ziehen könnten! Als ob der Zweck des Gesetzgebers nicht wäre, die Ehe, die Familie, das Eigenthum für Jeden zu verwirklichen, statt sie abzuschaffen!

Um mich nicht zu weit zu verlieren, werde ich mich begnügen, die Frage von einer der hauptsächlichsten Seiten aus zu betrachten, ich meine die Erbschaft. Dann werden wir zum Allgemeinen zurückkehren. Ab uno disce omnes, wie der Dichter sagt.

Die Erbschaft ist die Hoffnung auf den Haushalt, die Stützmauer der Familie, der letzte Grund des Eigenthums. Ohne Erbschaft ist das Eigenthum nur ein leeeres Wort, wird die Rolle der Frau ein Räthsel. Wozu in der gemeinsamen Werkstatt männliche und weibliche Arbeiter? Wozu diese Unterscheidung der Geschlechter, welche Plato, die Natur verbessernd, aus seiner Republik verschwinden zu lassen suchte? Wie von dieser Duplicität des menschlichen Wesens, dem Bilde der ökonomischen Zweiheit, Rechenschaft geben, die außerhalb des Haushaltes und der Familie eine wirkliche Ueberfruchtung ist?.... Ohne Erbschaft gibt es nicht allein keine Ehemänner und Ehefrauen, keine Vorfahren und Descendenten mehr, was sage ich, nicht einmal Seitenverwandte gibt es mehr, weil, trotz der erhabenen Redensart von der bürgerlichen Brüderlichkeit, ich offenbar keinen Bruder habe, wenn Jedermann mein Bruder ist. Dann würde der Mensch, vereinzelt mitten unter seinen Genossen, das Gewicht seiner trostlosen Individualität fühlen und die Gesellschaft würde, durch die Auflösung der Familien und die Vermengung der Werkstätten, der Bänder und der Eingeweide beraubt, gleich einer vertrockneten Mumie in Staub zerfallen.....

Aber der Socialismus hat guten Muth, er läßt sich durch eine solche Kleinigkeit nicht aus der Fassung bringen. Herr Louis Blanc, ein halber Socialist, welcher die Familie ohne Erbschaft will, so wie der reine Socialismus die Menschheit ohne das Vaterland und ohne die Familie will, ruft in seiner Organisation der Arbeit aus:

„Die Familie kommt von Gott, die Erbschaft kommt von den Menschen!“

Das beweist noch immer nicht, daß die Familie deshalb besser und die Erbschaft schlechter sei. Es kennt aber Jedermann die Schreibart des Herrn Blanc; seine ewigen Reklamationen zu Gun-

sten der Gottheit sind nur ein poetischer Superlativ, so wie man in der hebräischen Sprache das feine Weizenbrod Gottesbrod nannte. Uebrigens gibt dies Herr Blanc deutlich zu verstehen:

„Die Familie ist, wie Gott, heilig und unsterblich; die Erbschaft ist bestimmt, denselben Abhang hinunter zu gehen, wie die sich umbildenden Gesellschaften und die Menschen, welche sterben."

Ein Vergleich, ein Gegensatz, ein viertheiliger Satz, eine Feinheit der Wendung, Nichts ist fehlerhaft bis auf den Gedanken, der, es thut mir um Herrn Blanc leid, geradezu dem gemeinen Verstande zuwiderläuft. Gerade weil die Menschen sterben und die Gesellschaften sich umbilden, ist die Erbschaft nothwendig; gerade weil die Familie niemals untergehen soll, muß man der Bewegung, welche fortwährend die Generationen mit sich fortnimmt, ein Princip der Unsterblichkeit entgegensetzen, welches sie aufrecht erhält. Was würde die Familie werden, wenn sie fortwährend durch den Tod getheilt würde, wenn sie an jedem Morgen sich wieder herstellen müßte, weil Nichts den Vater an die Kinder fesselte? Ich sehe wohl, was Ihnen in der Erbschaft anstößig ist: die Erbschaft dient, wie Sie meinen, nur dazu, die Ungleichheit zu unterhalten. Aber die Ungleichheit kommt nicht von der Erbschaft; sie entspringt aus ökonomischen Konflikten. Die Erbschaft nimmt die Menschen, wie sie dieselben findet: schafft Gleichheit und die Erbschaft wird Euch Gleichheit zurückgeben.

Der Saint-Simonismus hatte die enge Verbindung der Erbschaft und der Familie erkannt, er verbannte sie beide. Die am weitesten gehende Demokratie, welche sich weder für den Socialismus noch für den Kommunismus zu entscheiden wagt, hat eine Probe von Geist ablegen zu müssen geglaubt, indem sie die Erbschaft von der Familie, das Mittel vom Zweck trennte und sich einem kindischen Eklekticismus überließ, der eben so lächerlich ist, als der der Regierung, worüber sie sich lustig macht. Es ist spaßhaft, Herrn Blanc sich mit einer so schönen Entdeckung brüsten zu sehen.

„Man sagte zu den Saint-Simonisten: Ohne Erbschaft keine Familie. Sie antworteten: Gut, so wollen wir die Familie und die Erbschaft vernichten. Die Saint-Simonisten und ihre Gegner täuschten sich auf gleiche Weise in umgekehrtem Sinne. Die Wahr-

heit ist die, daß die Familie eine natürliche Thatsache ist, welche unter keiner Voraussetzung vernichtet werden kann, während die Erbschaft eine gesellschaftliche Uebereinkunft ist, welche die Fortschritte der Gesellschaft verschwinden lassen können."

Die täuschen sich zugleich Alle, welche in der Familie und in der Erbschaft, welche dieselbe beschützt, ein Hinderniß für die Association sehen und meinen, daß eine so unmittelbare und allgemeine gesellschaftliche Uebereinkunft, wie die Erbschaft, keine natürliche Thatsache sei. Die Demokraten, die so viel von göttlichen Dingen reden und so große Liebhaber des Requiem sind, scheinen sich nicht zu besinnen, daß das, was aus dem menschlichen Bewußtsein kommt, eben so natürlich ist, als das Zusammenwohnen und die Zeugung; für sie ist die Natur die Materie. Wenn man ihnen glaubt, ist die Menschheit, der Unmittelbarkeit ihrer Neigungen gehorchend, von der Natur abgewichen, man muß sie zu dieser zurückführen. Auf welche Weise nun? Durch natürliche Thatsachen? Nein, so konsequent wollen die Demokraten nicht sein; sondern durch **Uebereinkünfte!** Denn was beruht mehr auf dem Uebereinkommen, als das System der todten Hand, welches die Demokraten an die Stelle der Erbschaft setzen wollen?

„Kann man sich nun wohl Rechenschaft von den Ursachen geben, welche bisher die Frage von der Familie und die von der Erbschaft als unmittelbar verbunden betrachten ließen? Daran, daß in dem gegenwärtigen socialen Zustande die Erbschaft von der Familie unzertrennlich ist, zweifelt Niemand. Und der Grund dafür liegt gerade in den Fehlern dieses socialen Zustandes, welche wir bekämpfen. Denn wenn ein junger Mann seine Familie verläßt, um in die Welt einzutreten, erwarten ihn, wenn er sich ohne Vermögen und ohne andere Empfehlung, als sein Verdienst, zeigt, tausend Gefahren; auf jedem Schritte wird er Hindernisse finden; sein Leben wird in einem fortwährenden Kampfe vergehen, in dem er vielleicht siegt, in dem er aber große Gefahr läuft zu unterliegen. Das muß die väterliche Liebe vorhersehen ...."

Nun! wenn die väterliche Liebe aufhört dafür zu sorgen, wer wird dann für ihn sorgen? Jenes unsichtbare, ungreifbare, unsterb-

liche, allmächtige, durchaus gute, durchaus weise Wesen, sagen die Demokraten, welches Alles sieht, Alles thut, für Alles bürgt, der **Staat!**

„Verändert die Umgebung, in welcher wir leben; macht, daß jedes Individuum, welches sich der Gesellschaft zu Diensten anbietet, sicher sei, daß es in ihr die freie Verwendung seiner Fähigkeiten und das Mittel, an der Gesammtarbeit Theil zu nehmen, findet; die väterliche Vorsicht ist in diesem Falle durch die sociale Vorsicht ersetzt. Und so muß es sein: für das Kind den Schutz der Familie, für den Mann den Schutz der Gesellschaft.“

Ja, verändert ...., macht, daß ...., ersetzt durch die sociale Vorsicht die väterliche Vorsicht! Wenn ich Sie nicht gelesen hätte, würde ich Sie beim Werke anzutreffen glauben. Welches Unglück für Sie, daß Sie nicht auch die Arbeit der Individuen durch die Arbeit des Staates ersetzen können! Welche Noth, daß der Staat sich nicht statt der Einzelnen verheirathen, Kinder zeugen, sie ernähren und erziehen kann! Aber was sage ich? Sind die freie Arbeit und die Kinderzeugung durch Paare nicht natürliche Dinge und die Erbschaft ein Ding der Uebereinkunft!

Was wollt Ihr aber jenem Vater antworten, welcher zu Euch sagt: Wenn ich mein Testament mache, so mache ich es nicht allein für die, welche ich zu meinen Erben einsetze, ich mache es auch für mich. Der Akt meiner letzten Willenserklärungen ist eine Weise, in welcher ich fortfahre, meine Güter zu genießen, nachdem ich aufgehört habe zu leben, eine Art, in der Gesellschaft zu bleiben, welche ich verlasse, eine Verlängerung meines Seins unter den Menschen. Es ist das Band der gegenseitigen Verbindlichkeit, die mich mit meinen Kindern vereinigt und unter uns die Neigungen und Verpflichtungen zu gemeinsamen macht. Du rühmst mir Deine Fürsorge, wogegen Du mein Gut verlangst. Ich rechne mehr auf mich, als auf einen Bevollmächtigten. Du hast zu viel zu thun, um an Alles und zur rechten Zeit zu denken, überdies kenne ich Dich nicht. Wer bist Du denn, der Du Dich Staat nennst? Wer hat Dich gesehen, wo bist Du, welche Garantien bietest Du? O! Du gleichst dem Gott Deiner Priester, Du versprichst den Himmel, wenn man Dir

die Erde gibt. Zeige Dich also endlich, zeige Dich einmal in Deiner Weisheit und Deiner unumschränkten Macht! ....

Die Abschaffung der Erbschaft entspringt, wie alle republikanischen Träumereien, aus jener abgeschmackten Ideologie, welche darin besteht, überall die freie Thätigkeit des Menschen durch die anstoßgebende Kraft der Macht, das wirkliche Wesen durch ein Vernunftwesen, das Leben und die Freiheit durch eine Chimäre zu ersetzen, deren trauriger Einfluß die Ursache fast aller socialen Trübsal gewesen ist.

„Der Mißbrauch des Seitenerbrechts ist allgemein anerkannt, fährt Herr Blanc fort; diese Seitenerbschaften werden abgeschafft und die Werthe, aus denen sie bestehen, zum Kommunaleigenthum erklärt werden."

Um aber die Seitenerbschaften abzuschaffen, muß man beginnen, das Eigenthum abzuschaffen; ohne dies, wette ich, daß Ihr die Seitenerbschaften nicht im Mindesten berührt. Wollt Ihr die Fideikommisse, die Leibrenten, die Wiederkäufe, die Dotationen vertheidigen? Wie, ich soll das Recht haben, mein Gut Jedermann zu überlassen, nämlich dem Staate, und ich sollte es nicht einem Einzelnen geben können! Es ist mir erlaubt, zu arbeiten, zu sparen, Kapitalien zu sammeln, Grundstücke zu erwerben, sie ausschließlich zu benutzen, und wenn es sich für mich darum handelt darüber zu verfügen, und mein Glück zu vermehren, indem ich mir durch Adoption eine Familie bilde, statt einer natürlichen Familie, die ich nicht besitze, dann soll ich über Nichts mehr Herr sein! Was hilft es mir denn, Eigenthümer zu sein? Sind Sie Kommunist? Wagen Sie es zu sagen, machen Sie keine Ausflüchte und mühen Sie Sich nicht mit ihren Erdichtungen von Gottheit, Republik und Regierung ab, große Worte, welche in Ihrer poetischen Prosa nur Flickworte und Köder für die Geistesschwachen sind.

„Hat der Arme, der heutzutage seinen Kindern Nichts zu hinterlassen hat, eine Familie? Wenn er eine hat, kann also die Familie in der unreinen Umgebung, in welcher wir uns befinden, bis auf einen gewissen Punkt ohne Erbschaft existiren. Wenn er keine hat, so rechtfertigt Eure Einrichtung. Und eilt ....; die Familie kann kein Privilegium sein ...."

Deklamation! Die Erbschaft existirt in der Familie des Armen, wie in der des Reichen; dieses geheiligte und unveräußerliche Recht hat der Proletarier in unserer großen Revolution definitiv erworben und den Beraubungen des Adels als eine unübersteigliche Schranke entgegengesetzt. So befreite sich der Plebejer Roms von der Tyrannei der Patrizier, indem er sich das jus connubii, das Recht der Familie, errang, welches seit langer Zeit allein den Vornehmen vorbehalten blieb. Was dem Armen fehlt, ist nicht die Erbschaft, sondern das Erbe. Statt die Erbschaft abzuschaffen, denkt darauf, die Erblosigkeit aufhören zu lassen. Ihr sagt ja selbst: die Familie kann kein Privilegium sein. Und deshalb ist das Recht der Familie allgemein, nicht gemeinsam, deshalb ist ihr die Erbschaft und folglich das Erbe nöthig. Die Erbschaft verbannen, weil sie noch nicht für alle Welt zur Wirklichkeit geworden, heißt in einem materialistischen und gegenrevolutionären Sinne sprechen; es wäre eben so, als wenn man Frankreich aus Mitleid für das unglückliche Irland verdammte, nur Kartoffeln zu essen und Wasser zu trinken.

„Man führe die Familie bis zur Erbschaft; und sogleich werdet Ihr eine Kluft zwischen dem gesellschaftlichen und häuslichen Interesse entstehen sehen ....?“

Aber noch einmal, woher kommt dieser Widerstreit? Von der Erbschaft an und für sich, oder von der Ungleichheit des Erbes? — Mit der Erbschaft, sagen Sie, kann das Erbe nicht lange dauern, und noch viel weniger eine Wirklichkeit für Jedermann werden. — Wer hat Ihnen das gesagt? Was wissen Sie, ob die Erbschaft nicht, wie das Eigenthum, das Monopol und die Konkurrenz, von der Arbeit gegen das Kapital gewandt werden kann, nachdem sie so lange dem Kapital gegen die Arbeit beigestanden? Aber Sie haben so wenig Einsicht in die ökonomischen Widersprüche, daß es Ihnen nicht einfallen wird, aus ihnen Resultate durch den Streit derselben mit einander zu ziehen, welche denen entgegengesetzt sind, die sie heute liefern; weit hievon entfernt, läuft Ihre ganze Ideologie nur darauf hinaus, sie zu verwischen. In der socialen Wissenschaft, die Principien der Gesellschaft verwischen, von der Civilisation die civilisirenden Organe trennen,

das ist also Ihre Philosophie! Die Demokraten werden nicht so genau hinsehen; die Socialisten werden entzückt sein durch die Koncession, welche sie ihnen gemacht haben; die patriotische Presse wird ihre Beredtsamkeit feiern und in der weisesten der möglichen Demokratien wird Alles herrlich gehen.

Die gemäßigten Socialisten greifen das Erbrecht an, weil sie daraus kein Mittel zur Erhaltung der Gleichheit machen können; die Fourieristen und Saint-Simonisten greifen die Familie an, weil sich ihre Systeme nicht mit der Privatindustrie, dem häuslichen Leben und dem freien Tausch vertragen; die Kommunisten greifen das Eigenthum an, weil sie nicht wissen, wie das Eigenthum durch die Gegenseitigkeit der Dienste aufhören wird, mißbräuchlich zu sein. Eingestandene Unwissenheit! das ist der Beweisgrund aller dieser vorgeblich reformatorischen Sekten, ein Beweisgrund, der seine Widerlegung in sich selbst trägt, und allein hinreicht, uns ihre menschenfreundlichen Predigten zu verleiden.

3) Nachdem der Kredit gesichert, die Familie gebildet, das Erbrecht Allen beigelegt ist, bliebe also das Eigenthum zu vertheilen, damit Jeder seinerseits Familienhaupt werden könnte, und Niemand ohne Erbe bliebe. Wie aber das Land theilen? Wie die Loose begrenzen? Wie die Gleichheit des Erbes aufrecht erhalten? Wird die Erde für so viele Erbtheile ausreichen? Oder soll sie gar dem Bebauer vorbehalten bleiben und der Industrielle, der Unproduktive, der Kaufmann u. s. w. vom Eigenthum ausgeschlossen werden? Wie werden die Veränderungen, Schadloshaltungen und Berechnungen geschehen? Wie wird sich die Arbeit regeln, wie die Vertheilung der Früchte? Man sieht, die ökonomischen Fragen wiederholen sich alle im Eigenthum.

Und auf alle diese durch ihre Zahl, ihre Tiefe, ihre Schwierigkeiten, ihre Menge von Einzelnheiten so erschrecklichen Fragen antwortet die Gesellschaft mit diesem einzigen Worte, die R e n t e.

Um im Geiste des Lesers keinen Zweifel zurückzulassen, werde ich mit der Rente verfahren, wie ich es im ersten Theil mit der Steuer gethan. Ich werde zeigen, daß die in der Bildung der Rente liegende organische Idee sich in drei aus einander folgenden Momen-

ten entwickelt, von denen das letzte, nothwendig mit den beiden andern verknüpft, sich in eine gleichmachende Operation auflöst.

Und was ist zuerst die Rente? Die Rente, sagten wir im sechsten Kapitel, besitzt die größte Verwandtschaft mit dem Zins. Doch ist sie wesentlich davon verschieden, weil der Zins nur von Kapitalien, die aus der Arbeit entstanden und durch Sparen angehäuft sind, besteht, während die Rente auf dem Boden, dem allgemeinen Arbeitsstoffe, dem ursprünglichen Substrat alles Werthes beruht.

Es ist dem Kapital eigenthümlich, daß es einen Zins trägt, der es in hinreichender Zeit mit einem Gewinn noch einmal bildet; die fortwährende Abnahme des Zinsfußes beweist es, ohne daß ein theoretischer Beweis nöthig wäre, genügend. Also ist, wenn das Kapital selten ist und die Hypothek keinen Werth und keine Garantie besitzt, der Zins fortlaufend und steigt oft zu einer außerordentlichen Höhe. In dem Maaße, als das Kapital reichlich vorhanden ist, nimmt der Zinsfuß ab; da er aber niemals verschwinden kann, da es nicht möglich ist, daß das Geldleihen ein einfacher Tausch wäre, in welchem alle Gefahr dem Kapitalisten und der Gewinn dem Borger bliebe, hört der Zins, wenn er bis zu einem gewissen Punkte gekommen ist, auf, abzunehmen, und nimmt eine andere Gestalt an. Aus der fortwährenden Revenüe, die er war, wird er zu einer jährigen Wiederbezahlung mit Prämie; und jetzt tritt der Zins in die Rolle, welche ihm die Theorie anweist.

Wenn also das Kapital oder das geliehene Objekt konsumirt wird, oder durch den Gebrauch zu Grunde geht, den man davon macht, wie es mit dem Getreide, dem Wein, dem Gelde u. s. w. geschieht, so wird mit der letzten Jahreszahlung das Kapital erlöschen; wenn dagegen das Kapital nicht vergeht, so wird der Zins ein fortwährender sein.

Die Rente ist der Zins, der für ein Kapital, welches nie vergeht, nämlich für den Boden bezahlt wird. Da nun dieses Kapital materiell sich nicht vermehren, sondern nur unendlich verbessert werden kann, geschieht es, daß, während der Zins oder der Gewinn fürs Borgen (mutuum) durch den Ueberfluß der Kapitalien fortwährend geringer wird, die Rente fortwährend durch die Vervollkommnung der Industrie wächst, woraus eine Verbesserung der Boden-

benutzung entspringt. Hieraus folgt, daß zuletzt der Zins sein Maaß an der Wichtigkeit des Kapitals hat, während in Bezug auf den Boden das Eigenthum seine Schätzung durch die Rente findet.

Das ist die Rente ihrem Wesen nach; wir wollen sie nun nach ihrer Bestimmung und ihren Gründen betrachten.

Als Ausgangspunkt dieser Institution ist die Rente das Honorar für das Eigenthum; es ist die Gebühr, die dem Eigenthümer für die Verwaltung, welche ihm sein neues Recht überträgt, bezahlt wird. Ich werde nicht darauf zurückkommen, was ich im ersten Abschnitte dieses Paragraphen gesagt habe, wo ich die Nothwendigkeit berührte, in der sich die Gesellschaft befindet, im Interesse der Arbeit und des Kredits die Lage des Privilegirten zu ändern. Ich beschränke mich darauf, daran zu erinnern, daß, da in der siebenten ökonomischen Entwickelungsstufe die Fiktion die Wirklichkeit hatte verschwinden lassen, und die menschliche Thätigkeit sich in das Nichts zu verlieren drohte, die Nothwendigkeit eintrat, den Menschen stärker an die Natur zu fesseln. Die Rente war nun der Preis dieses neuen Vertrags. Ohne sie wäre das Eigenthum nur ein nomineller Titel, eine rein ehrende Bezeichnung; die herrschende Vernunft, welche die Civilisation leitet, macht aber keinen Gebrauch von dieser Art der Eigenliebe; sie bezahlt, sie erfüllt ihre Versprechen nicht mit Worten, sondern mit Wirklichkeiten. Nach den Bestimmungen des Geschicks erfüllt der Eigenthümer die wichtigste Funktion des socialen Organismus; er ist ein Herd der Thätigkeit, um welchen Diejenigen kreisen, sich gruppiren und Schutz suchen, welche er herbeiruft, damit sie sein Eigenthum geltend machen, und die aus übermüthigen und eifersüchtigen Lohnarbeitern seine Kinder werden sollen.

Uebrigens muß ich, auch wenn ich Mißfallen erregen sollte, sagen, daß man sich im Allgemeinen große Illusionen über das Glück und die Sorglosigkeit der Rentiers macht, im Vergleich zu dem Glücke, welches die arbeitenden Klassen genießen. Der Arbeiter, welcher täglich 30 Sous verdient, muß, wenn er den Wagen des Reichen vorüberfahren sieht, welcher 100,000 Livres Rente hat, wohl glauben, daß ein solcher Mensch hundertmal glücklicher sei, als er. Man sieht in der Rente nur ein Mittel, ohne Arbeit zu leben und sich alle Genüsse zu verschaffen, und spendet der Moral der Gro-

ßen Beifall, welche sich eine gewisse sociale Pflicht daraus machen, alle ihre Einkünfte zu verschwenden. Daher rührt beim Manne des Volkes ein gewisser Zug von Eifersucht und Haß, die eben so ungerecht als unmoralisch, so wie eine sehr zur Verschlechterung und Entmuthigung mitwirkende Ursache sind.

Indessen ist für Den, welcher die Dinge aus einem höhern Punkte und in ihrer unbeugsamen Wahrheit betrachtet, der Rentier in einer in der Organisation begriffenen Gesellschaft nur der Hüter der socialen Ersparnisse, der Verwalter der durch die Rente gebildeten Kapitalien. Nach der Theorie, daß jede Arbeit einen Ueberschuß gewähren muß, kann das Kapital, theils zur Vermehrung des Wohlstandes des Producenten, theils zur Verbesserung des produktiven Grundstücks bestimmt, durch die Bearbeitung des Reiches, welches uns die Natur gegeben, sich Ausdehnung verschaffen. Der ertragsfähige Boden ist in enge Grenzen eingeschlossen; der ganze Erdball erscheint uns schon als ein Käfig, in dem wir gefangen gehalten werden, ohne zu wissen, weshalb; es ist uns eine gewisse Quantität von Vorräthen und Materialien gegeben, durch welche wir unsere enge Wohnung erweitern, verschönern, erwärmen und gesunder machen können. Jede Bildung eines Kapitals gilt für uns so viel, als die Erwerbung eines Stück Landes; der Eigenthümer als Chef der Expedition ist der erste, welcher bei der Fahrt gewinnt. Auf diese Art gehen trotz der ungeheuren Kapitalverluste, welche durch die Unvorsichtigkeit, Feigheit oder Verschwendung der Inhaber geschehen, doch die Dinge in der Gesellschaft zu: die große Mehrzahl der Renten wird zu neuen Unternehmungen verwendet. Frankreich gibt für Kanäle und Eisenbahnen zwei Milliarden aus; das ist, als ob es zu seinem Gebiete ein halbes Departement hinzufügte. Woher kommt diese wunderbare Ausdehnung? Aus der Gesammtersparniß, aus der Rente.

Es dient zu Nichts, einige Beispiele von kolossalen Vermögen anzuführen, deren Einkünfte von den Besitzern unproduktiv konsumirt werden, und die überdies vor der Masse der mittlern Vermögen verschwinden; diese Beispiele, deren Aergerniß die Arbeit empört und die Dürftigkeit murren läßt, deren Bestrafung aber selten zu erwarten ist, bestätigen die Theorie. Der Eigenthümer, welcher, seine

Aufgabe verkennend, nur lebt, um zu verschwenden, ohne sich um die Verwaltung seiner Güter zu bekümmern, wird seine Sorglosigkeit bald bereuen; da er Nichts zurücklegt, borgt er bald, verschuldet sich, verliert sein Eigenthum und sinkt in das Elend hinab. Die beleidigte Vorsehung rächt sich zuletzt auf eine grausame Art. Ich habe Vermögen entstehen und Vermögen vergehen sehen; und ich habe stets bemerkt, daß es eine fast eben so schwierige Mühe ist, das Eigenthum zu erhalten, als es zu erwerben; daß diese Erhaltung Enthaltsamkeit und Sparsamkeit fordert, und daß das Loos des Eigenthümers, der ein guter Verwalter und weiser Oekonom ist, nicht über dem des Arbeiters steht, welcher bei gleicher Einnahme denselben Geist der Vorsicht und der Ordnung hat. Gänzliche Verzehrung der Rente und Bewahrung des Eigenthums sind Dinge, die einander ausschließen; zur Erhaltung des Eigenthums muß der Eigenthümer sparen, Kapitalien sammeln und sich ausdehnen, d. h. der Arbeit fortwährend mehr Spielraum und ein freieres Feld verschaffen, mit anderen Worten, ihr in Kapitalien das zurückgeben, was er von ihr in Produkten empfängt. In den Bestimmungen des Gesetzgebers verdient der Eigenthümer eben so wenig Neid als Mitleid; der Mensch, der sich nützlich zu machen weiß, der begreift, daß die Arbeit einen integrirenden Theil unseres Glücks ausmacht, und daß jede mißbräuchliche und regellose Konsumtion Schmerz und Reue nach sich zieht; der sieht, wie das Eigenthum, von Hand zu Hand gehend, ohne Rücksicht auf den Eigenthümer ein Gesetz erfüllt, indem es diesen sogleich tödtet, wenn er ihm ungetreu wird, dieser Mensch, sage ich, wenn er in sich nur den Konsumenten sieht und nur Gerechtigkeit verlangt, sehnt sich weder nach dem Eigenthum, noch macht ihm dasselbe Kummer.

Es ist der schlechte Gebrauch der Rente, welcher in viel größerm Maaße die römische Gesellschaft verderbt und Italien entvölkert hat, als die Barbaren; dieser Mißbrauch hat im Mittelalter die Vertreibung des Adels aus dem Besitz, wozu später der Kredit das Werkzeug war, vorbereitet. Auch jetzt ist es dasselbe Nichterkennen des Eigenthums, welches täglich so viele Stürze verursacht, und fortwährend das Eigenthum von dem Einen auf den Andern überträgt. So gewinnt die Theorie der Rente vom ersten Augenblick ihrer Ent-

wickelung an eine unbestreitbare mathematische Gewißheit; das Gesetz ist gebieterisch: wehe Dem, der es nicht zu erkennen vermag! Die Rente ist wie die Erbschaft in der Vernunft und im Rechte begründet; es soll hier kein Privilegium vernichtet, sondern eine Funktion zu einer allgemeinen gemacht werden. Die Mißbräuche der Konsumtion, welche man ihr vorwirft und wozu sie nur das Mittel ist, können ihr nicht angerechnet werden; sie entstehen aus dem freien Willen des Menschen und fallen dem Tadel des Moralisten anheim; die sociale Oekonomie hat sich nicht darum zu kümmern. Die hier vorhandene Unordnung fällt dem Menschen zur Last und die Einrichtung ist untadelhaft.

Wir wollen zur zweiten Seite der Frage übergehen.

Wenn die Rente das Honorar für das Eigenthum ist, so ist sie eine am Landbau verübte Erpressung; denn indem sie eine Belohnung ohne Arbeit vertheilt, verletzt sie alle Principien der socialen Oekonomie über die Produktion, die Vertheilung und den Tausch. Der Ursprung der Rente, so wie der des Eigenthums ist gewissermaaßen außerökonomisch (extra-économique); er hat seinen Sitz in psychologischen und moralischen Vorstellungen, welche mit der Produktion des Reichthums nur sehr entfernt zusammenhängen, die sogar die Theorie des Reichthums umstoßen; er ist eine zu Gunsten des Eigenthümers nach einer andern Welt geführte Brücke, auf welche der Kolone ihm nicht folgen darf. Der Eigenthümer ist ein Halbgott; der Kolone immer nur ein Mensch.

In diesem logischen Gegensatze liegt, wie wir später zeigen werden, der wirkliche Mißbrauch, der dem Eigenthum inhärirende Widerspruch. Aber dieser Gegensatz ist, wie wir erfahren haben, das Anzeichen einer nahen Versöhnung; und dies wollen wir beweisen, indem wir eine oder zwei Perioden in die Geschichte voraus greifen, und mittelbar die weitere Bestimmung der Rente darlegen.

Weil durch die von der Gesellschaft dem Eigenthümer geschehene Zusprechung einer fotwährenden Revenue das Interesse des Herrn dem Interesse des Pächters gegenübersteht, so wie der Tauschwerth dem Nutzwerth gegenübersteht, folgt, daß die dem Eigenthümer zu bezahlende Rente sich durch eine Reihe von Schwankungen feststellt, welche sich alle in einer Formel des Gleichgewichts auflösen

müssen. Was ist also aus dem höheren Gesichtspunkte der Institution der Pächter dem Eigenthümer schuldig! Den wie vielsten Theil soll die Rente betragen? Denn es ist schon offenbar, daß die Frage von der Rente immer nur unter einer neuen Form die Frage vom Werthe ist.

Die Theorie Ricardos antwortet auf diese Frage.

Beim Beginn der Gesellschaft, als der Mensch, ein Neuling auf der Erde, nur die unendlichen Wälder vor sich hatte, als die Erde noch wüst war und die Industrie erst begann, konnte von der Rente nicht die Rede sein. Das Land war, noch von der Arbeit nicht umgestaltet, ein Gegenstand der Nützlichkeit; es war kein Tauschwerth. Es war gemeinsam, nicht social. Nach und nach machten die Vermehrung der Familien und der Fortschritt des Ackerbaues den Werth des Bodens bemerkbar. Die Arbeit gab dem Boden seinen Werth; das ist der Ursprung der Rente. Je mehr ein Feld bei gleicher Arbeit Früchte geben konnte, um so mehr war es geschätzt. Auch war das stete Streben der Eigenthümer, sich sämmtliche Produkte des Bodens anzueignen, mit Ausnahme des Lohns für den Pächter, d. h. mit Ausnahme der Produktionskosten.

Also kommt das Eigenthum hinter der Arbeit her, um ihr im Produkte Alles zu nehmen, was über die wirklichen Kosten hinausgeht. Der Eigenthümer erfüllt eine mystische Pflicht und vertritt den Kolonen gegenüber die Gemeinschaft; der Pächter dagegen ist nach den Bestimmungen der Vorsehung nur ein verantwortlicher Arbeiter, welcher der Gesellschaft von Allem, was er über seinen gesetzlichen Lohn empfängt, Rechenschaft ablegen muß; und die Arten der Verpachtungen, der Mengpacht, der Erbpacht u. s. w. sind die schwankenden Formen des Vertrags, welcher jetzt im Namen der Gesellschaft zwischen dem Eigenthümer und Pächter geschlossen wird. Die Rente ist, wie alle Werthe, dem Angebot und der Nachfrage unterworfen; aber die Rente hat, ebenfalls wie alle Werthe, ihr genaues Maaß, welches sich zum Vortheil des Eigenthümers und zum Nachtheil des Arbeiters in der Summe der Produkte, wovon die Produktionskosten abgezogen sind, ausdrückt.

Ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach ist also die Rente ein Werkzeug der vertheilenden Gerechtigkeit, eins der tausend Mit-

tel, welche der ökonomische Genius anwendet, um zur Gleichheit zu gelangen. Es ist ein ungeheures Lagerbuch, welches von den Eigenthümern und Pächtern kontradiktorisch, ohne eine Möglichkeit des Einverständnisses, in einem höhern Interesse geführt wird, und dessen endlicher Abschluß die Gleichmachung des Landbesitzes zwischen den Bodenbenutzern und den Industrietreibenden sein muß. Die Rente ist mit einem Worte jenes so ersehnte Agrargesetz, welches alle Arbeiter, alle Menschen zu gleichen Besitzern der Erde und ihrer Früchte machen soll. Es war nichts Geringeres nothwendig, als dieser Zauber des Eigenthums, um den Kolonen den Ueberfluß an Produkt zu entreißen, den er nur zu gern als den seinigen betrachtete, und für dessen ausschließlichen Urheber er sich hielt. Die Rente, oder besser gesagt, das Eigenthum hat den Ackerbauegoismus gebrochen und eine Sammtverbindlichkeit geschaffen, welche keine Macht, keine Bodentheilung hätte hervorbringen können. Durch das Eigenthum wird die Gleichheit unter allen Menschen definitiv möglich; indem die Rente zwischen den Individuen verfährt, wie der Zoll zwischen den Nationen, verschwinden alle Ursachen, alle Vorwände der Ungleichheit, und die Gesellschaft erwartet nur noch den Hebel, welcher den Anstoß zu dieser Bewegung geben soll. Wie wird nun auf den mythischen Eigenthümer der wahrhaftige Eigenthümer folgen? Wie werden durch die Vernichtung des Eigenthums alle Menschen zu Eigenthümern werden? Das ist von jetzt an die zu lösende Frage, welche aber ohne die Rente unlösbar ist.

Denn der sociale Genius verfährt nicht nach Art der Ideologen und durch unfruchtbare Abstraktionen; er kümmert sich weder um dynastische Interessen, noch um Staatsgründe, noch um Wahlrechte, noch um Vertretungstheorien, noch um menschenfreundliche oder patriotische Gefühle. Er personificirt oder verwirklicht seine Ideen stets; sein System entwickelt sich in einer Reihenfolge von Verkörperungen und Thatsachen und, um die Gesellschaft zu bilden, wendet er sich stets an das Individuum. Nach der großen Epoche des Kredits mußte der Mensch wieder an die Erde gefesselt werden; der Genius der Gesellschaft führt das Eigenthum ein. Ferner handelt es sich um die Anlegung eines Lagerbuchs für den Erdball; statt mit Posaunenschall eine Gesammtoperation zu verkünden, bringt er die

individuellen Interessen in Streit, und aus dem Kriege des Kolonen und des Renteninhabers entsteht für die Gesellschaft der unparteilichste Schiedsspruch. Gegenwärtig bleibt, nachdem die moralische Wirkung des Eigenthums erzielt worden ist, die Vertheilung der Rente vorzunehmen noch übrig. Hütet euch, Urversammlungen zusammen zu berufen, eure Redner und Tribunen herbeizuholen, eure Polizei zu verstärken und durch diesen befehlshaberischen Schein die Welt zu erschrecken. Eine einfache Gegenseitigkeit des Tausches, unterstützt von einigen Bankkombinationen, wird hinreichen . . . Die einfachsten Mittel zu den größten Wirkungen, das ist das oberste Gesetz der Gesellschaft und der Natur.

Das Eigenthum ist das auf seine zweite Potenz erhobene Monopol; es ist, wie das Monopol, eine unmittelbare, nothwendige, allgemeine Thatsache. Aber das Eigenthum besitzt die Gunst der öffentlichen Meinung, während das Monopol mit Verachtung betrachtet wird. Wir können aus diesem neuen Beispiele sehen, daß die Wissenschaft, eben so wie die Gesellschaft, sich durch den Kampf bildet, nur durch die Kontroverse weiter kommt. Auf diese Weise ist die Konkurrenz bald bis zum Himmel erhoben, und bald in den Schmuz getreten worden; auf diese Weise wurde die Steuer von den Oekonomen für nothwendig anerkannt, und dennoch mißfiel ihnen die Steuer; auf diese Weise ist der Borg auf Zins bald verdammt, bald gelobt worden; auf diese Weise haben das Gleichgewicht des Handels, die Maschinen, die Theilung der Arbeit bald die öffentliche Billigung, bald die öffentliche Verwünschung gefunden. Das Eigenthum ist geheiligt, das Monopol ist gebrandmarkt; wenn werden wir das Ende unserer Vorurtheile und unserer Inkonsequenzen erblicken?

§. 3.

Wie das Eigenthum ausartet.

Die Gesellschaft hat durch das Eigenthum einen nützlichen, löblichen und außerdem vom Geschick bestimmten Gedanken verwirklicht; ich werde beweisen, daß sie, indem sie einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit gehorchte, sich einer unmöglichen Hypothese hingegeben hat. Ich glaube keinen der Gründe vergessen oder geschwächt zu

haben, welche die Bildung des Eigenthums herbeigeführt haben; ich wage sogar zu sagen, daß ich diese Gründe mit einer Klarheit und in einem Zusammenhange nachgewiesen habe, die bis jetzt unbekannt waren. Möge übrigens der Leser Das, was ich wohl übersehen habe, ergänzen; ich nehme zum Voraus alle seine Gründe an und will ihm durchaus nicht widersprechen. Aber später soll er mir, die Hand aufs Herz, sagen, was er auf die Gegenprobe zu erwidern findet, welche ich machen will.

Ohne Zweifel hat die Gesammtvernunft, dem Befehle des Geschicks gehorchend, welches ihr vorschrieb durch eine Reihe von Institutionen das Monopol zu konsolidiren, ihre Pflicht gethan; ihr Verhalten ist untadelhaft und ich klage sie nicht an. Es ist der Triumph der Menschheit, daß sie zu erkennen weiß, was in ihr Geschicksbestimmung ist, so wie die höchste Aeußerung ihrer Kraft darin besteht, sich dieser zu unterwerfen. Wenn also die Gesammtvernunft durch die Einführung des Eigenthums nur ihrer Ordre gehorcht hat, so verdient sie keinen Tadel, ihre Verantwortlichkeit ist gehoben.

Wer giebt uns aber Sicherheit, daß dieses Eigenthum, welches die Gesellschaft, genöthigt und gezwungen, wenn man so zu sagen wagen darf, zur Welt gebracht hat, fortdauern wird? Die Gesellschaft hat es von oben empfangen und hat weder Etwas dazuthun, noch davonnehmen, oder daran ändern können. Sie übertrug es dem Menschen, und ließ dem Eigenthum seine Vorzüge und seine Mängel; sie traf keine Vorsichtsmaaßregel, weder gegen die Grundfehler desselben, noch gegen die höheren Mächte, die es vernichten könnten. Wenn das Eigenthum an sich den Keim zum Verderben in sich trägt, so weiß die Gesellschaft Nichts davon und kann Nichts dafür. Wenn dieses Eigenthum den Angriffen eines mächtigeren Principes ausgesetzt ist, so kann die Gesellschaft eben so wenig dafür. Wie sollte die Gesellschaft in der That dem Hauptfehler des Eigenthums abhelfen können, da das Eigenthum die Tochter des Geschicks ist? Und wie sollte sie dasselbe gegen eine höhere Idee schützen, da sie nur durch das Eigenthum besteht, und Nichts weiter, als das Eigenthum versteht?

Folgendes ist also die Eigenthumstheorie.

Das Eigenthum ist durch eine von der Vorsehung bestimmte

Nothwendigkeit entstanden; die Gesammtvernunft hat es von Gott erhalten und hat es dem Menschen gegeben. Wenn nun das Eigenthum seiner Natur nach fähig ist, zu verderben, oder von einer höheren Macht angegriffen werden kann, so hat die Gesellschaft hierfür keine Verantwortung; und wenn sich irgend Jemand mit dieser Macht gerüstet zeigt, um das Eigenthum zu bekämpfen, so ist ihm die Gesellschaft Unterwerfung und Gehorsam schuldig.

Es handelt sich also darum, zuerst zu wissen, ob das Eigenthum an sich eine Sache ist, die verderben kann und die der Vernichtung fähig ist; ferner ob in dem ökonomischen Zeughause irgendwo ein Werkzeug ist, welches das Eigenthum besiegen könnte.

Ich werde die erste Frage in diesem Paragraphen behandeln; wir werden dann ferner nachforschen, welches der Feind ist, der das Eigenthum zu verschlingen droht.

Das Eigenthum ist das Recht zu gebrauchen und zu mißbrauchen, mit einem Wort der **Despotismus**; man braucht deshalb nicht anzunehmen, daß der Despot fortwährend den Willen hätte, die Sache zu vernichten; dies ist nicht unter dem Rechte des Gebrauchs und des Mißbrauchs zu verstehen. Die Vernichtung um der Vernichtung willen von Seiten des Eigenthümers ist nicht vorauszusetzen; man nimmt immer an, daß er, welchen Gebrauch er auch von seinem Gute mache, einen Grund des Gefallens oder des Nutzens habe. Mit dem Worte Mißbrauch hat der Gesetzgeber sagen wollen, daß der Eigenthümer das Recht hat, sich in dem Gebrauch seiner Güter zu irren, ohne wegen dieses schlechten Gebrauchs jemals in Anspruch genommen, oder wegen seines Irrthums zur Verantwortung gezogen zu werden. Der Eigenthümer handelt immer in seinem größten Interesse, nimmt man an; und um ihm zur Verfolgung dieses Interesses mehr Freiheit zu gewähren, hat ihm die Gesellschaft das Recht verliehen, sein Monopol zu gebrauchen und zu mißbrauchen. Bis hierher ist die Herrschaft des Eigenthums untadelhaft.

Wir erinnern jedoch daran, daß diese Herrschaft nicht allein der Achtung vor dem Individuum zugestanden worden ist; es finden sich in der Auseinandersetzung der Gründe dieser Concession ganz sociale Betrachtungen; der Vertrag zwischen der Gesellschaft und den Men-

schen ist ein gegenseitiger. Dies ist so wahr und selbst von den Eigenthümern so anerkannt, daß sie, wenn man ihr Privilegium angreift, allemal dasselbe im Namen und nur im Namen der Gesellsellschaft vertheidigen.

Thut der Eigenthumsdespotismus nun der Gesellschaft Genüge? Denn wenn dem nicht so wäre, würde, da die Gegenseitigkeit eine illusorische wäre, der Vertrag null und nichtig sein, und früher oder später würde entweder das Eigenthum, oder die Gesellschaft untergehen. Ich wiederhole also meine Frage. Erfüllt der Eigenthumsdespotismus seine Pflicht gegen die Gesellschaft? Ist der Eigenthumsdespotismus ein guter Familienvater? Ist er seinem Wesen nach gerecht, social, human? Dies ist also die Frage.

Ich antworte darauf, und fürchte nicht, daß man mich widerlegt:

Wenn es aus dem Gesichtspunkte der persönlichen Freiheit unzweifelhaft ist, daß die Koncession für das Eigenthum nothwendig gewesen, so ist aus dem rechtlichen Gesichtspunkte die Koncession durchaus nichtig, weil sie für den, dem sie bewilligt worden, gewisse Verpflichtungen in sich schließt, welche zu erfüllen, oder nicht zu erfüllen, ihm überlassen bleibt. Kraft des Grundsatzes, daß jede auf die Erfüllung einer nicht obligatorischen Bedingung gegründete Uebereinkunft, nicht bindet, ist der stillschweigende Eigenthumsvertrag zwischen dem Privilegirten und dem Staate offenbar illusorisch; er hebt sich durch die Nichtgegenseitigkeit und die Uebervortheilung der einen Partei auf. Und da beim Eigenthum die Erfüllung der Verpflichtung nicht gefordert werden kann, ohne daß dadurch die Koncession selbst zurückgenommen wird, so folgt daraus, daß ein Widerspruch in der Definition und eine Zusammenhangslosigkeit im Vertrage besteht. Wenn dennoch die Kontrahenten darauf beharren, ihren Vertrag aufrecht zu erhalten, so giebt sich die Macht der Dinge die Mühe, ihnen zu beweisen, daß sie ein unnützes Werk treiben; so sehr sie sich auch bemühen, die Unvermeidlichkeit des Antagonismus führt die Disharmonien zwischen ihnen wieder herbei.

Alle Oekonomen leiten die Mängel des Ackerbaues von der Zerstückelung des Bodens her; hierin mit den Socialisten einverstanden, würden sie mit Freuden eine Gesammtbewirthschaftung sehen,

die in großem Maaßstabe operirte, die wirksamsten Verfahrungsarten der Kunst anwendete, ungeheure Ersparnisse an Material machte und das Produkt verdoppelte oder vielleicht vervielfachte. Der Eigenthümer aber sagt veto, ich will nicht. Und da er in seinem Rechte ist, da Niemand auf der Welt das Mittel kennt, dieses Recht anders, als durch die Vertreibung aus dem Besitz zu ändern, und da die Vertreibung aus dem Besitz Nichts ist, weichen der Gesetzgeber, der Oekonom, der Proletarier mit Schrecken vor dem Unbekannten zurück und begnügen sich, die verheißenen Ernten aus der Ferne zu grüßen. Der Eigenthümer ist seinem Charakter nach neidisch auf das öffentliche Wohl; er könnte sich von diesem Fehler nur dadurch befreien, daß er das Eigenthum verlöre.

Das Eigenthum ist also ein Hinderniß für die Arbeit und den Reichthum, ein Hinderniß für die sociale Oekonomie; dies setzt nur noch die Oekonomen und die Rechtsgelehrten in Schrecken. Ich suche nach einem Mittel, wie ich es ihnen auf einmal beibringen könnte, ohne Phrasen. . . .

Ist es nicht wahr, daß wir arm sind, indem jeder nur sechs und funfzig und eine halbe Centime täglich ausgeben kann? — Ja, antwortet Herr Chevalier.

Ist es nicht wahr, daß ein besseres Ackerbausystem neun Zehntel von den Materialkosten ersparen und das Produkt vervierfachen würde? — Ja, antwortet Herr Arthur Young.

Ist es nicht wahr, daß es in Frankreich sechs Millionen Landbesitzer, elf Millionen Steuerquoten und hundert drei und zwanzig Millionen Stücken Landes giebt? Ja, antwortet Herr Dunoyer. Also sind die sechs Millionen Eigenthümer, die elf Millionen Steuerquoten, die hundert drei und zwanzig Millionen Stücken Landes gerade zuviel. Ohne sie würde im Ackerbau Ordnung herrschen, und wir würden täglich auf den Kopf statt 56 und einer halben Centime 2 Franken 25 Centimen erhalten, was uns Alle reich machte.

Und wozu diese hundert und vierzig Millionen einzelner Entgegensetzungen gegen den öffentlichen Reichthum? Weil eine Harmonie der Arbeit den Reiz des Eigenthums vernichten würde, weil außer dem Eigenthum unser Auge Nichts gesehen, unser Ohr Nichts

gehört, unser Herz Nichts gefühlt hat, kurz, weil wir Eigenthümer sind.

Wir wollen annehmen, daß der Eigenthümer der Einladung der Wissenschaft folge, und durch eine ritterliche Freigebigkeit der Arbeit erlaube, ihre Produkte zu verbessern und zu vervielfältigen. Daraus würde für die Tagelöhner und Landleute ein ungemeiner Vortheil entstehen, indem ihre auf die Hälfte reducirte Mühe durch den niedrigen Preis der Nahrungsmittel doppelt bezahlt würde. Aber der Eigenthümer sagt: Ich wäre wohl ein rechter Thor, wenn ich einen so reinen Gewinn aufgeben wollte! Statt hundert Arbeitstagen werde ich nur funfzig bezahlen; der Proletarier soll Nichts gewinnen, aber ich. — Dann aber, wendet ihr ein, ist der Proletarier noch unglücklicher, als vorher, weil er noch einmal so viel feiern muß. — Das kümmert mich Nichts, versetzt der Eigenthümer. Ich **gebrauche** mein Recht. Mögen Andere sich Güter kaufen, wenn sie können, oder anderwärts Vermögen suchen, und wenn es Tausende und Millionen sind!

Jeder Eigenthümer nährt im Grunde seines Herzens diesen menschenmörderischen Gedanken. Und da durch die Konkurrenz, das Monopol und den Kredit diese Invasion sich fortwährend weiter erstreckt, sehen sich die Arbeiter fortwährend vom Boden verdrängt; das Eigenthum ist die Entvölkerung der Erde.

So verwandelt die Rente des Eigenthümers, mit den Fortschritten der Industrie in Verbindung gesetzt, den Graben, welchen das Monopol unter den Füßen des Arbeiters gegraben, in einen Abgrund; das Uebel wächst durch das Privilegium. Die Rente des Eigenthümers ist nicht mehr das Erbtheil der Armen, ich meine jenen Theil des Ackerbauprodukts, welcher übrig bleibt, nachdem die Produktionskosten berichtigt sind, und der stets der Arbeit als ein neuer Stoff zur Ausbeutung dienen müßte nach jener schönen Theorie, welche uns das aufgehäufte Kapital als ein Land zeigt, welches fortwährend zur Produktion herangezogen wird, und das, je mehr man es bearbeitet, desto mehr Ertrag liefert. Die Rente ist für den Eigenthümer das Pfand seiner Ausschweifung, das Werkzeug seiner einsamen Genüsse geworden. Und man bemerke wohl, daß der Eigenthümer, welcher verschwendet, vor der Moral und der Mild-

thätigkeit schuldig, vor dem Gesetz ohne Tadel und in der Staatsökonomie unangreifbar bleibt. Sein Einkommen verzehren! Was gibt es Schöneres, Anständigeres, Erlaubteres? In der Meinung des Volkes und der Vornehmen ist die unproduktive Konsumtion die Haupttugend des Eigenthümers. Alle Nöthe der Gesellschaft entstehen aus diesem unvertilgbaren Egoismus.

Um die Benutzung des Bodens zu erleichtern und die verschiedenen Oertlichkeiten in Verbindung zu setzen, ist eine Straße, ein Kanal nothwendig. Schon ist die Richtung abgesteckt, man opfert auf dieser Seite eine Furche, auf der anderen Seite einen Zipfel Land, einige Acker schlechten Bodens, und der Weg kann gebaut werden. Der Eigenthümer aber ruft mit lauter Stimme: Ich will nicht! und vor diesem furchtbaren veto wagte sonst der Prätor nicht weiter zu gehen. Doch hat der Staat zuletzt gewagt, zu erwidern: Ich will! Aber welche Bedenken, welche Schrecken, welche Unruhe, bevor dieser heroische Entschluß gefaßt wurde! Welche schiedsrichterlichen Entscheidungen! welche Processe! Das Volk hat diesen Gewaltstreich, dessen Erfinder noch leichtsinniger waren, als die Eigenthümer, theuer bezahlt. Denn es bildete sich hier eine Präcedenz, deren Folgen unberechenbar erschienen! . . . . Man versprach sich, daß nach diesem Uebergang über den Rubicon die Brücken abgebrochen werden würden und man dabei stehen bleiben würde. Dem Eigenthum Gewalt anthun, welches Zeichen! Der Schatten des Spartacus wäre minder schrecklich erschienen.

In der Tiefe eines von Natur wenig fruchtbaren Bodens entdeckt der Zufall und die aus dem Zufall geborene Wissenschaft einen Schatz an Brennmaterial. Es ist dies ein freiwilliges Geschenk der Natur, welches unter dem Boden der gemeinsamen Wohnung niedergelegt ist und von dem ein Jeder das Recht hat, seinen Antheil zu fordern. Da kommt aber der Eigenthümer, der Eigenthümer, dem die Bodenbewilligung nur in Rücksicht auf den Ackerbau gegeben worden. Hier habt ihr Nichts zu suchen, sagt er, verletzt mir mein Eigenthum nicht! Bei dieser unerwarteten Aufforderung entsteht großer Streit unter den Gelehrten. Die einen sagen, daß die Gruben nicht dasselbe seien, als der zu bebauende Boden, und dem Staate gehören müssen; die andern behaupten, daß der Eigenthümer

den Besitz darüber und darunter habe, cujus est solum, ejus est usque ad inferos. Denn wenn der Eigenthümer, ein neuer Kerberus, zur Wache des finsteren Reichs, das Betreten seines Landes verbieten kann, so ist das Recht des Staates nur eine Fiktion. Man würde zur Expropriation kommen müssen; wozu würde das führen? Der Staat gibt nach: „Wir wollen kühn behaupten, sagt er durch den Mund des Herrn Dunoyer, und unterstützt von Herrn Troplong, es ist nicht gerecht und vernünftig, zu sagen, das die Gruben das Eigenthum der Nation sind, eben so wenig wie es früher recht und vernünftig gewesen wäre, zu behaupten, daß sie dem Könige gehörten. Die Minen bilden wesentlich einen Theil des Bodens. Das allgemeine Gesetz hat mit durchaus gesundem Verstande gesagt, daß der Besitz über der Erde den Besitz unter der Erde einschließt. Wo wollte man in der That die Trennung beginnen oder aufhören lassen?"

Herr Dunoyer ist um einer Kleinigkeit willen in Angst. Wer verbietet denn, die Mine von der Oberfläche zu trennen, so wie man bisweilen bei einer Erbschaft das Erdgeschoß vom ersten Stocke trennt? Dies verstehen die Eigenthümer von Land, unter welchem Steinkohlen stehen, im Departement der Loire recht wohl, wo das Eigenthum der Bodentiefe fast überall vom Eigenthum der Oberfläche getrennt ist, und sich in eine Art cirkulirenden Werthes, wie die Aktien einer anonymen Gesellschaft, verwandelt hat. Wer verbietet ferner, die Mine als ein neues Land zu betrachten, zu welchem man einen Weg zur Ausbeutung bedarf? . . . Aber wie! Napoleon, der Erfinder des Juste-Milieu, der Fürst, der Doktrinäre, wollte es anders; der Staatsrath, Herr Troplong und Herr Dunoyer klatschen Beifall; weiter braucht man Nichts zu sagen. Es fand ein Vertrag, ich weiß nicht mit welchen unbedeutenden Vorbehalten, statt; die Eigenthümer wurden durch die kaiserliche Freigebigkeit schadlos gehalten; wie haben sie diese Gunst erkannt?

Ich habe mehr als einmal schon die Gelegenheit gehabt, von der Verbindung der Grubenbesitzer im Departement der Loire zu sprechen. Ich komme zum letzten Mal darauf zurück. In diesem Departement, welches das reichste im Königreich an Steinkohlenlagern ist, wurde die Ausbeutung Anfangs auf die kostspieligste und unsin-

nigste Weise betrieben. Das Interesse der Minen, das der Konsumenten und der Eigenthümer verlangte, daß die Ausförderung gemeinschaftlich geschehe: Wir wollen nicht, wiederholten die Eigenthümer während einer Reihe von, ich weiß nicht, wie viel Jahren. Und sie haben sich eine furchtbare Konkurrenz geschaffen, wofür die Plünderung der Minen die ersten Kosten bezahlen mußte. Waren sie in ihrem Recht? So sehr, daß man sehen wird, wie der Staat es unrecht findet, daß sie es aufgaben.

Endlich gelangten die Besitzer, wenigstens die Mehrzahl, zu einem Einverständniß, sie associirten sich. Ohne Zweifel gehorchten sie der Vernunft, Gründen der Erhaltung, der guten Ordnung, des allgemeinen, wie Privatinteresses. Von jetzt an haben die Konsumenten ein wohlfeiles Brennmaterial, die Grubenleute eine regelmäßige Arbeit und einen gesicherten Lohn. Welcher Beifallsdonner im Publikum! welche Lobeserhebungen in den Akademien! welche Auszeichnungen für diese schöne Aufopferung! Man fragt nicht, ob diese Vereinigung dem Text und Geiste des Gesetzes entspricht, welches die Vereinigung der Koncessionen verbietet; man sieht nur den Vortheil der Vereinigung und versteht wohl zu beweisen, daß der Gesetzgeber nichts Anderes gewollt und nichts Anderes hat wollen können, als das Wohl des Volkes: Salus populi suprema lex esto.

Täuschung! Erstens folgen die Besitzer bei ihrer Vereinigung nicht der Vernunft; sie unterwerfen sich nur der Gewalt. In dem Maaße, als die Konkurrenz sie herunterbringt, stellen sie sich auf die Seite des Siegers und beschleunigen durch ihre wachsende Masse den Verfall der Widerstrebenden. Dann bildet die Association ein Kollektivmonopol; für den Konsumenten steigt der Preis der Waare; und für den Arbeiter wird der Lohn gekürzt. Da beklagt sich das Publikum; der Gesetzgeber denkt daran einzuschreiten; der Himmel droht mit einem Blitzschlage; das Hofgericht beruft sich auf den Artikel 419 des Strafgesetzbuches, welches die Verbindungen verbietet, aber jedem Monopolinhaber sich zu associiren erlaubt, und kein Maaß für den Preis der Waaren vorschreibt; die Regierung verweist auf das Gesetz von 1810, welches, indem es durch die Theilung der Koncessionen die Ausbeutung begünstigen wollte, der Vereinigung

doch viel günstiger als nachtheilig ist; und die Advokaten beweisen in Schriften und Deduktionen, diese, daß die Verbindung in ihrem Rechte ist, jene, daß die Verbindung nicht in ihrem Rechte ist. Indessen sagt der Konsument zu sich selbst: Ist es gerecht, daß ich die Kosten der Agiotage und der Konkurrenz bezahle? Ist es gerecht, daß mir Das, was dem Eigenthümer zu meinem größten Interesse umsonst gegeben ist, so theuer zu stehen kommt? Man errichte einen Tarif! Den wollen wir nicht, antworten die Besitzer. Und ich wette, daß der Staat ihren Widerstand nur durch einen Gewaltstreich, was keine Lösung ist, oder durch eine Entschädigung, was eine allgemeine Preisgebung ist, zu überwinden vermag.

Das Eigenthum ist insocial, nicht allein im Besitz, sondern auch in der Produktion. Unbedingte Herrin der Arbeitskräfte, liefert es nur unvollkommene, betrügerische, abscheuliche Produkte. Der Konsument wird für sein Geld nicht mehr bedient, er wird bestohlen. — Konntest du, sagt man zum Landeigenthümer, nicht einige Tage warten, ehe du diese Früchte pflücktest, konntest du dieses Getreide nicht rein machen, dieses Heu nicht trocknen, brauchtest du Wasser unter diese Milch zu schütten, konntest du deine Fässer nicht rein machen, konntest du nicht mehr für deine Ernten sorgen, brauchtest du so viel zu unternehmen, statt deine Sachen besser zu machen? Wenn du zu viel zu thun hast, so gib etwas von deinem Erbe her. — Welcher Thor, erwidert der Eigenthümer mit pfiffiger Miene. Zwanzig schlecht bearbeitete Aecker geben immer mehr, als zehn, welche eben so viel Zeit erforderten und die Kosten verdoppelten. Nach deinem System würde die Erde noch einmal so viel Menschen ernähren; aber was geht es mich an, ob es mehr Menschen gibt? Hier handelt es sich um mein Einkommen. Was die Beschaffenheit meiner Produkte betrifft, so sind sie für Die, welche sie verzehren, gut genug. Du hältst dich für klug, mein lieber Rathgeber, und bist nur ein Kind. Wozu hälfe es mir, Eigenthümer zu sein, wenn man nur Das zu Markte bringen soll, was verkauft zu werden verdient, und noch dazu zu richtigem Preise? . . . . Ich will nicht.

Nun! sagt man, so möge die Polizei ihre Pflicht thun! . . . Die Polizei! Ihr vergeßt, daß ihre Thätigkeit gerade dann beginnt, wenn das Uebel geschehen. Die Polizei, statt die Produktion zu

überwachen, führt die Aufsicht über das Produkt; nachdem sie dem Eigenthümer erlaubt hat, gewissenlos beim Anbau, bei der Ernte und Fabrikation zu verfahren, macht sie sich auf einmal auf, um unreife Früchte zu vernichten, Töpfe mit vermischter Milch und Fässer mit verfälschtem Bier und Wein auslaufen zu lassen und verbotene Fleischwaaren in die Grube zu werfen; Alles dies unter dem Beifall der Oekonomen und des Publikums, welche verlangen, daß man das Eigenthum achte, aber nicht dulden, daß der Tausch frei sei. O Barbaren! es ist die Noth des Konsumenten, welche diese Verfälschungen hervorruft. Weshalb hindert ihr, wenn ihr den Eigenthümer nicht hindern könnt, schlecht zu handeln, den Armen, schlecht zu leben? Ist es nicht besser, die Kolik zu haben, als verhungert zu sterben?

Sagt diesem Industriellen, daß es eine Feigheit, eine Immoralität ist, auf das Elend des Armen, auf die Unerfahrenheit der Knaben und Mädchen zu spekuliren; er wird euch nicht einmal verstehen. Beweist ihm, daß er durch eine leichtsinnige Ueberproduktion, durch übelberechnete Unternehmungen nebst seinem Vermögen die Existenz seiner Arbeiter aufs Spiel setzt; daß, wenn ihn sein Interesse nicht rührt, dasjenige so vieler von ihm abhängenden Familien Berücksichtigung verdient; und daß er durch seine willkürlichen Gunstbezeugungen Entmuthigung, Knechtssinn und Haß um sich her schafft. Der Eigenthümer wird aufgebracht: Bin ich nicht der Herr, sagt er, die Legende parodirend? Und weil ich gegen Einige gut bin, verlangt Ihr, daß ich aus meiner Güte ein Recht für Alle mache? Brauche ich dem Rechenschaft zu geben, der mir gehorchen muß? Dies ist mein Haus; das, was ich zur Leitung meiner Geschäfte zu thun habe, habe ich allein zu entscheiden. Sind meine Arbeiter meine Sklaven? Wenn meine Bedingungen ihnen mißfallen und sie bessere finden, so mögen sie gehen! Ich werde der Erste sein, der ihnen dazu Glück wünscht. Sehr ausgezeichnete Menschenfreunde, wer hindert euch denn, Werkstätten zu eröffnen? Auf, gebt das Beispiel; statt dieses herrlichen Lebens, welches ihr führt, indem ihr die Tugend predigt, errichtet eine Fabrik, macht euch ans Werk. Man erblicke endlich durch euch die Associationen auf der Erde! Was mich betrifft, so weise ich eine solche Knechtschaft mit allen Kräften zurück. Associirte! lieber den Bankerott, lieber den Tod!

So trennt das Eigenthum den Menschen hundertmal mehr vom Menschen, als es das Monopol that. Der Gesetzgeber hatte in einer ausnehmend socialen Absicht dem Besitze die stärksten Garantien geben zu müssen geglaubt; und es findet sich, daß er dem Arbeiter sogar die Hoffnung genommen, indem er dem Monopolinhaber für immer die tägliche Frucht seines Raubes sicherte. Welcher große Eigenthümer mißbraucht seine Gewalt nicht, um den kleinen zu bezwingen? Welcher in Ansehen stehende Gelehrte zieht keinen Gewinn aus seinem Einfluß und seinem Schutz? Welcher Philosoph, der beim Ministerium gut angeschrieben steht, fände kein Mittel unter dem Vorwande einer Uebersetzung, einer Durchsicht oder eines Kommentars, eine Steuer von der Philosophie zu erheben; welcher Schulaufseher handelt nicht mit ABC-Büchern? Ist die Staatsökonomie rein von allem Aktienhandel, und die Religion rein von aller Simonie? Ich hatte die Ehre, Vorsteher einer Druckerei zu sein und verkaufte das Dutzend Katechismen, fünf Blätter in Duodez, für dreißig Sous. Seitdem hat sich der Bischof des Ortes das Monopol der Religionsbücher beigelegt, und der Preis des Katechismus ist von funfzehn Centimen auf vierzig gestiegen; der gnädige Herr macht an diesem einzigen Artikel jährlich einen reinen Gewinn von funfzig tausend Franken. Jene Frage wurde von der Akademie nur zur Beantwortung aufgestellt, um dem Herrn so und so Gelegenheit zu einem Triumph zu geben; jene Komposition hat den Preis gewonnen, nur weil sie vom Herrn so und so herrührte, der die guten Grundsätze hat, d. h. die Kunst der Kriecherei bei den Herren so und so ausübt. Die betitelte Wissenschaft versperrt der bürgerlichen Wissenschaft den Weg; die Eiche zwingt das Rohr, sich vor ihr zu neigen; die Religion und die Moral werden vom Privilegium ausgebeutet, wie Gips- und Steinkohlengruben; das Privilegium vergreift sich sogar am Preise der Tugend; und die im Theater Mazarin zur Ermuthigung der Tugend und für den Fortschritt der Wissenschaft bestimmten Kronen sind nur noch das Zeichen der akademischen Feudalität.

Und alle diese Mißbräuche der Gewalt, diese Erpressungen, diese Nichtswürdigkeiten entstehen nicht aus dem ungesetzlichen Mißbrauch, sondern aus dem gesetzlichen, sehr gesetzlichen Gebrauch des Eigen-

thums. Ohne Zweifel hat der Beamte, dessen Aufsicht für den freien Absatz einer Waare oder zum Empfang einer Lieferung beansprucht wird, nicht das Recht, mit dieser Aufsicht Handel zu treiben. Auch benehmen sie sich nicht auf diese Weise. Ein solcher Akt würde gegen die Tugend der Agenten der Macht streiten, der Rache des Strafgesetzbuches anheimfallen, und ich würde mich nicht damit beschäftigen. Aber man wird eingestehen, daß Der, welcher approbirt, Nichts besser approbiren kann, als was er zu machen versteht, weil seine Approbation nothwendig im Verhältniß zu seiner Geschicklichkeit steht. Weil nun den Inspektoren und Kontroleuren der Gewalt nicht verboten ist, das selbst zu machen, was sie bei Andern zu approbiren haben, und sich um so mehr bei dem zu betheiligen und sich dafür zu interessiren, was ihrer Approbation unterworfen ist, und weil bei allen Arten von Diensten der Lohn und Gewinn gesetzlich sind, so folgt, daß die z. B. der Universität und den Bischöfen verliehene Aufgabe gewisse Werke zu approbiren oder zu verwerfen, ein Monopol zum Nutzen der Bischöfe und der Universitätslehrer bildet. Und wenn das Gesetz, sich selbst widersprechend, dies Monopol zu verhindern behauptet, so führt die weit stärkere Gewalt der Umstände es fortwährend zurück, und statt einer Regierung haben wir nur Käuflichkeit und Fiktionen. . . .

Ein armer Handwerker hat eine Frau in Kindesnöthen, die Hebamme läßt in ihrer Verzweiflung einen Arzt als Beistand rufen. — Es kostet zwei hundert Franken, sagt der Doktor, oder ich rühre mich nicht. — Mein Gott, versetzt der Arbeiter, mein ganzer Haushalt ist keine zwei hundert Franken werth; so muß also meine Frau sterben, oder wir müssen Alle nackt gehen, ihr Kind, sie und ich!

Dieser Geburtshelfer, möge ihn Gott erfreuen, war indessen ein ehrenwerther Mann, wohlwollend, schwermüthig und sanft, Mitglied mehrerer gelehrten und mildthätigen Gesellschaften; es steht auf seinem Kamin eine Büste des Hippokrates, wie er die Geschenke des Artaxerxes zurückweist. Er konnte kein Kind beleidigen und hätte sein Leben für seine Katze gelassen. Seine Weigerung geschah nicht aus Härte; es war Taktik. Für einen Arzt, der das Ding versteht, dauert die Aufopferung nur eine Saison; wenn die Praxis einmal

gegründet, der Ruf einmal geschaffen ist, hebt man sich für die bezahlenden Reichen auf, und mit Ausnahme der Gelegenheiten, wo man glänzen kann, läßt man die Zahlungsunfähigen bei Seite liegen. Wie würde es Einem ergehen, wenn man so die Kranken in den Tag hinein heilen müßte. Das Talent, der Ruf sind kostbare Eigenschaften, die man ausbeuten, aber nicht verschleudern darf.

Der Zug, den ich eben anführte, ist noch einer von den mildesten; welche Schrecken würde man erblicken, wenn ich diesen Stoff bis auf den Grund enthüllen wollte! Man möge mir nicht sagen, daß dies Ausnahmen sind; ich nehme alle Welt aus. Ich kritisire das Eigenthum und nicht die Menschen. Das Eigenthum ist bei Vinzenz de Paula, wie bei Harpagon stets grausam; und bis die ärztliche Praxis organisirt ist, ist es mit dem Arzte wie mit dem Gelehrten, wie mit dem Advokaten, wie mit dem Künstler; er ist ein durch seinen eigenen Titel, durch den Titel des Eigenthümers, herabgewürdigtes Wesen.

Dies begriff jener Richter nicht, der, ein zu braver Mann für seine Zeit, der Entrüstung seines Gewissens nachgab, und sich einfallen ließ, eines Tages einen öffentlichen Tadel über die Korporation der Advokaten auszusprechen. Es war seiner Meinung nach unmoralisch und scandalös, mit welcher Leichtigkeit diese Herren alle Arten von Prozessen annahmen. Wenn dieser Tadel von oben her ausgesprochen, von der Presse unterstützt und ausgesponnen worden wäre, war es vielleicht um das Gewerbe der Advokaten geschehen. Aber die ehrenwerthe Gesellschaft konnte durch einen Tadel nicht untergehen, eben so wenig wie das Eigenthum durch eine Schmähung sterben kann, eben so wenig wie die Presse von ihrem eignen Gifte bersten kann. Ist überdies die Magistratur nicht verantwortlich für die Korporation der Advokaten? Ist sie nicht, wie diese, für und durch das Eigenthum errichtet? Was sollte aus Perrin-Dandin werden, wenn er kein Urtheil mehr fällen dürfte? Und worüber sollte man ohne das Eigenthum streiten? Der Stand der Advokaten erhob sich also; der Journalismus, die Rabulisterei der Feder kam der Rabulisterei der Worte zu Hilfe. Der Aufruhr tobte und wurde immer größer, bis dieser unvorsichtige Richter, das unfreiwillige Werkzeug des öffentlichen Gewissens, der Lüge eine Ehrenerklärung

gegeben und die Wahrheit widerrufen, welche sich durch ihn unwillkürlich Luft gemacht hatte.

Eines Tages kündigt ein Minister an, daß er das Notariat reformiren will. — Wir wollen uns nicht reformiren lassen, rufen die Tabellionen. Wir sind nicht die Männer der Chikane, redet mit den Advokaten. Der Notar ist vorzugsweise der ehrliche und vorwurfsfreie Mann. Dem Wucher fremd, Hüter der niedergelegten Gelder, ein getreuer Dolmetscher des Willens der Sterbenden, ein unparteiischer Zeuge bei allen Verträgen, richtet er sein Streben auf die Heilighaltung des Eigenthums, und in ihm wollte man das Eigenthum verletzen! Nein, nein .... — Und das Ministerium hatte davon in der Person seines Ministers die Beschämung.

Ich möchte, sagt furchtsam ein Anderer, die Gläubiger bezahlen, denen ich fünf Procent Zinsen gebe, und sie durch andere ersetzen, denen ich nur vier bezahle. — Wo denken Sie hin, heulen mit Schreck die Rentiers? Die Zinsen, wovon sie sprechen, sind **Renten**; sie sind als **Renten** festgestellt worden; und wenn Sie vorschlagen, sie zu reduciren, so schlagen sie damit eine Expropriation ohne Entschädigung vor. Expropriiren Sie, wenn es Ihnen gefällt, dazu ist aber ein Gesetz und vorhergehende Entschädigung nöthig. Wie! während es notorisch ist, daß das Geld fortwährend an seinem Werthe verliert, während zehntausend Franken Rente heute nicht mehr gelten als achttausend zur Zeit der Eintragung; während der Rentier, dessen Eigenthum sich täglich verringert, nach einer unabweisbaren Konsequenz eine Vermehrung seines Einkommens fordern könnte, damit er seine Rente erhalte, weil diese Rente kein Metallkapital, sondern ein unbewegliches Kapital darstellt, spricht man noch von einer Rentenumwandlung! Die Umwandlung ist der Bankerot! Und die Regierung, auf der einen Seite überzeugt, daß sie, wie jeder Schuldner, das Recht hätte, sich durch Rückzahlung frei zu machen, auf der anderen Seite aber ungewiß über das Wesen ihrer Schuld und durch das Geschrei der Besitzer eingeschüchtert, wußte nicht, wozu sie sich entschließen sollte.

So wird das Eigenthum in dem Maße insocialer, als es sich auf eine größere Zahl von Köpfen vertheilt. Das, was das Eigenthum sanfter und menschlicher machen zu sollen scheint, das Gesammt-

privilegium, zeigt gerade das Eigenthum in seiner Häßlichkeit: das getheilte Eigenthum, das unpersönliche Eigenthum, ist das schlechteste Eigenthum. Wer bemerkt heutzutage nicht, wie Frankreich sich mit großen Kompagnien bedeckt, die furchtbarer und beutegieriger sind, als die berüchtigten Banden, von denen der tapfere Duguesclin Frankreich befreite! ....

Hüten wir uns, die Gemeinschaftlichkeit des Eigenthums für Association zu nehmen. Der Besitzer als Individuum kann sich noch dem Mitleid, der Gerechtigkeit und der Scham zugänglich zeigen; der Eigenthümer als Korporation ist ohne Herz, ohne Gewissensbisse. Er ist ein phantastisches, unbeugsames, aller Leidenschaft und aller Liebe bares Wesen, welches in dem Kreise seiner Vorstellung sich benimmt, wie der Mühlstein, der durch seine Umdrehung das Korn zerdrückt. Das Eigenthum kann nicht dadurch social werden, daß es gemeinschaftlich wird; man heilt die Wuth nicht, wenn man alle Welt um sich beißen läßt. Das Eigenthum wird durch eine Umbildung seines Princips, nicht durch unbestimmte Mittheilnahme zu seinem Ende gelangen. Und deshalb ist die Demokratie, welche einige eben so störrische als verblendete Männer dem Volke zu predigen sich in den Kopf gesetzt haben, als ein System des allgemeinen Eigenthums zur Erschaffung der Gesellschaft ohnmächtig.

Von allem Eigenthum ist das, welches das Talent zum Vorwand hat, das verwerflichste.

Beweist einem Künstler durch die Vergleichung der Zeiten und Menschen, daß die Ungleichheit der Kunstwerke in den verschiedenen Jahrhunderten vorzüglich aus den schwankenden Bewegungen der Gesellschaft, aus der Veränderung des Glaubens und der Bildung hervorgeht; daß der Künstler so viel gilt, als die Gesellschaft gilt; daß zwischen ihm und seinen Zeitgenossen eine Gemeinschaftlichkeit der Bedürfnisse und Vorstellungen besteht, aus welcher der Inbegriff ihrer Verpflichtungen und ihrer Beziehungen entsteht, so daß stets das Verdienst, wie der Lohn, genau bestimmt werden kann; daß eine Zeit kommen wird, wo die Regeln des Geschmacks, die Gesetze der Erfindung, der Komposition und Ausführung entdeckt sein werden, und die Kunst ihren überirdischen Charakter verlieren und aufhören wird, das Privilegium einiger bevorzugten Naturen zu sein: alle

diese Vorstellungen werden dem Künstler ausnehmend lächerlich erscheinen.

Sagt zu ihm: Du hast eine Statue gemacht und bietest sie mir zum Kauf an. Ich bin dazu bereit. Diese Statue muß aber, wenn sie eine vollkommene sein und ich den Preis dafür bezahlen soll, gewisse poetische und plastische Eigenschaften vereinigen, die ich beim ersten Anblick zu entdecken weiß, obgleich ich nie eine Statue gesehen habe und durchaus unfähig bin, eine zu machen. Wenn diese Bedingungen nicht erfüllt werden, hast Du, so viele Schwierigkeiten Du auch überwunden haben magst, und so sehr Dir Deine Kunst über mein Handwerk überlegen zu sein scheint, ein unnützes Werk gemacht. Deine Arbeit ist nichts **werth**; sie erfüllt den Zweck nicht und dient nur dazu, mein Mitleiden über Deine Ohnmacht hervorzurufen. Denn es handelt sich hier nicht um eine Vergleichung zwischen Dir und mir, sondern um eine Vergleichung zwischen Deiner Arbeit und Deinem Ideal. Du fragst mich nun, welchen Preis Du im Falle des Gelingens fordern darfst? Ich erwidere Dir, daß dieser Preis nothwendig im Verhältniß zu meinen Kräften stehen und als alliquoter Theil meiner Ausgaben bestimmt werden muß. Welches ist nun dieses Verhältniß? Gerade das Aequivalent von dem, was Dir die Statue gekostet hat.

Wenn es möglich wäre, daß der Künstler, zu dem man in dieser Sprache redet, die Kraft und Wahrheit derselben fühlte, würde die Vernunft bei ihm die Vorstellung verdrängen; er würde anfangen, kein Künstler mehr zu sein.

Was diese Klasse von Männern am Meisten vor den Kopf zu stoßen pflegt, ist das, daß man ihr Talent zu schätzen wagt. Wenn man sie hört, verträgt sich Gewicht und Maaß nicht mit der Würde der Kunst: diese Wuth, um Alles zu handeln, ist das Zeichen einer im Verfall begriffenen Gesellschaft, in welcher kein Meisterwerk entstehen wird, weil man sie nicht mehr zu erkennen versteht. Und hierüber wollte ich den Geist der Künstler aufklären, nicht durch Raisonnements und Theorien, welchen sie nicht folgen würden, sondern durch eine Thatsache.

Auf der letzten Ausstellung waren 4200 Kunstgegenstände von ungefähr 1800 Künstlern eingeschickt worden. Wenn man als

Durchschnitt den Handelswerth jedes dieser Gegenstände (Statuen, Gemälde, Portraits, Kupferstiche u. s. w.) zu 300 Franken annimmt, so ist man sicher, nicht sehr unter der Wahrheit zu bleiben. Also ergibt sich ein Totalwerth von 1,260,000 Franken hervorgebracht von 1800 Künstlern. Man nehme die Ausgabe für Marmor, Leinwand, Vergoldung, Rahmen, Modelle u. so w. zu 100 Franken durchschnittlich an, und die Arbeitszeit zu einem Vierteljahr, so bleibt ein Ueberschuß von 840,000 Franken, was auf den Kopf für 90 Tage 466 Franken 65 Centimen macht.

Wenn man bedenkt, daß die 4200 zur Ausstellung eingesandten Artikel, von denen fast die Hälfte durch die Jury zurückgewiesen wird, nach dem Urtheil der Verfertiger selbst das Beste und Schönste der künstlerischen Produktion eines Jahres bilden; daß ferner ein großer Theil dieser Erzeugnisse aus Portraits besteht, deren Belohnung als eine ganz freiwillige den laufenden Preis der Kunstgegenstände sehr übersteigt; daß eine beträchtliche Anzahl von Werthen unverkauft bleibt; daß außerhalb dieses Marktes eine Menge von Fabrikanten zu Preisen, welche sehr unter dem Marktpreise der Ausstellung stehen, arbeiten; daß ähnliche Betrachtungen sich an die Musik, an den Tanz und alle Zweige der Kunst knüpfen: so wird man finden, daß der mittlere Lohn des Künstlers nicht 1200 Franken erreicht, und daß für die künstlerische Bevölkerung, so wie für die industrielle, der Wohlstand sich durch die erdrückende Aeußerung des Herrn Chevalier ausdrückt: *sechsundfunzig Centimen täglich auf den Kopf*.

Und da das Elend mehr aus dem Kontrast entspringt und die Verrichtung des Künstlers ganz und gar für den Luxus ist, ist es zum Sprichwort geworden, daß seiner Noth keine gleich ist: Si est dolor, sicut dolor meus!

Und weshalb diese Gleichheit der Arbeiten der Kunst und der Industrie vor der socialen Oekonomie? Deshalb, weil außerhalb der Verhältnißmäßigkeit der Produkte es keinen Reichthum gibt, und weil die Kunst der oberste Ausdruck des Reichthums, welcher wesentlich Gleichheit und Verhältniß ist, gerade hierdurch das Symbol der Gleichheit und der menschlichen Brüderschaft ist. Vergeblich erhebt sich der Stolz und schafft überall seine Unterscheidungen und Privile-

gien; das Verhältniß bleibt ungebeugt. Die Arbeiter bleiben unter sich sammtverbindlich, die Natur nimmt es auf sich, ihre Verletzung zu bestrafen. Wenn die Gesellschaft an Luxusgegenständen fünf Procent von ihrem Produkt konsumirt, so wird sie bei dieser Produktion den zwanzigsten ihrer Arbeiter beschäftigen. Das Loos der Künstler in der Gesellschaft ist also nothwendig dem Loose dieser Industriellen gleich. Was die Vertheilung an die Einzelnen betrifft, so überläßt es die Gesellschaft den Korporationen; denn die Gesellschaft, welche Alles durch das Individuum realisirt, thut Nichts für das Individuum ohne seine Einwilligung. Wenn also ein Künstler für sich allein hundert Theile von der allgemeinen Vertheilung vorweg nimmt, so kommen auf ihn neunundneunzig seiner Genossen, die sich für ihn entehren und auf dem Stroh sterben; die Rechnung ist so sicher, so wahr, wie eine Börsenrechnung.

Die Künstler mögen es also erfahren: nicht der Krämer ist es, wie sie sagen, der handelt; es ist die Nothwendigkeit selbst, welche den Preis der Dinge bestimmt hat. Wenn zu gewissen Zeiten die Kunstgegenstände in hohem Werthe gestanden, wie in den Jahrhunderten Leo's X., der römischen Kaiser und des Perikles, so hing das von besonderen begünstigenden Ursachen ab, welche aufgehört haben zu bestehen.

Es war das Gold der Christenheit, der Tribut der Ablässe, womit die italienischen Künstler bezahlt wurden; es war das Gold der besiegten Nationen, welches unter den Kaisern die griechischen Künstler bezahlte; es war die Arbeit der Sklaven, welche sie unter Perikles bezahlte. Die Gleichheit ist gekommen: wollen die freien Künste die Sklaverei wieder herbeiführen und ihren Namen ablegen?

Das Talent ist gewöhnlich die Eigenschaft einer (in irgend einem Stücke) vernachlässigten Natur, in der die Nichtübereinstimmung der Geschicklichkeiten eine außerordentliche monströse Besonderheit bildet. Ein Mensch, der keine Hände hat, schreibt mit seinem Bauche, das ist das Bild des Talents. Wir werden Alle als Künstler geboren; unsere Seele, so wie unser Gesicht, entfernt sich stets mehr und mehr von ihrem Ideal; unsere Schulen sind orthopädische Anstalten, wo man durch die Leitung des Wachsthums Mißgestaltungen der Natur verbessert. Deshalb strebt der Unterricht immer mehr nach Universalität, d. h. nach dem Gleichgewicht der Talente und der Kenntnisse;

weshalb soll der Künstler nicht anders möglich sein, als von einer Gesellschaft umgeben, die mit ihm den Luxus theilt? In Bezug auf die Kunst thut die Gesellschaft fast Alles; der Künstler liegt vielmehr im Gehirn des Liebhabers, als in dem verstümmelten Wesen, das seine Bewunderung erregt.

Unter dem Einflusse des Eigenthums ist der Künstler an seiner Vernunft geschwächt, locker in seinen Sitten, voll Verachtung für seine Genossen, deren Propaganda ihm allein Werth gibt, käuflich und ohne Würde, das schmuzige Bild des Egoismus. Bei ihm ist das Sittlichschöne nur Konvention, Stoff zur Darstellung. Der Begriff der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit gleitet über sein Herz, ohne Wurzel zu schlagen, und von allen Klassen der Gesellschaft ist die der Künstler die ärmste an starken Seelen und an edlen Charaktern. Wenn man die bürgerlichen Beschäftigungen nach dem Einfluß ordnen wollte, dem sie durch Willenskraft, durch die Hoheit der Gefühle, durch die Macht der Leidenschaften und durch den Enthusiasmus der Wahrheit und der Gerechtigkeit auf die Civilisation ausgeübt haben, so würden, abgesehen von dem Werthe der Lehren, zuerst die Priester und Philosophen erscheinen, dann die Staatsmänner und Feldherren, dann die Handelsleute, die Industriellen, die Arbeiter, zuletzt die Gelehrten und Künstler. Während der Priester sich in seiner politischen Sprache als den lebendigen Tempel Gottes betrachtet; während der Philosoph zu sich selbst sagt: handle so, daß jede Deiner Handlungen als Muster und Regel gelten kann, bleibt der Künstler gegen die Bedeutung seines Werkes gleichgiltig; er sucht den Typus, den er wiedergeben will, nicht in sich zu personificiren, darum kümmert er sich nicht; er beutet das Schöne und Erhabene aus, er betet es nicht an, er setzt einen Christus auf die Leinwand, er trägt ihn aber nicht, wie der heilige Ignaz, in seiner Brust.

Das Volk, dessen Instinkt stets so sicher ist, bewahrt das Andenken an die Gesetzgeber und Helden; es kümmert sich wenig um die Namen der Künstler. Lange Zeit fühlte es sogar in seiner rohen Unschuld nur Widerwillen und Verachtung gegen sie, als ob es in diesen Illuminirern des menschlichen Lebens die Urheber seiner Laster, die Mitschuldigen seiner Unterdrückung erkannt hätte. Der Philosoph hat in seinen Büchern diese Verachtung des Volkes für die

Künste des Luxus verzeichnet; der Gesetzgeber hat sie der Obrigkeit angezeigt; die Religion, demselben Gefühle gehorchend, hat sie mit ihrem Fluch belegt. Die Kunst, d. h. der Luxus, das Vergnügen, die Wollust, sind Werke und Lockungen des Satans, welche den Christen der ewigen Verdammniß überliefern. Und ohne eine Klasse von Menschen zu beschuldigen, welche die allgemeine Verderbniß eben so achtbar gemacht hat, als jede andere, und die ihr Recht ausübt, wage ich zu sagen, daß die christliche Mythe gerechfertigt ist. Mehr als je ist die Kunst eine fortwährende Verhöhnung der Noth, eine Maske für die Ausschweifung. Durch das Eigenthum wird das Beste im Menschen unaufhörlich das Schlechteste, corruptio optimi pessima.

Arbeitet, wiederholen die Oekonomen unaufhörlich dem Volke, arbeitet, spart, sammelt Kapitale, werdet selbst Eigenthümer. Als ob sie zu ihnen sagten: Arbeiter, Ihr seid die Rekruten des Eigenthums. Jeder von Euch trägt in seinem Sack die Ruthe, welche ihn züchtigen soll, und die ihm eines Tages dazu diene, den Andern zu züchtigen. Erhebt Euch durch die Arbeit bis zum Eigenthum; und wenn Ihr erst Menschenfleisch gekostet habt, werdet Ihr kein anderes Fleisch mehr wollen, und Ihr werdet Euch von Euren langen Entbehrungen erholen.

Aus dem Proletariat in das Eigenthum herabsinken! aus der Sklaverei in die Tyrannei, d. h. nach Plato wieder in die Sklaverei! welche Aussicht! Und doch ist es nöthig, die Lage des Sklaven ist nicht mehr haltbar. Man muß vorwärts kommen, sich vom Lohn befreien, Kapitalist werden, Tyrann werden! Es ist nöthig, hört Ihr, Proletarier? Das Eigenthum ist keine Sache der Wahl in der Menschheit, es ist der unbedingte Befehl des Geschickes. Ihr werdet nicht frei, als bis Ihr Euch durch die Unterwerfung Eurer Herren aus der Knechtschaft losgekauft habt, die sie Euch auferlegen.

Eines schönen Sommersonntags verläßt das Volk der großen Städte seine düsteren und feuchten Wohnungen und sucht die stärkende und reine Landluft auf. Aber wie! es gibt kein Land mehr! Die Erde, in tausend kleine geschlossene Zellen getheilt, von langen Gallerien durchschnitten, die Erde findet man nicht mehr; der Anblick der

Felder existirt für das Volk der Städte nur im Theater und im Museum; die Vögel allein betrachten aus der Höhe der Lüfte das wirkliche Land. Der Eigenthümer, der auf dieser zerrissenen Erde einen Sitz sehr theuer bezahlt, genießt egoistisch und einsam den Fetzen Rasen, den er sein Land nennt; außerhalb dieses Winkels ist er vom Boden ausgeschlossen, wie der Arme. Wie viele Leute können sich rühmen, nie ihr Geburtsland gesehen zu haben! Man muß weit, in die Wüste gehen, um jene arme Natur aufzufinden, welche wir auf eine rohe Weise verletzen, statt als keusche Gatten uns ihrer göttlichen Umarmungen zu erfreuen.

Das Eigenthum, welches uns frei machen sollte, macht uns also zu Gefangenen. Was sage ich? Es entwürdigt uns, indem es uns gegenseitig zu Knechten und Tyrannen macht.

Weiß man wohl, was Lohnarbeit ist? Unter einem Herrn arbeiten, der eben so eifersüchtig und noch eifersüchtiger auf seine Vorurtheile ist, als auf seinen Befehl, dessen Ansehen vorzüglich darin besteht, zu wollen, sic volo, sic jubeo, und nie sich zu erklären; den man oft verachtet und den man verhöhnt! Nie einen Gedanken für sich haben, fortwährend die Gedanken Anderer befolgen, kein anderes Reizmittel kennen, als das tägliche Brod und die Furcht, die Arbeit zu verlieren!

Der Lohnarbeiter ist ein Mann, zu dem der Eigenthümer, welcher seine Dienste miethet, folgendermaaßen spricht: Das, was Du zu thun hast, geht Dir gar Nichts an, Du hast nicht zu beurtheilen, ob es anders sein soll, Du bist nicht dafür verantwortlich. Jede Bemerkung ist Dir untersagt; Du hast außer Deinem Lohn keinen Gewinn zu hoffen, keine Gefahr, keinen Tadel zu fürchten.

Eben so sagt man zum Journalisten: Leihen Sie uns Ihre Spalten, oder wenn es Ihnen gefällt Ihre Feder. Dies haben Sie zu sagen und Jenes zu verschweigen. Was Sie auch von unsern Ideen, unsern Zwecken, unsern Mitteln denken mögen, vertheidigen Sie nur unsere Sache und machen Sie nur unsere Meinung geltend. Dies kann Sie nicht bloß stellen und darf Sie nicht beunruhigen; der Charakter des Journalisten ist die Anonymität. Hier sind als Ihr Honorar zehntausend Franken und hundert Abonnenten. Ist Ihnen

dies genug? Und der Journalist antwortet, wie der verleumdende Jesuit, seufzend: ich muß leben!

Man sagt zu einem Advokaten: Diese Sache hat Gründe für und wider; ich bin entschieden, sie durchzufechten, und brauche dazu einen Mann Ihres Gewerbes. Wenn Sie es nicht sind, ist es Ihr Kollege, Ihr Nebenbuhler; und es wirft für den Advokaten tausend Thaler ab, wenn ich meinen Prozeß gewinne, fünfhundert Franken, wenn ich ihn verliere. Und der Advokat verneigt sich mit Achtung, indem er zu seinem murrenden Gewissen sagt: ich muß leben!

Man sagt zum Priester: hier ist Geld für dreihundert Messen. Sie haben sich nicht um die Moralität des Verstorbenen zu bekümmern; es ist wahrscheinlich, daß er Gott niemals zu Gesicht bekommen wird, indem er als Heuchler, die Hände voll fremden Gutes und mit der Verwünschung des Volkes belastet, gestorben ist. Darum haben Sie sich nicht zu bekümmern, wir bezahlen, lesen Sie nur. Und der Priester, die Augen zum Himmel emporschlagend, sagt: Amen, ich muß leben.

Man sagt zum Lieferanten: wir brauchen dreißig tausend Flinten, zehntausend Säbel, tausend Centner Blei, hundert Fässer Pulver. Was man damit machen will, geht Sie Nichts an: es ist möglich; daß dies Alles für den Feind bestimmt ist, aber es setzt einen Gewinn von zweimalhunderttausend Franken. Es ist gut, versetzt der Lieferant; Jeder hat sein Geschäft, es muß Jedermann leben! . . . Macht die Runde durch die Gesellschaft, und wenn Ihr den allgemeinen Absolutismus bestätigt findet, werdet Ihr auch die allgemeine Nichtswürdigkeit erkannt haben. Welche Unsittlichkeit in diesem System der Knechtschaft, welche Schmach in diesem Maschinismus!

Je mehr sich der Mensch dem Grabe nähert, um so unversöhnlicher zeigt sich der Eigenthümer. Dies hat das Christenthum in seiner schrecklichen Mythe von der hartnäckigen Unbußfertigkeit dargestellt.

Stellt diesem wollüstigen oder frommthuenden Greise vor, daß die Haushälterin, die er zum Nachtheil seiner Angehörigen bevorzugen will, seiner Rücksicht unwürdig ist; daß die Kirche reich genug ist und ein ehrlicher Mann keine Gebete für sich braucht; daß seine

Verwandtschaft arm, arbeitsam, ehrlich ist; daß es unter ihnen wackere Burschen gibt, die einer Einrichtung, und junge Mädchen, die einer Mitgift bedürfen; daß er sich ihren Dank versichert, wenn er ihnen sein Vermögen hinterläßt, und das Wohl mehrerer Generationen stiftet; daß es der Sinn des Gesetzes ist, daß die Testamente zur Aufrechthaltung und zum Glück der Familien dienen sollen. Ich will nicht! antwortet trocken der Eigenthümer; und der Skandal der Testamente übertrifft die Unsittlichkeit der Vermögen. Versucht jenes Recht, Leibrenten und Vermächtnisse zu legiren, was ein Bruchstück der ganzen Willensmacht ist, zu modificiren, und ihr fallt augenblicklich in das Monopol zurück. Ihr verwandelt das Eigenthum in Nießbrauch, die Rente in eine vorübergehende Pension; Ihr setzt an die Stelle des Eigenthumsdespotismus den Absolutismus des Staates, und nun heißt es, von zwei Dingen eins: entweder kommt Ihr auf das feudale und unveräußerliche Eigenthum zurück, haltet die Circulation der Kapitalien auf, und laßt die Gesellschaft rückwärts schreiten, oder Ihr stürzt Euch in den Kommunismus, in das Nichts ....

Der Widerspruch des Eigenthums endigt für den Menschen nicht beim Testamente, er erstreckt sich auch auf die Erbfolge. Der Todte legt Beschlag auf das Lebende, sagt das Gesetz; so erstreckt sich der beklagenswerthe Einfluß des Eigenthums vom Testator auf den Erben.

Ein Vater hinterläßt bei seinem Tode sieben Söhne, die er im alten Erbsitze auferzogen hat. Wie soll die Uebertragung der Güter bewerkstelligt werden? Es bieten sich zwei Systeme dar, welche nach und nach versucht, verbessert, modificirt worden sind, aber immer keinen Erfolg lieferten. Das furchtbare Räthsel ist noch immer zu lösen.

„Nach dem Recht der Erstgeburt fällt das Eigenthum dem Aeltesten zu, die sechs anderen Brüder erhalten eine Ausstattung und werden aus der väterlichen Wohnung vertrieben. Nach dem Tode des Vaters sind sie Fremde auf dem Boden, ohne Habe und Kredit. Aus dem Wohlstande werden sie ohne irgend einen Uebergang in die Armuth versetzt; als Kinder hatten sie an ihrem Vater einen Ernährer; als Brüder können sie in dem ältesten nur ihren Feind

sehen . . . . Gegen das Recht der Erstgeburt ist Alles gesagt worden, wir wollen die Rückseite des Systems betrachten.

Durch die Gleichheit der Theilung werden alle Kinder zur Erhaltung des Erbtheiles und zur Verewigung der Familie berufen. Wie sollen aber Sieben das besitzen, was nur für Einen ausreicht? Es wird ein Verkauf angestellt und die erbende Familie verläßt den Besitz. Es findet sich ein Fremder, der für baares Geld Erbe wird. Anstatt eines Erbtheils bekommt jedes Kind Geld; dann sind neun und neunzig Wahrscheinlichkeiten gegen eine, daß es bald Nichts mehr hat. So lange der Vater lebte, gab es eine Familie, jetzt gibt es Nichts weiter als Abenteurer. Das Recht der Erstgeburt sicherte wenigstens die Fortdauer des Namens; dies war für den Greis wenigstens eine Garantie, daß das von den Vätern gegründete und von seinen Händen erhaltene Denkmal in seinem Geschlecht verbleiben würde. Die Gleichheit der Erbtheilung hat den Tempel der Familie zerstört, es gibt keine Penaten mehr. Die Civilisirten haben neben dem festen Eigenthum das Geheimniß entdeckt, wie Nomaden zu leben: wozu hat nun das Eigenthum genützt?

Wir wollen annehmen, daß die Erben, statt die Erbschaft zu verkaufen, sich darein theilen. Der Boden wird zerstückelt, verstümmelt, verschnitten. Man richtet Grenzsteine auf, man gräbt Graben, man verbarrikadirt sich, man säet eine Menge von Processen und Haß aus. Sobald das Eigenthum in Stücke zerschnitten wird, ist die Einheit vernichtet: wohin man auch sehe, das Eigenthum läuft auf die Negation der Gesellschaft, auf die Negation seines Zweckes hinaus. So endigt das Eigenthum, welches die heilige Vereinigung des Menschen und der Natur zu Stande bringen sollte, nur mit einer abscheulichen Prostitution. Der Sultan braucht und mißbraucht seine Sklavin, der Boden ist für ihn ein Werkzeug seiner Schwelgerei . . . . Ich finde hier mehr als einen Vergleich, ich entdecke eine tiefe Analogie.

Was unterscheidet in den Geschlechtsbeziehungen die Ehe von dem Konkubinat? Jedermann fühlt den Unterschied dieser beiden Dinge; wenig Leute möchten aber im Stande sein, sich darüber Rechenschaft zu geben, so dunkel haben die Zügellosigkeit der Sitten und die Schamlosigkeit der Romane die Frage gemacht.

Ist es die Fortpflanzung? Man sieht, daß unerlaubte Verbindungen eben so fruchtbar werden, als die fruchtbarsten gesetzlichen. — Ist es die Dauer? Eine Menge von Junggesellen behalten eine Maitresse zehn und zwanzig Jahre, welche, zuerst erniedrigt und entwürdigt, ihrerseits bald den unwürdigen Liebhaber unterjocht und erniedrigt. Ueberdies kann die Dauer der Ehe mittelst der Scheidung aus einer Sache der Pflicht ganz wohl eine Sache des Beliebens werden, ohne daß dadurch die Ehe Etwas von ihrem Charakter verliert. Die ewige Dauer ist ohne Zweifel der Wunsch der Liebe und die Hoffnung der Familie, aber sie ist für die Ehe nicht wesentlich; sie kann stets ohne die Verletzung des Sakraments aus gewissen Gründen unterbrochen werden. — Ist es endlich die Hochzeitsfeierlichkeit, vier vor einem Adjunkten oder Priester gesprochene Worte? Welche Bedeutung kann eine solche Formalität für die Liebe, die Beständigkeit und die Hingebung haben? Marat hatte, wie Jean-Jacques, seine Haushälterin im Holze, Angesichts der Sonne geheirathet. Der heilige Mann war die Verbindlichkeit in redlicher Absicht eingegangen, und er zweifelte durchaus nicht daran, daß seine Verbindung ebenso anständig und achtungswerth sei, als wenn sie vom Municipalbeamten unterzeichnet worden wäre. Marat hatte es bei dem wichtigsten Akte seines Lebens für gut befunden, die Einmischung der Republik zu umgehen: er setzte nach den Ideen des Herrn Louis Blanc die natürliche Thatsache über die Konvention. Wer hindert uns also, daß wir es nicht Alle machen, wie Marat? Und was bedeutet das Wort Ehe?

Die Ehe wird dadurch gebildet, daß die Gesellschaft nicht allein im Augenblicke der Gelübde, sondern während der ganzen Dauer des Zusammenwohnens der Gatten gegenwärtig ist. Die Gesellschaft, sage ich, empfängt allein für jeden der Gatten den Schwur des anderen; sie gibt ihnen allein Rechte, weil sie allein diese Rechte verwirklichen kann; und, indem sie den mit einander Kontrahirenden nur gegenseitige Pflichten aufzuerlegen scheint, trifft sie in der That nur Bestimmungen für sich. „Wir sind in Gott vereinigt, sagt Tobias zu Sara, bevor wir es unter uns sind; die Kinder der Heiligen können sich nicht wie die wilden Thiere und Barbaren verbinden.“ In dieser von der Obrigkeit, welche das sichtbare Organ

der Gesellschaft ist, und in Gegenwart von Zeugen, welche sie vertreten, bestätigten Verbindung wird die Liebe als frei und gegenseitig vorausgesetzt, und die Nachkommenschaft wie bei den zufälligen Verbindungen angenommen; die ewige Dauer der Liebe wird gewünscht, gefordert, aber nicht garantirt; selbst die Wollust ist erlaubt: der ganze Unterschied, aber dieser Unterschied ist ein Abgrund, besteht darin, daß im Konkubinat der Egoismus allein herrscht, während in der Ehe die Einmischung der Gesellschaft diesen Egoismus läutert.

Und man sehe die Folgen. Die Gesellschaft, welche den Ehebruch und den Meineid straft, nimmt die Klage des Kebsmannes gegen seine Beischläferin nicht an: solche Art von Liebe berücksichtigt sie nicht mehr, als die Geschlechtsverbindungen der Hunde, foris canes et impudici! Sie wendet sich mit Abscheu davon ab. Die Gesellschaft stößt die Wittwe und die Waise des im Konkubinat Lebenden von sich und läßt sie nicht zur Erbschaft gelangen; in ihren Augen ist die Mutter eine Hure, das Kind ein Bankert. Zu der Einen sagt sie gleichsam: Du hast Dich ohne mich preisgegeben; Du kannst nun ohne mich Dich vertheidigen und für Dich sorgen. Zum Andern: Dein Vater hat Dich zu seinem Vergnügen erzeugt; ich habe keine Lust, Dich zu adoptiren. Derjenige, welcher die Ehe verletzt, kann die Garantie der Ehe nicht beanspruchen: das ist das sociale, strenge, aber gerechte Gesetz, welches nur die socialistische Heuchelei Derer, welche zugleich die keusche und die unzüchtige Liebe wollen, verleumden konnte.

Dieses Gefühl der Einmischung der Gesellschaft in die persönlichste und freiwilligste Handlung des Menschen, diese unerklärliche Achtung vor einem gegenwärtigen Gotte, welcher die Liebe steigert, indem er sie zu einer keuschen macht, ist für die Gatten eine Quelle geheimnißvoller Empfindungen, die sonst unbekannt sind. In der Ehe liebt der Mann alle Frauen, weil er allein in der Ehe die wahre Liebe fühlt, welche ihn sympathetisch mit dem ganzen Geschlecht verbindet; er kennt aber nur seine Gattin, und da er nur sie kennt, liebt er sie um so mehr, weil ohne diese fleischliche Ausschließlichkeit die Ehe, und mit ihr die Liebe verschwinden würde. Die platonische

Gemeinschaft, die von den zeitgenössischen Verbesserern nebst einem Zuwachs von Leichtfertigkeit wieder verlangt wird, gewährt keine Liebe, sondern nur das caput mortuum derselben, weil in diesem Kommunismus der Leiber und der Seelen die Liebe sich nicht bestimmt, und nur im Zustand der Abstraktion und des Traumes besteht.

Die Ehe ist die wahre Gemeinschaft der Liebe und das Musterbild jedes persönlichen Besitzes. In allen seinen Verhältnissen zu den Personen und Dingen schließt der Mensch in Wahrheit nur mit der Gesellschaft, d. h. zuletzt mit sich selbst, mit dem idealen und heiligen Wesen, das in ihm lebt, Verträge. Zerstört diese Achtung vor dem Ich, vor der Gesellschaft diese Furcht Gottes, wie die Bibel sagt, der bei allen unsern Handlungen und Gedanken gegenwärtig ist; und der Mensch wirft seine Seele, seinen Geist, seine Eigenschaften und die Natur weg, und wird, befleckt und besudelt durch eine unaufhörliche Entwürdigung, ausschweifend, tyrannisch, erbärmlich.

Sowie durch die mystische Einmischung der Gesellschaft die unreine Liebe zu einer keuschen wird, und wie die ungeregelte Hurerei sich in eine friedliche und heilige Ehe verwandelt, ebenso ist in der ökonomischen Ordnung und in den Bestimmungen der Vorsehung der Gesellschaft das Eigenthum, die Prostitution des Kapitals, nur das erste Moment eines socialen und legitimen Besitzes. Bis dahin mißbraucht der Eigenthümer mehr als er genießt; sein Glück ist ein schlüpfriger Traum; er hält es krampfhaft umfangen und besitzt das Eigenthum nicht. Das Eigenthum ist noch immer jenes abscheuliche Recht der ersten Nacht, welches einst den beleidigten Leibeigenen empörte, und welches die französische Revolution nicht hat abschaffen können. Unter der Herrschaft dieses Rechtes sind alle Produkte der Arbeit unsauber: die Konkurrenz ist eine gegenseitige Verlockung zur Liederlichkeit; die dem Talent bewilligten Privilegien der Lohn der Prostitution. Vergebens möchte der Staat die Väter verpflichten, ihre Kinder anzuerkennen und die schimpflichen Früchte ihrer Werke zu unterschreiben; der Flecken ist unauslöschlich; der Bastard, in der Ungerechtigkeit empfangen, verkündet den Schimpf seines Urhebers. Der Handel ist nur noch ein Schacher mit Sklavinnen, von denen die einen für die Lust der Reichen, die anderen zum Dienst der

gemeinen Venus bestimmt sind; und die Gesellschaft ein ungeheures System der Kuppelei, indem Jeder, nachdem er den Muth zur Liebe verloren hat, der ehrliche Mann, weil seine Liebe verrathen ist, und der Glücksritter, weil die Mannigfaltigkeit der Intriguen für ihn ein Ersatz der Liebe ist, sich in die Orgie stürzt und darin wälzt.

Mißbrauch! rufen die Rechtslehrer aus, Verderbtheit des Menschen! Nicht das Eigenthum macht uns neidisch und habsüchtig, regt unsere Leidenschaften auf und rüstet unsere Unredlichkeit mit Sophismen aus, im Gegentheil, unsere Leidenschaften, unsere Laster beschmutzen und verderben das Eigenthum.

Eben so gut könnte man mir sagen, daß nicht das Konkubinat den Menschen besudelt, sondern daß der Mensch durch seine Leidenschaften und Laster das Konkubinat befleckt und verdirbt. Aber, meine Herren Doktoren, sind die Thatsachen, welche ich aufweise, dem Eigenthum wesentlich, oder nicht? Sind sie nicht vom gesetzlichen Gesichtspunkte aus untadelhaft und gegen jede gerichtliche Einschreitung sicher gestellt? Kann ich jenen Journalisten, der seine Feder für Geld preisgibt, beim Richter verklagen und vor die Tribunale ziehen? Jenen Advokaten, jenen Priester, welche ungerecht, der Eine sein Wort, der Andere seine Gebete, verkaufen? Jenen Arzt, der den Armen umkommen läßt, wenn der Arme nicht vorher das bedungene Honorar erlegt; jenen alten Satyr, der seine Kinder um einer Buhlerin halber beraubt? Kann ich eine Versteigerung verhindern, welche das Andenken an meine Väter vernichtet und ihre Nachkommenschaft der Erinnerung an ihre Vorfahren beraubt, als wenn sie blutschänderischen oder ehebrecherischen Ursprungs wäre? Kann ich den Eigenthümer zwingen, den Bedürfnissen der Gesellschaft zu Hülfe zu kommen, ohne ihn über seinen Besitz hinaus zu entschädigen, d. h. ohne die Gesellschaft zu Grunde zu richten?

Das Eigenthum, sagt ihr, ist am Verbrechen des Eigenthümers unschuldig; das Eigenthum ist an sich gut und nützlich: unsere Leidenschaften und unsere Laster sind es, welche es verderben.

Also unterscheidet ihr das Eigenthum, um es zu retten, von der Moral! Warum es nicht gleich von der Gesellschaft unterscheiden; das ist genau das Raisonnement der Oekonomen. Die Staatsökonomie, sagt Herr Rossi, ist an sich gut und nützlich, aber

sie ist nicht die Moral; sie abstrahirt von aller Moralität; es ist unsere Aufgabe, ihre Theorien nicht zu mißbrauchen und nach den höheren Gesetzen der Moral aus ihren Lehren Nutzen zu ziehen. Eben so gut konnte er sagen: die Staatsökonomie, die Oekonomie der Gesellschaft, ist nicht die Gesellschaft; die Oekonomie der Gesellschaft abstrahirt von jeder Gesellschaft; es ist unsere Pflicht, ihre Theorien nicht zu mißbrauchen und nach den höheren Gesetzen der Gesellschaft aus ihren Lehren Nutzen zu ziehen! Welcher Wirrwarr!

Ich behaupte nicht allein mit den Oekonomen, daß das Eigenthum weder die Moral noch die Gesellschaft ist, sondern auch, daß es durch sein Princip der Moral und der Gesellschaft geradezu entgegensteht; eben so wie die Staatsökonomie antisocial ist, weil ihre Theorien dem socialen Interesse schnurstracks zuwider laufen.

Nach der Erklärung ist das Eigenthum das Recht des Gebrauchs und des Mißbrauchs, d. h. die unbedingte, unverantwortliche Herrschaft des Menschen über seine Person und seine Güter. Wenn das Eigenthum aufhörte, das Recht des Mißbrauchs zu sein, hörte es auf Eigenthum zu sein. Ich habe meine Beispiele aus der Kategorie der mißbräuchlichen Handlungen entnommen, welche dem Egenthümer erlaubt sind: als ob dort Etwas geschähe, was nicht eine Gesetzlichkeit und untadelhafte Eigenschaft wäre; hat der Eigenthümer nicht das Recht, sein Vermögen zu verschenken, an wen es ihm gut dünkt, seinen Nachbar abbrennen zu lassen, ohne Feuer zu rufen, sich dem öffentlichen Wohl entgegenzusetzen, sein Erbtheil zu verschwenden, den Arbeiter auszubeuten und zu brandschatzen, schlecht zu produciren und schlecht zu verkaufen? Kann der Eigenthümer gerichtlich gezwungen werden, sein Vermögen gut zu benutzen? Kann er in seinem Mißbrauch gestört werden? Was sage ich? Ist das Eigenthum, gerade weil es mißbräuchlich ist, für den Gesetzgeber nicht das Heiligste? Kann man ein Eigenthum begreifen, dessen Gebrauch die Polizei bestimmen, und dessen Mißbrauch sie verhindern würde? Und ist es zuletzt nicht offenbar, daß, wenn man die Gerechtigkeit in das Eigenthum einführen wollte, man das Eigenthum vernichten würde; wie das Gesetz, durch die Einführung der Ehrbarkeit in das Konkubinat, das Konkubinat vernichtet hat?

Das Eigenthum ist also seinem Princip und Wesen nach unsittlich: dieser Satz ist künftig für die Kritik ausgemacht. Ganz folgerichtig ist das Gesetzbuch, das bei der Bestimmung der Rechte des Eigenthümers die Rechte der Moral nicht vorbehalten hat, ein Gesetzbuch der Unsittlichkeit; die Jurisprudenz, diese vorgebliche Wissenschaft des Rechtes, die nichts Anderes ist, als die Sammlung der Eigenthumsrubriken, ist unsittlich. Und die Gerechtigkeit, welche eingerichtet ist, um den freien und friedlichen Mißbrauch des Eigenthums zu beschützen; die Gerechtigkeit, welche befiehlt, Gewalt gegen Die zu gebrauchen, welche diesem Mißbrauch entgegentreten möchten; die Gerechtigkeit, welche Jeden trifft und mit einem Schandfleck bezeichnet, der verwegen genug ist, die Plünderungen durch das Eigenthum wieder gut machen zu wollen, die Gerechtigkeit ist niederträchtig. Wenn ein Sohn, durch eine unwürdige Maitresse aus der Liebe seines Vaters verdrängt, den Akt vernichtet, der ihn enterbt und entehrt, muß er vor der Gerechtigkeit sich verantworten. Angeklagt, überwiesen, verdammt, geht er ins Bagno, um dem Eigenthum Abbitte zu leisten, während die Hure in den Besitz eingewiesen wird. Wo liegt hier die Unsittlichkeit? wo die Niederträchtigkeit? nicht auf Seiten der Gerechtigkeit? Wir brauchen nur in der Entrollung dieser Kette fortzufahren, so werden wir bald die ganze Wahrheit wissen, welche wir suchen. Nicht nur die zum Schutz des Eigenthums, selbst des mißbräuchlichen, selbst des unsittlichen, eingeführte Gerechtigkeit ist niederträchtig, auch die Strafe ist niederträchtig, auch die Polizei ist niederträchtig, auch der Henker und der Galgen sind niederträchtig. Und das Eigenthum, welches diese ganze Reihe umfaßt, das Eigenthum, aus welchem dieser verhaßte Stamm entsprungen, das Eigenthum ist niederträchtig.

Ich wende mich an Euch, Ihr Richter, denen die Gewalt gegeben, es zu vertheidigen; an Euch, Magistrate, deren Eifer eine fortwährende Drohung für Diejenigen ist, welche es angreifen. Was habt Ihr im Eigenthum gesehen, das Euer Gewissen so sehr hat unterjochen und Euer Urtheil so sehr hat bestechen können? Welches Princip, das ohne Zweifel höher steht, als das Eigenthum, und Eurer Achtung würdiger ist, als das Eigenthum, macht es Euch so kostbar? Seine Werke erklären es für infam, warum erklärt

Ihr es für heilig? Welche Rücksichten, welche Vorurtheile bewegten Euch?

Ist es die majestätische Ordnung der menschlichen Gesellschaften, die Ihr nicht kennt, für deren unerschütterliche Grundlage Ihr aber das Eigenthum annehmt? — Nein, denn das Eigenthum ist, wie es auch beschaffen ist, für Euch die Ordnung selbst; außerdem ist bewiesen, daß das Eigenthum seiner Natur nach mißbräuchlich, d. h. zügellos, antisocial ist.

Ist es die Nothwendigkeit oder die Vorsehung, deren Gesetze Ihr nicht begreift, deren Pläne Ihr aber anbetet? — Nein, denn, nach der Analyse widerspruchsvoll und der Verderbniß ausgesetzt, ist das Eigenthum eben hierdurch eine Negation der Nothwendigkeit, eine Beleidigung der Vorsehung.

Ist es eine höhere Philosophie, welche die menschliche Noth aus einem erhabenen Gesichtspunkte betrachtet und durch das Uebel das Gute hervorbringen will? — Nein, denn die Philosophie ist die Uebereinstimmung der Vernunft und der Erfahrung, und nach dem Urtheile der Vernunft, wie nach dem der Erfahrung, ist das Eigenthum verworfen.

Wäre es am Ende die Religion? — Vielleicht! . . . .

§. 4.

Beweis der Gotteshypothese durch das Eigenthum.

Wäre kein Gott, so gäbe es keine Eigenthümer: das ist der Schluß der Staatsökonomie.

Und der Schluß der Wissenschaft der Gesellschaft ist folgender: das Eigenthum ist das Verbrechen des höchsten Wesens. Es giebt für den Menschen nur eine Pflicht, nur eine Religion: Gott zu leugnen. Hoc est primum et maximum mandatum.

Es ist bewiesen, daß die Einführung des Eigenthums unter den Menschen keine That der Wahl und der Philosophie gewesen ist: sein Ursprung ist, wie der des Königthums, der Sprachen und der Kulte, durchaus unmittelbar, mystisch, mit einem Worte göttlich. Das Eigenthum gehört zu der großen Familie der instinktmäßigen Glaubenssätze, welche unter dem Deckmantel der Religion und der Au-

torität noch überall über unser stolzes Geschlecht herrschen. Kurz, das Eigenthum ist selbst eine Religion: es hat seine Theologie, die Staatsökonomie; seine Kasuistik, die Jurisprudenz; seine Mythologie und seine Symbole in den äußeren Formen der Gerechtigkeit und der Verträge. Der historische Ursprung des Eigenthums ist, wie der jeder Religion, in Dunkel gehüllt: über sich selbst befragt, antwortet es durch das Faktum seiner Existenz; es erklärt sich durch Legenden und gibt Allegorien als Beweise. Endlich ist das Eigenthum, wie noch jede Religion, dem Gesetz der Entwickelung unterworfen. So erblickt man es bald als einfaches Benutzungs- und Bewohnungsrecht, wie bei den Germanen und Arabern; bald als erblichen, für immer unveräußerlichen Besitz, wie bei den Juden; bald als Lehns- und Erbpachtbesitz, wie im Mittelalter; bald absolut und veräußerlich nach dem Willen des Besitzers, ungefähr wie es die Römer kannten und wie wir es heute haben. Aber schon hat das Eigenthum seinen Kulminationspunkt erreicht, und wendet sich zum Verfall: angegriffen von der Kommandite, von den neuen Hypothekgesetzen, von der Expropriation um des öffentlichen Nutzens willen, von den Neuerungen des Ackerbaukredits, von den neuen Theorien über die Miethe*) u. s. w. nähert sich der Augenblick für dasselbe, wo es bald nur noch der Schatten seiner selbst sein wird.

Man kann in diesen allgemeinen Zügen den religiösen Charakter des Eigenthums nicht verkennen.

Dieser mystische und progressive Charakter zeigt sich vorzüglich in der merkwürdigen Täuschung, welche das Eigenthum seinen eigenen Theoretikern bereitet, und die darin besteht, daß man, je mehr man das Eigenthum entwickelt, reformirt und verbessert, desto mehr den Verfall desselben beschleunigt; und daß man sich stets um so mehr einbildet, an dasselbe zu glauben, je weniger man in der That daran glaubt: eine Täuschung, die übrigens allen Religionen gemeinsam ist.

*) Man sehe **Troplong** Bd. I. über den Miethvertrag, wo er allein gegen alle Juristen, sowohl Vorgänger als Zeitgenossen, und, nach unserer Meinung, mit Recht behauptet, in der Miethe erwerbe der Miether ein Recht auf die Sache, und der Pachtvertrag berechtige sowohl zu einer realen, als persönlichen Klage.

So ist das Christenthum des Paulus, des philosophischsten unter den Aposteln, schon nicht mehr das Christenthum des Johannes; die Theologie des Thomas von Aquino ist nicht dieselbe als die des Augustinus und Athanasius; und der Katholicismus der Herren Bautain, Buchez und Lacordaire ist nicht der Katholicismus Bourdaloue's und Bossuet's. Die Religion ist für die modernen Mystiker, welche sich einbilden, die alten Ideen zu erweitern, gerade wenn sie dieselben einschnüren, fast Nichts weiter, als die menschliche Bruderschaft, die Einheit der Völker, die Sammtverbindlichkeit und Harmonie in der Verwaltung der Erdkugel. Die Religion ist hauptsächlich Liebe, immer Liebe. Pascal würde an den erotischen Gelüsten der Frömmler unserer Zeit ein Aergerniß genommen haben. **Gott** ist im neunzehnten Jahrhundert die reinste Liebe; die Religion ist die Liebe; die Moral ist ebenfalls die Liebe. Während für Bossuet das Dogma Alles war, weil die Barmherzigkeit und die Werke der Barmherzigkeit aus dem Dogma entspringen sollten, wird von den Modernen die Barmherzigkeit voran gestellt und das Dogma reducirt sich auf eine an sich nichtssagende Formel, welche ihren ganzen Werth von ihrem Inhalt, nämlich der Liebe, oder anständiger gesagt, von der Moral erhält.

Deshalb sind die wahren Feinde der Religion Diejenigen, welche am Besten zu aller Zeit auf ihren Untergang hinarbeiteten, stets die gewesen, welche sie mit dem größten Eifer erklärten, einen philosophischen Sinn in sie zu legen suchten und sich, nach dem Wunsche des heiligen Paulus, welcher einer der Ersten war, die sich die unmögliche Aufgabe gestellt hatten, die Vernunft mit dem Glauben in Einklang zu bringen, bestrebten, sie vernünftig zu machen. Die wahren Feinde der Religion, sage ich, sind die Quasirationalisten, welche unter dem Vorwande, die Religion von dem Buchstaben, welcher tödtet, d. h. von dem Symbolismus, welcher ihr Wesen ist, zu befreien, und sich nach dem Geiste, welcher lebendig macht, mit anderen Worten nach der Vernunft, welche zweifelt, und nach der Wissenschaft, welche beweist, zu lehren, fortwährend die Tradition umgestalten, den Sinn der heiligen Schrift mißhandeln und durch eine unmerkliche Entwürdigung des Dogmas zur förmlichen Negation des Dogmas gelangen. Die Religion,

sagen diese falschen Logiker, auf eine falsche Etymologie Cicero's gestützt, die Religion ist das Band der Menschheit; während sie sagen müßten, daß die Religion das Zeichen, das Sinnbild des socialen Gesetzes ist. Weil nun aber dieses Sinnbild sich täglich durch die Reibungen der Kritik immer mehr verwischt, bleibt nur noch die Erwartung einer Realität übrig, welche allein die positive Wissenschaft bestimmen und erreichen kann.

Eben so geräth das Eigenthum, wenn man einmal aufgehört hat, es in seiner ursprünglichen Rohheit zu vertheidigen, und daran denkt, es zu discipliniren, es der Moral zu unterwerfen, dem Staate unterzuordnen, kurz, es zu socialisiren, in Gefahr und geht zu Grunde. Es geht zu Grunde, sage ich, weil es progressiver Natur ist; weil seine Idee unvollständig und sein Wesen nicht bestimmt ist, weil es das hauptsächliche Moment einer Reihe ausmacht, deren Gesammtheit allein eine wahre Idee bilden kann, mit einem Wort, weil es eine Religion ist. Was man zu erhalten sich das Ansehen gibt und in der That unter dem Namen des Eigenthums verfolgt, ist nicht mehr das Eigenthum; es ist eine neue Form des Besitzes, für welche in der Vergangenheit kein Beispiel vorhanden, und die man aus den angenommenen Principien oder Gründen des Eigenthums herzuleiten sucht, nach jener logischen Illusion, welche uns beständig das im Anfang oder am Ende einer Sache suchen läßt, was man in der Sache selbst zu suchen hat, nämlich ihre Bedeutung und ihren Umfang.

Wenn aber das Eigenthum eine Religion, und wie jede Religion progressiv ist, dann hat es, ebenfalls wie jede Religion, sein eigenes und specifisches Objekt. Das Christenthum und der Budhaismus sind die Religionen der Buße oder der Erziehung der Menschheit; der Islam ist die Religion des Fatalismus; die Monarchie und die Demokratie sind eine und dieselbe Religion, die Religion der Autorität; die Philosophie selbst ist die Religion der Vernunft. Was ist nun jene besondere Religion, die hartnäckigste aller Religionen, welche in ihrem Sturze alle anderen nach sich ziehen muß und doch zuletzt untergehen wird, an welche ihre eigenen Zuschauer schon nicht mehr glauben, das Eigenthum?

Weil sich das Eigenthum durch Okkupation und Ausbeutung

äußert, weil es den Zweck hat, das Monopol durch die Herrschaft und Erblichkeit zu befestigen und zu vergrößern, weil es durch die Rente ohne Arbeit erntet und durch die Hypothek ohne Bürgschaft wagt, weil es widerspenstig gegen die Gesellschaft ist, weil sein Gesetz das Gutdünken ist und weil es durch die Gerechtigkeit untergehen muß, ist das Eigenthum die Religion der **Gewalt.**

Die religiösen Sagen legen dafür Zeugniß ab. **Kain**, der Eigenthümer, erobert nach der Genesis den Boden mit seiner Lanze, umgibt ihn mit Pfählen, macht sich daraus ein Eigenthum und tödtet **Abel**, den Armen, den Proletarier, einen Sohn **Adams**, des Menschen, wie er, aber aus geringerer Kaste und in sclavischer Lage. Diese Etymologien sind lehrreich, sie sagen in ihrer Naivetät mehr als alle Kommentare*). Die Menschen haben stets dieselbe Sprache gesprochen; die Frage nach der Einheit der Sprache ist durch die Identität der Ideen, welche sie ausdrückt, bewiesen; es ist lächerlich, über Abweichungen von Lauten und Buchstabenzeichen zu streiten.

Also ist nach der Grammatik, wie nach der Fabel und nach der Analyse, das Eigenthum die Religion der Gewalt, und zu gleicher Zeit die Religion der Knechtschaft. Je nachdem es mit bewaffneter Hand erobert, oder Ausschließung und Monopol anwendet, erzeugt es zwei Arten von Leibeigenschaft: die eine das antike Proletariat, die Folge der ursprünglichen Thatsache der Eroberung, oder der gewaltsamen Theilung Adams, der Menschheit, in Kain und Abel, in Patricier und Plebejer; die andere das moderne Proletariat, die *arbeitende Klasse* der Oekonomen, herbeigeführt durch die Entwickelung der ökonomischen Phasen, welche sich, wie man gesehen hat, alle in der Hauptthatsache der Bestätigung des Monopols durch die Herrschaft, die Erbschaft und die Rente zusammenfassen lassen.

Das Eigenthum, d. h. in seinem einfachsten Ausdrucke das Recht der Gewalt, konnte aber nicht lange seine ursprüngliche Rohheit bewahren; vom ersten Tage an begann es sein Gesicht in Falten zu

---

*) קין, Pfahl, Lanze, Wurfspieß; קנה, mit Pfählen umgeben, erwerben; קנאה, eifersüchtig sein, wie der Eigenthümer, der sich einschließt; בל, verneinendes Adverb; בלימה, gar Nichts; בלה, sich verbrauchen, altern, zu nichte werden, הבל schwach, ohnmächtig werden; subst. das Arme, Armselige.

legen, sich zu verstellen, und hinter einer Menge von Masken zu verstecken. Und es kam soweit, daß der Name des Eigenthümers, der ursprünglich gleichbedeutend mit Räuber und Spitzbube war, durch die allmählige Umwandlung des Eigenthums, und durch eine der im religiösen Style so häufigen Anticipationen der Zukunft, zuletzt gerade das Gegentheil von Spitzbube und Räuber geworden ist. Ich habe in einem anderen Werke diese Entwürdigung des Eigenthums erzählt, ich will sie mit einigen Erläuterungen wiederholen.

Der Raub am Gute eines Anderen geschieht durch unendlich viele Mittel, welche die Gesetzgeber sorgfältig unterschieden und klassificirt haben, je nach dem Grade der Rohheit oder Feinheit, als ob sie bald den Raub bestrafen, bald dazu aufmuntern wollten. So stiehlt man, indem man auf der Landstraße mordet, allein oder als Glied einer Bande mit Einbruch, Einsteigen u. s. w.; durch einfachen Unterschleif, durch falsche Unterschrift, öffentlich oder privatim, durch Falschmünzerei.

Diese Art umfaßt alle Diebe, welche ohne andere Mittel als Gewalt oder offenen Betrug verfahren: Banditen, Räuber, Seeräuber, Freibeuter zu Lande und zu Wasser. Die Heroen des Alterthums rühmten sich mit diesen ehrenvollen Namen und betrachteten ihr Handwerk für eben so anständig als gewinnreich. Nimrod, Theseus, Jason und seine Argonauten, Jephtha, David, Cacus, Romulus, Chlodwig und seine Nachfolger, die Märovinger, Robert Guiscard, Tankred von Hauteville, Bohemund und die Mehrzahl der normännischen Abenteurer waren Räuber und Diebe. Der Raub war die ganze Beschäftigung, das einzige Mittel zur Existenz für den Adel im Mittelalter; ihm verdankt England alle seine Kolonien. Man kennt den Haß der wilden Völker gegen die Arbeit: die Ehre besteht in ihren Augen nicht darin, zu produciren, sondern darin, zu nehmen. Daß Du das Feld bauen möchtest! sagen sie sich als Verwünschung. Der heroische Charakter des Spitzbuben ist in jenem Verse des Horaz ausgedrückt, wo er vom Achilles spricht: Jura neget sibi nata, nihil non arroget armis; und durch jene Worte aus dem Testamente Jakobs, welche die Juden auf David, und die Christen mystisch auf Christus deuten: Manus ejus contra omnes. Diese Neigung zum Raub hat dem Waffenhandwerk alle Zeit angeklebt,

und wenn Napoleon bei Waterloo unterlegen ist, so kann man sagen, daß in ihm Gericht gehalten wurde über die Räubereien seiner Helden. Mit meiner Lanze und meinem Schilde habe ich Gold, Wein und Weiber, sagte noch kürzlich der General Brossard.

Heutzutage wird der Dieb, der bewaffnete Starke der Bibel, gleich Wölfen und Hyänen verfolgt; die Polizei hat seinen edlen Erwerbszweig getödtet; nach den Bestimmungen des Gesetzbuches hat er, je nach den besonderen Fällen, Leibes- und Ehrenstrafen zu erdulden, von der Einsperrung an bis zum Schaffot. Das von Voltaire besungene Recht der Eroberung wird nicht mehr geduldet: die Nationen sind in diesem Punkte sehr empfindlich gegen einander geworden. Was die persönliche Besitzergreifung betrifft, die ohne Bewilligung und Einmischung des Staates geschähe, so hat man davon kein Beispiel mehr.

Man stiehlt durch Gaunerei, Mißbrauch des Vertrauens, Lotterie und Spiele.

Diese zweite Art von Diebstahl wurde in Sparta hochgeachtet und von Lycurg gebilligt, um bei den jungen Leuten die Feinheit des Geistes zu schärfen und den Erfindungsgeist zu erwecken. Es ist die Kategorie der Dolon, Sinon, Odysseus, der alten und jetzigen Juden von Jakob bis auf Deutz, der Zigeuner, der Araber und aller Wilden. Der Wilde stiehlt ohne Scham und Reue, nicht weil er verdorben ist, sondern weil er aufrichtig ist. Unter Ludwig XIII. und XIV. war man nicht entehrt, wenn man im Spiele betrog; es gehörte zum guten Tone, die ehrlichen Leute machten sich kein Gewissen daraus, durch ein geschicktes Kunststück die Beleidigungen des Unglücks wieder gut zu machen. Noch heute und in jedem Lande ist es in den Augen der Bauern ein gewisses Verdienst, wenn man im großen und kleinen Handel ein Geschäft zu machen, d. h. seine Leute zu betrügen versteht. Die erste Tugend der Hausmutter besteht darin, daß sie Diejenigen zu bestehlen weiß, welche ihr Etwas verkaufen oder bei ihr arbeiten, indem sie fortwährend vom Lohn und vom Preise Etwas zurückbehält; und wenn wir auch nicht Alle Söhne von Koketten sind, wie Paul Louis sagte, so sind wir wenigstens Alle Söhne von Diebinnen. Man weiß, wie

ungern die Regierung auf die Abschaffung der Lotterien einging; sie verlor hier eins von ihren kostbarsten Eigenthümern. Es sind noch keine sechzig Jahre her, daß die Konfiskation aufgehört hat, unsere Gesetze zu verunehren: zu allen Zeiten war der Hauptgedanke des Magistrats, welcher bestraft, wie des Räubers, welcher mordet, der, sein Opfer zu plündern. Alle unsere Steuern, alle unsere Zollgesetze haben den Diebstahl zum Ausgangspunkte.

Der Spitzbube, der Gauner, der Charlatan, wer im Namen Gottes redet oder die Gesellschaft vertritt, eben so wie Der, welcher Amulette verkauft, macht hauptsächlich Gebrauch von der Fertigkeit seiner Hände, von der Verschmitztheit seines Geistes, von dem Zauber seiner Beredtsamkeit und einer reichen Einbildungskraft. Sein Talent besteht darin, daß er zur rechten Zeit die Begierde hervorzurufen weiß; auch hat der Gesetzgeber, um seine Achtung für das Talent und die Geschicklichkeit zu beweisen, unter der Kategorie der Verbrechen, bei welchen man nur offene Gewalt und Hinterlist anwendet, die Kategorie der Vergehen aufgestellt, welche nur korrektionelle, nicht infamirende Strafen nach sich ziehen. Welch komischer Spiritualismus!

Man stiehlt durch Wucher.

Diese ehemals in der Kirche so verhaßte und noch in unserer Zeit so streng bestrafte Art unterscheidet sich nicht von dem Borg auf Zins, einer der kräftigsten Triebfedern der Produktion, und bildet den Uebergang von den verbotenen Diebstählen zu den erlaubten Diebstählen. Auch gibt sie durch ihre zweideutige Natur einer Menge von Widersprüchen in den Gesetzen und der Moral Platz, Widersprüche, welche von den Männern der Justiz, der Finanzen und des Handels sehr geschickt ausgebeutet werden. So erleidet der Wucherer, welcher zu zehn Procent auf Hypothek leiht, eine außerordentliche Geldstrafe, wenn er erwischt wird; der Bankier, der dieselben Zinsen nimmt, nicht als ein Darlehn, das ist wahr, sondern als Kommissionsgebühren, wird vom königlichen Privilegium beschützt. Es wäre zu langweilig, alle Arten von Diebstählen aufzuzählen, welche im Finanzwesen geschehen: es möge genügen zu sagen, daß allen alten Völkern das Gewerbe des Wechslers, Bankiers oder Steuerpächters für wenig ehrenhaft galt. Heutzutage

sind die Kapitalisten, welche ihr Geld entweder beim Staate oder im Handel zu einem fortlaufenden von drei, vier, fünf Procent anlegen, d. h. die noch außer dem gesetzlichen Zinsfuße einen weniger starken Zins, als die Bankiers und Wucherer, erhalten, die Blüthe der Gesellschaft. Es ist fortwährend dasselbe System: die Mäßigung im Diebstahl ist unsere Tugend.

Man stiehlt durch die Rente, den Pacht, die Miethe.

Die Rente ist, ihrem Princip und ihrer Bestimmung nach betrachtet, das Agrargesetz, durch welches alle Menschen sichere und unvertreibbare Besitzer des Bodens werden sollen; ihrer Bedeutung nach stellt sie den Theil der Früchte dar, welcher ein Ueberschuß über den Lohn des Producenten ist und der Gemeinschaft gehört. Während der Periode der Organisation wird diese Rente im Namen der Gesellschaft, welche sich immer durch die Individualisirung äußert und sich durch Thatsachen erklärt, an den Eigenthümer bezahlt. Aber der Eigenthümer thut mehr, als die Rente einnehmen, er genießt sie allein, er gibt der Gemeinschaft Nichts zurück, er theilt nicht mit seinen Genossen, er verschlingt, ohne Etwas von dem Seinigen dazu zu thun, das Produkt der Kollektivarbeit. Es findet also Diebstahl statt, ein gesetzlicher Diebstahl, wenn man so will, aber doch ein wirklicher Diebstahl.

Es findet im Handel und in der Industrie allemal Diebstahl statt, wenn der Unternehmer dem Arbeiter Etwas vom Lohne zurückbehält, oder noch eine Vergütung über das hinaus empfängt, was ihm zukommt.

Ich habe, als ich den Werth behandelte, bewiesen, daß jede Arbeit einen Ueberschuß lassen muß; so daß, wenn man annähme, daß die Konsumtion des Arbeiters stets dieselbe wäre, seine Arbeit über seinen Lebensunterhalt hinaus ein immer größeres Kapital schaffen müßte. Unter der Herrschaft des Eigenthums geht der Ueberschuß der Arbeit, welcher wesentlich kollektiv ist, ganz und gar, wie die Rente, auf den Eigenthümer über: wo ist nun der Unterschied zwischen dieser maskirten Aneignung und der betrügerischen Usurpation eines Gemeingutes? Die Folge dieser Usurpation ist, daß der Arbeiter, dessen Antheil am Kollektivprodukt fortwährend vom Unternehmer konfiscirt wird, stets im Rückstand bleibt, während der

Kapitalist stets im Gewinn ist; daß der Handel, der Austausch wesentlich gleicher Werthe, nur noch in der Kunst besteht, zu drei Franken zu kaufen, was sechs werth ist, und zu sechs Franken zu verkaufen, was drei werth ist; und daß die Staatsökonomie, welche diesen Zustand vertheidigt und preist, die Theorie des Diebstahls ist, wie das Eigenthum, dessen Ansehn einen solchen Zustand der Dinge erhält, die Religion der Gewalt ist. Es ist gerecht, sagte neulich Herr Blanqui in der Akademie der moralischen Wissenschaften in einer Rede über die Verbindungen, daß die Arbeit an den Reichthümern, welche sie hervorbringt, Antheil habe. Wenn sie also nicht Theil hat, so ist das ungerecht; und wenn es ungerecht ist, so ist es Spitzbüberei und die Eigenthümer sind Spitzbuben. Sprecht doch klar, Oekonomen! . . . .

Die Gerechtigkeit ist also, wenn man die negative Gemeinschaft verläßt, welche von den alten Dichtern das goldene Zeitalter genannt wurde, das Recht der Gewalt. In einer Gesellschaft, die erst zur Organisation geboren ist, erweckt die Ungleichheit der Fähigkeiten die Idee des Werthes; diese führt zur Idee des Verhältnisses zwischen dem Verdienst und dem Glück; und da das erste und einzige Verdienst, das man noch kennt, die Gewalt ist, so ist der Stärkste *ἀριστος* (der Superlativ von *ἀρης*, stark, Eigenname des Kriegsgottes) der Verdienstvollste, der Beste, *ἀριστος*, und hat das Recht auf den größten Antheil; und wenn ihm dieser Antheil verweigert wird, so bemächtigt er sich seiner ganz natürlich. Von hier bis dahin, sich das Eigenthumsrecht auf alle Dinge anzumaßen, ist nur ein Schritt.

Dies war das heroische Recht, welches wenigstens im Gedächtniß bei den Griechen und Römern bis in die letzten Zeiten ihrer Republiken bewahrt wurde. Plato führt im Gorgias einen gewissen Kallikles ein, welcher durch Scheingründe das Recht der Gewalt vertheidigt und welchen Sokrates, der Vertheidiger der Gleichheit *τοῦ ἴσου*, mit mehr Beredtsamkeit, als Logik, widerlegt. Man erzählt vom großen Pompejus, daß er leicht erröthete, und daß ihm eines Tages doch folgende Worte entfuhren: Ich soll die Gesetze achten, während ich die Waffen trage! Dieser Zug zeichnet den Mann, in welchem Ehrgeiz und Gewissen kämpfen, und der

seine Leidenschaft durch einen heroischen Ausspruch, durch ein Diebssprichwort zu rechtfertigen sucht.

Auf das Recht der Gewalt folgte das Recht der List, welches nur eine Entwürdigung des ersten und ein neuer Ausdruck der Gerechtigkeit war: ein Recht, welches die Herren verabscheuten, welche dabei nicht glänzten und zuviel dabei verloren. Die bekannte Geschichte von Oedipus und der Sphinx ist eine Anspielung auf dieses Recht der Verschmitztheit, nach dem der Sieger, eben so wie im Kriege, Herr über das Leben des Besiegten war. Die Gewandtheit, einen Nebenbuhler durch hinterlistige Vorschläge zu täuschen, schien ebenfalls einer Belohnung werth zu sein; aber durch eine Reaktion, welche schon das wahre Gefühl für Gerechtigkeit verrieth, die aber doch eine Inkonsequenz war, rühmten die Starken stets die Ehrlichkeit und die Einfalt, während die Klugen die Starken verachteten und sie roh und barbarisch nannten.

Zu dieser Zeit war die Achtung vor dem Wort und die Hütung des Eides noch mehr von einer buchstäblichen Strenge, als logisch: Uti lingua nuncupavit, ita jus esto, wie die Zunge gesprochen hat, so soll das Recht sein, sagt das Zwölftafelgesetz. Die erst entstehende Vernunft hält sich weniger an den Inhalt, als an die Form, sie fühlt instinktmäßig, daß die Form, die Methode es ist, welche ihre ganze Gewißheit ausmacht. Die List, oder besser gesagt, die Treulosigkeit, bildete fast die ganze Politik des alten Roms. Unter anderen Beispielen führt Vico folgendes auch von Montesquieu erwähnte an: Die Römer hatten den Karthagern die Erhaltung ihrer Güter und ihrer S t a d t zugesichert und gebrauchten absichtlich das Wort civitas, welches die Gesellschaft, den Staat bedeutet. Die Karthager dagegen, welche die materielle Stadt, urbs, verstanden hatten, machten sich daran, ihre Wälle wieder aufzuführen und wurden von den Römern wegen eines Bruches des Vertrags angegriffen, welche, hierin dem heroischen Rechte folgend, keinen ungerechten Krieg zu führen glaubten, nachdem sie ihre Feinde durch eine Zweideutigkeit hintergangen hatten. Die moderne Diplomatie hat an diesen alten Gewohnheiten Nichts geändert.

Im Diebstahle, wie ihn das Gesetz verbietet, werden Gewalt und List ohne Zuthaten angewandt. Im erlaubten Diebstahle mas-

kiren sie sich hinter irgend einem Nutzen, dessen sie sich als Werkzeug bedienen, um ihr Opfer auszuplündern.

Die direkte Zuflucht zur Gewalt und Gaunerei ist früh und einstimmig verworfen worden; es ist der Vertrag der Völker, der Gewalt zu entsagen, welcher die Civilisation bildet und auszeichnet. Noch ist es keiner Nation gelungen, sich von dem in der Arbeit, im Talent und im Besitz versteckten Diebstahl zu befreien.

Das Recht der Gewalt und das Recht der List, von den Sängern in der Iliade und Odyssee gefeiert, beseelte die griechischen Republiken und erfüllte die römischen Gesetze mit seinem Geiste, aus denen es in unsere Sitten und Gesetzbücher übergegangen. Das Christenthum hat Nichts daran geändert; das Christenthum, welches sich von Anfang an als Religion, als feindlich gegen die Philosophie und als Verächter der Wissenschaft gesetzt hatte, ermangelte nicht, Alles das in sich aufzunehmen, was religiösen Wesens war. So sammelte das Christenthum, nachdem es im Matthäus und Paulus Gleichheit und gesunden Verstand bewiesen, nach und nach alle Arten des Aberglaubens um sich her, welche es früher verdammt hatte: den Polytheismus, den Dualismus, den Trinitarismus, die Magie, die Nekromantik, die Hierarchie, die Monarchie, das Eigenthum, alle Religionen und Scheußlichkeiten der Erde.

Die Unwissenheit der Päpste und Koncile in Allem, was die Moral betrifft, kam der Unwissenheit des Forums und der Prätoren gleich; und diese Unwissenheit über die Gesellschaft und das Recht hat die Kirche zu Grunde gerichtet und ihren Unterricht für immer geschändet. Uebrigens war der Abfall allgemein; alle häßlichen Sekten haben das Gebot Christi verkannt, alle haben in der Moral geirrt, weil sie in der Lehre irrten: alle sind böser Vorsätze, voll Ungerechtigkeit und Mord, schuldig. Diese Kirche, welche sich unfehlbar genannt hat und ihren Schatz nicht bewahren konnte, muß die Gesellschaft um Verzeihung bitten; ihre vorgeblich reformirten Schwestern müssen sich demüthigen ....; und das enttäuschte, aber gnädige Volk wird Nachsicht haben.

So bildet sich das Eigenthum, das Recht der Uebereinkunft, eben so verschieden von der Gerechtigkeit, als der Eklekticismus von

der Wahrheit und der Werth vom Marktpreise verschieden ist, durch eine Reihe von Schwankungen zwischen den beiden Extremen der Ungerechtigkeit, der rohen Gewalt und der treulosen List, zwischen welchen die Streitenden stets durch eine Uebereinkunft stehen bleiben. Aber die Gerechtigkeit kommt hinter dem Vertrage her; der Vertrag muß früher oder später wirklich werden; das wahre Recht entwickelt sich unaufhörlich aus dem sophistischen und willkürlichen Rechte; die Reform wird durch den Kampf der Intelligenz und der Gewalt bewerkstelligt; und diese ungeheure Bewegung, deren Ausgangspunkt in der Dunkelheit des Zustandes der Wildheit liegt, und welche an dem Tage endigt, wo die Gesellschaft sich zur synthetischen Idee des Besitzes und des Werthes erhebt; und diese Gesammtheit von Umwandlungen und Umwälzungen, welche aus Instinkt vollbracht werden, und welche ihre wissenschaftliche und definitive Lösung sucht, nenne ich die Religion des Eigenthums.

Wenn aber das Eigenthum, als unmittelbar und progressiv, eine Religion ist, so ist es, wie Monarchie und Priesterthum, göttlichen Rechts. Auf dieselbe Weise ist die Ungleichheit der Lebenslagen und des Vermögens, das Elend göttlichen Rechts; der Meineid, der Diebstahl sind göttliche Einrichtungen; die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ist die Affirmation, was sage ich, die Kundgebung Gottes. Die wahren Gottgläubigen sind die Eigenthümer; die Vertheidiger des Eigenthums sind alle gottesfürchtige Menschen; die Verurtheilungen zum Tode und zur Kette, welche sie an einander in Folge ihrer Mißverständnisse über das Eigenthum vollstrecken, sind Menschenopfer, welche dem Gott der Gewalt dargebracht werden. Diejenigen dagegen, welche mit Jesus Christus und Paulus das nahe Ende des Eigenthums verkünden und die Abschaffung desselben verlangen, welche über Konsumtion, Produktion und Vertheilung der Reichthümer Reden halten, sind die Anarchisten und Atheisten; und die Gesellschaft, welche sichtbar auf die Gleichheit und Wissenschaft losschreitet, die Gesellschaft ist die unaufhörliche Negation Gottes.

Beweis der Gotteshypothese durch das Eigenthum und Nothwendigkeit des Atheismus zur physischen, moralischen und geistigen Vervollkommnung des Menschen ist die sonderbare Frage, die uns

noch zu lösen übrig bleibt. Wenige Worte werden hinreichen: die Thatsachen sind bekannt, unser Beweis ist fertig.

Die herrschende Idee des Jahrhunderts, die heutzutage verbreitetste und verbürgteste Idee ist die Idee des **Fortschrittes**. Seit Lessing spielt der zur Grundlage des socialen Glaubens gewordene Fortschritt in den Geistern dieselbe Rolle, als früher die Offenbarung, welche er nicht, wie man meint, leugnet, sondern nur übersetzt. Das lateinische revelatio, so wie das griechische *ἀποκαλυψις*, bedeutet wörtlich Aufrollung, Fortschritt; aber das religiöse Alterthum sah diese Aufrollung in einer Geschichte, welche Gott selbst vor dem Ereigniß erzählte, während die philosophische Vernunft der Modernen sie in der Aufeinanderfolge der vollbrachten Thatsachen sieht. Die Prophetie ist nicht der Gegensatz, sie ist die Mythe der Philosophie der Geschichte.

Die Entwickelung der Menschheit, das ist also, doch mit einem immer mehr erweiterten Bewußtsein, unsere tiefste und umfassendste Idee: Entwickelung der Sprache und Gesetze; Entwickelung der Religionen und Philosophien; die ökonomische und industrielle Entwickelung; Entwickelung der Gerechtigkeit durch die Gewalt, die List und Uebereinkünfte; Entwickelung der Wissenschaften und Künste. Und das Christenthum, welches alle Religion umfaßt, welches sich jeder Philosophie entgegensetzt, welches sich auf der einen Seite auf die Offenbarung, auf der anderen Seite auf die Buße stützt, d. h. welches an die Erziehung des Menschen durch die Vernunft und die Erfahrung glaubt, das Christenthum ist in seiner Gesammtheit die Symbolisirung des Fortschritts.

Dieser erhabenen, fruchtbaren und höchst vernünftigen Idee des Fortschritts gegenüber beharrt noch eine andere Idee und scheint sich noch einmal neu zu beleben, diese Idee, riesenhaft, räthselvoll, für unsere Gedankenwerkzeuge undurchdringlich, wie die Tiefen des Firmaments für das Teleskop, es ist die Idee Gottes.

Was ist Gott?

Gott ist nach der Voraussetzung das Ewige, das Allmächtige, das Unfehlbare, das Unveränderliche, das Naturnothwendige, kurz das Unendliche in allen Fähigkeiten, Eigenschaften und Aeußerungen. Gott ist das Wesen, in welchem der Geist und die Thätigkeit, auf

eine unendliche Potenz erhoben, mit der Nothwendigkeit selbst adäquat und identisch werden: Summa lex, summa libertas, summa necessitas. Gott ist also wesentlich antiprogressiv und antiprovidentiell: dictum, factum, das ist sein Wahlspruch, sein einziges und alleiniges Gesetz; und wie in ihm die Ewigkeit die Vorsehung ausschließt, eben so schließt die Unfehlbarkeit das Wahrnehmen des Irrthums aus und folglich auch die Wahrnehmung des Uebels: heilig in allen seinen Werken, sanctus in omnibus operibus suis. Aber Gott erlangt durch seine Eigenschaft der Unendlichkeit in jedem Sinne eine eigene Besonderheit, folglich eine Daseinsmöglichkeit, welche aus seinem Gegensatz zum endlichen, progressiven und providentiellen Wesen hervorgeht, welches ihn als seinen Widerpart begreift. Gott ist mit einem Worte, da er in seinem Wesen nichts Kontradiktorisches hat, möglich, und man kann diese unwillkürliche Hypothese unserer Vernunft prüfen.

Alle diese Begriffe sind uns durch die Analyse des menschlichen Wesens geliefert worden, das wir in seiner sittlichen und geistigen Bildung betrachtet haben; sie haben sich in Folge einer unabweisbaren Dialektik als das nothwendige Postulat unserer unbestimmten Natur und unserer Verrichtungen auf Erden gezeigt.

Später wurde Das, was wir Anfangs nur als eine einfache Möglichkeit des Daseins begriffen hatten, durch die Theorie des unauflösbaren Dualismus und der Progression der Wesen zu der Höhe einer Wahrscheinlichkeit erhoben. Wir haben konstatirt, daß die jetzt für die Wissenschaft ausgemachte Thatsache einer progressiven Schöpfung, welche sich über einer dualistischen Substanz entwickelt und deren Grund und letztes Glied uns schon gegeben sind, in seinem Anfange eine andere Thatsache voraussetzte, nämlich eine an Unmittelbarkeit, Macht und Gewißheit unendliche Wesenheit, deren sämmtliche Eigenschaften folglich die umgekehrten von denen des Menschen wären.

Es bleibt also übrig, diese wahrscheinliche Thatsache, diese Existenz sine qua non, welche die Gesellschaft fordert und die Beobachtung voraussetzt, die aber noch Nichts beweist und die jemals zu begreifen uns in allen Fällen durch ihre Unendlichkeit und Einsam-

keit die Hoffnung geraubt wird, an den Tag zu bringen. Es bleibt übrig, das Unbeweisbare zu beweisen, das Undurchdringliche zu durchdringen, kurz, das Unendliche dem Blick des sterblichen Menschen zu zeigen.

Diese auf den ersten Anblick unlösbare Frage, welche sich in ihren Gliedern widerspricht, reducirt sich, wenn man sich die Mühe gibt, darüber nachzudenken, auf folgende Aufgabe, in welcher jeder Widerspruch verschwindet: Es soll zwischen der Nothwendigkeit und dem Fortschritt eine Ausgleichung getroffen werden, so daß die unendliche Existenz und die progressive Existenz, einander adäquat, aber nicht identisch, das Umgekehrte von einander, einander durchdringen, aber nicht sich vermischen, sich gegenseitig zum Ausdruck und Gesetz dienen, und uns nun, eben so wie Geist und Materie, welche dieselben bilden, aber in anderer Dimension, als die beiden unzertrennlichen und nicht aufzulösenden Seiten des Wesens erscheinen.

Man hat gesehen und wir haben uns mehrmals erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß in der socialen Wissenschaft die Ideen alle gleich ewig und entwickelungsvoll, einfach und zusammengesetzt, aphoristisch und untergeordnet sind. Für einen transcendenten Geist gibt es in dem ökonomischen System weder ein Princip, noch eine Konsequenz, noch einen Beweis, noch eine Deduktion: die Wahrheit ist Eine und identisch, ohne Bedingung eines Zusammenhangs, weil sie überall unter einer unendlichen Menge von Gesichtspunkten und in einer unendlichen Menge von Theorien und Systemen Wahrheit ist. Die Reihe der Lehrsätze äußert sich allein durch die didaktische Auseinandersetzung. Die Gesellschaft gleicht einem Gelehrten, welcher die Wissenschaft in seinem Hirne wohnen ließe, sie in ihrer Gesammtheit umfaßte, sie ohne Anfang und Ende begriffe, sie gleichzeitig und in allen ihren Theilen unterschieden erfaßte und in jeder die gleiche Gewißheit und Priorität entdeckte. Will aber dieser selbe Mensch die Wissenschaft hervorbringen, so ist er gezwungen, sie in Worten, Sätzen und Abhandlungen in einer Aufeinanderfolge abzuwickeln, d. h. das wie eine Progression darzustellen, was ihm als ein untheilbares Ganze erscheint.

So sind die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Mein und Dein, von Verdienst und Nichtverdienst, von Kredit und Debet, von Herr und Diener, von Verhältniß, Werth, Konkurrenz, Monopol, Steuer, Tausch, Theilung der Arbeit, Maschinen, Zöllen, Rente, Erbschaft u. s. w., alle Kategorien, alle Gegensätze, alle vom Anfang der Welt im ökonomischen Wörterbuch genannten Synthesen in der Vernunft gleichzeitig. Und doch müssen diese Ideen, um eine Wissenschaft zu bilden, die uns zugänglich ist, nach einer Theorie aufgestellt werden, welche sie uns zeigt, als ob sie sich aus einander erzeugten, und die ihren Anfang, ihre Mitte und ihr Ende hat. Um in die menschliche Praxis einzutreten und sich wirklich zu realisiren, müssen sich dieselben Ideen in einer Reihe von schwankenden Institutionen setzen, welche von tausend unvorhergesehenen Zufällen und langem Umhertappen begleitet sind. Mit einem Wort, so wie es in der Wissenschaft absolute und transcendentale Wahrheit und theoretische Wahrheit gibt, eben so gibt es in der Gesellschaft zugleich Nothwendigkeit und Vorsehung, Unmittelbarkeit und Reflektion, und während die zweite dieser Mächte fortwährend die erste zu verdrängen strebt, verrichtet sie in Wahrheit immer nur dasselbe Werk.

Die Nothwendigkeit ist also eine Form des Wesens und der Idee, der Fortschritt, die Herleitung einer anderen Form.

Aber Nothwendigkeit, Fortschritt sind Abstraktionen der Sprache, welche die Natur nicht kennt, in der Alles wirklich ist, oder nicht ist. Es ist also in der Menschheit das nothwendige Wesen und das progressive Wesen vorhanden, die unzertrennlich, aber unterschieden sind, entgegengesetzt, voll Widerstreit, aber für immer unlösbar von einander.

So weit wir Geschöpfe sind, die mit einer unreflektirten und unwillkürlichen Unmittelbarkeit begabt und den Gesetzen eines physischen und socialen Organismus unterworfen sind, der von aller Ewigkeit her geregelt, in seinen Gliedern unwandelbar, in seiner Gesammtheit unwiderstehlich ist und sich durch Entwickelung und Wachsthum erfüllt und verwirklicht; so weit wir leben, wachsen und sterben, arbeiten, tauschen, lieben u. s. w., sind wir das nothwendige Wesen, in quo vivimus, movemur et sumus. Wir sind seine

Substanz, seine Seele, sein Leib, sein Gesicht, auf dieselbe Art und nicht weniger und nicht mehr, als die Thiere, Pflanzen und Steine.

Aber so weit wir handeln, nachdenken, lernen und nach einer Konsequenz handeln; so weit wir uns die Natur unterwerfen und die Herren unserer selbst werden, sind wir das progressive Wesen, sind wir Menschen. Gott, natura naturans, ist die Grundlage, die ewige Substanz der Gesellschaft; und die Gesellschaft, natura naturata, ist das nothwendige Wesen in ewiger Entlassung seiner selbst. Die Physiologie stellt, obgleich unvollkommen, diese Dualität in ihrer so bekannten Unterscheidung des organischen Lebens und des Lebens der Relation dar. Gott existirt nicht allein in der Gesellschaft, er ist in der ganzen Natur: aber blos in der Gesellschaft wird Gott durch seinen Gegensatz zum progressiven Wesen wahrgenommen; die Gesellschaft, der Mensch, läßt durch seine Entwickelung den ursprünglichen Pantheismus aufhören, und deshalb verliert der Naturforscher, welcher sich ganz und gar in die Physiologie und die Materie versenkt, ohne je weder die Gesellschaft noch den Menschen zu studiren, nach und nach das Gefühl für die Gottheit. Für ihn ist Alles Gott, d. h. er hat keinen Gott.

Gott und der Mensch, von Natur verschieden, unterscheiden sich also durch ihre Ideen und ihre Thaten, kurz durch ihre Sprache.

Die Welt ist das Bewußtsein Gottes. Die Ideen oder Thatsachen des Bewußtseins sind in Gott die Attraktion, die Bewegung, das Leben, die Zahl, das Maaß, die Einheit, der Gegensatz, die Progression, die Reihe, das Gleichgewicht: und alle diese Ideen als ewig, gewußte und producirte, folglich ohne Aufeinanderfolge, ohne Voraussicht oder Irrthum. Die Sprache Gottes, die Zeichen seiner Ideen sind alle Wesen und ihre Erscheinungen.

Die Ideen oder Thatsachen des Bewußtseins beim Menschen sind die Auffassung, die Vergleichung, die Erinnerung, das Urtheil, der Schluß, die Vorstellung, die Zeit, der Raum, die Kausalität, das Schöne und Erhabene, die Liebe und der Haß, der Schmerz und die Lust. Diese Ideen producirt der Mensch nach Außen hin durch besondere Zeichen: Sprachen, Industrie, Ackerbau, Wissenschaften

und Künste, Religionen, Philosophien, Gesetze, Regierungen, Kriege, Eroberungen, Freuden- und Trauerfeste, Revolutionen, Fortschritte.

Die Ideen Gottes gehören auch dem Menschen zu, welcher, wie die Natur, von Gott kommt; welcher eben nur das Bewußtsein der Natur ist; welcher die Ideen Gottes zu den Principien und Materialien aller der seinigen macht, und die göttliche Substanz fortwährend in sein Wesen verwandelt und sie sich aneignet. Aber die Ideen des Menschen sind Gott fremd, welcher unsern Fortschritt nicht begreift, und für welchen alle Produkte unserer Vorstellung Monstra und Nichtigkeiten sind. Deshalb redet der Mensch die Sprache Gottes wie seine eigene, während Gott durchaus die Sprache des Menschen nicht reden kann, und kein Verkehr und kein Vertrag unter ihnen möglich ist. Deshalb bleibt Alles, was in der Menschheit von Gott kommt, bei Gott stehen, oder kehrt zu Gott zurück, ist dem Menschen feindlich, seiner Entwickelung und Vervollkommnung schädlich.

Gott schafft die Welt, vertreibt gewissermaaßen den Menschen aus seinem Schoße, weil er unendliche Macht ist und weil es sein Wesen ist, ewig den Fortschritt zu erzeugen: pater ab aevo se videns parem sibi gignit natum, sagt die katholische Theologie. Gott und der Mensch sind einander also nothwendig, und einer von beiden kann nicht negirt werden, ohne daß zugleich der andere verschwindet. Was würde der Fortschritt ohne ein absolutes und wandelbares Gesetz sein? Was würde die Nothwendigkeit sein, wenn sie sich nicht nach Außen entfaltete? Nehmen wir, was eine Unmöglichkeit ist, an, daß die Thätigkeit in Gott plötzlich aufhöre: so kehrt die Schöpfung in ihre chaotische Existenz zurück; sie wird wieder zum Zustand der formlosen Materie, des Geistes ohne Begriffe und der unverständlichen Nothwendigkeit. Sobald Gott aufhört, thätig zu sein, so ist Gott nicht mehr.

Aber Gott und der Mensch sind trotz der Nothwendigkeit, welche sie an einander kettet, unversöhnbar: das, was die Morallehrer mit einer frommen Verleumdung den Krieg des Menschen mit sich selbst genannt, der im Grunde nur der Krieg des Menschen wider Gott, der Krieg der Reflektion wider den Instinkt, der Krieg der vorbereitenden wählenden und zaudernden Vernunft gegen die stürmische und

zwingende Leidenschaft ist, das ist der unwiderlegbare Beweis dafür. Die Existenz Gottes und des Menschen ist durch ihren ewigen Widerstreit bewiesen: dies erklärt den Widerspruch der Kulte, welche Gott bald anflehen, den Menschen zu schonen, ihn nicht der Versuchung zu überlassen, wie Phädra die Venus beschwört, die Liebe zum Hippolyt aus ihrem Herzen zu reißen; bald Gott um Weisheit und Einsicht bitten, wie der Sohn Davids, als er den Thron bestieg, und wie wir noch in unsern Heiligengeistmessen thun. Dies erklärt endlich die meisten Bürger- und Religionskriege, die Verfolgung wider die Gedanken, den Fanatismus der Gewohnheiten, den Haß der Wissenschaft, den Abscheu vor dem Fortschritt, die Hauptursachen aller Uebel, welche unsere Gesellschaft treffen.

Der Mensch kann, so weit er Mensch ist, nie sich im Widerspruch mit sich selbst befinden; er fühlt die Störungen und die Zerrissenheit nur durch den Widerstand Gottes, welcher in ihm ist. Im Menschen vereinigen sich alle Unmittelbarkeiten der Natur, alle Antriebe des nothwendigen Wesens, alle Götter und Teufel des Weltalls. Um diese Mächte zu unterwerfen, um diese Anarchie in Ordnung zu erhalten, besitzt der Mensch nur seine Vernunft, seinen progressiven Gedanken: und dies bildet das erhabene Drama, dessen Entwickelungen in ihrer Gesammtheit den letzten Grund aller Existenzen ausmachen. Die Bestimmung der Natur und des Menschen ist die Metamorphose Gottes: aber Gott ist unerschöpflich und unser Kampf ewig.

Staunen wir also nicht darüber, wenn Alles, was Mysticismus und Religion betreibt, Alles, was Gott wieder zu Ehren bringen will oder sich auf Gott beruft, Alles, was zur ursprünglichen Unwissenheit zurückzuschreiten strebt, Alles, was die Befriedigung des Fleisches und den Kultus der Leidenschaften predigt, als Anhänger des Eigenthums, als Feind der Gleichheit und Gerechtigkeit sich zeigt. Wir stehen an dem Vorabend einer Schlacht, wo alle Feinde des Menschen sich wider ihn verschworen haben werden, die Sinne, das Herz, die Phantasie, der Stolz, die Trägheit, der Zweifel: Astiterunt reges terrae adversus Christum! . . . . Die Sache des Eigenthums ist die Sache der Dynastien und der Priesterschaften, der Demagogie und des Sophismus, der Unproduktiven und Parasiten.

Man wird keine Heuchelei, keine Verführung sparen, um es zu vertheidigen. Um das Volk zu gewinnen, wird man damit beginnen, mit seiner Noth Erbarmen zu haben; man wird in ihm Liebe und Wahrheit, Alles, was den Muth erschlaffen und den Willen beugen kann, erwecken; man wird seinen glücklichen Instinkt über die philosophische Reflektion und die Wissenschaft erheben. Dann wird man ihm seinen Nationalruhm vorpredigen, man wird seinen Patriotismus erhitzen; man wird zu ihm von seinen großen Männern reden, und nach und nach wird man an die Stelle des Kultus der stets geächteten Vernunft den Kultus der Ausbeuter, den Götzendienst der Aristokraten setzen.

Denn das Volk will, wie die Natur, gern seine Ideen realisiren: es zieht die persönlichen Fragen den theoretischen Fragen vor. Wenn es sich gegen Ferdinand empört, so geschieht es, um Masaniello zu gehorchen. Es braucht einen Lafayette, einen Mirabeau, einen Napoleon, einen Halbgott. Es wird sein Heil nicht aus den Händen eines Kommis annehmen, es müßte ihn denn als General angezogen haben. Man sehe nur, wie der Kultus der Götzenbilder gedeiht! Seht die Fanatiker für Fourier und den guten Ikarus, für diese großen Männer, welche die Gesellschaft organisiren wollen und niemals eine Küche haben einrichten können; seht die Demokraten, welche die Größe und die Tugend in einem Erfolg auf der Tribune bestehen lassen und stets bereit sind, auf den Ruf eines Demosthenes, welcher am Abend vorher das Gold des Philipp empfangen hat und sein Schild in der Schlacht zuerst wegwirft, an den Rhein eilen wie die Athener nach Chäronea.

Um Ideen, um Principien, um das Begreifen der vollbrachten Thatsachen kümmert sich Niemand: es scheint, als ob wir schon zu viel an der alten Weisheit hätten. Die Demokratie ist bis zu Rousseau gekommen; die Dynastiker und Legitimisten träumen von Ludwig XIV.; die Bourgeois gehen zurück bis auf Ludwig den Dicken; die Priester stehen erst bei Gregor VII. still und die Socialisten bei Jesus: wer am Weitesten rückwärts geht, gewinnt. In dieser allgemeinen Ermattung ist das Studium nur noch, wie die Stückarbeit, eine Manier, sich abzustumpfen; die Kritik reducirt sich auf abgeschmackte Possenreißereien, alle Philosophie erstirbt.

Haben wir dies nicht vor einigen Monaten gesehen, als, um

nur dies eine Beispiel anzuführen, ein Gelehrter, ein Freund des Volks, dessen Gewerbe ist, die Geschichte und den Fortschritt zu lehren, mitten in einer Sündflut von elegischen und dithyrambischen Phrasen über die sociale Frage nur folgendes erbärmliche Urtheil auszusprechen wußte:

„Was den Kommunismus betrifft, so genügt ein Wort. Das letzte Land, wo das Eigenthum abgeschafft werden wird, ist gerade Frankreich. Wenn, wie Einer aus dieser Schule sagte, das Eigenthum der Diebstahl ist, so gibt es hier fünfundzwanzig Millionen Eigenthümer, welche morgen ihren Besitz nicht gleich aufgeben werden."

Der Verfasser dieser Spötterei ist Herr Michelet, Professor am Collége de France, Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften; und der Eine, auf den er anspielt, bin ich. Herr Michelet konnte meinen Namen nennen, ohne daß ich zu erröthen brauchte: die Erklärung des Eigenthums ist die meinige, und mein ganzer Ehrgeiz besteht darin, zu beweisen, daß ich ihren Sinn und ihren Umfang begriffen habe. Das Eigenthum ist der Diebstahl! in tausend Jahren geschehen nicht zwei Aussprüche wie dieser. Ich habe kein anderes Gut auf Erden als diese Erklärung des Eigenthums, aber ich halte sie für kostbarer als die Millionen der Rothschilde und ich wage zu sagen, daß sie das bedeutendste Ereigniß unter der Regierung Ludwig Philipps sein wird.

Wer hat denn aber Herrn Michelet gesagt, daß die Negation des Eigenthums nothwendig den Kommunismus in sich schließt? Woher weiß er, daß Frankreich das letzte Land in der Welt ist, wo das Eigenthum abgeschafft werden wird? Warum hat er statt fünfundzwanzig Millionen Eigenthümer nicht gesagt vierunddreißig? Wo hat er gesehen, daß wir die Personen beschuldigten, wie wir die Institutionen beschuldigen? Und wenn er hinzufügt, daß die fünfundzwanzig Millionen Eigenthümer, welche Frankreich besitzen, sich nicht gleich morgen ihres Besitzes begeben werden, wer gibt ihm denn das Recht anzunehmen, daß man hiezu ihre Einwilligung bedarf? Herr Michelet hat das Talent gehabt, in fünf Zeilen fünfmal absurd zu sein: er wollte ohne Zweifel die Prophezei-

hung wahr machen, welche ich früher gegen Alle ausgesprochen, die es noch wagen würden, das Eigenthum zu vertheidigen. Was soll man aber einem Menschen antworten, der nach vierzigjährigen Studien in der Geschichte dahin gelangt ist, dem neunzehnten Jahrhundert die Befreiung durch den Instinkt zu predigen? . . . Möge ein Anderer mit Herrn Michelet streiten: was mich betrifft, so verweise ich ihn auf die Chronologie.

Zwölftes Kapitel.

Neunte Epoche: Die Gemeinschaft.

An meinen Freund Villegardelle, den Kommunisten.

Mein lieber Villegardelle,

Ich habe Ihre beiden letzten Werke, jedes zu seiner Zeit, erhalten, ich danke Ihnen dafür.

Ich habe die „**Uebereinstimmung der Interessen**“ mit dem Genuß gelesen, den mir Ihre Gewandtheit des Geistes, Ihr lebendiger und leichter Gedankengang und ihr immer skeptischer und schalkhafter Ausdruck verschaffen mußten. Was in der That soll man in einer kommunistischen Schrift suchen, wenn nicht die Phantasie und das Talent des Verfassers? ....

Was mir in der „**Geschichte der socialen Ideen**“ aufgefallen, ist der Nebentitel: „Die modernen Socialisten von ihren Vorläufern, den alten Denkern und Philosophen übertroffen.“ Ich finde hierin, ich gestehe es Ihnen, viel weniger Bosheit, als Naivetät. Das ist eine schöne Empfehlung für unsere Sache, ich bitte Sie, einem Publikum, das voller Fortschrittsideen ist, zu sagen, daß die Erfindung unter uns abnimmt in dem Maaß, als die Civilisation sich auf der Grundlage des Eigenthums entwickelt, und von den Dächern herabzurufen, was übrigens wahr ist, daß der Socialismus seit Plato und Pythagoras in Verfall ist! Und welche Vorbemerkung für den Leser an der Spitze eines

kommunistischen Werkes! Sie haben das Phalanstère besucht, lieber Villegardelle, und sind so wenig schlau! . . . .

Aber der Name **Nirgendheim**, den Sie im Allgemeinen allen Reformentwürfen geben, welche wider das Eigenthum ausgedacht worden sind, sagt mir sehr zu. Der Socialismus, der ewig gegen die Vernunft und die sociale Praxis protestirt, kann thatsächlich und rechtlich Nichts sein, und ist Nichts. Umgekehrt wie jene Hindernisse des freien Handels, über welche die Oekonomen mit der Zeit zu siegen hoffen, und die immer wiederkommen, kommt der Socialismus niemals. Es gibt für ihn keine bestimmte Stunde, er ist zu einer fortwährenden Vertagung verdammt. Ich wünsche Ihnen Glück, mein lieber Villegardelle, zu dieser glücklichen Entdeckung.

Ferner sagen Sie, und, nach meiner Meinung, mit sehr viel Recht, daß das Publikum alle Zweige des Socialismus auf den alten Stamm der Gemeinschaft zurückführt. Deshalb sind Sie selbst, nachdem sie das Nirgendheim Saint-Simon's und später das Fourier's untersucht hatten, weil sie fanden, daß diese Leute entweder nicht ehrlich waren, oder auf halbem Wege stehen blieben, Kommunist geworden. Wogegen haben sich in der That zu allen Zeiten die Reformatoren erhoben? gegen das Eigenthum. Die Negation des Eigenthums ist aber der Kommunismus. Der elendeste Ikarier kann, wie ein Aristoteles, zu dieser Folgerung gelangen, und Ihr gegenwärtiges Glaubensbekenntniß hängt ganz und gar von der Nothwendigkeit dieses Raisonnements ab.

Weshalb also, denken Sie ohne Zweifel, weshalb ahme ich, der ich so laut gegen das Eigenthum protestire, nicht Ihrem Beispiele nach? Und warum bin ich, trotz der entschiedensten Negation, noch immer der am Wenigsten vorgeschrittene unter den modernen Socialisten, welche alle noch nicht so weit sind, als die Alten? Das Eigenthum zertrümmern, das war schön, erhaben; nachher aber im Namen ich weiß nicht welcher Metaphysik die Gemeinschaft zurückweisen, ist es möglich, inkonsequenter zu sein? Seit sechs Jahren beharre ich auf dieser zweideutigen Erklärung: was habe ich dem bestürzten und mißtrauischen Socialismus zu erwidern?

Ich danke Ihnen, mein lieber Villegardelle, daß Sie es laut

anerkannt haben, wie ich gegen den Kommunismus keine Verbindlichkeit habe. Meine Rechtfertigung wird dadurch um so leichter werden, als ich alle Elemente dazu in Ihren Werken finde. Sie sagen selbst: Der Socialismus, oder die Gemeinschaft, verfällt fortwährend, verfällt, weil er ein Nirgendheim, d.h. Nichts ist. Der Socialismus entfernt sich in dem Maaße, als die Gesellschaft kommt und seine innersten Ideen bestätigt und verwirklicht und in der Erfahrung Platz nimmt; eben so wie sich das Eigenthum in dem Maaße modificirt, als der Gesetzgeber die Gesetze der Gerechtigkeit entdeckt und das reine Wesen der Menschheit sich kund gibt. Das haben der Socialismus und die Staatsökonomie nach einander konstatirt, und wir nehmen es Beide von dem einen und von der andern an.

Ich bin also, mein lieber Villegardelle, eben so wie Sie, Kommunist, aber nur in der Hypothese, und insofern ich das Eigenthum leugne. Ist das Eigenthum gestürzt, so handelt es sich darum, die kommunistische Hypothese wahr zu machen. Wenn ich nun finde, daß der Kommunismus, wie das Eigenthum, fortwährend in Verfall, utopistisch, d. h. gleich Nichts ist; daß er sich allemal, sobald er sich zu verwirklichen sucht, in eine Karrikatur des Eigenthums auflöst, bin ich gezwungen, um mit mir selbst in Uebereinstimmung und der Vernunft wie der Erfahrung treu zu bleiben, einen Schluß gegen die Gemeinschaft zu ziehen, wie ich früher gegen das Eigenthum gethan; und wenn ich heute der am Wenigsten Vorgeschrittene unter den Socialisten bin, so bin ich es darum, weil ich das Nirgendheim verlasse, während die Andern darin bleiben.

Kommt diese doppelte Negation vom Irrthum oder von der Chikane? Ich glaube fest, mein lieber Villegardelle, daß das Wesen der Gesellschaft auf diese Art beschaffen ist; und ich verzweifle nicht daran, Sie davon zu überzeugen, wenn Sie nur ein Wenig mit mir von der Erhabenheit der socialistischen Orakel zur praktischen Prüfung der Dinge herabsteigen wollen. Erinnern Sie sich nur, daß, wenn ich Ihnen meine Gründe auseinander setze, ich nicht meine Meinung vertheidige. Sie sind es selbst, dem ich erkläre, es ist der Titel Ihres Buches, den ich rechtfertige, es sind Ihre Andeutungen und bösen Nachreden, die ich mit Ihrem Glaubensbekenntnisse vereine. Wir leben auf zwei Lügen! . . . . Es ist merkwürdig, weil ich mich

mein Leben hindurch bemühe, diesen Widerspruch unserer Natur zu beweisen, klagt man mich des Widerspruchs an!

§. 1.

Die Gemeinschaft geht aus der Staatsökonomie hervor.

Das Erste, was mich über das kommunistische Nirgendheim stutzig machte, was aber die mehr oder weniger angegriffenen Anhänger desselben nicht ahnen, ist das, daß die Gemeinschaft eine Kategorie der Staatsökonomie, dieser angeblichen Wissenschaft ist, welche der Socialismus zu bekämpfen hat, und die ich die Beschreibung des Eigenthumsschlendrians genannt habe. Wie das Eigenthum das Monopol in zweiter Instanz ist, eben so ist die Gemeinschaft nichts Anderes, als eine Schwärmerei für den Staat, eine Verherrlichung der Polizei. Und eben so, wie der Staat in der fünften Epoche sich in Reaktion gegen das Monopol setzte, gerade so erscheint in der Phase, in welche wir gelangt sind, die Gemeinschaft, um dem Eigenthum Schach zu bieten.

Der Kommunismus reproducirt also, aber nach einem umgekehrten Plane, alle Widersprüche der Staatsökonomie. Sein Geheimniß besteht darin, in jeder der socialen Funktionen: Produktion, Tausch, Konsumtion, Erziehung, Familie, den Gesammtmenschen an die Stelle des Individuums zu setzen. Und da diese neue Entwickelungsstufe Nichts versöhnt und Nichts löst, läuft sie eben so nothwendig, als die vorhergehenden, auf Ungerechtigkeit und Noth hinaus.

Also ist die Bestimmung des Socialismus eine durchaus negative; das kommunistische Nirgendheim, aus der ökonomischen Voraussetzung des Staats hervorgegangen, ist das Gegenstück zu dem egoistischen Eigenthumsschlendrian! In dieser Hinsicht hat es noch einen gewissen Nutzen, das ist wahr: es dient der socialen Wissenschaft, wie der Philosophie der Gegensatz von **Nichts** und **Etwas** dient. Der Socialismus ist ein Wortgefecht; es wundert mich, daß die Oekonomen dies nicht bemerkt haben. Die Gemeinschaft gehört, wie die Konkurrenz, die Steuer, der Zoll, die Bank, in den Bereich der Staatsökonomie; auf dem Grunde der Theorien von der Theilung

der Arbeit, der Gesammtkraft, der allgemeinen Kosten, von den anonymen Gesellschaften und der Kommandite, von der Sparkasse und den Versicherungen, von den Circulations- und Kreditbanken u. s. w. u. s. w. ist die Gemeinschaft verborgen; die Gemeinschaft ist, mit einem Worte, überall, wie der Raum, und ist Nichts.

Alle diese socialen Nirgendheims, von der Atlantis Plato's bis auf das Ikarien Cabet's, geben, wenn man auf ihre innerste Bedeutung geht, nur jene Ersetzung der Antinomie durch eine andere Antinomie. Bei Allen ist das Verdienst, was die Erfindung betrifft, gleich null; die Ausschmückung ist nur eine unbedeutende Zuthat; und was den Verfall der Befähigung, ein Nirgendheim zu schaffen, betrifft, welchen Sie den Schriftstellern schuld geben, so kommt er allein von den Berichtigungen, welche ihnen die Erfahrung auferlegt, und die von ihrer Seite eben so viele Apostasien sind. Uebrigens sind diese Schriftsteller, deren Gesinnungen ich nicht verkenne, alle abgeschmackte Plagiatoren der Oekonomen, travestirte Eigenthümer, welche, während die Menschheit mühsam den Berg erklimmt, auf dem sie verklärt werden soll, den merkwürdigen Einfall haben, wieder herabzusteigen.

Und deshalb sollte ich Kommunist werden! Das hieße ja mich in die Chimäre stürzen, um der Unmöglichkeit zu entgehen und aus Furcht vor Loyola sich dem Cagliostro anschließen.

§. 2.

Erklärung dessen, was Eigen, und dessen, was Gemeinschaftlich ist.

Wenn sich jemals ein Mann ein Verdienst um den Kommunismus erworben hat, so ist es sicherlich der Verfasser des Buches, das im Jahre 1840 unter dem Titel erschien: Was ist das Eigenthum? Ein größerer Gegner des Eigenthums, als irgend wer, habe ich eher das Recht, als irgend wer, meine Ansicht über die Möglichkeit einer kommunistischen Organisation auszusprechen. Wir wollen uns über die Thatsachen und Ausdrücke verständigen und der Ordnung nach vorwärts gehen.

Es ist schade, mein lieber Villegardelle, daß ich in die zartesten

Fragen der Gesellschaft fortwährend die eckigen Formen der Metaphysik mischen muß; und dieser unbeholfene, scholastische Gang, welcher an eine gewisse Figur Molières erinnert, erscheint mir so lächerlich als Ihnen. Aber wie! während Ihr leicht erregter Geist die schnellsten Ideen im Fluge ergreift, besitze ich, zu meinem Unglück ein sehr träges Begriffsvermögen. Die Anschauung und die Unmittelbarkeit fehlen mir; ich besitze kein Improvisationsvermögen, und mein Geist kann ohne die Krücken der Logik keinen Schritt thun.

Die Sonne, die Luft und das Meer sind gemeinschaftlich: der Genuß dieser Gegenstände stellt den höchstmöglichen Grad des Kommunismus dar. Hier kann Niemand Grenzen ziehen, theilen und messen. Man hat nicht ohne Recht bemerkt, daß die Unermeßlichkeit des Raums, die unergründliche Tiefe, die fortwährende Veränderlichkeit, sie allein der Aneignung hat entziehen können. So groß und so mächtig ist die Gewalt jenes Instinktes, der uns zur Scheidung und zum Kriege treibt! Aus dieser ersten für die Wissenschaft sehr werthvollen Bemerkung geht hervor, daß Alles das Eigenthum ist, was begrenzt werden kann, Gemeinschaft Alles, was sich nicht begrenzen läßt! . . . Was kann nun der Ausgangspunkt des Kommunismus sein?

Die großen Arbeiten der Gesellschaft theilen diesen ökonomischen Charakter der Naturmächte. Der Gebrauch der Straßen, der öffentlichen Plätze, der Kirchen, Museen, Bibliotheken &c. ist gemeinschaftlich. Ihre Errichtungskosten sind gemeinschaftlich, obgleich die Vertheilung dieser Kosten weit davon entfernt ist, gleich zu sein, indem Jeder gerade in umgekehrtem Verhältnisse zu seinem Vermögen beiträgt. Woraus man sieht, was eine werthvolle sehr zu beachtende Sache ist, daß Gleichheit und Gemeinschaft nicht dasselbe sind! . . . Gewisse Oekonomen behaupten sogar, daß die Arbeiten zum öffentlichen Nutzen von der Privatindustrie ausgeführt werden müßten, die, nach ihrer Meinung, thätiger, fleißiger und weniger kostspielig wäre: indessen ist man über diesen Punkt noch nicht einverstanden. Was den Gebrauch der Gegenstände betrifft, so bleibt er unverändert gemeinschaftlich: niemals ist es Jemand eingefallen, daß diese Dinge angeeignet werden sollten.

Die Soldaten essen ihre Suppe gemeinschaftlich; das Fleisch

und Brot erhalten sie in Rationen und bekommen ihre eigene Equipirung, wofür jeder Einzelne für sich verantwortlich ist. Der Versammlungssaal und die Schlafstätte, das Exercitium und die Manöver sind ebenfalls gemeinschaftlich. Wenn einer von ihnen ein Geschenk von seiner Familie, einen Vorschuß von dem Unterhändler, der ihn verkauft hat, erhält, so ist er nicht verbunden, mit seinen Kameraden zu theilen. Das Soldatenleben, das einen ziemlich entschiedenen Kommunismus birgt, ist hier und dort mit gewissen Zügen der Aneignung vermischt. So kommen bei einem Restaurateur, wo hundert Gäste speisen, dieselben zwar in Berührung, sie bleiben aber vereinzelt. Daraus leite ich das andere Princip her, daß die Gemeinschaft, welche sich nur auf die Materie bezieht, keine Gemeinschaft ist. Um über den Kommunismus zu siegen, brauche ich mich nur im Geiste von Dem zu trennen, was mich umgibt: eine wichtige Thatsache, welche für die Zukunft des Nirgendheims ernste Besorgnisse entstehen läßt.

Das Klosterleben besaß einen tieferen Kommunismus. Hier war Alles, das Schlafzimmer, das Refektorium, das Gebet, die Arbeit, alle Güter, alle Erwerbungen und Errungenschaften gemeinsam. Nach einer oft angeführten Stelle der Apostelgeschichte und nach dem allgemeinen Geiste der klösterlichen Institutionen war der Gipfel der Vollkommenheit die vollständige Entsagung, die unbedingte Eigenthumslosigkeit. Man kann in den Lebensbeschreibungen der Väter der Wüste die Bußübungen nachlesen, denen sie sich unterzogen, um dieses Ideal zu erreichen. Durch einen bemerkenswerthen Widerspruch kamen aber gewisse Einführer der Gemeinschaft, wie der heilige Pachomius und der heilige Antonius, durch fortwährendes Grübeln über die gänzliche Entsagung von Allem dahin, die Brüder zu isoliren, d. h. aus der kommunistischen Resignation die Individualität wieder entstehen zu lassen. Hierdurch erhielten die so disciplinirten Brüder den Namen Mönche, oder Einsiedler. Eine neue, noch beunruhigendere Entdeckung: die Gemeinschaft grenzt an den Egoismus!

Die Ehe ist derjenige Zustand, welcher dem Kommunismus die meisten Anknüpfungspunkte liefert. Aber diese Geeignetheit der Ehe für ein gemeinschaftliches Leben hängt wesentlich von der Unterschei-

dung der Geschlechter ab, so daß die vollständige Identität weniger vortheilhaft für das System zu sein scheint. Bestätigt wird dies durch jene Art von Gemeinschaft, welche durch die Ehe hervorgerufen wird, und die man mit dem Namen Familie bezeichnet. Diese Gemeinschaft ist wesentlich gegen jeden Fremden ausschließend und duldet neben dem Manne, der Frau und den Kindern kaum die Eltern der Gatten: es ist dies zum Sprichwort geworden, daß die Liebe in absteigender Linie, nicht aber in aufsteigender vorhanden sei. So wäre die Gemeinschaft nur in einem gewissen Maaße anwendbar; weit entfernt, das bildende Princip der Gesellschaft zu sein, spielte sie nur eine untergeordnete Rolle; wenigstens bezeugt dies die Praxis und Theorie der Ehe. In Folge dieser Idee hat die Gesetzgebung in den Ehekontrakten den Punkt der Mitgift von der Gemeinschaft getrennt, und in dieser letzteren noch verschiedene einzelne Grade des Kommunismus festgestellt. Was ist nun das Maaß der Anwendbarkeit des Kommunismus? Dies muß man unbedingt wissen, und Niemand hat es sagen können.

Endlich hat die Ehe die Gelegenheit geliefert, die Gemeinschaft von der Association zu unterscheiden, so daß zwei Gatten, vollkommen vereint im Geist und Herzen, in ihren Gütern getrennt sein können, in Bezug auf Bett und Tisch Kommunisten, und in Bezug auf den Handel Associirte. Es handelt sich in diesem Augenblicke nicht darum, ob dies Alles regelrecht oder mißbräuchlich sei; uns kommt es darauf an, genau zu sehen, wie das sociale Leben, zwischen seinen beiden Extremen, dem Eigenthum und der Gemeinschaft, schwankend, nach einem dritten Gliede sucht, wie es scheint, welches eben so weit vom Socialismus, als von der Staatsökonomie entfernt ist.

In den Erziehungsanstalten für die beiden Geschlechter sind die Ruhe, die Arbeit, die Erholung gemeinschaftlich. Aber dies ist wichtiger als Alles, was wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, die Arbeit ist individuell; wäre sie nicht individuell, wäre die Erziehung Nichts.

Jedermann weiß, was die Vorlesung, d. h. der Unterricht in den Klöstern war. Um diesen Beruf zu erfüllen, genügte ein ein-

ziges Buch, ein einziger Vorleser. Indem nach dem System der Offenbarung der Glaube durch's Hören kommt, fides ex auditu, bleibt der Geist unthätig; der Unterricht ist im höchsten Grade gemeinschaftlich. Der Kommunismus drückt sich dann durch Stillschweigen aus. Der Vorsteher, das Organ des Gedankens von oben, spricht; der Neophyt hört und gehorcht. Die Vollkommenheit des religiösen Instituts besteht darin, dem Subjekt eine einförmige Lehre einzubläuen, sie ihm fortwährend in denselben Ausdrücken und Formen zu zeigen, seinen Geist, wenn sich zufällig eine Störung zeigen sollte, so zu leiten, daß er unveränderlich zu dem vorausbestimmten Schlusse gelangen muß. Diesen Geist der kommunistischen Disciplin hat man einfältigerweise den Jesuiten vorgeworfen, welche hierin die treuen Schüler der katholischen Ueberlieferung und die ängstlichen Bewahrer der Regel sind, die jeder Gemeinschaft, jeder Religion wesentlich ist.

Welcher Unterschied in unsern Schulen! Von der Primär- bis zur Normalschule übt man die Schüler fortwährend, **allein** zu arbeiten. Wenn man zuweilen Allen dieselbe Aufgabe gibt, so fordert man, daß sie Jeder *für sich* und im *Wettstreit* bearbeite; man sieht darauf, daß der junge Mann für sich denke; man zeigt ihm wohl den allgemeinen Schatz der Wissenschaft, man verlangt aber, daß er sich ihn *aneigne*; man regt die Erfindungskraft in ihm an; man fordert ihn gewissermaaßen zum Egoismus des Genies, zum Eigenthum der Meinungen heraus. Und jemehr seine bartlose Gelehrsamkeit *originelle*, persönliche, auffallende Formen gewinnt, um so mehr klatscht man seinen Erfolgen Beifall, um so mehr wünscht man sich Glück, einen Menschen producirt zu haben. Die Eltern und Lehrer sind erfreut, ihre Mühe nicht verloren zu haben, und man sagt von diesem Schüler, dessen übermüthige Ideen vielleicht eines Tages die Gemeinschaft umstürzen werden, er bezahle die Auslagen seiner Jugend. Wenn nun die Erziehung aus einer literarischen und wissenschaftlichen noch eine gewerbliche wird, so ist es klar, daß man durch diese Sucht, aus den jungen Leuten lauter Originale zu bilden, welche die Fähigkeit der Initiative und der Entdeckung besitzen, sich immer mehr vom kommunistischen Principe entfernt, und wir, statt brüderlich vereinter Arbeiter, zuletzt nur ehrgeizige Subjekte und un-

bändige Charaktere haben. Ich fordere die kommunistischen Denker zum Nachdenken über diese schreckliche Frage auf.

Je mehr wir in dieser schnellen Untersuchung vorwärts schreiten, um so mehr sehen wir, daß die Menschen in ihren politischen, religiösen, industriellen, militärischen und pädagogischen Einrichtungen die Principien des Eigenthums und der Gemeinschaft in sehr verschiedenen Verhältnissen zusammengemischt haben. Und dies Alles ist unmittelbar geschehen, bald aus Nothwendigkeit, bald aus Egoismus, bisweilen, möchte man sogar sagen, zufällig, wenigstens ohne wahrnehmbare Absicht.

So leben die Staatsdiener, welche ihren Lohn von der Gemeinschaft empfangen, jeder für sich, obgleich sie große Vortheile erhielten, wenn sie sich vereinigten. Das Leben im eignen Haushalt, so theuer und lästig es auch ist, wird von den Unproduktiven vorgezogen, obgleich sie mit ihren festen Gehalten ihre Ausgaben mit viel größerer Leichtigkeit zusammenlegen könnten, als die Industriellen, deren Einkommen so prekär und so ungleich ist. Vielleicht verständigen sich die Staatsdiener eines Tages, um ihre Konsumtion zu centralisiren. Bis dahin ist es gewiß, daß sie, wie Jedermann, eine Abneigung gegen das kommunistische Leben haben, und das Familienleben für das angenehmste von allen halten. Es kann dies die Wirkung eines entarteten und barbarischen Charakters, so wie die einer würdigen, edlen Gesinnung sein: ich lasse in diesen Beziehungen alle möglichen Vermuthungen zu, bis ich hinreichende Gründe finde, ein Urtheil zu fällen.

Der Mensch, den wir so eben in der Periode seiner Erziehung, in der Erfüllung seiner bürgerlichen und religiösen Pflichten, und in der Ausübung öffentlicher Verrichtungen als halben Kommunisten sehen, dieser Mensch wird in der Industrie, im Handel, im Ackerbau auf einmal Eigenthümer. Er producirt, tauscht und konsumirt auf durchaus private Art, und bewahrt nur sehr einzelne Beziehungen zur Gemeinschaft. Durch einen unwiderstehlichen Instinkt oder durch ein blendendes Vorurtheil, welches bis in die entferntesten Zeiten der Geschichte hinaufreicht, strebt jeder Arbeiter Unternehmer, jeder Geselle Meister zu werden, und träumt jeder Taglöhner von einem angenehmern Leben, wie früher jeder Bürgerliche adlig werden wollte.

Und bemerken Sie den Umstand, der eben so sehr Ihre Ungeduld, als mein Staunen erregen muß, daß Niemand mit dem Nachtheil der Bodenzerstückelung, dem Aufwand der Haushaltungen, der Unvollkommenheit der kleinen Industrie und den Gefahren der Vereinzelung unbekannt ist. Die Persönlichkeit ist stärker, als alle Vorstellungen; der Egoismus zieht die Chancen der Lotterie der Unterwerfung unter die Gemeinschaft vor, und lacht über die Theorien der Staatsökonomie.

Kurz, die Gemeinschaft ergreift uns vom Anfang an und bringt sich uns mit Nothwendigkeit auf, gleich den großen Naturmächten. Was ihr Wesen betrifft, so widersteht sie der Erklärung; sie ist nicht dasselbe, als die Gleichheit; sie hängt durchaus nicht von der Materie, sondern ganz und gar vom freien Willen ab; sie unterscheidet sich von der Association und streift an den Egoismus. Kaum beginnt die Industrie zu entstehen und die Arbeit ihre ersten Versuche zu machen, so tritt die Persönlichkeit mit der Gemeinschaft in Kampf, welche uns jetzt schon auf der häuslichen Schwelle, und selbst im Ehebette, unvollkommen und dem Verfall geweiht erscheint. Später finden wir sie unverträglich mit einer freien und kräftigen Erziehung; zuletzt verfällt sie mit reißender Schnelligkeit in den bezahlten Aemtern, und verschwindet gänzlich in der freien Arbeit. Alles dies entspringt eben so sehr aus der Nothwendigkeit der Dinge, als aus der Unmittelbarkeit unserer Natur: die Oekonomen hatten es lange erkannt.

„Liegt es im Geiste der menschlichen Gesellschaft, ruft Herr Dunoyer mit sehr großer Einsicht aus, jede Persönlichkeit, jede vermittelnde Kollektivexistenz zu unterdrücken, und nur eine große, allgemeine Gesammtexistenz bestehen zu lassen, in welcher alle andern nothwendigerweise untergehen müssen? Wie will man die Freiheit, welche man doch zu vertheidigen behauptet, mit dieser gewaltthätigen Koncentration in Einklang bringen? Wie will man blos die Fortschritte und die Einheit, die man erreichen will, mit dieser Koncentration in Einklang bringen. Besinnen wir uns nicht, es zu sagen, wenn es Dinge gibt, die von der großen socialen oder nationalen Einheit vollbracht werden müssen, so gibt es andere, in viel größerer Zahl, welche von den untergeordneten Kollektiveinheiten, von der

Departementaleinheit, von der Kommunaleinheit, von der Einheit der industriellen und kommerciellen Associationen, von den zahlreichen Familieneinheiten, und vorzüglich von den vereinzelten Einheiten, den zahllosen persönlichen Einheiten vollbracht werden müssen. Es ist nicht hinreichend, daß eine große Nation, um wahrhaft groß, wahrhaft einheitlich zu sein, national zu handeln weiß; es müssen auch, und vor allen Dingen, die Menschen, aus denen sie besteht, als Individuen, als Familien, als Associationen, als Gemeinden, als Provinzen thätig und erfahren sein. Je mehr Werth sie unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten besitzen, um so mehr Werth besitzen sie als Nation."

Ich fordere die Socialisten auf, über diese Worte nachzudenken, in welchen mehr Philosophie, mehr wahrhafte sociale Wissenschaft liegt, als in allen Schriften der Utopisten.

Was die besondern Vortheile des Lebens in Gemeinschaft betrifft, so scheint Folgendes die allgemeine Meinung über diesen Punkt zu sein:

Wenn die Arbeit, der Tausch und die Konsumtion bei gleichem Wohlstande in vollständiger Unabhängigkeit bewerkstelligt wird, so wird diese Lage für die bestmögliche gehalten.

Wenn die Arbeit gemeinschaftlich ausgeführt wird, die Konsumtion aber eine private bleibt, so erscheint die Lage schon weniger gut, aber noch erträglich; dies ist die Lage der meisten Arbeiter und niedern Beamten.

Wenn Alles gemeinschaftlich gemacht wird, Arbeit, Haushalt, Einnahme und Ausgabe, so wird das Leben abgeschmackt, ermüdend und verhaßt.

Dies ist das anti-kommunistische Vorurtheil, welches keine Erziehung erschüttert, das sich vielmehr durch die Erziehung befestigt, ohne daß man entdecken kann, wie diese Erziehung ihr Princip ändern soll; kurz ein Vorurtheil, womit die Kommunisten eben so sehr getränkt zu sein scheinen als die Eigenthümer. Wie sollte man ohne dies ihre Bedenken erklären? Wer hindert sie denn, ihre Ideen unter sich zu verwirklichen, und was erwarten sie? Wenn ich meine Vernunft dem kommunistischen Principe unterwerfen soll, fordere ich

nur einen Beweis: man zeige mir zwei Familien, Männer, Weiber, Kinder, die in eine vollkommene Gemeinschaft verschmolzen leben.

Aber der Kommunismus versteht sich selbst nicht; der Kommunismus ist erst dabei, zu begreifen, was seine Rolle in der Welt sein soll. Die Menschheit schwankt und taumelt, wie ein Betrunkener, zwischen zwei Abgründen, auf der einen Seite das Eigenthum, auf der andern die Gemeinschaft: die Frage ist, wie sie aus diesem Engpaß herauskommen wird, wo der Kopf von Schwindeln ergriffen wird und die Füße den Dienst versagen. Was antworten die kommunistischen Schriftsteller darauf?

§. 3.

Stellung der kommunistischen Frage.

Einige Schüler des Herrn Cabet, welche von dem Dasein oder der Möglichkeit einer socialen Wissenschaft hatten reden hören, schrieben eines Tags an ihren Meister, und baten ihn, das kommunistische Dogma wissenschaftlich aus einander zu setzen. Sie fanden, daß der Roman Ikarien, eben so wenig wie die Sonnenstadt oder das Phalanstère, Wissenschaftlichkeit besitzt. Herr Cabet antwortete ihnen im Populaire vom November 1844:

„Mein Princip ist die Bruderschaft.
„Meine Theorie ist die Bruderschaft.
„Mein System ist die Bruderschaft.
„Meine Wissenschaft ist die Bruderschaft."

Herr Cabet kommentirte dann diese Litanei: es war rührend; es war erhaben.

Die **Bruderschaft!** Das ist also, nach Herrn Cabet, der Grund, die Form und der Inhalt der kommunistischen Lehre, denn das muß man anerkennen, Herr Cabet ist, wie Saint-Simon und Fourier, Haupt einer Schule. Paulus, welcher den ungläubigen Juden, die ihn um seine Lehre fragten, antwortete, sagte mit einer erhabenen Ironie: Ich weiß nur eins, Jesum den Gekreuzigten. Herr Cabet redet wie Paulus; er sagt zu seinen Neophyten: Ich weiß nur eins, die Bruderschaft.

Ich weiß nicht, ob die Bürger, welche sich erlaubt hatten, Herrn Cabet mit ihrer Frage auf den Leib zu rücken, durch seine Antwort befriedigt worden sind. Ich kann aber sagen, daß ihre Frage wenigstens sehr vernünftig war. Sie fühlten, wie sie ohne Zweifel von Ihnen gelernt, mein lieber Villegardelle, daß „der persönliche Besitz in jeder Gesellschaft seine mehr oder weniger beschränkte Anwendung findet und daß das Recht, zu gebrauchen, selbst zu mißbrauchen, in Bezug auf die meß-, wäg- und zählbaren oder dem Individuum ganz persönlichen Dinge geduldet werden kann.“ Sie fragten also, und sehr sinnvoll, welches ist die Scheidelinie, welche die gemeinschaftlichen Dinge von den eignen oder persönlichen Dingen trennt, und wie muß man bei dieser Trennung verfahren. Denn wenn, wie Sie irgendwo sagen, „das Recht des ausschließlichen Besitzes seine Grenzen hat, die übrigens mehr zusammengezogen werden können, als man allgemein glaubt, ohne die Freiheit der Individuen zu beeinträchtigen, oder vielmehr um die Freiheit der größern Anzahl zu sichern,“ so hat die Gemeinschaft des Besitzes ebenfalls ihre Grenzen, welche eben so verengert werden können, ohne die Freiheit der größern Anzahl zu beeinträchtigen, oder vielmehr, um die Freiheit eines Jeden zu sichern. Was ist also die Grenze der Gemeinschaft und des persönlichen Besitzes? Das wollten von Herrn Cabet seine Fragesteller wissen.

Hierauf konnte aber auch Herr Cabet gerade nicht antworten, ohne gegen sein Princip zu reden und seine Fahne zu verlassen. Denn wenn die Gemeinschaft mit dem individuellen Besitz vermischt, oder davon durchdrungen ist, wenn sie vom Eigenthum begrenzt ist, hört sie auf, Gemeinschaft zu sein; und man fragt, kraft welches Princips diese Mischung oder Durchdringung vor sich geht, nach welcher Theorie man die Proportionen oder die Dosen bestimmt. Auch hat sich Herr Cabet als tiefer Diplomat bekundet, indem er den Neugierigen den Einwand der Unstatthaftigkeit entgegenhielt: Mein Princip, mein System, meine Wissenschaft, meine Methode, meine Doktrin u. s. w. ist die **Bruderschaft.** Herr Cabet hatte weiter Nichts zu sagen, als dieses; und ich bewundere die Kraft des Scharfblicks und den glücklichen Ausdruck, womit er es auf den ersten Schlag getroffen hat.

Setzen Sie nun an die Stelle dieses Wortes **Bruderschaft**, welches so viel enthält, mit Plato die **Republik**, die nicht weniger sagt; oder mit Fourier die **Attraktion**, die noch mehr sagt; oder mit Herrn Michelet die **Liebe** und den **Instinkt**, die Alles umfassen; oder mit Andern die **Solidarität**, welche Alles vereinigt; oder endlich mit Herrn Louis Blanc **die große anstoßgebende Gewalt des Staates**, gleichbedeutend mit der Allmacht Gottes: und Sie werden sehen, daß alle diese Ausdrücke gleichbedeutend sind, so daß Herr Cabet, als er von der Höhe seines **Populaire** auf die ihm vorgelegte Frage antwortete: **Meine Wissenschaft ist die Bruderschaft**, für den ganzen Socialismus geantwortet hat.

Wir werden in der That beweisen, daß alle socialistischen Nirgendheims ohne Ausnahme sich auf den so kurzen, so kategorischen, so deutlichen Satz des Herrn Cabets reduciren: **Meine Wissenschaft u. s. w. ist die Bruderschaft**; daß Der, welcher wagte, ein einziges Wort der Erläuterung hinzuzufügen, augenblicklich in Abfall und Ketzerei geriethe, d. h. daß weder Plato, noch die Gnostiker, noch die ersten Väter, noch die Waldenser, noch Morus, noch Campanella, noch Baboeuf, noch Owen, noch Saint-Simon, noch Fourier, noch ihr Fortsetzer Cabet im Stande sind, mit ihrem Princip die Gesellschaft zu erklären, noch viel weniger ihr Gesetze zu geben.

Weshalb hat aber Herr Cabet unter allen diesen Ausdrücken, **Bruderschaft, Liebe, Attraktion u. s. w.**, welchen allen wir gleiche Bedeutung beilegen, den ersten vorgezogen?

Das verlangt eine Erklärung.

§. 4.

Die Gemeinschaft nimmt ihr Ende für ihren Anfang.

Die Hauptsache, wonach die Gemeinschaft, eben so gut wie jede Religion, streben muß, ist, den Geist der Kontroverse zu ersticken, bei welchem keine Institution sicher und beständig ist. Ich rathe also Herrn Cabet, sobald er aus den Händen des Volks die Zügel des Staats empfangen hat, und alle Parteien sich unter seiner väterlichen Diktatur verschmolzen haben, das universitäre Erziehungs-

system, das verwerfliche System, durch welches die jungen Leute lernen, Zweifler, Frager, Disputirgeister zu werden, ohne Mitleid und Erbarmen von Grund aus zu ändern.

Man fragt, weshalb Herr Cabet, indem er den Kommunisten von Nantes das sociale Princip erklärte, nicht z. B. gesagt hat: Mein Princip ist die Attraktion, meine Theorie ist die Attraktion, oder: Mein System ist die Liebe u. s. w., mit einem Wort, weshalb er die Bruderschaft gewählt hat.

Daß nun Herr Cabet sich nicht einbilde, ich wolle ihn berücken und ganz verkehrterweise die Dinge zu vereinigen suchen und erwidern: Mein System ist dies Alles zugleich, die Liebe, die Attraktion, der Instinkt, die Bruderschaft u. s. w., will ich beweisen, daß die im Populaire vom Novbr. 1844 enthaltene Erklärung aus einer wahrhaft transcendentalen Auffassung hervorging, daß sie für sich allein nicht blos die kommunistische Wissenschaft, sondern auch die ganze socialistische Wissenschaft enthält, und daß Herr Cabet mit sehr vielem Recht gesagt hat: Mein Princip, mein System, meine Wissenschaft ist die **Bruderschaft.**

Wenn die Gemeinschaft, wie Sie sehr gut bemerkt haben, mein lieber Villegardelle, von den fabelhaften Zeiten an nach und nach aus den menschlichen Institutionen verschwunden ist, so ist durch diese Thatsache bewiesen, daß die Gemeinschaft, mag man sie nun im Plato, oder lieber im Morus, in der Basiliade oder in Ikarien studiren, eine Form ist, welche sich nicht selbst herstellen und erhalten kann, und daß sie irgend Etwas bedarf, was man ein Princip nennen kann, das ihr Leben gibt. Dieses Ingrediens, dieser belebende Keim ist nach Herrn Cabet die Bruderschaft. Aber wie erzeugt die Bruderschaft die Gemeinschaft? Hier kommt die tiefe Wissenschaft des Socialismus zu Tage.

Wenn ich die verschiedenen Unternehmer von Reformen über die Mittel frage, welche sie zur Realisation ihrer Nirgendheims anwenden wollen, werden sie mir alle in einer einstimmigen Synthese antworten: Um die Gesellschaft zu regeneriren und die Arbeit zu organisiren, muß man den Männern, welche die Wissenschaft dieser Organisation besitzen, das öffentliche Vermögen und die öffentliche Gewalt übertragen. In diesem Grunddogma ist alle Welt einig:

es sind sämmtliche Meinungen einstimmig. Die unaufhörlichen Ansprüche der socialistischen Sekten an die Geldbeutel ihrer Kunden gehen aus dieser Idee hervor. Damit aber die Reformatoren, wenn sie Herren der Dinge geworden sind, ihre Macht mit Wirksamkeit brauchen können, ist es nöthig, dieser Macht eine große Gewalt der Initiative zu geben: System des Herrn Blanc. Unter welcher Bedingung gewinnt aber die Macht ihre größte Gewalt? unter der Bedingung einer demokratischen Verfassung, oder in der Republik: System Plato's, Rousseau's, des National u. s. w. Die politische Reform ist die nothwendige Einleitung zur socialen Reform. Aber weshalb lieber die Demokratie, als die konstitutionelle Monarchie, als einen Senat von Aristokraten? weil alle Menschen solidarisch sind, muß man sie politisch und rechtlich gleichmachen: System der „solidarisch Verbundenen", errichtet, glaube ich, von Herrn Herbuliez. Woher kommt es, daß die Menschen solidarisch sind? daher, daß sie unter einem gemeinsamen Gesetze leben, welches alle ihre Bewegungen an einander kettet, unter der Attraktion: System Fourier's. Was ist diese Attraktion, die wir erst seit gestern kennen? es ist eben die Liebe, die Barmherzigkeit, welche wir so lange kennen: System des Herrn Michelet. Woher kommt es, daß sich die Menschen lieben und hassen, einander anziehen und abstoßen, wie die Pole eines Magnets? daher, daß alle Menschen **Brüder** sind; System des Herrn Cabet.

Die Bruderschaft ist also die Urthatsache, die große, natürliche und kosmische, physiologische und pathologische, politische und ökonomische Thatsache, an die sich, wie die Wirkung an die Ursache, die Gemeinschaft knüpft. Die Analogie der Worte, das ist die Methode, die Theorie, die Dialektik des Socialismus. Sie können sagen, mein lieber Villegardelle, ob die zwölf Kardinalleidenschaften und die kontrastirenden Gruppen Etwas hinzuthun. Man könnte vielleicht zu dieser Reihe von leeren Worten eine größere Anzahl von Mittelbegriffen auffinden: gewiß ist dies, daß sie immer auf die Bruderschaft hinausläuft, welche uns durch den Unterschied der Menschenracen, das Princip und den Grund der Einheit des ganzen Geschlechtes, klar bekundet wird. Die Bruderschaft oder den Tod! das würde Robespierre Frankreich erklärt haben, wenn ihn

die Eigenthümer des Konventes hätten machen lassen; das hat Herr Cabet, der Erbe dieses großen Mannes, in flammenden Zeichen im Buche des Geschicks gelesen. Niemand unter den alten und modernen Utopisten ist weiter in die Geheimnisse der Wissenschaft gedrungen.

Warum hat der Socialismus mit jener wunderbaren Einsicht in die ersten, zweiten und Endursachen, mit jener unvergleichlichen Geschicklichkeit, Phrasen einzufädeln, zuletzt immer die Welt nur beunruhigt, ohne die Menschen weder besser noch glücklicher machen zu können? Denn wenn die Staatsökonomie nach ihren Werken hat beurtheilt werden können, so läuft der Socialismus heutzutage große Gefahr, nach seiner Ohnmacht geschätzt zu werden: es kommt also darauf an, uns von der Unfruchtbarkeit des Nirgendheims Rechenschaft zu geben, wie wir mit den Anomalien des Schlendrians gethan haben.

Für Jeden, der über den Fortschritt der menschlichen Socialität nachgedacht hat, ist die wirkliche Bruderschaft, jene Bruderschaft des Herzens und der Vernunft, welche allein die Sorgfalt des Gesetzgebers und die Aufmerksamkeit des Moralisten verdient, und von welcher die Bruderschaft der Racen nur der fleischliche Ausdruck ist, für den ist, sage ich, jene Bruderschaft nicht, wie die Socialisten glauben, das Princip der Vervollkommnungen der Gesellschaft, die Regel ihrer Entwickelungen, sondern ihr Ziel und ihre Frucht. Die Frage ist nicht, wie wir, Brüder an Herz und Geist, leben sollen, ohne uns zu bekriegen und uns gegenseitig zu verschlingen: diese Frage wäre gar keine; sondern, wie wir, Brüder von Natur, es auch durch die Gesinnungen würden; wie unsere Interessen, statt uns zu trennen, uns vereinigen würden. Das sagt der gesunde Sinn jedem Menschen, den das Nirgendheim noch nicht kurzsichtig gemacht hat. Denn da, wie wir im Gemälde der ökonomischen Widersprüche gezeigt haben, die Entwickelung der civilisirenden Institutionen das unvermeidliche Resultat ergibt, die Leidenschaften zu verwirren, bei den Menschen die Lust der Begierde und des Zornes zu entzünden, und aus diesen Engeln Gottes lauter wilde Bestien zu machen, so ereignet es sich, daß arme Geschöpfe, zur Lust und zur Liebe bestimmt, sich wüthende Kämpfe liefern und sich schreckliche

Wunden schlagen; und es ist nicht leicht, unter ihnen den Grund zu einem Friedensvertrage zu legen. Wie soll also die Arbeit vertheilt werden? wie wird das Gesetz des Tausches beschaffen sein? welches ist die Anerkennung der Gerechtigkeit? wo beginnt der ausschließliche Besitz, oder wo hört er auf? bis wie weit erstreckt sich die Gemeinschaft? in welchem Verhältniß nimmt dies Element am Gesammtorganismus Theil, unter welcher Form, und nach welchem Gesetz? wie, mit einem Wort, werden wir Brüder? Das ist zugleich die vorläufige Frage und der Endzweck der Gemeinschaft.

Also können die Bruderschaft, die Sammtverbindlichkeit, die Liebe, die Gleichheit u. s. w. nur aus einer Versöhnung der Interessen, d. h. aus einer Organisation der Arbeit und einer Theorie des Tausches hervorgehen. Die Bruderschaft ist das Ziel, nicht das Princip der Gemeinschaft, wie aller Associations- und Regierungsformen; und Plato, Cabet und Die, welche auf der Spur dieser beiden Gipfelpunkte des Socialismus, statt uns die Gesetze der Produktion und des Tausches zu lehren, von uns Macht und Geld verlangen und in ihrem Nirgendheim mit Bruderschaft, Solidarität und Liebe beginnen, alle diese Leute, sage ich, nehmen die Wirkung für die Ursache, den Schluß für den Anfang; sie fangen, wie das Sprichwort sagt, das Haus mit den Dachfenstern an. Denn noch einmal, wer hindert die Socialisten, sich unter sich zu associiren, wenn die Bruderschaft hinreicht? ist hierzu eine Erlaubniß des Ministers, ein Gesetz der Kammern nöthig? Ein so rührendes Schauspiel würde die Welt erbauen und nur das Nirgendheim bloßstellen: ginge diese Aufopferung über den kommunistischen Muth hinaus?

Dies fühlten, ohne daß sie im Stande waren, sich darüber Rechenschaft zu geben, die Bürger im Grunde des Herzens, welche es wagten, Herrn Cabet zu einer Erklärung aufzufordern. Aber der Meister antwortete auch mit einer großen Ueberlegenheit an Taktik: Mein Princip ist die Bruderschaft; weil ohne diese Umkehrung es keinen Kommunismus mehr gäbe. Herr Cabet war sicher, daß man ihn nach diesem entscheidenden Schlage nicht fragen würde, was das Princip der Bruderschaft wäre, weil das in eine

Reihe von Fragen bis in's Unendliche sich stürzen, geheißen hätte, und man dem Dinge ein Ende machen mußte.

§. 5.

Die Gemeinschaft verträgt sich nicht mit der Familie, dem Bilde und Vorbilde der Gemeinschaft.

Wir haben den Ursprung der Gemeinschaft gezeigt, wie sie sich in der Civilisation äußert, welche Aufgabe sie zu lösen hat, und von welcher Dialektik sie Gebrauch zu machen versteht. Gegenwärtig wollen wir sie in ihrer Thätigkeit, in der Darstellung ihres Nirgendheims zeigen.

Es ist einerseits bewiesen, daß, wie die Gemeinschaft gewisser Dinge physisch nothwendig, eben so die Gemeinschaft gewisser anderer Dinge physisch unmöglich ist.

Außerdem ist erwiesen, daß das Umsichgreifen des Eigenthums und die Aufrechterhaltung der kommunistischen Institutionen in sehr geringer Anzahl, welche den ursprünglichen Zustand der Wildheit überlebten, das Resultat gewisser Triebe des Geistes und Charakters, so wie gewisser ökonomischer Nothwendigkeiten waren, worauf sich die Spekulation gar nicht einließ. Erst nach mehreren Jahrhunderten der Erfahrung und reiflichen Nachdenkens bestimmte sich der Widerstreit des Eigenthums und der Gemeinschaft genau, und sah man gewisse Leute, welche sich über gemeine Rücksichten erhoben, hier den Geist, der die neuen Institutionen hervorgebracht hatte, dort die Erinnerungen an das goldene Zeitalter mit Füßen treten, und so systematisch die eine oder die andere Tendenz bekämpfen, indem die Einen behaupteten, man müsse Alles zur Gemeinschaft zurückführen, was sie verlassen habe, die Andern dagegen, daß man fortfahren müsse, Alles anzueignen, was angeeignet werden könne. Daraus entstanden zwei Nirgendheims, das der Gemeinschaft, welches stets schwand, und das des Eigenthums, welches stets wuchs. Das Eigenthum war niemals Das, was es werden wollte, vollkommen und absolut; aber auch die Gemeinschaft war niemals vollständig, und der wahre Kommunist, wie der wahre Eigenthümer, ist ein Vernunftwesen.

Gewiß bin ich dem Kommunismus zugethan, wenn ich bei ihm das Verlangen voraussetze, sein Princip in der Anwendung bis zu den Grenzen der Möglichkeit zu treiben: dies genügt aber einer strengen Vernunft nicht. Was ist das Mögliche? wer soll es zwischen der bindenden Gemeinschaft und der ebenfalls bindenden Persönlichkeit bestimmen? Wer will mir beweisen, daß ich in irgend einem Falle der einen mehr einräumen muß, als der anderen, und wie will er es beweisen? So sehr ich auch Kommunist bin, brauche ich doch nicht immer ein Princip, um zu erkennen, welches die Dinge sind, gegen die die Aneignung oder die Gemeinschaft Widerwillen hat? Ist es nun nicht wahr, daß die Gemeinschaft eben so wenig Etwas durch sich selbst ist, als das Eigenthum, weil sie ein Princip nöthig hat, das sie konstituirt und bestimmt?

Kommen wir zu den Thatsachen. Ich beginne mit derjenigen, welche die öffentliche Meinung allgemein als die Klippe der Gemeinschaft betrachtet, mit der Familie.

Ein kommunistisches Journal, der Humanitaire, hatte sich offen für die Gemeinschaft der Weiber ausgesprochen. Herr Cabet erklärte, daß er provisorisch die Ehe und Familie aufrecht erhalte, indem er die Frage, ohne sie zurückzuweisen oder aufzunehmen, der Gemeinschaft vorbehielt. Herr Pecqueur sprach sich seinerseits ohne Rückhalt für die Monogamie aus; und Sie halte ich für einen zu gemäßigten Gesellen, mein lieber Villegardelle, in venerem segnis nocturnaque bella, um anzunehmen, daß Sie mehr verlangten. Wundere ich mich nicht mit Recht über diese Uebereinstimmung? Herr Pecqueur ist im Punkt der Ehe weniger Kommunist, als Herr Cabet, der es wieder weniger ist als der Humanitaire, der gewißlich von Allen die meiste Logik besitzt. Wem soll ich glauben? Wenn ich nur die Vernunft und einen bei den Socialisten stark ausgesprochenen Trieb der Begierde um Rath frage, so ziehe ich mit dem Humanitaire gegen die Familie und Ehe. Wenn ich bedenke, daß die zufällige Vermischung der Geschlechter die Liebe vernichtet, so bin ich genöthigt, zu ihren Gunsten eine Ausnahme zu gestatten, welche tausend andere nach sich zieht. Hier weiß ich gar nicht, wo ich bin, und bin ohne Vertheidigung der Willkür überliefert. Was! die Kommunisten können sich schon nicht mehr in einer gemeinsamen

Idee vereinigen! Sie sind, wie unsere Repräsentanten, in Gemäßigte und Ultra's getheilt! Es gibt unter ihnen eine Linke, eine Rechte und Doktrinäre! Wer ist nun der Guizot dieser Gemeinschaft?

Die vernünftigsten, praktischsten, folglich die Kommunisten, welche nicht zu weit gehen, und Sie, mein lieber Villegardelle, gehören zu dieser Zahl, glauben sich bei der Frage über die Ehe aus der Sache zu ziehen, wenn sie bemerken, daß die Gemeinschaft sich auf die Dinge, und nicht auf die Personen bezieht. Omnia communia, sagen Sie mit Karpokrates, non omnes communes.

Man muß gestehen, daß Plato, Ihr großer Offenbarer, die Gnostiker, die Manichäer, die Saint-Simonisten und Fourier, die es für möglich hielten, die Eintönigkeit der Ehe mit etwas Abwechslung zu würzen, armselige Denker waren, wenn sie die Unverletzlichkeit des Ichs so sehr vergaßen. Aber, dachten sie, Liebschaften treiben ist ein Gut, für viele Menschen das höchste Gut; und darin liegt gerade die Schwierigkeit. Denn wenn ich der Person der Frau Achtung schuldig bin, wie kann sie mir die Gemeinschaft des Dinges verweigern? bin ich nicht ihr Bruder? ist sie nicht meine **Schwester?**

Betrachten Sie, ich bitte Sie darum, die Wichtigkeit, die eine Lösung für mich haben muß, und bedenken Sie die Folgerungen, welche ich Ihnen unerbittlich zu liefern verspreche. Wie soll die Gemeinschaft auf die Liebe angewandt werden, und welches soll das Gesetz des Anstandes für die Geschlechtsverhältnisse sein? Kann in irgend einem Falle ein Verbrechen oder Vergehen stattfinden, und weshalb? Ein Mann, der im Rufe stand, eine hübsche Frau zu haben und der sie nicht in die Kirche führte, wurde bei den ersten Christen des Egoismus beschuldigt. Er entschuldigte sich, und schlug die Verleumder, indem er seine Frau zur Verfügung der Gemeinschaft stellte. Wenn nun die Gemeinschaft den Mann zwingen konnte, so konnte sie auch die Frau zwingen: der erste Beste konnte statt der Gemeinschaft von jener Frau die Pflicht . . . . der Bruderschaft fordern, und im Weigerungsfalle sich mit eigenen Händen Gerechtigkeit verschaffen. Kann es im Kommunismus jemals Nothzucht, Verführung, Blutschande oder Ehebruch geben? Bedenken

Sie noch einmal, daß ich für dies Alles den Beweis haben will, und den Beweis des Beweises.

Wenn Sie das platonische Princip in seiner ganzen Ausdehnung annehmen, und sich für die gänzliche Gemeinschaft der Geschlechter erklären, nun so sehen Sie sich gezwungen, das Freieste in der Welt, die Liebe, zur Verpflichtung zu machen und die Prostitution durch die Nothzucht zu ersetzen. Wo ist dann die Bruderschaft, die Sitte, die gegenseitige Zuneigung?

Wenn Sie den Vorbehalt machen, daß die Einwilligung der Personen stets dem Genuß vorhergehen müsse, so ist die Gemeinschaft nur noch vom Belieben abhängig: wir gelangen zu Bevorzugungen, Käuflichkeit, Alleinbesitz, Polygamie für die Einen, Agamie für die Andern, Verrath für Alle: es ist das heutige Leben, von Fourier unter einem andern Namen kanonisirt. Die socialistischen Sekten, welche die willkürliche Gemeinschaft der Geschlechter zulassen, sind dieselben, welche, die Civilisation kopirend, das Recht des Talents und Kapitals, oder zuletzt das Recht der Gewalt aufrecht erhalten. Ungleichheit in der Vertheilung der Güter, Ungleichheit in der Vertheilung der Liebe, das ists, was diese heuchlerischen Reformatoren wollen, denen Gerechtigkeit, Vernunft und Wissenschaft Nichts ist, sobald sie nur über die Anderen herrschen und genießen können. Kurz, sie sind verkappte Anhänger des Eigenthums: sie fangen damit an, den Kommunismus zu predigen, dann konfisciren sie zu Nutzen ihres Bauches die Gemeinschaft.

Wenn Sie endlich die Unverletzlichkeit der Ehe aufrecht erhalten, so schaffen Sie hierdurch allein im Schoße der großen Gemeinschaft eine neue Gemeinschaft, imperium in imperio; Sie erheben die Familie auf den Thron und mit ihr die unzertrennlichen Attribute der Familie, den Haushalt, das Eigenthum, die Erbschaft, eine ganze Reihe von Unverträglichkeiten und Widersprüchen.

Die Gemeinschaft, sagen Sie, bezieht sich auf die Dinge, nicht auf die Personen. Das ist, erlauben Sie, daß ich es sage, Taschenspielerei. Die Gemeinschaft oder Vereinigung der Personen findet durch die Vermittlung der Dinge statt: so lange die Menschen sich nicht auffessen, bildet sich die Gemeinschaft unter ihnen durch den Gebrauch derselben Gegenstände. So macht die wider meinen Wil-

len erlangte Gemeinschaft meines Zimmers, meines Bettes, meiner Kleider meine Person gemeinschaftlich, d. h. in der Sprache der Bibel, befleckt und unterdrückt sie. Eben so ist es mit Allem, was meine Arbeit, meine Neigungen, meine Vergnügungen betrifft. In je entferntere Gemeinschaft ich mit meines Gleichen stehe, um so reiner, freier und unverletzter bin ich; wie z. B. in Gemeinschaft der Sonne, in Gemeinschaft des Landes oder der Sprache. Dagegegen fühle ich mich um so profaner und unwürdiger, in je näherer Gemeinschaft man mit mir steht, wie z. B. in der Weise Platos. In der Liebe, sagen Sie, ist die gegenseitige Uebereinstimmung nöthig: auf dieses Princip ist die Gemeinschaft der Gatten gegründet. Wenn aber diese Frau, welche die meinige ist, sich einem Anderen, wenn auch freiwillig hingibt; wenn sie in derselben Zeit, wo sie sich preisgibt, mein Lager theilt und an meiner Brust schläft, ist es dann nicht wahr, daß sie mich prostituirt und entehrt? Foeda lupanaris tulit ad pulvinar odorem! Nichts, als der Tod der Schuldigen kann mich für eine solche Schmach rächen, und wenn die Gemeinschaft es ihr erlaubt, so empöre ich mich gegen die Gemeinschaft. Der Athem des Menschen, sagt der Graf du Maistre, ist tödtlich für seines Gleichen, physisch und moralisch. Die Gemeinschaft der Weiber ist die Pest. Hinweg von mir, Kommunisten! Eure Gegenwart ist mir ein Gestank, und Euer Anblick ein Ekel.

Gehen wir rasch über die Verfassungen der Saint-Simonisten, Fourieristen und andrer Hurer hinweg, welche sich anheischig machten, die freie Liebe mit der Schamhaftigkeit, dem Zartgefühl und der reinsten Geistigkeit zu vereinen. Klägliche Täuschung eines verworfenen Socialismus, letzter Traum der delirirenden Gemeinheit. Man gebe der Leidenschaft durch die Unbeständigkeit Raum: sogleich tyrannisirt das Fleisch den Geist; die Liebenden sind für einander nur Werkzeuge der Lust: auf die Verschmelzung der Herzen folgt die Brunst der Sinne, und die ganze Wollust ist zuletzt nur eine Reibung. Um diese Dinge zu beurtheilen, braucht man nicht, wie Saint-Simon, alle Proben der gemeinen Venus durchgemacht zu haben.

Entweder keine Gemeinschaft, oder keine Familie, folglich keine Liebe; hierauf muß man zurückkommen.

In der Familie, welche Alles uns als das organische Element der Gesellschaften zeigt, gewinnt die Persönlichkeit des Menschen einen bestimmten Charakter und ihre ganze Energie, und wendet sich mehr und mehr zum Egoismus hin. Es ist nicht das vereinzelte Beispiel eines Regulus, oder irgend eines Thoren, der sich den Titel eines Apostels beilegt, und Weib und Kinder der öffentlichen Mildthätigkeit überläßt, wodurch die Autorität der Thatsache verringert werden könnte. Der Mensch, welcher einen Stamm gründet, wird sogleich, eben durch die Vaterschaft, verschlossen und grimmig: er ist Feind der ganzen Welt; seines Gleichen erscheinen ihm alle fremd, hostes. Die Ehe und die Vaterschaft, welche im Menschen die Nächstenliebe vermehren sollten, erwecken nur seine Eifersucht, sein Mißtrauen und seinen Haß. Der Familienvater ist gieriger auf den Gewinn, unbarmherziger, ungeselliger, als der Hagestolz: gleich jenen Frommen, die aus lauter Liebe zu Gott endlich dahin gelangen, die Menschen zu verabscheuen. Und von dieser Willenskraft und von diesem Egoismus ist bei einem Familienvater nicht leicht zu viel vorhanden, um die Kindheit Derer zu beschützen, die ihm einst nachfolgen und nach ihm die Reihe der Geschlechter fortsetzen sollen. Ein Tag reicht nicht hin, um einen Menschen zu bilden: dazu sind lange Jahre, mühevolle Arbeiten und lange Ersparnisse nothwendig. Der Mensch liegt im Kampf mit der Natur um seine Existenz; und mit der ganzen Gesellschaft für die Zukunft seiner Kinder. Die Gemeinschaft, sagen Sie, wird diesen Widerstreit vernichten. Wie sollte es ihr gelingen, da sie immer nur die Familie, und folglich die Gattung zu zerstören, oder die Familie zu dulden versteht, welche die Auflösung der Familie ist.

Der antikommunistische, fast hätte ich gesagt, antisociale Charakter der Familie zeigt sich bei Kindern und Frauen in seiner ganzen Naivetät. Ich habe gesehen, wie die Kinder des Eigenthümers die Spiele ihres Alters verschmähten und sich zur Absonderung verdammten, ehe sie mit den Kleinen des Arbeiters Etwas gemein gehabt hätten, als ob die Sonne, welche den Tagelöhner bescheint, den Glanz der adligen Geschlechter bleichte. Was die Frauen betrifft, so ist es eine gemeine Wahrheit, daß sie sich nur zu verheirathen trachten, um Herrinnen eines kleinen Staates zu werden, den sie ihren

Haushalt nennen. Nehmt der Frau ihren Haushalt, den Gegenstand ihrer friedlichen Verwaltung, den Ausgangspunkt ihrer Eroberungszüge, und sie hat von diesem Augenblick an keinen Grund, Euch treu zu bleiben, sie gehört Euch nicht mehr an. Wenn die Ehe ihre äußerliche Zuthat verloren hat, so wird sie für die Frau eine Abstraktion, ein zufälliges Band, das sich auf nichts Wirkliches zu stützen vermag, und beim ersten Verdruß sich auflösen wird. Die Gemeinschaft, höchstens für Huren und Nonnen gut, widerstrebt der Familienmutter. Zwischen der gemeinen Magd und der Buhlerin, liegt der Unterschied nur im Ausdrucke; im Alterthum diente ein und dasselbe Wort dazu, um Beide zu bezeichnen *).

In Ikarien (ich komme stets mit neuem Vergnügen auf Herrn Cabet zurück) wird jedes Haus, an dem Hof und Garten ist, von einer Familie bewohnt. In einem Federstriche drei Ausnahmen von der Regel 1) Trennung der Familie, 2) Trennung der Wohnung, 3) Trennung des Haushaltes. Das ist nicht Alles. Von vier Mahlzeiten, welche Herr Cabet die Ikarier thun läßt (Fourier versprach ihrer sieben!), werden zwei in der Werkstatt eingenommen, es ist dies der Imbiß und das Frühstück; die dritte findet in Gemeinschaft beim Restaurateur der Republik statt; die vierte, das Abendessen, geschieht in der Familie. Wozu diese Unterscheidung? Wozu Mahle in Genossenschaft, bürgerliche Mahle und häusliche Mahle? Weshalb nicht immer gemeinschaftlich, oder immer allein essen?

Entscheiden Sie sich für die Privatkonsumtion? Da die Annehmlichkeit des Haushalts hauptsächlich vom Talent der Frau abhängt, und da die Kunst, zu genießen, fast nicht minder schwierig ist, als die, zu produciren, so wird der, welcher eine ausgezeichnete Haushälterin besitzt, bei gleichem Einkommen, zu Hause doppeltes Wohlsein und Vergnügen finden. Die Bedingungen sind also nicht mehr gleich: ist das gerecht? Wenn Sie für die Bejahung sind, so frage ich Sie, weshalb Sie auf die Arbeit nicht dieselbe Regel anwenden wollen, als auf die Konsumtion, da zuletzt Konsumtion und Produktion doch ein und dasselbe sind, weshalb mit einem Worte

*) צונה, hebr. und chald., Schenkwirthin und öffentliche Dirne.

das Wohlsein eines Jeden nicht im Verhältniß zu seinem Eifer im Produciren und zu seiner Geschicklichkeit im Genießen stehen soll?

Aber die Konsequenz einer so unvorsichtig gemachten Ausnahme wäre die Abschaffung der Gemeinschaft selbst. Also müssen wir zur Regel zurückkehren und, um die Gemeinschaft zu retten, das Privatleben achten.... Ich erinnere Sie aber, daß dann die Gemeinschaft von den Dingen auf die Personen übergeht; daß durch dieses System des Gleichmachens alle Welt zu Sklaven gemacht und verunreinigt wird; und ich sehe sich einen schrecklichen Feind gegen Sie erheben, die **Freiheit!** Was! wir haben die Zölle, Thorabgaben und alle Barrieren aufgehoben; die Eigenthumstitel verbrannt, die Einhegungen umgeworfen, die Schranken der Erbschaft niedergerissen, Alles vernichtet, was die Freiheit beengte: und wir können nicht zusammen kommen, um zu arbeiten, zu plaudern oder zu trinken, in der Zahl von zwanzig Mann, außer im Hotel der Republik, und unter den Augen der Polizeidiener der Republik! O! ich möchte Sie bald als Diktator, selbst als Patriarch sehen: aber ich fordere Sie heraus Ihre Theorie zur Ausführung zu bringen.

Wozu diente es, zu sagen: Die Gemeinschaft, oder der Socialismus ist nicht verantwortlich für die Irrthümer des Herrn Cabet, wenn es bewiesen ist, daß Alle die, welche anders sprechen als er, doch stets so denken wie er? Im Phalanstère z. B. wird die Arbeit gemeinschaftlich verrichtet, weil es statt der Eigenthümer nur noch Aktionäre, statt der Unternehmer nur noch gewöhnliche Arbeiter und statt der Sänger nur noch Choristen gibt. Die Wohnung ist gemeinschaftlich, der Haushalt gemeinschaftlich, die Mahlzeiten gemeinschaftlich, trotzdem, daß besondere Kabinette geduldet werden; die Ehe bleibt willkürlich allen Zufällen des Meineids und der Unbeständigkeit preisgegeben. Andere Utopisten zerstören die Städte, vereinzeln die Familien über die Erde, wie die Asketen der Wüste von Theben, weisen jeder Haushaltung einen kleinen Besitz an, den sie bebaut und wovon sie Rechenschaft geben muß. Noch Andere häufen die Bevölkerung in großen Hauptstädten an, von wo die Schaaren der Arbeiter sich durch die Lokomotive nach allen Punkten des Landes ergießen. Alles dies, mehr oder weniger vernünftig, mehr oder weniger kommunistisch und social, hat nicht das Recht, uns

lange zu beschäftigen: es ist klar, daß die Methode, die Wissenschaft durchaus nicht dabei betheiligt ist.

Bis zu welchem Grade geistigen Verfalls müssen wir gekommen sein, wenn die Kritik im Jahre 1846 sich verpflichtet hält, all diesen Mist aufzurühren! Aber, Geduld! Dieser Jammer ist das Gewürm, von dem sich die Gesellschaft durch die Flammen des Streites reinigt. Wenn der Kampfer, die Sassaparille, der Merkur, welche durch die Kunst der Pharmacie die kostbarsten Mittel für die öffentliche Gesundheit geworden, dem Genius der Medicin auf immer zur Ehre gereichen, so kann die Kritik der menschlichen Irrthümer, die Kunst, die geistigen Krebsschäden zu heilen, auch ihren Werth haben, so abgeschmackt übrigens auch das Vorurtheil sein und so ekelhaft das Nirgendheim sich zeigen mag.

§. 6.

Die Gemeinschaft ist ohne ein Gesetz der Vertheilung unmöglich, und sie geht durch die Vertheilung zu Grunde.

Mit der Gemeinschaft geht also die Familie zu Grunde; und mit der Familie verschwinden die Namen Gatte und Gattin, Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester; die Ideen der Verwandtschaft und Verschwägerung, der Gesellschaft und Häuslichkeit, des öffentlichen und Privatlebens erlöschen; ein ganzes Reich von Beziehungen und Thatsachen hört auf. Der Socialismus, auf welche Weise er sich auch ausdrücken mag, läuft nothwendig auf diese Albernheit hinaus! Sonderbare Theorie, welche, statt die Ideen zu erklären, die Verhältnisse zu bestimmen, die Rechte, die Grundsätze der Pflichten auszusprechen, sie abschafft! Der Kommunismus ist nicht die Wissenschaft, er ist die Vernichtung!

Der gelehrte Verfasser Ikariens erlaubt in gewissen Fällen zu Hause, in der Familie zu essen, wo das Mahl aber von den Köchen und Kellnern der Republik aufgetragen wird.

Weshalb, möchte ich noch einmal fragen, nicht jeder Haushaltung erlauben, ihre Speisen zu kochen, statt sie ihr ganz zubereitet aus der gemeinschaftlichen Küche zuzuschicken? Hängt die Gemeinschaft vom gekochten oder rohen Fleische ab? von einer warmen oder

kalten Pastete? Oder gäbe es einen Grund der Oekonomie? In diesem Falle würde ich zum Gesetzgeber sagen: Mache mir meine Rechnung und gib mir in Natura und nach meiner Wahl den gleichen Werth meiner Mahlzeit. Was könnte er erwidern?

Da sind wir wieder zu den Rechnungsbüchern zurückgekommen, zur Nothwendigkeit einer Regel der Vertheilung und der Abschätzung der Produkte, d. h. zur Auflösung der Gemeinschaft. Denn jede Rechnung hat ihr Schwanken zwischen Soll und Haben, mit andern Worten ihr Mein und Dein. Jede Vertheilung ist mit Individualisirung gleichbedeutend. Say hatte Recht, wenn er sagte, daß die natürlichen Reichthümer, welche gemeinschaftlich blieben, im ökonomischen Sinne des Worts nicht vertheilt würden; und daß, wenn es mit allen Produkten der Natur und Arbeit eben so wäre, der Kaufwerth gar keiner wäre, die daraus hervorgehenden Folgerungen verschwänden und es keine Staatsökonomie mehr gäbe. Auch vertheilen die Kommunisten nicht; ihre Wissenschaft geht nicht so weit: sie geben Rationen. Sie schaffen eine neue Kategorie der socialen Wissenschaft ab: den **Werth**, den Tausch, die Gleichheit, die Gerechtigkeit, die Käufe und Verkäufe, den Handel, die Cirkulation, den Kredit u. s. w. Der Kommunismus unterdrückt, um bestehen zu können, so viel Worte, so viel Ideen, so viel Thatsachen, daß die von seiner Pflege gebildeten Subjekte nicht mehr nöthig haben werden, zu sprechen, zu denken, zu handeln: es werden Austern sein, die ohne Thätigkeit und Empfindung ein an der andern am Felsen .... der Bruderschaft kleben. Welche einsichtsvolle und progressive Philosophie ist der Kommunismus!

Indessen wird man in einer gut geordneten Gemeinschaft für jede Art von Produkten die Bedürfnisse der Konsumtion und die Grenzen der Produktion genau kennen müssen. Die Verhältnißmäßigkeit der Werthe ist die oberste Bedingung des Reichthums, eben so sehr für die kommunistischen, als für die auf das Eigenthum gegründeten Gesellschaften; und wenn der Mensch sich weigert, Rechnung zu führen, so wird die Nothwendigkeit für ihn Rechnung führen, und keinen Irrthum durchgehen lassen. Jede industrielle Korporation wird also einen zu ihrem Personal und ihren Mitteln in Verhältniß stehenden Beitrag, wobei die Unglücksfälle und Verluste

berücksichtigt werden, liefern müssen; umgekehrt wird jede Fabrik und Korporation im Staate von den übrigen Heerden der Produktion ihre Lieferungen aller Art, nach dem Verhältniß des Werthes berechnet, erhalten müssen. Das ist die conditio sine qua non der Arbeit und des Gleichgewichts. Das ist, würde Kant gesagt haben, der kategorische Imperativ, das absolute Gebot des Werthes.

Also werden wir wenigstens für die Werkstätten, Korporationen, Städte und Provinzen eine Buchführung einführen müssen. Weshalb sollte diese Buchführung, der reine Ausdruck der Gerechtigkeit sich nicht eben so gut auf die Individuen, als auf die Masse anwenden lassen? Weshalb sollte die Vertheilung bei den großen Körperschaften des Staates begonnen, nicht bis zu den Personen herniedersteigen? Haben die Arbeiter weniger Bedürfniß nach Gerechtigkeit, als die Gesellschaft? Weshalb in der Bestimmung des Rechts gerade da inne halten, wo zur Vervollständigung dieser Bestimmung nur noch eine Unterabtheilung zu machen ist? Was ist der Grund dieser Willkür, wenn ich fragen darf? Weil, ich will für Sie antworten, denn Sie würden es nicht zu gestehen wagen, weil bei einer solchen Buchführung Jedermann frei wäre, und es keine Gemeinschaft mehr gäbe. Was ist in der That eine Gemeinschaft, in der die persönliche Arbeit abgeschätzt und die Konsumtion auf den Kopf berechnet wird?

Also kann die Gemeinschaft, wie jede Handelsgesellschaft, sich der Buchhaltung nicht überheben; aber sie öffnet nur den Korporationen Kontos, und hat keine für die Personen. Ein wenig Gerechtigkeit ist ihr nothwendig, viel Gerechtigkeit ist ihr verderbenbringend. Die Republik wird ihre Inventarien machen: es wird ein Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates sein, die Bilanz eines Bürgers zu ziehen! Die Nation und die Provinzen werden ihren Tausch nach den absoluten Gesetzen des Werthes machen; aber Jeder, der es versuchen wollte, dasselbe Gesetz auf sich und die Uebrigen anzuwenden, würde als ein Falschmünzer betrachtet und mit dem Tode bestraft werden. Indem er die sociale Gerechtigkeit in sich personificirte, würde er die Gemeinschaft aufgehoben haben!

Aber was sage ich? Der Socialismus rechnet nicht, er weigert sich zu rechnen. Er behauptet weder mehr noch weniger, als

die Staatsökonomie die Unmeßbarkeit der Werthe durch einander. Sonst würde er begreifen, daß das, was er durch alle seine Nirgendheims hindurch verfolgt, durch das Gesetz des Werthes gegeben ist; er würde die Formel dieses Gesetzes aufsuchen; und wie die Theologie nach der Entdeckung des Sinnes ihrer Mythen, und wie die Philosophie nach Konstruirung ihrer Logik, würde der Socialismus nach Auffindung des Gesetzes des Werthes sich selbst erkennen und aufhören, zu existiren. Die Frage von der Vertheilung ist bis jetzt von keinem socialistischen Schriftsteller geradezu aufgenommen worden: der Beweis, daß sie alle mit den Oekonomen einen Schluß gegen die Möglichkeit einer Regel der Vertheilung gezogen. Die Einen haben als Wahlspruch angenommen: Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken; aber sie haben sich wohl gehütet, zu sagen, weder was, nach ihnen, das Maaß der Fähigkeit, noch was das Maaß der Arbeit wäre. Andere haben zur Arbeit und Fähigkeit ein neues Element der Schätzung hinzugefügt, das Kapital, mit andern Worten, das **Monopol**; und sie haben noch einmal bewiesen, daß sie nur jämmerliche Plagiatoren der Civilisation sind, obgleich sie sich durch ihre Ansprüche auf das angeblich Unerwartete am Bemerklichsten machten. Endlich hat sich eine dritte Meinung gebildet, welche, um diesen willkürlichen Abfindungen zu entgehen, an die Stelle der Vertheilung die Ration setzt, und zum Motto nimmt: Jedem nach seinen Bedürfnissen und nach dem Maaße der socialen Hilfsquellen. Dadurch sind Arbeit, Kapital und Talent aus der Wissenschaft weggeschafft; durch denselben Schlag sind die industrielle Hierarchie und die Konkurrenz unterdrückt; ferner verschwindet, da Jeder öffentlicher Beamter ist, die Unterscheidung der Arbeiter in produktive und unproduktive; die Münze, und mit ihr jedes den Werth vertretende Zeichen, ist definitiv verbannt; Kredit, Cirkulation, Gleichgewicht des Handels sind nur noch Worte ohne Sinn unter dieser Herrschaft der allgemeinen Bruderschaft! Und ich kenne Leute von wirklichem Verdienste, die sich von dieser Einfältigkeit eines Nichts haben gefangen nehmen lassen! . . . .

Sie haben es gesagt, mein lieber Villegardelle, die Gemeinschaft ist das nothwendige Ziel des Socialismus! Und deshalb ist

der Socialismus Nichts, ist nie Etwas gewesen und wird nie Etwas sein, denn die Gemeinschaft ist die Negation in der Natur und im Geiste, die Negation in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft.

§. 7.

Die Gemeinschaft ist ohne ein Gesetz der Organisation unmöglich, und durch die Organisation geht sie zu Grunde.

Nichts ist leichter, als einen kommunistischen Plan zu machen.

Die Republik ist Herrin über Alles: sie vertheilt ihre Leute, macht urbar, ackert, baut Magazine, Keller und Laboratorien; errichtet Paläste, Werkstätten, Schulen; fabricirt alle zur Kleidung, Nahrung und Wohnung nothwendigen Dinge; gibt Unterricht und Schauspiel, Alles dies g r a t i s, wie man glaubt, und im Maaße ihrer Hilfsquellen. Jeder ist Nationalarbeiter, und arbeitet auf Rechnung des Staates, der Keinen bezahlt, aber für Jeden sorgt, wie ein Familienvater für seine Kinder. Das ist ungefähr das Nirgendheim des vortrefflichen Herrn Cabet, ein Nirgendheim, das mit geringen Modifikationen aus den griechischen, ägyptischen, syrischen, indischen, lateinischen, englischen, französischen und amerikanischen Träumern aufgefrischt ist; die von Herrn Pecqueur mit Varianten erneuert wurde, und zu der sich wider seinen Willen, aber nicht ganz ohne sein Wissen, der Repräsentant unserer jungen Demokratie, Herr Louis Blanc, hinneigt. Man kann nicht leugnen, daß dieser Mechanismus, einfach und entschieden, nicht wenigstens den Vorzug habe, für Jeden verständlich zu sein. Auch bemerkt man, wenn man die Schriftsteller liest, daß sie keinen Streit erwarten, außer über die Arbeitsstunden, die Wahl der Kleidung und andere Details der Phantasie, w e l c h e, fügen sie hinzu, v o n k e i n e r B e d e u t u n g f ü r d a s S y s t e m s i n d.

Aber dieses System, so einfach nach den Reden der Utopisten, erhält plötzlich eine unentwirrbare Komplicirung, wenn man bedenkt, daß der Mensch ein freies Wesen ist, widerspenstig gegen die Polizei und die Gemeinschaft, und daß jede Organisation, welche der persönlichen Freiheit Gewalt anthut, durch die persönliche Freiheit

untergehen wird. Auch sieht man die Aneignung in den socialistischen Nirgendheims stets wiederkehren und ohne Achtung vor der Bruderschaft die Ordnung der Gemeinschaft stören.

Man hat gesehen, wie Herr Cabet des Abends das Essen in der Familie erlaubte. Zu dieser Koncession fügt Herr Cabet noch eine andere: am Sonntag ist Jedermann **frei**. Jeder ißt zu Mittag, wo er will, zu Hause, beim Restaurateur oder auf dem Lande, ad libitum. Wie eine gütige und nachsichtige Mutter hat der Gesetzgeber von Ikarien die Nothwendigkeit gefühlt, von Zeit zu Zeit Etwas von seiner kommunistischen Strenge nachzulassen: er hat die Bürger daran erinnern wollen, daß sie nicht blos Brüder, sondern Personen wären. Am Sonntag gibt er ihnen die Freiheit!

Herr Cabet thut noch mehr: in Beziehung auf den Ackerbau stellt er die kleine Ausbeutung, fast hätte ich gesagt das kleine Eigenthum, wieder her. In Ikarien wohnt der Ackerbauer, der Pächter der Republik, mit seiner Frau und seinen Kindern in seinem Häuschen auf seinem Zipfel Land. Ich weiß, daß eine große Anzahl Kommunisten dieses System verwerfen, worüber die Oekonomen eben so wenig einig sind. Aber ich behaupte, daß, wenn Herr Cabet ein Ketzer ist, alle seine Verlästerer es ebenfalls sind; denn man wird nicht zugeben, daß eine Verschiedenheit des Princips zwischen ihnen stattfinde, wenn ich beweise, daß nur eine Verschiedenheit der Form vorhanden ist. Beweisen wir also, um es kurz zu machen, daß jede Organisation, sei es eine kommunistische oder andere, nothwendig die Freiheit und Persönlichkeit der Arbeit in sich schließt, so wie jede Vertheilung die Verhältnißmäßigkeit und Persönlichkeit des Lohns in sich schließt, was stets auf die Unmöglichkeit der Gemeinschaft hinausläuft.

Die erste und mächtigste Triebfeder der industriellen Organisation ist die Trennung der Industrieen, die Theilung der Arbeit. Die Natur hat durch die Verschiedenheiten des Klima diese Theilung eingeleitet, und a priori alle ihre Folgen bestimmt: das menschliche Genie hat das Uebrige gethan. So leistet die Menschheit ihren allgemeinen Bedürfnissen nur Genüge, indem sie dieses große Gesetz der Theilung anwendet, aus welchem der Tausch und die Cirkulation entspringen. Ferner empfangen die verschiedenen Völker durch diese

ursprüngliche Theilung ihre Originalität und ihren Charakter. Die Physiognomie der Racen ist nicht, wie man wohl glauben könnte, ein in der Abstammung aufbewahrter, unauslöschlicher Zug: sie ist ein Stempel der Natur, der allein durch die Wirkungen der Auswanderung oder der Veränderung der Sitten verschwinden kann. Die Theilung der Arbeit wirkt also nicht blos als Werkzeug der Produktion, sie übt auch einen wesentlichen Einfluß auf Körper und Geist; sie ist eben so sehr die Form unserer Erziehung, als unserer Arbeit. Man kann in allen diesen Beziehungen sagen, daß sie eben so gut Schöpferin des Menschen, als des Reichthums ist, daß sie dem Individuum eben so nothwendig ist, als der Gesellschaft, und daß in Bezug auf Beide die Theilung der Arbeit mit aller Macht und Intensität angewendet werden muß, deren sie fähig ist.

Aber das Gesetz der Theilung anwenden, heißt den Individualismus hegen, heißt die Auflösung der Gemeinschaft herbeirufen; man kann dieser Folgerung unmöglich entgehen. In der That, weil in einer gut geleiteten Gemeinschaft die von jedem Industriezweige zu liefernde Quantität Arbeit bekannt ist, weil ferner die Zahl der Arbeiter bekannt ist; weil überdies die Arbeit von Jedem nur als Bedingung des Lohns und als Garantie den Anderen gegenüber gefordert wird, welchen Grund hätte dann die Gemeinschaft, sich einem Naturgesetze zu widersetzen, dessen Thätigkeit zu beengen, dessen Wirksamkeit zu hindern? Und was wollte man dem Bürger antworten, welcher der Regierung folgenden Vorschlag machte?

„Die Summe der Dienste, welche die Gruppe zu liefern hat, zu der ich gehöre, ist 1000;

„Die Anzahl der Arbeitstage im Jahre 300;

„Wir sind 50 Genossen:

„Ich übernehme die Verpflichtung und beweise durch beigeheftetes Rechnungsbuch, daß mein Vorschlag für die Republik in jeder Weise nur vortheilhaft sein kann; ich verpflichte mich, sage ich, indem ich den Antheil, der von der allgemeinen Konsumtion auf mich fällt, zur Bürgschaft stelle, Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, wie es der Regierung gefällt, den Theil der Gesammtarbeit, der mir zugetheilt werden kann, und noch ein Zehntel dazu zu lie-

fern, und verlange dagegen wieder frei zu werden, auf mein Risko und meine Gefahr und allein zu arbeiten.“

Würde dieser Bürger, der die Emancipation der Arbeit verlangte und sich verpflichtete, den Zehnten der Freiheit zu bezahlen, für verdächtig erklärt werden? Sollte die persönliche Freiheit im Namen der allgemeinen Freiheit, welche sich erst durch die persönlichen Freiheiten bildet, verbannt werden? Was wäre der Grund für diese Verbannung? Freiheit, Reiz meines Daseins, ohne welche die Arbeit Qual und das Leben ein langer Tod ist! Für Dich kämpft die Menschheit von Anbeginn, um Deines Reiches Willen sind wir jetzt in dieser neuen und großen Revolution begriffen. Wärest Du denn nur der Tod des Bewußtseins unter dem Despotismus der Gesellschaft? und muß ich Dich, aus Furcht, Dich zu verlieren, jeden Tag opfern?

Wird man sagen, daß die Freiheit der Arbeit nicht zugegeben werden kann, weil sie die Aneignung, und mit der Aneignung das Monopol, den Wucher, das Eigenthum, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen einschließt? — Ich erwidere sogleich, daß, wenn die Freiheit diese Mißbräuche erzeugt, dies aus Mangel an einem Gesetze des Tausches, aus Mangel an einer Feststellung des Werthes und einer Theorie der Vertheilung geschicht, die unter den Konsumenten die Gleichheit und unter den Thätigkeiten das Gleichgewicht erhalte. Wer widersetzt sich hier der Vertheilung? Wer weist mit allen Kräften die Theorie des Werthes und das Gesetz des Tausches zurück? Der Kommunismus. So daß der Kommunismus die Freiheit der Arbeit von sich weist, weil er ein Gesetz der Vertheilung gebrauchte, und die Vertheilung verwirft, um die Gemeinschaft der Arbeit zu erhalten: welcher Gallimathias!

Organisation der Arbeit, Theilung oder Freiheit der Arbeit, Trennung der Industrieen, alle diese Ausdrücke sind gleichbedeutend. Die Gemeinschaft geht nun durch die Trennung der Industrien zu Grunde; also ist die Gemeinschaft wesentlich unorganisch, sie kann nicht existiren, sie wird auf der Erde nur durch die Auflösung des Organismus wieder erstehen. Wie soll man eine Trennung der Industrien begreifen, welche die Industriellen nicht trennt, eine Theilung der Arbeit, welche die Interessen nicht theilt? Wie will man

ohne Verantwortlichkeit, und folglich ohne persönliche Freiheit, die Thätigkeit bei der Arbeit und die getreuliche Ablieferung sichern? — Die Arbeit, sagt Ihr, wird getheilt werden; das Produkt allein wird gemeinschaftlich sein. — Fehlerhafter Cirkel, petitio principii. Wortgefecht, Abgeschmacktheit. Ich habe eben bewiesen, daß die Arbeit nicht getheilt werden kann, ohne daß die Konsumtion es ebenfalls würde, mit anderen Worten, daß das Gesetz der Theilung ein Gesetz der Vertheilung in sich schließt, und daß diese Vertheilung, die mit Soll und Haben oder deren Synonymen, mit Mein und Dein zu Werke ging, die Gemeinschaft vernichtet. Also ist der Individualismus in der Vertheilung der Produkte und in der Theilung der Arbeit nothwendig im Schooße der Gemeinschaft vorhanden: was sie auch beginnen möge, die Gemeinschaft ist verdammt unterzugehen; sie hat nur die Wahl, ihre Abdankung in die Hände der Gerechtigkeit niederzulegen, indem sie das Problem des Werthes löst, oder unter der Decke der Bruderschaft den Despotismus der Zahl an die Stelle des Despotismus der Gewalt zu setzen.

Alles, was der Socialismus jemals, von der Ermordung Abels an bis zu den Flintenschüssen von Rive-de-Gier, über dieses große Problem der Organisation vorgebracht hat, ist nur ein Schrei der Verzweiflung und Ohnmacht gewesen, um nicht zu sagen eine charlatanhafte Declamation. Niemand, weder von der Partei der Socialisten, noch von der Partei der Eigenthümer, hat gestern oder heute die Widersprüche der socialen Oekonomie gelöst; und alle diese Apostel der Organisation und Reform, ich wiederhole hier nur, worüber wir uns tausendmal verständigt haben, mein lieber Villegardelle, sind Ausbeuter der öffentlichen Leichtgläubigkeit, die im Namen der Wissenschaft, die erst kommen soll, ihren Profit von einer Wahrheit zogen, die so alt ist, als die Welt, und deren Namen sie nicht einmal aussprechen können.

Wird der Producent in seiner Arbeit frei sein oder nicht? Auf diese so einfache Frage wagt der Socialismus nicht zu antworten: nach welcher Seite er sich auch wende, er ist verloren. Die Theilung der Arbeit ist durch ein unzerbrechliches Band an die mathematische Theilung der Produkte geknüpft, die Freiheit des Producenten an die Unabhängigkeit des Konsumenten. Hebt die Theilung der

Arbeit, die Verhältnißmäßigkeit der Werthe, die Gleichheit der Vermögen auf; und die Erdkugel, welche zehn Milliarden reicher und starker Menschen zu nähren vermag, reicht kaum für einige Millionen Wilder hin; hebt die Freiheit auf, und der Mensch ist nur ein elender Galeerensklave, der die Kette seiner getäuschten Hoffnungen bis zum Grabe schleppt; hebt den Individualismus der Existenzen auf, und Ihr macht aus der Menschheit einen großen Polypenstamm.

Aber setzt die Theilung der Arbeit, und die Gemeinschaft verschwindet mit der Einförmigkeit; setzt die Freiheit, und die Mysterien der Polizei fallen mit der Religion des Staates; setzt die Organisation, und die Gemeinschaft der Güter, deren unvermeidliche Konsequenz die Gemeinschaft der Personen ist, bleibt nur noch ein häßliches Traumbild.

Die Gemeinschaft mit der Theilung der Arbeit, die Gemeinschaft mit der Freiheit, die Gemeinschaft mit der Organisation, großer Gott! das ist das Chaos mit den Attributen des Lichts, des Lebens und des Geistes. Und Sie fragen, weshalb ich nicht Kommunist bin! Befragen Sie, wenn es Ihnen beliebt, das Wörterbuch der Antonymen, und Sie werden erfahren, weshalb ich nicht Kommunist bin.

§. 8.

Die Gemeinschaft ist unmöglich ohne die Gerechtigkeit, und sie geht durch die Gerechtigkeit zu Grunde.

Das Nichtich, sagte ein Philosoph, ist das Ich, welches sich objektivirt, welches sich sich selbst entgegen setzt und sich für ein Anderes nimmt; das Subjekt und das Objekt sind identisch, $A = A$.

Dieses Princip, welches einem ganzen philosophischen Systeme zur Basis dient, und das man in der Spekulation immer als wahr betrachten kann, ist auch der Ausgangspunkt der ökonomischen Wissenschaft, der erste Grundsatz der vertheilenden Gerechtigkeit. $A = A$, d. h. die realisirte Arbeit ist der gedachten Arbeit mathematisch gleich; folglich ist der Lohn des Arbeiters gleich seinem Produkt, die Konsumtion gleich der Produktion. Dies ist wahr sowohl vom Individuum, welches mit andern Producenten tauscht, als auch vom Gesammtarbeiter, der nur mit sich selbst tauscht, wie vom Menschen,

der, von seines Gleichen getrennt, dann für sich selbst die ganze Menschheit wird. Im Gesammtarbeiter ist der Lohn gleich dem Produkte; folglich sind die Produkte aller Producenten unter einander gleich, und eben so ihr Lohn: hierin liegt das Princip der Gleichheit der Lebenslagen und der Vermögen.

Also ist die Gleichheit im Gesammtmenschen nichts Anderes, als die Gleichheit des Ganzen mit der Summe aller Theile; sie gründet sich dann mittelst der Freiheit unter den industriellen Korporationen und bürgerlichen Klassen; sie befestigt sich endlich langsam und durch unendliche Schwankungen unter den Individuen. Aber die Gleichheit muß am Ende allgemein werden, weil jedes Individuum die Menschheit vertritt, und weil, da der Mensch dem Menschen gleich ist, unter Allen das Produkt dem Produkt gleich sein muß.

Das ist nicht der Gesichtspunkt der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft hat einen Abscheu vor Zahlen, die Arithmetik bringt ihr den Tod. Sie gibt nicht zu, daß das Gesetz des Weltalls, Omnia in pondere, et numero, et mensura, auch das Gesetz der Gesellschaft sei: die Gemeinschaft nimmt mit einem Worte die Gleichheit nicht an, sie leugnet die Gerechtigkeit. Was ist es also für ein Princip, dem sie den Vorzug gibt? wir haben es nach Herrn Cabet die Bruderschaft genannt. Und diese Albernheit, ich muß es wohl gestehen, zählt unter ihren Apologen Männer von viel weniger Unschuld, als der ehrenwerthe Herr Cabet.

Die Gleichheit und Gerechtigkeit sind, nach dem, was diese tiefen Theoretiker versichern, nur Beziehungen des Eigenthums und des Antagonismus, die unter dem Gesetze der Liebe und der Aufopferung verschwinden müssen. In diesem neuen Zustande ist Geben gleichbedeutend mit Empfangen; das Glück besteht darin, sich aufzuopfern; auf den Wettstreit der Egoismen folgt der Wettstreit der Aufopferungen. Das ist die höhere Idee des Socialismus, eine Idee, die zu ergründen unsere Pflicht ist; denn, Dank dieser höheren Idee, werden wir alle niedrigeren Ideen der Gerechtigkeit, Ungerechtigkeit, des Rechts und der Pflicht, der Verbindlichkeit und des Schadens u. s. w. verlieren. Von einer höheren Idee zu einer immer höheren, bis wir zuletzt keine Idee mehr haben.

Es steht fest, daß der ursprüngliche Mensch, seinen materiellen Neigungen überlassen, jene Nächstenliebe mäßig fühlt, welche, nach Pierre Leroux, Jesus Christus selbst nur unvollkommen gekannt, und welche die Kommunisten zur Basis ihrer Lehre angenommen haben. Der Kriegszustand ist der eigentliche Zustand des Menschengeschlechts. Ehe sie sich für einander aufopfern, beginnen die Menschen, sich unter einander zu verschlingen; das Opfer des Nächsten geht immer dem Opfer für den Nächsten voraus; die Menschenfresserei und die Bruderschaft sind die beiden Extreme der ökonomischen Entwickelung. Bemerken wir noch, daß jedes Individuum in seinem Leben und in jedem Augenblicke seines Lebens diese doppelte Seite der Menschheit reproducirt.

Also ist die Bruderschaft, durch die sich in uns der Triumph des Engels über das Thier ausdrückt, weniger ein unmittelbares, als ein entwickeltes Gefühl, eine Frucht der Erziehung und der Arbeit? Es ist sonderbar, daß wir uns nach so vielen Homilien über die Bruderschaft noch diese Frage stellen müssen.

Die Kommunisten raisonniren, als wenn die Bruderschaft einzig aus der Ueberredung hervorgehen müßte. Jesus Christus und die Apostel predigten die Bruderschaft; man predigt uns die Bruderschaft. Seid Brüder, sagt man uns, weil Ihr sonst Feinde sein werdet; Eure Wahl ist nicht frei. D i e B r u d e r s c h a f t o d e r d e n T o d! Diesem Dilemma gegenüber hat der Mensch sich nie besonnen, er hat den Tod gewählt. Ist es seine Schuld?

Es ist mir unmöglich zu begreifen, wie die Ueberzeugung, die ich von der Nothwendigkeit einer Sache habe, die wirkende Ursache dieser Sache werden kann. Ich bin frei, nicht weil für mich die Vorzüglichkeit der Freiheit ausgemacht ist, obgleich dieser Beweis dazu hätte dienen können, mich die Freiheit wollen zu lassen, sondern, weil ich die Bedingungen vereinige, welche den freien Menschen ausmachen. Eben so werden die Menschen vom Zwiespalt zur Harmonie übergehen, nicht allein kraft der Kenntniß, die sie über ihre Bestimmung erlangt haben, sondern vermittelst der ökonomischen, politischen und anderen Bedingungen, welche in der Gesellschaft die Harmonie bilden. Auf den Ruf Christi zitterte die Menschheit vor Liebe und weinte vor Zärtlichkeit; eine heilige Glut bemächtigte sich

der Seelen: es war die Wirkung einer Reaktion, das Resultat einer langen Erschöpfung. Diese Erschütterung war von kurzer Dauer. Die christlichen Zwistigkeiten übertrafen den Haß der Götzendiener; die Bruderschaft entschwand wie ein Traum, weil man für Nichts gesorgt, das sie hätte halten können, es fehlte ihr, gerade zu gesagt, an Nahrung. Die Lage ist noch dieselbe; die Bruderschaft erwartet, heute wie immer, damit sie existire, ein Princip, das sie hervorbringe: glaubt der Socialismus, daß es zur Erfüllung dieser Bedingung hinreicht, die Bruderschaft zu predigen?

So bauen wir ins Blaue; wir gehen Angesichts des Landes der Verheißung elendiglich zu Grunde, indem wir es durch die Lüfte erreichen wollen, statt dem vorgezeichneten Wege nachzugehen, und von Station zu Station zu wandern. Die Bruderschaft existirt nicht, das ist allgemein anerkannt; und der Socialismus glaubt, es genüge, zu reden, statt ihre Elemente aufzusuchen. Die Bruderschaft soll sein! sagt er .... Aber die Bruderschaft kann nicht sein.

Einige, welche die Formen der Bruderschaft für die Bruderschaft selbst nehmen, versichern, daß der Anstand, der gute Ton, die Empfindungen, welche eine edle Erziehung einflöße, die gebildeten und feinen Sitten der zukünftigen Geschlechter, nicht anzunehmen erlauben, daß Jemand, das Vertrauen der Gesellschaft mißbrauchend, das Gesetz der Aufopferung und Bruderschaft verrathe. Diese Leute gleichen den Oekonomen, welche, wenn sie das baare Geld durch Billets, das Pfand durch das Zeichen ersetzen, das baare Geld abgeschafft zu haben meinen. Aber die Billets haben nur in so fern **Werth**, als sie verbürgt sind; eben so haben Bildung, Anstand und Versicherungen der Aufopferung nur Werth unter der Bedingung eines Pfandes, das für sie bürgt: man sage mir, wo dieses Pfand ist? Was die Freundschaft, die Achtung, das Vertrauen, den Eifer, gefällig zu sein, hervorbringt, ist die Gewohnheit der Gegenseitigkeit, oder was auf dasselbe hinauskommt, das Gefühl der persönlichen Würde und Unabhängigkeit, eines auf individuelle und erlaubte Weise erworbenen Gutes. War denn die Schönthuerei der Klöster, woraus die Religion jedes Gefühl der Persönlichkeit und des Eigenthums auszuschließen Sorge trug, die Bruderschaft? Nein,

nein, diese **Brüder** waren an sich zu wenig, als daß sie vor einander Achtung gehabt; und man hat am Beispiel der religiösen Gemeinschaften, in denen Demuth und Entsagung Regel waren, sehen können, daß die Entwürdigung des Ichs stets den Sturz der Barmherzigkeit nach sich zieht. Das war der große Irrthum jener Ordensstifter, denen Gott in Ansehung ihres guten Willens den ewigen Frieden schenken möge, deren System aber fortan gerichtet ist. Die Rohheit, Faulheit, Gemeinheit der Mönche sind seit Jahrhunderten zum Sprichwort geworden: alle diese Laster der religiösen Gemeinschaften, selbst derer, welche die Arbeit zum wesentlichen Theile ihrer Disciplin gemacht hatten, gingen aus jener falschen Theorie hervor, welche die Bruderschaft außerhalb der Gerechtigkeit sucht.

Zum Zeugniß der Geschichte fügt die Theorie ihre Beweise. Damit eine Gesellschaft von Arbeitern sich der Gerechtigkeit entschlagen und sich einzig durch die Kraft der Neigungen halten könne, wäre Eins nothwendig, ohne das die Bruderschaft im Augenblicke zu Grunde ginge, nämlich die persönliche Unfehlbarkeit und Sündlosigkeit. Ein Mensch hat den Plan, ein Buch herauszugeben. Wer wird die Vorschüsse für das Papier, den Satz, den Druck, das Broschiren, den Verkauf und Transport machen? Ohne Zweifel die Gemeinschaft, weil Alles der Gemeinschaft gehört, weil alle Arbeitsinstrumente, alle Rohstoffe, alle Produkte und alle Gewinne der Gemeinschaft gehören. Die Gemeinschaft setzt sich aber, wenn sie diese Schrift druckt, einer unnützen Ausgabe aus: wer gibt ihr Sicherheit? Will man Censoren zur Prüfung der Manuskripte ernennen? Dann ist die Presse nicht mehr frei. Will man den Druck der Abstimmung unterwerfen? Das setzt voraus, daß die Stimmenden das Buch kennen, das man ihnen erst zum Lesen verschaffen will. Will man warten, bis der Verfasser eine hinreichende Zahl von Abonnenten gesammelt hat? Dann kommen wir in das System des Verkaufs und Tauschs, des **Soll** und **Haben**, in die Negation der Gemeinschaft zurück.

Wie viel unlösbare Schwierigkeiten! wie viel Widersprüche! Wenn die Gemeinschaft klug ist, so muß sie für sich selbst eine Garantie verlangen, d. h. Besitz außerhalb ihrer anerkennen und ihre eigne Auflösung aussprechen. Wenn der Verfasser wahrhaft ehrlich und

aufopfernd ist, so muß er die Verantwortlichkeit für sein Werk auf sich allein nehmen, d. h. sich aus Aufopferung von der Gemeinschaft trennen. Aber wie soll er durch Thaten diese Aufopferung beweisen, wenn er Nichts besitzt, weder in sich, noch außer sich, das er hingeben und opfern könnte? Nemo dat quod non habet, sagt das Evangelium, sagt Jesus Christus selbst. Wo Du Nichts hinthust, kannst Du Nichts wegnehmen; und von allen Menschen ist der des Opfers Fähigste, nicht der Kommunist, sondern, ist es nöthig, daß ich eine so triviale Wahrheit als eine neue gebe? der Eigenthümer.

Die Gemeinschaft führt also auf allen ihren Wegen zum Selbstmord. Nach dem Vorbilde der Familie errichtet, löst sie sich mit der Familie auf; der Vertheilung bedürfend, geht sie durch die Vertheilung zu Grunde; zur Organisation gezwungen, stirbt sie durch die Organisation. Endlich setzt die Gemeinschaft das Opfer voraus; und, zugleich die Materie und die Form des Opfers aufhebend, kann sie, weit davon entfernt die zu ihrer Existenz nothwendige Reihe herzustellen, nicht einmal das erste Glied ihrer Entwickelung setzen.

Gebt mir Etwas, das mit Etwas übereinstimmt, eine Idee, deren Objekt ich erfasse, eine Thatsache, die ich auseinanderlegen und begreifen kann; und ich werde diese Thatsache anerkennen, diese Idee annehmen. Aber was soll ich von einer Gemeinschaft sagen, die sich nur im Nichts begreift, sich nur mit dem Nichts verträgt und nur durch das Nichts vorhanden ist?

§. 9.

Die Gemeinschaft ist eklektisch, unverständig und unverständlich.

Wir haben es vom Anfang an gesagt: es ist Nichts im socialistischen Nirgendheim, das sich nicht dem Princip der Schule gemäß in dem Eigenthumsschlendrian wiederfindet. Nihil est in intellectu, quod prius non fuerit in sensu. Der Socialismus besitzt Nichts, was ihm eigenthümlich wäre; was ihn auszeichnet, ihn bestimmt, ihn zu dem macht, was er ist, das ist die Willkür und Abgeschmacktheit seiner Entlehnungen.

Was ist also die Gemeinschaft? es ist die ökonomische Idee des Staates, die bis zur Absorbirung der Persönlichkeit und der indivi-

duellen Initiative getrieben ist. Der Kommunismus hat aber nicht einmal das Wesen und die Bestimmung des Staates begriffen. Indem er sich dieser Kategorie bemächtigte, um sich selbst einen Körper und ein Gesicht zu geben, hat er nur die Idee der reaktionären Seite ergriffen; er hat sich in seiner Ohnmacht gezeigt, indem er die Organisation der Polizei zum Vorbilde der industriellen Organisation nahm. Der Staat, sagte er sich, verfügt unumschränkt über den Dienst seiner Beamten, die er dagegen nährt, logirt und pensionirt; also kann der Staat auch den Ackerbau und die Industrie ausüben, alle Arbeiter nähren und pensioniren. Der Socialismus, tausendmal unwissender noch, als die Staatsökonomie, hat nicht gesehen, daß er, indem er die anderen Kategorieen der Arbeit ebenfalls dem Staate wieder übergab, hierdurch allein die Producenten in Unproduktive verwandelte; er hat nicht begriffen, daß die öffentlichen Dienste, gerade weil sie öffentliche oder durch den Staat ausgeführte sind, viel mehr kosten, als sie werth sind; daß das Streben der Gesellschaft sein muß, die Zahl derselben fortwährend zu verringern; und daß man, weit entfernt davon, die persönliche Freiheit dem Staate unterzuordnen, vielmehr den Staat, die Gemeinschaft, der persönlichen Freiheit unterwerfen muß.

Der Socialismus ist in allen seinen Plagiaten ebenso zu Werke gegangen. Die Familie bot ihm das Vorbild einer auf Liebe und Hingebung gegründeten Gemeinschaft: sogleich beeilte er sich, die Familie, wie die Industrie und den Ackerbau in den Staat überzutragen; und die Unterscheidung der Familien machte der Gemeinschaft der Familie Platz, wie die Unterscheidung der Monopole der Gemeinschaft der Monopole.

Was war in der Familie vorhanden, ehe der Socialismus sie in die Ungetheiltheit absorbirte? Die Ehe, die Verbindung des Menschen mit sich selbst durch die Scheidung der Geschlechter, Gesellschaft in der Einsamkeit, ein Dialog in einem Monolog. Es war die Vollendung der menschlichen Persönlichkeit. Der Socialismus hat hierin nur eine Beeinträchtigung seines Princips erblickt: indem er sich auf die Lascivität der Wilden und auf das häufige Vorkommen des Ehebruchs in einer in der Krisis liegenden Gesellschaft berief,

half er Allem ab, indem er die Ehe aufhob und die Unverletzbarkeit der Liebe durch die Freiheit der Paarung ersetzte.

Nachdem die Persönlichkeit des Menschen in der Liebe und in der Arbeit zurückgedrängt war, schien der Weg zur Organisation der Arbeit und zur Vertheilung der Produkte geebnet.

Die Arbeit organisiren, vertheilen, was ist leichter? Ohne Zweifel ist die Theilung der Arbeit antikommunistisch, weil sie, wenn auch in sehr schwachem Grade, die Verrichtungen den Gruppen, und in den Gruppen wieder den Individuen aneignet. Ohne Zweifel wäre die Gemeinschaft vollkommner, wenn sie eine solche Vertheilung vermeiden könnte. Aber diese Unbequemlichkeit der Aneignung der Arbeit wird in der Enteignung der Produkte verschwinden. Da sich Niemand ausschließlich den Besitz der Arbeitsinstrumente, noch die Produkte der Arbeit, noch ihre Cirkulation, noch ihre Vertheilung beilegen kann, bleibt die Gemeinschaft unversehrt und alle Sorge der Regierung besteht nur noch darin, mit möglichst wenigen Kosten das Meiste zu produciren.

Aber, hatte die Staatsökonomie bemerkt, die Aufgabe der Theilung der Arbeit besteht nicht allein darin, eine möglichst große Summe von Produkten zu erzielen, sie besteht außerdem noch darin, diese Masse ohne physischen, moralischen oder intellektuellen Nachtheil für den Arbeiter zu erzielen. Es ist aber erwiesen, daß der Geist des Arbeiters sich um so mehr zur Stumpfheit hinneigt, jemehr die Arbeit getheilt wird; und umgekehrt, daß, jemehr Dinge der Mensch in seinen Kombinationen umfaßt, indem er sich des Widerwärtigen und der Sorge für die Einzelnheiten auf Andere entledigt, seine Vernunft um so stärker wird, sein Genius sich um so mehr erhebt und herrscht. Wie will man nun die Nothwendigkeit einer zerstückelten Theilung mit der vollständigen Entwickelung der Fähigkeiten vereinen, einer Entwickelung, die für jeden Bürger ein Recht und eine Pflicht, und für Alle eine Bedingung der Gleichheit ist; aber auch einer Entwickelung, die durch die Erhöhung der Persönlichkeit der Tod des Kommunismus ist?

In diesem Punkte hat sich der Socialismus als eben so armseliger Logiker, wie als verächtlicher Charlatan gezeigt. Zu der Theilung in Stücke hat er noch die Zerstückelung der Zeit hinzuge-

fügt, indem er Stück auf Stück, Abschnitt auf Abschnitt, die Störung auf die Langeweile, den Lärm auf die Unsinnigkeit häufte. Er will nicht, daß alle Arbeiter Verallgemeinerer und Synthetiker zu werden trachten; er bewahrt diese Auszeichnung für die privilegirten Naturen, aus denen er bald Ausbeuter nach Art der Eigenthümer macht: Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken; bald Sklaven: die Ersten werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein. Der Socialismus hat nicht wahrgenommen, oder vielmehr er hat es zu gut wahrgenommen, daß die Theilung der Arbeit zugleich das Werkzeug des Fortschrittes und der Gleichheit der Intelligenzen und zu gleicher Zeit das Werkzeug des Fortschritts und der Gleichheit der Vermögen ist; er weist diese ihm widerstrebende Gleichheit aus allen Kräften zurück, weil sie an die Stelle des Opfers der Pflicht das freie Opfer stellt; und deshalb stellt er die Fähigkeit bald über die Arbeit, bald setzt er sie unter diese herab. In Ikarien, wie beim Plato, wie im Phalanstère, kurz in allen socialistischen Büchern werden Wissenschaft und Kunst als Specialitäten und Handwerke betrachtet: nirgends sieht man sie als Fähigkeiten erscheinen, welche die Erziehung bei allen Menschen entwickeln soll. Sie kennen den Socialismus, mein lieber Villegardelle, sowohl in seinem Personale, als auch in seinen Büchern. Bezeugen Sie die Wahrheit: glaubt der Socialismus an die Gleichheit der Intelligenzen? Will der Socialismus, welcher die Aufopferung fordert, die Gleichheit der Lebenslagen? Haben Sie im Socialismus, ich rede vom dogmatischen Socialismus, etwas Anderes angetroffen, als Eitelkeit und Albernheit? Sagen Sie, ob ich verleumde?

Der Socialismus hat indessen doch eine Entdeckung gemacht, die der anziehenden Arbeit.

Indem die Staatsökonomie sich der Welt als Wissenschaft der Beobachtung und Erfahrung offenbarte, hatte sie mit dem ersten Worte die Heiligkeit der Arbeit proklamirt. Gegen die Autorität der Religionen hatte sie gesagt, daß die Arbeit kein Fluch Gottes sei, aber eine für uns eben so nothwendige Lebensbedingung, als Essen und Trinken, als die Liebe, das Spiel und das Studium. Die Werke Say's, Destutt de Tracy's, Droz', Adam Smith's u. s. w.

sind von diesem Gedanken voll. Die Staatsökonomie ist die Protestation des philosophischen Gedankens zu Gunsten der Arbeit gegen die Trägheit der Barbarei und gegen die jüdische Mythologie. Daraus folgte, und die Oekonomen haben es sehr gut begriffen, daß die Arbeit der Gesellschaft und dem Menschen nothwendig, eine Stärkung für Geist und Körper, die Hüterin der Sitten und Gesundheit, die Hervorbringerin des Reichthums, das Princip des Fortschritts und die Kundgebung der menschlichen Thätigkeit, **an sich**, a parte subjecti, nichts Erniedrigendes habe, und daß, wenn sie sich bisweilen von Mühsalen und Widerwillen begleitet zeigt, dies einzig von der Qualität der Dinge herrühre, a parte rei, auf welche die Arbeit angewandt wird, oder von einem Mangel des Maaßes in der Ausführung. Die Zerstückelung und die Einförmigkeit der Beschäftigung, die daraus folgt, welche die Oekonomen so stark bezeichnet haben, sind wohlbekannte Beispiele der widerstrebend gewordenen Arbeit. Um was handelte es sich also? Das, was der Stoff der Arbeit Unangenehmes darbieten konnte, aufzuheben oder zu verdecken, und die Ausübung auf eine Art zu leiten, welche zugleich dem Körper und dem Geiste Genüge leistet. Statt dessen hat der Socialismus die anziehende Arbeit erfunden.

Zuerst wird die Arbeit, die, wie er sagt, durch die äußerste Theilung angenehmer und leichter gemacht wird, sich durch Musik, Gesang, galante Unterhaltungen, Vorlesung, kurze Dauer der Sitzungen, Manöver und Turniere in ein fortwährendes Fest verwandeln. Dies ist die von Herrn Cabet in Ikarien eingeführte Ordnung, der hierin mit allen großen Meistern, Plato, Campanella, Mably, Morelly, Fourier u. s. w. übereinstimmt. Der Socialismus, der seine Thiere auf das Wunderbarste kennt, bereitet ihnen alle möglichen Ergötzlichkeiten: er macht es mit der Arbeit wie die Ständchenbringer mit der Liebe, wenn sie um Mitternacht unter den Fenstern der Neuvermählten durch das Spiel ihrer Instrumente, ihre eingeschlummerten Sinne wieder erwecken. Zu diesen Vergnüglichkeiten fügte die Fraternité in der Nr. vom Januar 1845 das an die Arbeit geknüpfte Ansehen und ferner die gegenseitige Beaufsichtigung. Es ist klar, daß der Socialismus am Liebsten die Arbeit sich auf einmal vom Halse schaffte, und daß er nur in der absoluten

Unmöglichkeit, zu jenem Ideal der anziehenden Arbeit zu gelangen, sie abkürzt, verringert, mannichfaltig macht, versüßt, würzt, sie endlich, bei Strafe der Censur und des Gefängnisses, zu einer Pflicht macht. Welche furchtbaren Genies, diese Erfinder der anziehenden Arbeit!

Aber, theure Meister, weil Ihr eine so starke Nachahmungsader habt, gebt Acht auf Das, was ich euch sagen werde, und das so alt ist, als die Welt: die Arbeit trägt eben so wie die Liebe, von der sie eine Form ist, ihren Reiz in sich; sie bedarf weder der Abwechslung, noch der kurzen Dauer, noch der Musik, noch der Plaudereien, noch der Processionen, noch zärtlicher Gespräche, noch der Rivalitäten, noch der Polizeidiener, sondern allein der Freiheit und der Intelligenz; sie interessirt, sie gefällt, sie begeistert uns durch die Ausströmung des Lebens und des Geistes, das sie verlangt; und ihre mächtigste Bundesgenossin ist die Sammlung, so wie die Zerstreuung ihre größte Feindin ist. Veröffentlicht überall, zur Ermuthigung der Faulheit und zur Erbauung des Müßiggangs, daß die Summe der Arbeit, weit davon entfernt, je geringer zu werden, für Jeden von uns fortwährend zunehmen muß. Verkündigt endlich, daß durch die Arbeit, wie durch die Ehe, die Persönlichkeit des Menschen fortwährend auf die höchste Stufe der Kraft und Unabhängigkeit erhoben wird, was die letzte Möglichkeit des Kommunismus aufhebt. Alle diese Wahrheiten sind das ABC der ökonomischen Wissenschaft, die reine Philosophie der Arbeit, der am Besten bewiesene Theil der Naturgeschichte des Menschen.

Wie tief steht der Socialismus mit seinen Nirgendheims von Aufopferung, von Bruderschaft, von anziehender Arbeit noch unter dem Eigenthumsantagonismus, den er vernichten zu können sich schmeichelt, und den er dennoch fortwährend kopirt!

Der Socialismus ist, wenn man es richtig nimmt, die Gemeinschaft des Uebels, die Zurechnung der individuellen Fehler für die Gesellschaft, die Sammtverbindlichkeit Aller für die Vergehen jedes Einzelnen. Das Eigenthum dagegen ist seinem Streben nach die wechselnde Vertheilung des Guten und die Nichtverbindlichkeit für das Uebel, so weit das Uebel vom Individuum kommt. Unter diesem Gesichtspunkte zeichnet sich das Eigenthum durch ein Streben

nach der Gerechtigkeit aus, das man in der Gemeinschaft nicht antrifft. Um die Thätigkeit und Trägheit unsolidarisch zu machen, um die individuelle Verantwortlichkeit zu schaffen, die die höchste Heiligung des socialen Gesetzes ist, um die Mäßigkeit der Sitten, den Eifer für das öffentliche Wohl, die Unterwerfung unter die Pflicht, die gegenseitige Achtung und das gegenseitige Zutrauen, die uninteressirte Nächstenliebe zu begründen, um alle diese Dinge auf die Dauer zu sichern, ist, soll ich es sagen? das Geld, das infame Geld, das Symbol der Ungleichheit und Eroberung, ein hundertmal wirksameres, unbestechlicheres und sichereres Mittel, als alle kommunistischen Präparate und Quacksalbereien.

Die Deklamatoren haben von der Münze gesprochen, wie der Fabeldichter von der Sprache: sie haben ihr zugleich alles Gute und alles Böse der Gesellschaft beigelegt. Es ist das Geld, sagten die Einen, welches die Städte baut, die Schlachten gewinnt, das den Handel macht, die Talente ermuthigt, die Arbeit belohnt und die Rechnungen der Gesellschaften regelt. Es ist das Geld, die Wuth nach Geld, auri sacra fames, erwiderten die Anderen, das der Sauerteig aller unserer Laster, das Princip alles unseres Verraths, das Geheimniß aller unser Niederträchtigkeiten ist. Wenn dieses Lob und dieser Tadel wahr wären, so böte die Erfindung der Münze, nach Herrn Sismondi die staunenswertheste, und nach meiner Meinung die glücklichste, die der ökonomische Genius gemacht hat, der Analyse einen Widerspruch dar; sie müßte folglich verworfen und durch einen höheren, moralischeren, wahreren Begriff ersetzt werden. Aber damit ist es Nichts: die edeln Metalle, das baare Geld, die Bankpapiere sind an sich selbst weder Ursache des Guten noch des Uebels; die wahrhafte Ursache liegt in der Ungewißheit des Werthes, dessen Feststellung uns auf symbolische Weise in der Münze als Verwirklichung der Ordnung und des Wohlstandes erscheint, und dessen unregelmäßige Schwankung in den anderen Produkten das Princip aller Beraubung und aller Noth ist.

Das Geld, der zuerst social bestimmte Werth, zeigt sich also bis zum Tage der allgemeinen Feststellung der Werthe, woraus für jeden Arbeiter die vollkommene Garantie der Arbeit und des Lohnes hervorgehen soll, als das vollkommenste Organ der Solidarität im

Guten und der Insolidarität im Uebel, mit anderen Worten, der persönlichen Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit.

Ihr wollt, daß ich zur Arbeit, zum Fleiß, zum Zartgefühl meiner Brüder Zutrauen fasse. Es ist hierzu nicht nöthig, eine Polizei zu organisiren, eine gegenseitige Spionirerei zu schaffen, die überdies beleidigend, unmöglich ist. Macht, daß für Jeden von uns der Wohlstand ausschließlich aus der Arbeit entspringe, so daß das Maaß der Arbeit das genaue Maaß des Wohlstandes werde, und daß das Produkt der Arbeit gleichsam ein zweites, unbestechliches Gewissen sei, dessen Zeugniß, je nach dem Verdienst oder der Verschuldung, alle Handlungen des Menschen bestrafe oder belohne. Stellt ein Verzeichniß oder eine vergleichende Tabelle der Werthe auf, welche zugleich die früheren oder späteren Schwankungen zeige, und vermittelst deren der Producent seine Operationen auf die vortheilhafteste Weise einrichten kann, ohne je Ueberproduktion oder Unglück zu befürchten. Gebt endlich allen Werthen einen gemeinsamen Ausdruck, der aus der Vergleichung ihrer mit einem von ihnen hergenommen sei, und zum Maaße bei allen Geschäften diene. Ist es nicht klar, daß der Arbeiter, unter solchen Bedingungen sich selbst überlassen und der vollständigsten Unabhängigkeit genießend, noch die vollkommenste Garantie gewähren würde?

Ferner ergreife man alle Maaßregeln der Vorsorge und Barmherzigkeit, welche die Gebrechlichkeit der Natur erfordert und die Ehre der Menschheit gebietet; man wird Nichts weiter gethan haben, als durch die Liebe Das zu ersetzen, was das Recht verweigert: und wer wollte das hindern? Aber man erinnere sich, daß ein solcher Ersatz seine ganze Moralität, und folglich seine Möglichkeit, aus der vorläufigen Anerkennung des Rechtes schöpft, und daß ohne Gerechtigkeit, ohne eine genaue Bestimmung des Mein und Dein die Barmherzigkeit eine Erpressung wird, und die Bruderschaft unmöglich ist.

Die Herrschaft des Geldes ist der Uebergang zu jener Demokratie der Werthe, welche das Fundament der Gerechtigkeit und Bruderschaft ist. Das Geld und die Kreditinstitutionen, die es erzeugt, erheben die industriellen Werthe zur Würde des baaren Geldes und haben die Zahl der Verbrechen verringert; das Geld und die

Kreditinstitutionen eröffnen überall Absatz, erleichtern die Cirkulation, und haben die Chancen des Zufalls vermindert, und mit der Sicherheit das Wohlwollen und die Hingebung vermehrt.

Weshalb hat Gott, statt den Menschen, ein Individuum, zu schaffen, die Menschheit, eine Gattung, auf die Welt gesetzt? Diese Frage interessirt den Philosophen, welcher Meinung er auch angehöre. Der Kommunismus aber kann nicht darauf antworten, weil aus seinem Gesichtspunkte die Schöpfung der Menschheit abgeschmackt ist.

Der Verfasser von Ikarien, welcher, sei es aus katholischem Vorurtheile, sei es aus Achtung vor der Gewohnheit Europa's, nach dem Beispiele Fenelons, die Monogamie in seiner Republik beibehalten hat, hat sich auf anderen Punkten für diese Ausnahme entschädigt. Herr Cabet schafft überall Unbeweglichkeit und vertreibt die Selbstbestimmung und die Laune. Die Kunst der Modistin, die des Juweliers, des Tapezirers u. s. w. sind antikommunistisch. Herr Cabet schreibt, wie Mentor, die Unveränderlichkeit der Kleidung, die Einförmigkeit des Mobiliars, die Gleichzeitigkeit der Leibesübungen, die Gemeinschaftlichkeit der Ruhe u. s. w. u. s. w. vor. Hiernach begreift man nicht, weshalb es in Ikarien mehr, als einen Menschen, mehr als ein Paar geben sollte, den ehrlichen Ikarus, oder Herrn Cabet und seine Frau. Wozu dieses ganze Volk? wozu diese ewige Wiederholung dieser auf dieselbe Art zugeschnittenen und gekleideten Puppen? Die Natur, welche nicht, wie die Buchdrucker, ihre Exemplare abzieht, und die, indem sie sich wiederholt, nie dasselbe Ding zweimal macht, läßt, um das progressive und vorsehende Wesen hervorzubringen, Millionen von Milliarden verschiedener Individuen entstehen, und aus dieser unendlichen Verschiedenheit ergibt sich für sie ein einziges Subjekt, der Mensch. Der Kommunismus setzt dieser Mannichfaltigkeit der Natur Grenzen. Er sagt zu ihr, wie der Ewige zum Ocean: Bis hierher, und nicht weiter. Der Mensch der Gemeinschaft ist, wenn er einmal geschaffen ist, für immer geschaffen. . . . Hat nicht auf diese Weise der Fourierismus die Wissenschaft unbeweglich machen wollen? Was Cabet mit der Kleidung thut, das hatte Fourier mit dem Fortschritt gethan: wer

von Beiden verdient die Dankbarkeit der Menschen in höherem Grade?

Um seine Zwecke mit größerer Sicherheit zu erreichen, maaßregelt der Ikarier den öffentlichen Geist, und trifft seine Anstalten gegen die neuen Ideen. In Ikarien gibt es ein Kommunal-, ein Provinzial- und ein Nationaljournal; es ist wie in der Kirche, ein Katechismus, ein Evangelium, eine Liturgie. Die Freiheit des Denkens ist das Recht, einen Antrag bei der Versammlung zu stellen. Die Meinung der Majorität wird als öffentliche Meinung angesehen, eben so wie in unsern Kammern die Vernunft gezählt und nicht erörtert wird. Das Journal, auf Kosten des Staats gedruckt und umsonst vertheilt, gibt über die Berathungen Rechenschaft, gibt die Zahl der Minorität an, prüft ihre Gründe, und das ist Alles. Die Bücher der Wissenschaft und Literatur werden nach Auftrag angefertigt und herausgegeben: nichts Anderes gelangt in die Oeffentlichkeit. In der That ist, da Alles der Gemeinschaft angehört, Niemand Etwas als eigenes hat, der Druck eines nicht autorisirten Buches unmöglich. Was hätte man übrigens auch zu sagen? Jede aufregende Idee wird also gleich in ihrer Quelle aufgehalten, und wir haben nie Preßvergehen: das ist das Ideal der Präventivpolizei. Also wird der Kommunismus durch die Logik zur Intoleranz gegen die Ideen hingeführt. Aber, Barmherzigkeit! Die Intoleranz gegen die Ideen ist wie die Intoleranz gegen die Personen; es ist die Ausschließung, es ist das Eigenthum! . . . .

Die Gemeinschaft ist das Eigenthum! Das begreift man nicht mehr, und doch ist es unzweifelhaft: ihr sollt es sehen.

Von allen ihren thörichten und retrograden Vorurtheilen liebkosen die Kommunisten am Meisten die Diktatur. Diktatur in der Industrie, Diktatur im Handel, Diktatur im Reiche der Gedanken, Diktatur im socialen und Privatleben, Diktatur überall: das ist das Dogma, welches, wie die Wolke über dem Sinai, über dem ikarischen Nirgendheim schwebt. Herr Cabet begreift die sociale Revolution nicht als die mögliche Wirkung der Entwickelung der Institutionen und des Zusammenwirkens der Geister: diese Idee ist für sein großes Herz zu metaphysisch. Gleich Plato und allen Offenbarern; gleich Robespierre und Napoleon; gleich Fourier, diesem Diktator

der socialen Wissenschaft, der Nichts zu entdecken übrig gelassen; endlich gleich Herrn Blanc und der Julidemokratie, welche das Glück des Volkes trotz des Volkes herbeiführen und der Gewalt die größtmögliche Kraft der Initiative geben will, läßt Herr Cabet die Reform durch den Rath, den Willen, die hohe Sendung einer Person, eines Heros, eines Messias und eines Repräsentanten der Ikarier geschehen. Herr Cabet hütet sich wohl, das neue Gesetz aus den Erörterungen einer regelmäßig aus den Volkswahlen hervorgegangenen Versammlung entspringen zu lassen; das Mittel ist zu langsam und würde Alles bloßstellen. Er braucht **einen Mann.** Nachdem er allen persönlichen Willen unterdrückt, koncentrirt er sie in einer höchsten Individualität, welche den Kollektivgedanken ausdrückt, und, wie der unbewegliche Beweger des Aristoteles, alle untergeordneten Thätigkeiten antreibt. Also gelangt man durch die einfache Entwickelung der Idee unausweichlich zu dem Schluß, daß das Ideal der Gemeinschaft der Absolutismus ist. Und man würde vergeblich zur Entschuldigung anführen, daß dieser Absolutismus vorübergehend sein wird, weil, wenn ein Ding einen einzigen Augenblick nothwendig ist, es für immer nothwendig wird, der Uebergang ewig ist.

Der Kommunismus, diese unglückselige Entlehnung vom Eigenthumsschlendrian, ist der Ekel vor der Arbeit, die Langeweile des Lebens, die Unterdrückung des Gedankens, der Tod des Ichs, die Setzung des Nichts. Der Kommunismus ist in der Wissenschaft, wie in der Natur, gleichbedeutend mit Nihilismus, Untheilbarkeit, Unbeweglichkeit, Nacht, Schweigen: er ist der Gegensatz der Wirklichkeit, der schwarze Grund, auf den der Schöpfer, der Gott des Lichts, das Weltall gezeichnet.

§. 10.

Die Gemeinschaft ist die Religion der Noth.

Bei dem Worte Religion, und um Jedem die ihm schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sehe ich es als eine Pflicht an, hier zu erklären, daß ich in Bezug auf religiöse Ansichten Niemanden von größerer Lauterkeit und Untadelhaftigkeit kenne, als den Verfasser der Geschichte der socialen Ideen, den Wiederhersteller Mo-

relly's, den Uebersetzer Campanella's, und daß es unmöglich ist, sich über Gott mit mehr Freiheit und weniger Vorurtheil auszudrücken, als Sie thun, mein lieber Villegardelle! Folgt daraus, daß der Kommunismus in Ihnen einen Freigeist zählt, daß der Kommunismus frei von Aberglauben sei?

Der Kommunismus, Sie haben es zuerst anerkannt, mein lieber Villegardelle, ist im Fortschritt begriffen; das heißt, je weiter sich die Zeiten der Gemeinschaft entfernen, um so mehr strengen die Utopisten, welche sie zurückwünschen, sich an, sie durch unaufhörliche Modifikationen wieder einzuführen; so wie die Theoretiker des Eigenthums sich in dem Maaße bemühen, es zu verbessern und annehmbarer zu machen, als die Erfahrung es verdammt. Also ist das Rückwärtsgehen des Kommunismus gewissermaaßen nur in der Theorie bemerkbar; der Fortschritt des Eigenthums äußert sich dagegen zugleich in der Theorie und Praxis. Sobald aber Fortschritt stattfindet, findet nothwendiger Weise auch Umwandlung statt, die Ankunft der positiven und synthetischen Idee, folglich die Beseitigung der mythologischen Idee, die Aufhebung des religiösen Glaubens. An diesem Charakter muß man nothwendig in der Gemeinschaft, wie im Eigenthum, eine Religion erkennen.

Die Thatsachen unterstützen dies berechtigte Vorurtheil.

Ein dichter Nebel von Religiosität liegt heutzutage auf allen reformatorischen Häuptern, mögen sie nun die Reform predigen, um besser zu konserviren, wie die Dynastiker und Oekonomen; oder mögen sie vorher Alles zerstören wollen, um Alles neu zu schaffen, wie die Kommunisten. Ihr Freund Cabet, der das Paradies und den ewigen Vater verspottet, rühmt Nichts desto weniger die Bruderschaft als das Wesen der Religion, indem er sie himmlisch, göttlich nennt; und wir haben gesehen, welches tiefe Mysterium bei ihm die Bruderschaft ist. Herr Pecqueur, welcher alle positiven Religionen (was ist eine negative Religion?) für gottlos erklärt, nennt seine Gemeinschaft Republik Gottes. Wir haben ferner die Neuchristen und die Antichristen; die Letztern sind nach Pierre Leroux die Saint-Simonisten und Fourieristen. Die halbkommunistische Demokratie hält sich an das Glaubensbekenntniß Robespierre's, Gott und Unsterblichkeit der Seele. Der National, das vorschreitende

Organ des Juste-Milieu, bringt Homilien über die geistigen Interessen des Volks: das ist die Frage, wo er am Wenigsten Geist zeigt. Die Oekonomen flüchten in den Schooß des Glaubens zurück, den sie im Sinne der Malthus'schen Ideen interpretiren und modificiren; die Magistrate danken Gott für die übernatürliche von der Vorsehung geleitete Wahl Pius IX., indem sie dabei ihre Ergebenheit für die gallikanischen Freiheiten betheuern; die dynastische Opposition und die konservative Partei, unter ihnen Herr de Lamartine, athmen nur Religion und Frömmigkeit; die Universität sagt ihr Credo und behauptet, gläubiger zu sein, als die Kirche; man sagt sogar, der rothe Mann zeige sich wieder in den Tuilerien,

Den Boden küssend und darauf
Einen Jesuitenhut aufsetzend! . . .

Die Gemeinschaft ist also eine Religion: aber welche Religion?

Als Philosophie denkt und schließt der Kommunismus nicht; er hat einen Abscheu vor der Logik, Dialektik und Metaphysik; er begreift nicht, er **glaubt.** Als sociale Oekonomie zählt und rechnet der Kommunismus nicht; er weiß weder zu organisiren, noch zu produciren, noch zu vertheilen; die Arbeit ist ihm verdächtig, die Gerechtigkeit verursacht ihm Furcht. Dürftig an sich, unverträglich mit jeder Besonderung, jeder Wirklichkeit, jedem Gesetz; durch die Entlehnung seiner Ideen von den ältesten Traditionen unbestimmt, mystisch, unbeschreibbar; die Enthaltsamkeit aus Haß gegen den Luxus, den Gehorsam aus Furcht vor der Freiheit, den Quietismus aus Schrecken vor der Vorsehung predigend, ist er überall Beraubung, stets Beraubung. Die feige, an Erfindung, Ausführung und Styl arme Gemeinschaft ist die Religion der Noth.

Ich habe eben den Luxus genannt. Da die Staatsökonomie über diesen Punkt nichts Genaues gesagt, wußte das Nirgendheim nicht, woran es sich halten sollte, und Herr Cabet war rathlos. Herr Cabet zerhieb also, wie ein zweiter Alexander, den gordischen Knoten, und faßte tapfer einen Beschluß: er verbannte den Luxus. Kein Luxus! nieder mit den Moden, nieder mit dem Putz! Die Frauen sollen künstliche Federn tragen; die Diamanten durch Glaswerk ersetzt werden; die reichen Teppiche, die kostbaren Möbel, so

wie die Pferde und Wagen sollen dem Staate gehören, wodurch der Neid verhindert wird. Das Kostüm wird durch höchsten Rathschluß ein für allemal festgesetzt. Die Kleider, nach etwa zwanzig Mustern zugeschnitten, sollen elastisch sein, wie Kaoutschouk, um den Wuchs zu zeigen, und doch zugleich das richtige Maaß zu halten. Wozu die Arbeit und das öffentliche Vermögen für unanständige Einfälle verlieren, die nur um des Hochmuths und der Sittenverderbniß willen gemacht sind? . . . .

So dachten Pythagoras, Lykurg, Plato, Zeno, Diogenes, Jesus und die Essener, die Gnostiker und die Ebioniten, Seneka, alle Kirchenväter, alle Morallehrer, die Trappisten, die Owenisten u. s. w. u. s. w.

Man muß indessen sagen, daß die socialistische Tradition über die Luxusfrage nicht einmüthig geblieben ist. Einige haben ein Schisma gemacht, wie die Epikuräer, von denen die Saint-Simonisten, die Urheber der Rehabilitation des Fleisches, abstammen, und die Fourieristen, welche Anhänger des Luxus und der Ueppigkeit sind, in omni modo, genere et casu. Diese haben es für eine richtigere, verführerischere und einträglichere Taktik gehalten, ihren Neophyten an Reichthum, Luxus, Aufwand, Vergnügen und Pracht Alles zu versprechen, was Jene für die Einfachheit und Mittelmäßigkeit zu thun drohen. Diese Spaltung hat nichts Ueberraschendes: es war auf jeden Geschmack Rücksicht zu nehmen und von der einen wie von der anderen Seite wagte man gar Nichts. Die Subscriptionen konnten ihren Fortgang haben: man konnte sich sogar schmeicheln, so einfältig ist die Welt, die Ehre der Kritik zu erlangen! . . . .

Der Irrthum des Socialismus in Bezug auf den Luxus, sowohl des epikuräischen, als des ascetischen, entspringt aus einer falschen Vorstellung des Werthes. Nach dem Gesetz der Verhältnißmäßigkeit der Produkte ist der L u x u s ein rein relativer Ausdruck, welcher dazu dient, die Gegenstände zu bezeichnen, zu denen die Produktion zuletzt gelangt, und die zur Bildung des Gesammtreichthums nur in schwächerer Zahl beitragen. Nach diesem Elementarbegriffe der socialen Oekonomie ist es eben so abgeschmackt, den Luxus gemeinsam und leicht erreichbar machen zu wollen, als ihn zu verbieten:

weil man auf der einen Seite die Reihe der Werthe verkennt, was auf eine Mystifikation hinausläuft, und von der anderen diese Reihe verstümmelt, was das Elend festsetzen heißt.

Das, was die Gegner des Luxus in Verlegenheit setzt, und worauf seine Vertheidiger nur dadurch antworten, daß sie die Bruderschaft aufgeben und den störrigsten Egoismus zur Schau tragen, ist die Art und Weise, wie die Vertheilung geschehen soll. In einer Gesellschaft, wo alle Personen gleich sind und nichts Eignes haben können, wäre ein Diamantenschmuck, ein Perlenhalsband ein Gegenstand, der, weil er sich nicht theilen ließe, für den Eigenthümer ein neues Priveligium, eine Art Aristokratie bildete. Was wir hier von den Edelsteinen sagen, läßt sich noch von tausend anderen Dingen sagen: der Luxus ist, obgleich er die Seltenheit zum Princip hat, durch die Mannichfaltigkeit unendlich. Und das Mittel, um in einer Gemeinschaft einen solchen Mißbrauch zu dulden? Und jetzt frage ich Euch, Euch Alle, die Ihr über die kommunistische Ungereimtheit lacht, wie hättet Ihr, wenn Euch der Himmel berufen hätte, die Verfassung der Ikarier zu machen, Euch aus dieser Schwierigkeit gezogen? Denkt an die Koketterie der Weiber, an die Galanterie der jungen Leute, an das ungezügelte Streben, zu gefallen, das alle Herzen gefangen hält, und das, wenn es auch noch nicht Eigenthum ist, doch des Eigenthums bedarf, um sich zu befriedigen. Sicherlich würde der gute Ikarus die Diamanten, wenn sie nicht mehr als Glaskörner kosteten, Niemand verweigert haben. Aber selten und schwer zu habende Kleinigkeiten, welches unerschöpfliche Feld von Ansprüchen, Eifersüchteleien und Zänkereien! Ihr überlaßt die Vertheilung derselben dem Loose? Das heißt den Schmuggel hegen; die Juweliere, die Goldschmiede, die Modistinnen, die Werkleute des Luxus und der Verderbniß, von allen Seiten aufgemuntert, werden bald eine antikommunistische Korporation bilden. Das einzige Mittel zur Rettung ist das Verbot: die Reichthümer des unreinen Babylons werden in die Flammen geworfen oder konfiscirt werden, um zu den Paraden der Republik zu dienen.

Es gab indeß ein leichtes und einfaches Mittel, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen: man mußte statt der Vertheilung *in natura* das System der Vertheilung nach *gleichen Werthen* annehmen.

Jeder Arbeiter erhalte bei Ablieferung seines Produktes eine Anweisung auf ...... Werth von ihm in Waaren erhalten, und werde durch dieses Mittel der einzige Herr seiner Konsumtion; es ist offenbar, daß dann, da sich die Ausgaben nach dem Geschmack verändern, die Vertheilung der Luxusgegenstände sich von selbst macht, und ohne Neid, weil Alles bezahlt wird und für Niemand ein Vorzug vorhanden ist. Wenn ein Gegenstand in Mode kommt, folgt sogleich das Steigen des Preises; und indem die Gesellschaft diesen Gegenstand mit einer fiskalischen Abgabe belegt, wird der Luxus ein ökonomisches Princip. Das ist im Grunde der Sinn der städtischen Einfuhrzölle, der Regie und der Abgaben auf Umsatz und Absatz in Bezug auf Weine und industrielle Produkte. Ueberall zeigt sich uns, wenn wir genauer hinsehen, in der Gesellschaft das Streben nach Gleichgewicht, ein Streben, das beständig von der kommunistischen Trägheit und der Eigenthumsanarchie behindert und unterdrückt wird.

Unglücklicherweise kann die Gemeinschaft zu diesem Systeme, welches die Münze seit undenklichen Zeiten so populär gemacht hat, keine Zuflucht nehmen, ohne sich, wie Cato, mit ihren eigenen Händen zu zerfleischen. Jedes Werthmaaß ist der reine Ausdruck der Persönlichkeit, die officielle Erklärung der Aneignung: die Münze ist der Todtenschein des Kommunismus.

Die Gemeinschaft ist die Religion des Elends: die Utopisten sind gezwungen, es einzugestehen; die Oekonomen lehren es mit lauter Stimme.

„Ich habe in meinen Vorlesungen über Staatsökonomie gezeigt, sagt Herr Rossi, wie jede Arbeiterfamilie ihre Lage durch ein billiges System gegenseitiger Unterstützung und gemeinschaftlicher Ausgaben verbessern könnte: das kann man vernünftiger Weise vom Geist der Association und der Brüderlichkeit fordern. In diesen Grenzen (in den Grenzen der Dürftigkeit) kann man sehr wohl das Beispiel der religiösen Gemeinschaften, der Klöster aufstellen. Denn die Vereinzelung ist verderblich für Die, welche sehr wenig auszugeben haben, für Die, welche keine Vorschüsse machen, ihre Einkäufe nicht im Großen und zur rechten Zeit ausführen, und nicht viel Zeit und Sorge auf ihre häusliche Oekonomie verwenden können. Die Vervielfältigung der Haushaltungen für die Armen

ist eine Thorheit; und ohne von einem absolut gemeinschaftlichen Leben zu träumen, das für Männer, welche Frauen und Kinder haben, nicht paßt, und das den Geist der Familie vernichten würde, gibt es doch eine theoretische Gemeinschaft, eine Gemeinschaft der Einkäufe, der Versorgungen, der Heizung, der Mahlzeiten, der Hilfe, welche weder an Unmöglichkeit noch an Unsittlichkeit leidet, und durch ihre Kombinationen die Intelligenz der arbeitenden Klassen keineswegs übersteigt. Wenn sie, anstatt ihr Ohr den Träumereien der Männer der Systeme zu leihen, nur von ihrer Billigkeit und von ihrem gesunden, natürlichen Sinne Rath verlangen, so können sie ohne Mühe die in dieser Art von Thatsachen schon verwirklichten Versuche vervielfältigen und erweitern. Das macht keinen Lärm, das macht kein Aufsehen, und bedarf zu seiner Ausführung keines Josua, der den Lauf der Gesellschaft aufhält; aber es sind auch Wege, welche weder vor den Assisenhof noch nach Charenton führen. Freiwillige, temporäre Associationen von fünf, sechs, zehn Familien, mehr oder weniger, um in Gemeinschaft zusammen zu legen, nicht ihre Arbeit, nicht ihr ganzes Leben, nicht, was das Persönlichste am Menschen und das Innerste seiner Familie ist, sondern einen Theil ihrer Gewinne, ihrer Ausgaben, ihrer Konsumtion, ihres häuslichen, materiellen und äußeren Lebens, zum Zweck gegenseitiger Unterstützung, solche Associationen würden für den Arbeiter nicht allein ein Mittel zum Wohlstand, sondern auch ein Mittel zur Erziehung und Moralität sein. . . ."

Habt ihr es gehört? Die Gemeinschaft, als Anwendung der Theorie der Verringerung der allgemeinen Kosten, ist nur in den Grenzen der Noth zulässig, sie ist nur für den Armen gut; ferner soll er weder seine Arbeit, noch sein ganzes Leben, noch seine Familie, noch seine Freiheit, noch seinen Gewinn einlegen, sondern nur einen Theil seiner Ausgaben. Aber, wenn Ihr durch Ersparniß einmal warm sitzt, so flieht, sagt er, die Gemeinschaft, weil die Gemeinschaft die Form des Proletariats ist.

Ja, Sie sind in der Wahrheit, Herr Rossi, wenn Sie den Armen, und nur den Armen, die gemeinschaftliche Bestreitung ge-

wisser Ausgaben empfehlen, und zu verstehen geben, daß, wenn das Princip der Kostenverminderung ein mächtiges ökonomisches Werkzeug ist, es in gleichem Maaße ein unbezwingliches Werkzeug der Noth ist. Denn wer sieht in der That nicht, daß diese Theorie, diese Kunst, den Preis der Dinge bis ins Unendliche zu verringern, im System der Gemeinschaft, wie in dem des Eigenthums, nichts Anderes, als die Negation des Reichthums selbst ist?

Was die Gesellschaft in der Verringerung der Kosten sucht, ist die Ersparniß im Herstellungspreise, nicht aus dem Grunde unfruchtbaren Zusammenscharrens, sondern zum Zweck einer neuen Schöpfung, d. h. einer immer größeren Produktion und Konsumtion. Das Eigenthum dagegen sieht darin nur ein Mittel, seine ausschließliche und eifersüchtige Herrschaft unendlich zu erweitern, und um sich herum eine Wüste und Leere zu schaffen. Dies hat die Gelegenheit zur Unterscheidung des Reinertrages und des Rohertrages gegeben, von denen der erste den Gewinn, das heißt die Ausschließlichkeit des Eigenthums ausdrückt, während der zweite den Gesammtwohlstand bezeichnet. So haben die Eigenthümer des agro romano, wovon Sismondi ein so klägliches Bild entworfen hat, und der drei oder viermalhunderttausend Bewohner nähren könnte, gefunden, daß es mehr Gewinn für sie abwerfe, wenn sie das Land zur Weide liegen lassen, als wenn sie es bearbeiten ließen: eben so bei den Industriellen; ihr Vortheil besteht darin, keine Arbeiter zu haben. Sie stellen es sich nicht als Aufgabe: *so viel als möglich produciren und konsumiren zu lassen, und zwar durch die größtmöglichste Anzahl von Menschen*, was in Wahrheit die ökonomische Aufgabe ist; sie nehmen jene antisociale Maxime zur Regel, *den größtmöglichen Reinertrag zu erzielen*, d. h. Arbeit und Lohn aus ihrer Umgebung zu vertreiben.

Die Gemeinschaft, welche sich dieses Eigenthumsschlendrians mit dem Fanatismus bemächtigte, der sie auszeichnet, schließt gerade wie das Eigenthum: sie sieht in der Theorie der Kostenverringerung nur ein Mittel, *die Arbeit für Jedermann zu verringern*, ohne zu bemerken, daß eine solche Verrin-

gerung kein Ziel haben, und nothwendiger Weise auf die absolute Unthätigkeit und Dürftigkeit hinauslaufen würde.

Der Omnibus ist sicherlich ein ökonomisches Fuhrwerk, ganz und gar im kommunistischen Geschmack. Nehmen wir an, die Gesellschaft sei reich genug, um jeder Familie Pferd und Kabriolet zu geben: was für ein Grund wäre für das Dasein des Omnibus vorhanden, und was bedeutete die Oekonomie des Omnibus? Ist es nicht offenbar, daß der Omnibus trotz seines relativen Nutzens, an die Stelle des Privatfuhrwerks gesetzt, weit davon entfernt, ein Fortschritt des Reichthums zu sein, im Gegentheil eine Verringerung des Reichthums ausdrückte? Gerade dies thut der Kommunismus. Vom Eigenthum seine Sophismen hernehmend, sagt er zu Euch: Wozu diese Millionen Haushaltungen, jede mit einer Wanduhr, goldenen Uhren, Schränken, Stühlen, Tischen, Gemälden, Kupferstichen, einer Bibliothek, Oefen, Lampen und Leuchtern, Tafel- und Küchengeschirr, Vorrath von Wäsche auf ein halbes Jahr, Kleidern und Mänteln zum Wechseln, Juwelen und Geräth aller Art? Wozu diese Verschwendung, diese Uebertreibung? Während wir, wenn wir in Gemeinschaft lebten, eine prächtige Thurmuhr hätten, welche majestätisch in der Speisehalle die Stunden mit Glockenspiel verkündete, blendende Kronleuchter, wie in der Oper, eine Tafel von fünfhundert Gedecken, einen Suppentopf von dreißig Hektolitern, und die Sitzungen des Konvents nebst den Siegen der Republik in Oel auf die Wände gemalt! . . . .

Ei, Ihr guten Leute, über die man sich lustig macht, unter dem Vorwande, Euch zu emancipiren, wozu Juweliere, Uhrmacher, Gießer, Kupferstecher, Tischler, Lampenmacher, Ofenmacher, Gläser, Drucker, Modistinnen; . . . : wozu die Arbeit, wenn ihr den Reichthum verbannt? wozu das Menschengeschlecht? oder vielmehr, wozu die Gemeinschaft? seid Ihr nicht ohne sie entblößt, elend genug?

Ich bin weit davon, meine Beschwerden gegen den Kommunismus erschöpft zu haben. Ich habe Nichts von dem unerwarteten Beistand gesagt, die er in diesem Augenblicke der anglo-

ökonomischen Verschwörung gegen die industrielle Freiheit der Völker leistet: auf der einen Seite sieht die Démocratie pacifique in der Abschaffung der Zollschranken nur eine Anbahnung zum Phalanstère; auf der anderen erzählt der Populaire seiner Gemeinde von der Einladung, welche Cobden von Ludwig Philipp erhalten hat, und zieht aus dieser Thatsache, welche die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes bedroht, den Schluß, daß der Tag nahe, wo die Mächtigen und die Reichen Etwas für die arbeitende Klasse thun werden. . . .

Alles könnte ich aber nicht berichten: übrigens wird Das, was ich gesagt, für die Theorie hinreichen. Was die Thaten und Wunder des Socialismus betrifft, sowohl in unserem Jahrhundert, als in den früheren, so verzichte ich darauf, Sie davon zu unterhalten, mein lieber Villegardelle. Diese Aufgabe überstiege meine Geduld, und es hieße zuviel Erbärmlichkeiten und Gemeinheiten enthüllen. Als Kritiker, der durch die Negation des Eigenthums auf die Erforschung der socialen Gesetze ausgehen mußte, geselle ich mich der socialistischen Protestation bei: in diesem Betracht brauche ich von meinen ersten Behauptungen Nichts zu verleugnen, und bin, Gott sei Dank, meinen Antecedentien treu. Als Mann der Verwirklichung und des Fortschritts weise ich den Socialismus, welcher aller Ideen bar, ohnmächtig, unsittlich und einzig dazu geschickt ist, Narren und Schelme zu machen, aus allen Kräften von mir ab. Zeigt er sich nicht seit zwanzig Jahren auf diese Weise, indem er eine Wissenschaft ankündigt, und keine Schwierigkeit löst; indem er der Welt das Glück und den Reichthum verspricht, und selbst nur von Almosen lebt, und indem er, ohne Etwas zu produciren, ungeheuere Kapitale verschlingt? . . . .

Ich meinerseits, ich erkläre dieser unterirdischen Propaganda gegenüber, welche, statt das helle Licht zu suchen und die Kritik herauszufordern, sich in der Dunkelheit der Gassen versteckt; diesem schamlosen Sensualismus, und dieser schmutzigen Literatur, dieser zügellosen Bettelei, dieser Stumpfheit des Geistes und Herzens gegenüber, welche schon einen Theil der Arbeiter zu gewinnen beginnt — ich bin rein von den socialistischen Niederträchtigkeiten. Und hier ist in zwei Worten mein Glaubens-

bekenntniß und mein Kriterium über alle vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Nirgendheims einer Organisation:

Jeder, der sich, um die Arbeit zu organisiren, an die Gewalt und das Kapital wendet, hat gelogen,

Weil die Organisation der Arbeit der Sturz des Kapitals und der Gewalt sein muß.

Dreizehntes Kapitel.

Zehnte Epoche: Die Bevölkerung.

§. 1.

Vernichtung der Gesellschaft durch die Kinderzeugung und durch die Arbeit.

„Epitherses, der Vater des Aemilian, des Rhetors, fuhr von Griechenland nach Italien in einem Schiffe, das mit verschiedenen Waaren und mehreren Reisenden beladen war, da trat eines Abends bei den Anchinadischen Inseln, welche zwischen Morea und Tunis liegen, eine Windstille ein, und ihr Schiff trieb nach Pares hin. Als es hier landete und einige der Reisenden schliefen, Andere wachten, Andere tranken und aßen, wurde von der Insel Pares die Stimme eines Menschen gehört, welche laut **Thamus** rief. Bei diesem Rufe waren Alle entsetzt. Dieser Thamus war ihr Steuermann, gebürtig aus Aegypten, aber dem Namen nach Niemandem, außer einigen Reisenden bekannt. Diese Stimme wurde zum zweiten Male vernommen, wie sie den Thamus mit schreckbarem Geschrei rief. Indem Niemand antwortete, sondern alle in Schweigen und Furcht verharrten, wurde diese Stimme zum dritten Male vernommen, schrecklicher als vorher; da antwortete Thamus endlich: „Ich bin hier; was verlangst Du von mir? was willst Du, daß ich thue?“ Da wurde dieselbe Stimme noch lauter gehört, wie sie sagte und befahl, daß, wenn er nach Palodes käme, er verkündigen und sagen sollte, daß **Pan**, der große Gott, gestorben sei! —

„Als dieses Wort gehört worden, sagte Epitherses, hätten alle Schiffsleute und Reisende sich entsetzt und wären mächtig erschrocken, und hätten unter sich berathen, was besser wäre, entweder zu verschweigen oder zu verkündigen, was befohlen worden wäre. Da sagte Thamus, seine Meinung wäre: wenn sie ankämen und den Wind im Rücken hätten, vorbeizufahren, ohne ein Wort zu sagen, wenn sie aber bei ruhigem Meer ankämen, zu verkündigen, was sie gehört hätten. Als sie nun gen Palodes kamen, geschah es, daß sie weder Wind noch Strom hatten; da bestieg Thamus das Vordertheil des Schiffes, richtete sein Gesicht nach dem Lande und sagte, wie ihm befohlen war, daß der große Pan gestorben wäre. Er hatte noch nicht das letzte Wort beendigt, als vom Lande großes Seufzen und großes Wehklagen vernommen wurde, nicht von einer einzigen Person, sondern von mehreren Stimmen zusammen.

„Diese Neuigkeit wurde, weil Mehrere zugegen gewesen, bald in Rom bekannt, und Tiberius Cäsar, damals Kaiser von Rom, sandte aus, besagten Thamus aufzusuchen. Und nachdem er ihn hatte reden hören, glaubte er seinen Worten, und nachdem er sich bei den gelehrten Leuten, welche damals an seinem Hofe und in Rom in großer Zahl vorhanden waren, erkundigt hatte, wer jener Pan wäre, so erfuhr er durch ihren Bericht, daß er der Sohn des Merkur und der Penelope gewesen. So hatten vorher Herodot und Cicero im 3. Buche von der Natur der Götter geschrieben.

„Dennoch möchte ich es auf jenen großen Erretter der Gläubigen deuten, welcher in Judäa durch den Neid und die Ungerechtigkeit der hohen Priester, Schriftgelehrten, Pfaffen und Mönche des mosaischen Gesetzes schmachvoll gemordet wurde, und diese Deutung scheint mir unverwerflich, denn mit gutem Rechte kann er in griechischer Sprache Pan genannt werden. Denn er ist unser Alles: Alles, was wir sind, was wir leben, was wir haben, was wir hoffen, ist er, ist in ihm, von ihm, durch ihn. Es ist der gute Pan, der große Hirt, der, wie der eifrige Schäfer Korydon bezeugt, nicht allein Liebe und Zuneigung zu seinen Schafen, sondern auch zu den Hirten hat. Bei seinem Tode geschahen Klagen, Seufzer, Schrecken und Wehklagen im ganzen Bau der Erde, in Himmel, Erde, Meer und Hölle. Mit dieser meiner Auslegung trifft die Zeit zusammen. Denn jener

sehr gute und sehr große Pan, unser einziger Erlöser, starb zu Jerusalem, als in Rom Tiberius Cäsar regierte.“ —

Wer sollte glauben, daß diese bewundernswürdige Erzählung, in so ernstem Ton gehalten und mit einer so frommen Betrachtung geschlossen, aus der Feder Rabelais stamme, der den Stoff dazu aus dem Plutarch genommen? Wer könnte aber in der auf Jesus Christus gemachten Anwendung des von Thamus verkündigten Orakels das Sinnbild der Gesellschaft verkennen, welche von ihren ewigen Feinden, dem Monopol und dem Nirgendheim, zu Tode gebracht wird, und in demselben Thamus den Mann, dessen Schriften den meisten Schrecken verbreitet haben und immer mehr an der Vorsehung zweifeln lassen, ich meine Malthus?

Die alte Geschichte ist das Bild der neuen Geschichte, wie Christus die Personifikation der Menschheit ist. Wenn die Gesellschaft, wie das Fahrzeug des Thamus, durch den ökonomischen Windhauch aus der Barbarei in die Civilisation getragen, nachdem sie den Archipel des Eigenthums durchsegelt, geräth sie auf die Sandbänke des Kommunismus, und Malthus ist der Steuermann, welcher uns zuruft: „Die Gesellschaft stirbt, die Gesellschaft ist gestorben!“ Die Seelen, welche den Gott Pan beweinen, weil sie den Glauben an die Auferstehung noch nicht empfangen haben, sind alle unsere Redner und Schriftsteller, die lebendigen Ausdrücke der Menschheit, die Organe ihrer Ahnungen und Schmerzen: ein Lammenais, ein Lamartine, ein Michelet; unsere Oekonomen, unsere Politiker und unsere Mystiker: Sismondi, Blanqui, Buret, Guizot, Thiers, Cormenin, O. Barrot, Buchez; die ehrwürdigen Väter: Ravignone, Lacordaire; die Herren Erzbischöfe von Lyon und Chartres; Eugen Sue u. s. w. u. s. w.

Ja, wirklich, die Gesellschaft ist ihrem Ende nahe. Pan, der große Gott, ist gestorben, mögen die Schatten der Heroen klagen und die Hölle darob erzittern. Pan ist gestorben, die Gesellschaft zerfällt und löst sich auf. Der Reiche verschließt sich in seinen Egoismus und verbirgt die Frucht seiner Verderbtheit vor der Helligkeit des Tages; der unredliche und feige Diener konspirirt wider den Herrn: keine Würde bei den Reichen, keine Bescheidenheit bei den Armen, nirgends Treue. Der Gelehrte betrachtet die Wissenschaft als einen

unterirdischen Gang, der ihn zu Vermögen führt: er kümmert sich nicht um die Wissenschaft. Der Mann des Gesetzes zweifelt an der Gerechtigkeit, und begreift eben so wenig ihre Grundsätze; der Priester treibt keine Bekehrungen mehr, er wird Verführer; der Fürst hat als Scepter den goldenen Schlüssel genommen; und das Volk denkt und schweigt mit verzweifelter Seele und verdüstertem Geiste. Pan ist gestorben, ich sage es auch, wie Thamus und Malthus. Die Gesellschaft ist heruntergekommen, laßt Eure Thränen fließen, und wir Anatomen, denen dieser Leichnam überliefert ist, wollen zur Untersuchung schreiten.

Das staunenswerthe Phänomen der Civilisation, am Besten bestätigt von der Erfahrung, und von den Theoretikern am Wenigsten begriffen, ist die **Noth**. Nie ist ein Problem aufmerksamer, sorgfältiger studirt worden, als dieses. Der Pauperismus ist der logischen, historischen, physischen und moralischen Analyse unterworfen worden, man hat ihn wie ein viertes Reich der Natur, nach Familien, Geschlechtern, Arten und Spielarten eingetheilt; man hat ein Langes und Breites über seine Wirkungen und seine Ursachen, über seine Nothwendigkeit, über sein Umsichgreifen, über seine Bestimmung, über sein Maaß geredet; man hat seine Physiologie und seine Therapeutik aufgestellt; allein die Titel der Bücher, welche darüber geschrieben worden sind, würden einen Band füllen. Je mehr man davon sprach, kam man dahin, seine Existenz zu leugnen; und man beginnt in Folge dieser langen Nachforschung kaum zu bemerken, daß die Noth in die Kategorie der unerklärlichen Dinge, der Dinge, die sich nicht begreifen lassen, gehört. Also hat die Noth wie eine unerforschliche, aber stets gegenwärtige Gottheit, ihre Ungläubigen und ihre Gläubigen; sie hat sogar, und dies trägt nicht am Wenigsten zu ihrem Fortschritte bei, ihre Indifferenten. Sonderbare Bestimmung des Menschen, stets durch seine Vernunft getrieben zu werden, das zu leugnen, wovon er nur durch das Gefühl oder durch die Sinne unterrichtet wird, wäre es auch der Schmerz und der Tod. Die eleatische Schule leugnete, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, die Bewegung; die Stoiker leugneten den Schmerz; die Anhänger der Auferstehung und der Seelenwanderung leugnen den Tod; die Spiritualisten leugnen die Materie; die Ma-

terialisten leugnen Gott. Die Skeptiker wollten sich über die Einen und die Anderen lustig machen: aber trotz des Leugnens und des Lachens haben die Welten Nichts desto weniger ihren majestätischen Lauf durch den Raum fortgesetzt; der Schmerz und der Tod haben nicht weniger Opfer gefordert; der Kultus der Götter hat nicht weniger Erfolge gehabt. Mögen die Philantropen über die Noth lächeln, wir sind sicher, daß sie immer wachsen wird. Versuchen wir also diese Hieroglyphe zu entziffern, wenn wir nicht neues Ungemach auf uns herabziehen wollen.

Die Noth ist das letzte Gespenst, welches die Philosophie aus der Vernunft entfernen muß, wenn sie dieselbe nachher aus der Gesellschaft vertreiben will. Aber was ist ein Gespenst? Wie ist es möglich, es zu ergreifen, es zu erklären, sich dagegen zu vertheidigen? Wie kann man von den Ursachen, dem Wesen, der Entwickelung, den Zufälligkeiten, den Aeußerungsweisen eines Gespenstes reden?

Die Noth ist in der Ordnung der Gesellschaft das Uebel. Aber was ist das Uebel? Das Uebel, sagt Herr de Lammenais, ist die Schranke, was ist nun ferner die Schranke? ein Begriff des Geistes ohne objektive Realität. Sie ist, wie der geometrische Punkt und die geometrische Linie, ein Verstandesding. Die Schranke ist Nichts, weil sie selbst ohne Schranke ist, weil die Bestimmung das Einzige ist, was sich nicht bestimmen läßt. Also ist das Uebel im System des Herrn de Lammenais eine logische Wesenheit, eine von der Substanz entblößte Beziehung: die Existenz des Uebels behaupten, heißt die Wirklichkeit einer Negation, die Wirklichkeit des Nichts behaupten. Wie soll man nun den Schmerz erklären? Wie sich von jener fortwährenden Erfahrung Rechenschaft geben, welche uns schreien und klagen läßt, welche in uns Ekel und Abscheu erweckt und uns häufig den Tod bringt? Was sage ich? Wenn das Uebel nichts Anderes ist, als die Schranke, ist es die Bestimmung des Seins selbst; das, wodurch die Dinge durch die Sinne wahrnehmbar und verständlich werden, und ohne welches es weder Schönheit noch Dasein gibt; es ist die höchste Bedingung unserer Sinnenempfindungen und unserer Ideen, es ist das nothwendige Wesen, kurz das Uebel ist das Gute! Merkwürdige Definition!

Die Noth ist nach Herrn E. Buret, welcher es vorgezogen, sich weniger an das Allgemeine zu halten, um besser zu fassen, die Noth ist die Ausgleichung des Reichthums. **Fiat lux!** Mögen gescheidtere Leute das erklären, wenn sie können: ich bin überzeugt, was mich betrifft, daß der Verfasser sich selbst nicht verstanden hat.

Die Ursache des Pauperismus ist die Unzulänglichkeit der Produkte, d. h. der Pauperismus: Meinung des Herrn Chevalier. Die Ursache des Pauperismus ist die zu große Konsumtion, d. h. wieder der Pauperismus: Meinung von Malthus. Ich könnte die Anführungen bis ins Unendliche vervielfachen, ohne aus den Schriftstellern je etwas Anderes zu entnehmen als diesen Satz, der würdig ist, ein Seitenstück zum ersten Verse des Koran abzugeben: **Gott ist Gott;** die Noth ist die Noth, und das Uebel ist das Uebel. Ist es nicht wahr, daß die Noth etwas Antiphilosophisches, etwas Unvernünftiges ist wie eine Religion, daß sie ein Gespenst, eine Mythe ist?

Der Schluß ist dieser Prämissen würdig: die Produktion vermehren, die Konsumtion beschränken, und weniger Kinder zeugen, kurz reich und nicht arm sein: das ist Alles, was Diejenigen zur Bekämpfung der Noth zu sagen wissen, welche sie am Besten studirt haben; hier sind für die Staatsökonomie die Säulen des Herkules! . . . .

Aber, erhabene Oekonomen, Ihr vergeßt, daß den Reichthum ohne Zuwachs der Bevölkerung zu vermehren etwas eben so Abgeschmacktes ist, als wenn man die Zahl der Mäuler verringern wollte, indem man die Zahl der Arme vermehrte. Denken wir doch ein wenig, wenn es Euch gefällt, weil, wenn wir nicht denken, wir nicht einmal mehr gewöhnlichen Verstand haben. Ist die Familie nicht das Herz der socialen Oekonomie, das wesentliche Objekt des Eigenthums, das bestimmende Element der Ordnung, das höchste Gut, auf welches der Arbeiter seinen ganzen Ehrgeiz, alle seine Anstrengungen richtet? Würde er ohne sie nicht aufhören zu arbeiten, indem er es vorzöge, ein Glücksritter und Dieb zu sein? wodurch er dagegen sich dem Joch Eurer Polizei unterwirft, Eure Steuern bezahlt, sich vom Monopol den Maulkorb anlegen, plündern, lebendig schinden läßt, ergeben auf seinen Ketten einschlummert, und zwei Drittheile seines Lebens hindurch gleich dem Schöpfer, von dem man

sagt, daß er geduldig ist, weil er ewig ist, das an seiner Person begangene Unrecht nicht mehr empfindet? Keine Familie, keine Gesellschaft, keine Arbeit; statt dieser heldenmüthigen Unterwerfung des Proletariats unter das Eigenthum ein Krieg wilder Bestien: das ist nach der ökonomischen Sachlage unsere erste Stellung, und wenn Ihr in diesem Augenblick die Nothwendigkeit hiervon nicht entdeckt, so erlaubt, daß ich Euch auf die Theorien des Monopols, des Kredits und des Eigenthums verweise.

Ist nun der Zweck der Familie nicht die Fortpflanzung? Ist diese Fortpflanzung nicht die nothwendige Wirkung der Lebensentwickelung des Menschen? Steht sie nicht im Verhältniß zu der erworbenen und gewissermaaßen durch die Jugend, die Arbeit und den Wohlstand in seinen Organen angehäuften Kraft? Es ist also eine unvermeidliche Folge der Vermehrung der Lebensmittel, daß sich die Bevölkerung vermehrt; also müßte das relative Verhältniß der Lebensmittel, weit entfernt durch die Beseitigung der unnützen Mäuler zu wachsen, unwiderstehlich abnehmen, wenn es, wie ich bald zu beweisen hatte, wahr ist, daß eine derartige Beseitigung nur durch die Vernichtung der Familie, des höchsten Zwecks, der Conditio sine qua non der Arbeit, ausgeführt werden kann.

Also sind die Produktion und die Konsumtion eine für die andere Wirkung und Ursache; die Gesellschaft entwickelt sich gleichzeitig kraft desselben Principes an Reichthum und an Menschen: sollte Jemand sagen, daß dieses Verhältniß geändert werden müßte, so ist es, als wollte er in einem Exempel, wo der Dividendus und der Divisor stets in gleichem Verhältniß wüchsen oder abnähmen, davon reden, den Quotienten zu verdoppeln. Was verlangt Ihr? Daß die jungen Leute aufhören, Liebschaften zu haben; daß der Proletarier sich erst im funfzigsten Jahre, oder noch besser nie verheirathe, und daß die Ehe ein Privilegium sei? In diesem Falle trefft wirksame Maaßregeln zum Schutz Eures Eigenthums, verdoppelt die Zahl Eurer Soldaten, vermehrt die der öffentlichen Dirnen, stiftet Prämien für die Prostitution, treibt zur Polygamie, zur Phanerogamie, ja zur Sodomie, zu allen möglichen Arten der Liebe, welche das Vorurtheil verwirft, welche aber die Wissenschaft, in Anbetracht ihrer Unfruchtbarkeit, gut heißen muß. Denn mit der Familie ist es

unmöglich, den Fortschritt der Noth aufzuhalten, eben weil es unmöglich ist, den Fortschritt des Reichthums aufzuhalten. Diese beiden Glieder sind durch das unauflösbare Band der Ehe aneinander gekettet; es ist ein Widerspruch, sie trennen zu wollen.

Also ist die Noth eine mystische und nothwendige Sache, eine Sache, von der wir weder die Gegenwart, noch die Abwesenheit begreifen; das Uebel wie das Gute ist eins der Principien des Weltalls: da sind wir im Manichäismus!

Aber wie drückt sich zuletzt das Uebel in der Gesellschaft aus? Welches ist die Formel der Noth? Malthus hat, auf eine Masse von authentischen Dokumenten gestützt, bewiesen, daß die Bevölkerung, wenn sie auf kein Hinderniß stieße, wie z. B. Mangel an Lebensmitteln, sich leicht alle 25 und sogar alle 18 Jahre verdoppeln könnte.

Say kürzt diese Periode noch ab: er findet, daß die Bevölkerung, wenn sie Nichts unterdrückte, alle 26 Jahre sich verdreifachen würde.

Herr Rossi drückt denselben Gedanken in folgendem eleganten Satze aus: „Wenn Einer Zwei producirt, und die Neuproducirten dieselbe Produktionskraft haben, welche die erste Einheit besaß, so werden Zwei — Vier, Vier — Acht produciren und sofort. Abstrakt gesprochen stellte also Malthus einen unbestreitbaren Grundsatz auf." —

Neben diese fortan unzweifelhafte Thatsache stellt Malthus eine andere nicht minder gewisse: nämlich daß, während die Bevölkerung in der geometrischen Progression 2, 4, 8, 16, 32, u. s. w. zu wachsen strebt, die Produktion nur in der arithmetischen Progression 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w. zunimmt; dies führt unwiderstehlich zu dem Schlusse, daß in jedem Lande fortwährend ein Theil aus Mangel an Brod zu Grunde geht.

Da Malthus behauptet hat, daß es genüge, diesen zweiten Satz nur auszusprechen, damit er unmittelbar bewiesen wäre, und sich in Folge dessen der Beweisführung überhoben hat, will ich sein Stillschweigen ergänzen, indem ich beweise, wie die arithmetische Progression der Nahrungsmittel 1, 2, 3, 4, ... der Folge-

satz der geometrischen Progression der Bevölkerung 2, 4, 8, 16, 32, ... ist.

Wovon hängt die Zeugung eines Menschen ab? von der Ausströmung eines Keimes, welche der Erzeuger fortwährend geschehen zu lassen gereizt wird, die von ihm keine Anstrengung erfordert, die im Gegentheil das höchste Gut seines Lebens, der Zweck seiner Arbeit, das Bedürfniß seiner Bestimmung ist. Aber dieser Keim kostet bis zu dem Tage, wo er fähig wird, selbst für sich zu sorgen, an Tragung, Säugung, Nahrung u. s. w. während einer Periode von 12, 15, 20 und sogar 25 Jahren 12, 15, 20 und sogar 25 Procent von dem, was seine Urheber konsumiren. Nehmen wir nun an, dasselbe Paar bringe 4, 6, 10 oder 12 Kinder auf, so folgt mit einer mathematischen Gewißheit, und ohne daß man eine ungeheure Statistik aufzustellen, die Berichte der Reisenden zu durchsuchen und die Chroniken zu durchblättern braucht, daß der Wohlstand dieser Gatten gerade durch den Grund, der ihn auf den Gipfel erheben müßte, sich um 12, 15, 20, 30, 50 und sogar 80 Procent verringern muß.

Und da jedes der Kinder, kaum aus der Schule und der Lehre entlassen, im Stande ist, das auf eigene Rechnung zu thun, was sein Vater gethan hatte; da alle seine Wünsche, seine ganze Sehnsucht es zu dieser Nachahmung hintreiben; da die Enthaltsamkeit kein anderes Resultat haben würde, als ihm den Muth zur Arbeit und den Geist der Ordnung und Sparsamkeit zu nehmen, so folgt, daß die Fortpflanzung der Menschen unaufhörlich einen Vorsprung vor der Produktion des Reichthums hat, welche stets zurückbleibt; und das Entwickelungsvermögen der Menschheit durch die Zeugung und das Entwickelungsvermögen durch die Arbeit sich zu einander verhalten wie folgende Progressionen:

1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Malthus, ich wiederhole es, trennte diese beiden Progressionen von einander, wenigstens schien es mir, als ob er ihren Zusammenhang und ihre Identität nicht vollständig begriffen, und daß im Interesse seiner Theorie eine Ergänzung nützlich wäre. Ueberdies beweisen die Thatsachen, d. h. die in tausend schrecklichen Gestalten sich äußernde menschliche Noth, terribiles visu formae, als Hungers-

noth, Krieg, Pest, Krankheit, Ausschweifung, alle Tage die Richtigkeit dieses Gesetzes, wie Malthus mit ungeheurer Gelehrsamkeit bewiesen hat. Sah man je ein Räthsel, eine Fiktion oder ein Gespenst, das sich mit solcher Kraft aussprach, und sich mit einer so unwiderstehlichen Macht der Thatsachen bewies?

In der Ordnung der Gesellschaft ist also wie in der Ordnung der Natur die Noth eine nothwenige Sache: sich davor bewahren wollen, heißt, wollen, daß das Gesetz der Logarithmen sich nach unserem Gefallen ändere und die Arithmetik aufhöre, eine Wahrheit zu sein. Da die beiden Progressionen durch ein nothwendiges Verhältniß an einander geknüpft sind, im Grunde genommen, dieselbe Idee ausdrücken, und dieselbe Thatsache, dasselbe Gesetz wiedergeben, welches von Anbeginn gegeben war: wachset und vermehret Euch, so ist es unvermeidlich, daß, wenn wir der Natur freien Lauf lassen, wir durch Ueberproduktion an Kindern in die Noth gerathen, und daß wir, wenn wir der Natur widerstreben, oder sie durch illusorische Ersatzmittel täuschen, uns erstlich unserer gebieterischesten Bestimmung entziehen, bald einen Abscheu wider die Familie und mit ihr wider die Arbeit fassen, und uns in eine umgekehrte Reihe von Uebeln stürzen.

Das ist in seinem klarsten und dunkelsten, seinem entschiedensten und verzweifeltsten Ausdrucke die Schlußmythe der Staatsökonomie, die Krone des Eigenthums, die Allegorie der Arbeit und der Familie. Die Menschheit zehrt sich auf, und geht durch die Bethätigung ihrer Lebensfähigkeit zu Grunde; wenn für ihren Selbstmord ein Ende da wäre, so würde sie aufhören, zu existiren.

Als folglich die ökonomische Theorie, welche der Erfahrung aus der Ferne folgte, das Wort Noth aussprach, drückte sie durch dieses Wort das innerste Gesetz unserer Entwickelung, das Wesen unseres Seins, die Form unseres Lebens aus. Schnelles Zunehmen der Bevölkerung, langsameres Zunehmen der Lebensmittel, das sind die zwei Seiten einer und derselben Idee, eines und desselben Phänomens. Es ist die geheimnißvolle Formel eines Gesetzes, welches eben so gewiß ist, als die Gesetze, welche die Bewegung der Himmelskörper leiten, folglich eines wie eine algebraische Gleichung unerbittlichen und unbarmherzigen Gesetzes. Wie kindisch und verächtlich müssen

uns von diesem Gesichtspunkte aus die Klagen des Armen und die Palliativmittel des Philantropen erscheinen!

Die Nothwendigkeit läßt uns leben, die Nothwendigkeit zieht uns mit sich fort; das Vergnügen, welches sie uns gewährt, läßt sich bezahlen: was haben wir zu schreien und zu seufzen? und was wollen die Oekonomen von uns, welche den Zusammenhang ihrer eigenen Ideen nicht zu fassen vermögen, uns bald rathen, mehr zu produciren, bald uns empfehlen, weniger Kinder zu zeugen? als ob diese beiden Formen der menschlichen Zeugung nicht unwiderruflich an einander gekettet wären, und als ob es ein Vortheil wäre, die Noth, welche für uns aus der Unvorsichtigkeit der Natur entspringt, durch die Noth unserer Vorsicht zu ersetzen! . . . . .

Aber, wird man mir sagen, ohne Zweifel wäre gegen das doppelte Gesetz von Malthus Nichts einzuwenden, und wir erhöben keine Klage, wir beteten schweigend das Gebot der ökonomischen Nothwendigkeit an, wenn diese Ungleichheit der menschheitlichen Entwickelung an Bevölkerung und an Reichthum von untadelhafter Gewißheit wäre, wenn sie den Charakter einer vollständigen und bestimmten Wahrheit trüge, wie er einer wahren Idee zukommt, kurz, wenn dieses Gesetz nicht ein offenbarer Widerspruch wäre. Das Malthus'sche Princip befindet sich offenbar im Falle aller Antinomien; und nach Euren eigenen Principien, nach jener für unfehlbar gehaltenen Theorie der Gegensätze beweist der Antagonismus des Fortschritts in der Bevölkerung und im Reichthume einzig, daß ein Princip des Gleichgewichts existirt, und daß die Wissenschaft dieses Princip zu entdecken hat.

Was! der Mensch wäre einzig von allen Thieren durch die rühmlichste Auszeichnung zum Arbeiter erschaffen; die Vorsehung hätte ihm geboten, die Erde zu besitzen, sich in Familien zu organisiren; das Glück läge für ihn in der Uebung dieser Doppelfunktion der Arbeit und der Liebe; dadurch wäre es ihm möglich, seine Kraft ununterbrochen zu vermehren, seine Mittel zu vervielfältigen, seine industrielle Fruchtbarkeit zu entwickeln und alle seine Neigungen frei zu entfalten: und wenn die Stunde käme, um diese großartigen Verheißungen zu realisiren, sollte sich die Vorsehung, welche niemals lügt, in eine häßliche Täuschung verwandeln! um das Glück zu kosten, sollte die Menschheit, wie

Saturn, ihre Kinder verschlingen! Die Liebe würde zu schnell, die Arbeit zu langsam gehen! Der sociale Organismus wäre so falsch geregelt, so schlecht begriffen, daß der Mensch sich nur durch den beständigen Verlust seines Fleisches und Blutes erhalten könnte! er müßte sterben, um zu leben; es sei denn, daß er es vorzöge, sich der Reproduktion zu enthalten, was immer Verlust und Noth ist! Der Tod wäre der Oberprofoß der Staatsökonomie, beauftragt, das Gleichgewicht zwischen der Bevölkerung und den Lebensmitteln wieder herzustellen, die Zahl der Werke der Liebe dem Maaße der Werke der Arbeit, und die Zahl der vernünftigen Geschöpfe der Verhältnißmäßigkeit der Werthe zu unterwerfen? Wer hinderte denn die Natur, wer hinderte die Vorsehung, als sie zu unseren Gunsten die Fruchtbarkeit der Erde vermehrte, zugleich die Fruchtbarkeit unseres Geschlechtes zu begrenzen, und durch eine rechtzeitige Hemmung unserer Zeugungsfähigkeit dieser scheußlichen Vernichtung einen Einhalt zu thun?

Aber, wendet Euch der materialistische Nützlichkeitsmensch ein, dieses Gesetz des Todes, welches den Menschen und das Thier ergreift, und das Euch empört, was ist es Anderes, als die große Entwickelung der Natur, dargestellt durch die indische Trinität: Brahma, Siva, Wischnu, Schöpfer, Vernichter, Wiederhersteller, eine Entwickelung, die von der Wissenschaft förmlich anerkannt ist, und direkt aus dem ewigen und unlösbaren Dualismus hervorgeht, folglich keine Synthese mehr zu hoffen hat? Eure Hoffnung ist also ohne Grund; die Antinomie bleibt hier ohne Lösung. Die Schöpfung ist ein weites Schlachtfeld, wo das Leben dem Leben zum Futter vorgeworfen wird, und ewig aus dem Tode wieder ersteht. Das Pflanzenreich auf das unorganische Reich angewiesen, verzehrt und verbraucht dieses ohne Unterbrechung, und dient seinerseits wieder zur Nahrung des Thierreichs, dessen unzähliche Arten bald die Erde entblößen würden, wenn sie nicht durch einander und die Menschen vernichtet würden. Der Mensch, der seinerseits Nichts über sich hat, weder einen Engel, noch einen Teufel, der ihn verzehre, der Mensch verschlingt sich selbst. Die Menschenfresserei ist die Bestätigung des Naturgesetzes; und um dessen Erfüllung zu erleichtern, hat die Vorsehung das Monopol und den Staat errichtet, das Eigenthum

garantirt und die Menschen einer hierarchischen Ordnung unterworfen, welche dem Starken gestattet, den Schwachen ohne Gefahr und ohne Gewissensbisse zu verzehren.

Also tritt Alles aus der unendlichen Substanz heraus, und kehrt Alles in sie zurück: der Akt, durch welchen die Herauslassung der lebenden Wesen vollzogen wird, ist die Zeugung; der Akt, durch welchen die Elemente der Organisation in den gemeinsamen Behälter zurückkehren, ist der Tod. Weshalb gegen dieses Gesetz murren? Wenn unsere Einreden gehört werden könnten, so müßten wir, nachdem wir für Alle den Vortheil eines glücklichen Alters erlangt hätten, ein nochmaliges Leben und fortwährendes Wiederaufblühen verlangen, indem vor Altersschwäche sterben in der That eine ebenso unangenehme und unbegreifliche Sache wäre, als aus Noth sterben; aber dem kann nicht so sein: Unsterblichkeit mit unendlicher Fortpflanzungsfähigkeit ist abgeschmackt, und was die Verlängerung der mittleren Lebensdauer bis zu den Grenzen des äußersten Alters betrifft, so würde sie von den Leidenschaften, welche keinen Aufschub dulden, eine Vertagung fordern, und mit unserer Verfassung unverträglich sein, und unsere Existenz auf's Spiel stellen. Das Blut der Armen, welche die Vorsehung zum Opfer bestimmt hat, ist der Kitt des socialen Gebäudes, das Oel, welches den menschlichen Mechanismus um seinen Zapfen sich drehen läßt. Bekränzt die Stirn der Opfer mit Blumen und Bändern, zollt ihrem Opfer und dem Geschenk ihres Todes Beifall; mögen sie im Tode den gerechten Tribut Eurer Bewunderung und Eures Lobes mit sich dahin nehmen. Aber hütet Euch, sie vom Altare loskaufen zu wollen, weil, wenn sie es überdrüssig würden, für Euch zu sterben, Ihr für sie sterben müßtet.

Ihr sagt: könnte die Vorsehung, statt uns zu morden, nicht gelegentlich diesen Zeugungseifer unterbrechen und zügeln? .... Ihr Unklugen, die Ihr die Entmannung des Arbeiters verlangt! welchen Nutzen würdet Ihr von ihm ziehen können, wenn Ihr in seinem Körper und seiner Seele gerade die Quelle der Thätigkeit und des Genies vertrocknetet? Ihr würdet durch die Entmuthigung des Arbeiters bald den Vortheil einer stärkeren Produktion verlieren und, ohne die Intensität der Noth zu schwächen, die Existenz der Gattung

auf's Spiel setzen. Hört, was uns bei dieser Gelegenheit der Meister sagt:

„Die Leidenschaft ist stark und allgemein, und es ist wahrscheinlich, daß sie unzureichend sein würde, wenn sie sich verringerte. Die Uebel, welche sie mit sich bringt, sind die nothwendige Wirkung dieser Allgemeinheit und dieser Kraft. Alles drängt uns, zu glauben, daß es der Zweck des Schöpfers gewesen, die Welt zu bevölkern, aber es scheint, daß dieser Zweck nur erreicht werden könne, indem der Bevölkerung ein schnelleres Wachsthum verliehen wurde, als den Lebensmitteln. Und weil das Gesetz der Bevölkerung, welches wir erkannt haben, die Menschen nicht mit zu großer Schnelligkeit über die Oberfläche der Erde verbreitet hat, ist es augenscheinlich genug, daß es mit seinem Zweck nicht im Mißverhältnisse steht. Das Bedürfniß nach Lebensmitteln wäre nicht dringend genug, und gäbe den menschlichen Fähigkeiten nicht genug Entwickelung, wenn das Streben der Bevölkerung, schnell und ohne Maß zu wachsen, nicht die Intensität derselben vermehrte*).“

Ich weiß nicht, welche Wirkung diese verschiedenen Betrachtungen auf den Geist des Lesers hervorbringen werden. Was mich betrifft, so erkläre ich, daß ich vom Gesichtspunkte der Staatsökonomie aus und in dem Zeitpunkte, bei welchem wir angekommen sind, wo wir auf der einen Seite das Eigenthum haben, welches uns erwürgt, und auf der anderen Seite die Gemeinschaft, welche uns erstickt, keine Antwort finde. Die Thatsachen sprechen zu laut, als daß es erlaubt wäre, sich eine Täuschung zu machen: die Noth ist vorhanden, d. h. die Nahrungsmittel sind unzureichend, und die Zahl der zu ernährenden Mäuler zu groß. Dies ist unbegreiflich, aber es ist. Was wir hinzufügen werden, ist nur der Kommentar dazu.

Also hat sich das unendliche Wesen, als es zur Schöpfung schritt, in einer Sackgasse verlaufen, und wir, das progressive und voraussehende Wesen, wir tragen die Strafe für seine Ohnmacht. Die Nothwendigkeit hat sich des Zufalls nicht entschlagen können; die Ordnung erhält sich durch die Unordnung; die organischen Wesen erfreuen sich nicht, wie die unorganische Welt der ewigen Bewe-

*) Malthus S. 473, Ausgabe: Guillaumain.

gung; und obgleich in der Idee eines fortdauernden Wohlstandes kein Widerspruch liegt, ist diese Fortdauer durch eine unerklärliche Schwäche der Natur unmöglich. Unsere Freude nährt sich von Thränen, unsere Garantie des Wohlstandes ist die Noth. Daß dieser Kontrast für die Vernunft die Nothwendigkeit einer Uebereinstimmung in sich zu schließen scheint, leugnet man nicht, aber wo soll man diese Uebereinstimmung, in der das Gute und das Uebel sich zu einer höheren Thatsache aufheben, entdecken, wie sie begreifen, und was können wir außer diesem Dualismus: leiden oder genießen, sein oder nicht sein, uns noch vorstellen? Das Glück und das Leiden sind ebenso, wie das Ich und das Nichtich, ebenso wie der Geist und die Materie, die beiden Pole der Welt, über welche hinaus es keine Synthese, keine Idee mehr gibt, weil ohne sie die Welt selbst nicht mehr ist. Wenn dem so ist, wozu sollen wir noch das Geheimniß unserer Bestimmung aufsuchen, wozu die Arbeit, und was kann unsere Hoffnung sein? unsere Bestimmung ist Noth, unsere Arbeit ist Noth, unsere Hoffnung ist Noth. Der Socialismus hat nur die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt; nachdem er als Ursachen der Noth das Geld, die Konkurrenz, das Monopol, die Ehe, die Familie, das Eigenthum, die Freiheit und die Gerechtigkeit abgeschafft hatte, mußte er, statt bei jener heuchlerischen Gemeinschaft stehen zu bleiben, auch die Arbeit verbannen und die Verzweiflung predigen. Der Socialismus hat zum Schlußdogma den Selbstmord. Denn wenn es ein Gesetz der Menschheit ist, sich fortwährend in der Wissenschaft, der Industrie und der Kunst zu entwickeln, ist es auch eine Nothwendigkeit für den Menschen, jeden seiner Schritte in der Laufbahn mit Blut zu besiegeln; es ist eine Nothwendigkeit, daß er einen immer bitterer werdenden Tod erleide, der ihn die Zartheit seiner Gefühle, die Lebendigkeit seiner Neigungen, die Fruchtbarkeit seiner Arbeiten, die Tiefen seines Enthusiasmus, die Freuden seiner Genüsse büßen lasse, einen Tod, der, ebenso viel Formen annehmend als das Leben, den Menschen im Herzen, in den Sinnen und im Geiste trifft und millionenmal vernichtet. Der Tod! das ist unser letzter Grund, das ist der Gott der Welt! Finis est hominis sicut jumenti. Wenn wir aber einzig aus dem Nichts hervorgezogen worden sind, um zu sterben, wo war die Nothwendigkeit für uns, für die Welt, es zu

verlassen? Die Schöpfung, das Leben, die Nothwendigkeit, die Vorsehung, Gott und der Mensch, Alles ist abgeschmackt.

Welche Unvernunft! versetzen bei dieser Gelegenheit die christlichen Oekonomen, welcher gottlose Wahnsinn! Ja, sagen sie, das Ende des Menschen auf Erden ist wie das der Thiere, und das Gesetz von Malthus sieht die Personen nicht an. Aber dieses Gesetz umfaßt nur das gegenwärtige Leben; unser wahrhaftes Leben ist nicht hier auf Erden. Diese Unvollkommenheit unserer Bestimmung, welche uns erscheinen und verschwinden läßt, und die Güter und die Uebel ungleich vertheilt, und die Gattung wie das Individuum trifft, ist nichts Anderes und kann nichts Anderes sein, als der Versuch, die Vorbereitung, das Vorspiel zu einem weiteren Leben. Als Pfand dafür haben wir das Wort Dessen, der nicht lügt, und der in den Grund unseres Herzens die Sehnsucht nach dem Glücke und die Ahnung der Unsterblichkeit gelegt hat. Die Fortdauer der Seele nach dem letzten Athemzuge, die Auferstehung in einer besseren Welt, das ist die Ergänzung der Natur, der Zweck des Lebens, die Rechtfertigung der Vorsehung.

Mit welcher Liebe und Begeisterung würde ich dieses tröstliche Nirgendheim annehmen, wenn es möglich wäre, ich sage nicht, mich Etwas davon sehen zu lassen, sondern nur, es meiner Vernunft zugänglich zu machen. Aber was kann es außerhalb des Weltalls, außerhalb der Reihe der Geschöpfe geben? wohin soll ich diese Welt der Glückseligkeit setzen, wenn die Welt des Fluchs, von der ich ein Theil bin, gleich dem Unendlichen ist, wo soll ich eine Zeit außer der Zeit, einen Raum außer dem Raume, eine Vernunft außer der Nothwendigkeit finden? Wie soll ich ein Gut begreifen, welches der Schmerz nicht trübt und nicht reizt? wie mir eine Unsterblichkeit vorstellen, welche die absolute Trennung des Ich und Nichtich, die Scheidung der Materie und des Geistes in sich schließt, und alle Principien meines Verstandes beleidigt? Die Hypothese der Unsterblichkeit der Seele stürzt die Fundamente der Gewißheit um. Wie sollte endlich ein so schlagender Beweis der göttlichen Ohnmacht, als die verrenkte Schöpfung ist, von der ich ein Theil bin, für mich das Pfand einer unbegreiflichen, auf eine unmögliche Existenz gegründeten Erneuerung sein?

Der Zuwachs der Bevölkerung geschieht in geometrischer Progression, der Zuwachs der Lebensmittel in einer arithmetischen Progression. Dieser Satz ist ebenso gut bewiesen, als alle Sätze der Algebra. Mit einem Worte, die Staatsökonomie hat das Todesurtheil der Menschheit ausgesprochen, die Vorsehung verdammt, den Irrthum der Nothwendigkeit bewiesen, die Natur gebrandmarkt. Dies zwingt mich meine Vernunft zu gestehen, dies lassen meine Sinne mich sehen, betasten, fühlen. Alles, was man mir sagen mag, um meine Pein zu mildern, dient nur dazu, sie stechender zu machen; und meine Trostlosigkeit lebt aus den zu ihrer Besiegung erfundenen Gründen nur tiefer wieder auf. Entweder hat die Staatsökonomie verläumdet; und wie das feststellen? wo Gründe finden, welche sie niederschlagen, wenn das Gesetz der Zahlen sie rechtfertigt? wo Zeugnisse, welche sie Lügen strafen, wenn die Thatsachen für sie sind? . . . . oder die Natur, die Nothwendigkeit, Gott und der Mensch sind nur Träume des Nichts; das Universum ist ein Fieberwahn. Welche unbegreifliche Logik in dieser Nacht! Welche Philosophie in diesem Tode! . . . .

Ich werde indessen eine letzte Analyse versuchen, und wäre es nur, um, wie der zum Tode Verurtheilte, mein Todesurtheil noch einmal zu hören.

Ich suche, als ob ich noch finden könnte, als ob es einen Gerichtshof gäbe, an den es möglich wäre, von den Sätzen der Wissenschaft, vom tausendjährigen Zeugnisse, von einer Thatsache, welche innen mich ergreift und außen mich erdrückt, eine höhere Berufung einzulegen.

In spem contra spem! Stemme Dich, Unglückseliger, gegen die Verzweiflung. Die Staatsökonomie hat mich so vielmal getäuscht, daß ich ihr diesen Beweis schuldig bin. Es steckt darunter ein Geheimniß; und die Staatsökonomie braucht sich nur damit herauszumachen, so beginne ich den Angriff wieder. Der Tod muß der Staatsökonomie zu Hilfe kommen: könnte es nicht auch sein, daß sie hier dem Tode zu Hilfe käme? Wenn aber der Tod, dieser Bundesgenossin beraubt, nur einen Schritt zurückginge, wer kennt den Vortheil, den er mir durch dieses Zurückweichen hinterlassen könnte?....

Die Staatsökonomie sagt uns: ich kann Euch nicht Allen Brod

geben, weil Ihr schneller kommt, als ich für Euch sorgen kann. Deshalb gibt es viel Berufene, aber wenig Auserwählte! ....

Bevor die Staatsökonomie sich mit der zu großen Zahl ihrer Säuglinge entschuldigt, muß sie beweisen, daß sie ihre Pflicht erfüllt hat. Wir sind dem Tode geweiht. Gut! Sollte die Staatsökonomie nicht unsere Hinrichtung vorbereitet, angeregt, beschleunigt haben? Sollte diese Noth, welche ihr dazu dient, ihre Fehler zu bemänteln, nicht zum Theil ihr Werk sein? Is fecit cui prodest! Die Staatsökonomie hat ein Interesse daran, uns untergehen zu lassen. Die Staatsökonomie hat gelogen.

§. 2.

Die Noth ist die That der Staatsökonomie.

Ich weiß noch gar nicht, was die Noth ist: aber über ein Ding bin ich gewiß, daß sie der Produktion **vorgreift**, und uns trifft, bevor die Unfruchtbarkeit der Arbeit sie dazu berechtigt. Diese Thatsache, ebenso gut bewiesen, als irgend eine von Malthus angeführte, ist das Einzige, was ich der Theorie dieses Schriftstellers entgegensetzen will; es soll mir genügen, um sie damit von Grund aus umzustoßen.

Ich unterscheide erstlich im Dasein der Menschheit zwei Hauptperioden: den Zustand der Wildheit, der wesentlich stationär ist, wo der Mensch, mit der Arbeit unbekannt, einzig von den Produkten des Bodens und vom rohen Fleisch der Thiere lebt; und die Civilisation, die wesentlich progressiv ist, wo der Mensch, industriell geworden und die Materie umbildend, vom Produkt seiner Hände lebt.

In der ersten Periode hat die Noth, d. h. die Erschöpfung der Vorräthe und der Mangel der nothwendigsten Gegenstände zur direkten und unmittelbaren Ursache die Faulheit und allgemeine Trägheit der Fähigkeiten des Menschen. Da es möglich war, diese aus der Trägheit entstandene Noth, wenn auch nicht gänzlich bei Seite zu schaffen, so doch wenigstens durch eine produktive Arbeit zu verschieben; da sie lange Zeit vorher eintritt, bevor der Mensch sich der Naturkräfte bemächtigt und sie so viel hergeben läßt, als sie vermögen: ist es klar, daß eine solche Noth *vorzeitig* ist, daß sie der

richtigen Stunde vorgreift und folglich wider die Ordnung ist. Und weil ein Zustand der Wildheit, die Apathie des Menschen, eine fortdauernde ist, findet auch eine Fortdauer in diesem Vorgreifen und folglich in der Anomalie der Noth statt.

Das würde die Staatsökonomie, und zwar mit vollem Rechte zu ihrer Vertheidigung vorbringen, wenn wir sie beschuldigten, die Ursache zu sein, welche die wilden Völker tödtet und decimirt. Es ist möglich, würde sie erwidern, daß etwas später die Noth den civilisirten Menschen, trotz der Energie und Einsicht seiner Anstrengung, erfasse, aber so lange er noch nicht Alles gethan hat, was von ihm abhängt, um sie zu entfernen, so lange er durch seine Arbeit gewissermaaßen die Vorsehung nicht aufgehalten hat, hat er nicht das Recht, die Wissenschaft zu beschuldigen und eine Klage vorzubringen. Er leidet an einem Unglück, an welchem seine eigene That schuld ist, und gegen welches die Natur und die Vorsehung protestiren. In weniger als einem Jahrhundert haben die Europäer der Vereinigten Staaten von Amerika mehr Reichthum und Wohlstand geschaffen, als alle Eingeborenen dieses ungeheuren Kontinents, während Tausende von Jahren gesammelt hatten: und da die neue Bevölkerung der Vereinigten Staaten nicht aufgehört hat, sich zu verdoppeln und sich noch alle fünfundzwanzig Jahre verdoppelt hat, kann man sagen, daß diese Bevölkerung durch ihre wunderbare Thätigkeit mehr Glückliche gemacht hat, als früher die Barbarei der Rothhäute Arme geschaffen hatte. Die Schätze des Reichthums und des Glückes, welche Amerika verbarg, waren wohl der Mühe werth, daß der Mensch sich ihrer bemächtigte; und wenn er seit dreißig Jahrhunderten sich ihrer enthielt, so hat das weder die Staatsökonomie, noch die Vorsehung zu verantworten.

Es ist also in der Noth der Menschheit Etwas, was man ohne Ungerechtigkeit der Natur nicht schuld geben kann, und das trotz der Schnelligkeit der Aufeinanderfolge der Generationen ausschließlich von der Trägheit des Menschen herstammt.

Es handelt sich gegenwärtig darum, ob die Noth, welche den Civilisirten ergreift, ebenso wie die Noth des Wilden, nothwendig und immer eine vorzeitige sei; ob es nicht wahr ist, daß sie ihrer richtigen Stunde vorgreife und zur einzigen Ursache nicht mehr die

Abwesenheit der Arbeit, sondern einen Fehler in der Organisation der Arbeit habe. In diesem Falle erginge es dem Civilisirten wie dem Wilden, seine Noth gehörte nur ihm allein, er könnte die Natur deshalb nicht anklagen, sobald er nicht selbst das Nöthige gethan und durch seinen Fleiß die Nothwendigkeit aufgefordert hat, ihm zu Hilfe zu kommen. Denn, wenn es wahr wäre, daß, wie die Noth des Wilden ganz und gar von der Erstarrung seiner Fähigkeiten abhängt, die Noth des Civilisirten einen Ordnungsfehler zur einzigen Ursache hätte, so wäre es dann möglich, daß in einem Zustande vollkommener Organisation die Noth nicht allein von Neuem eine Zeit lang hinausgeschoben würde, sondern daß eine specifische Kraft vorhanden wäre, welche das Gleichgewicht zwischen der Bevölkerung und der Produktion wieder herstellte, ohne daß die menschliche Klugheit sich auf irgend eine andere Art darein zu mischen und durch irgend ein Kunststück das Gleichgewicht wieder herbeizuführen brauchte. Man fühlt, von welcher Wichtigkeit es für die Menschheit ist, diese Hypothese wahr zu machen. Wenn eine solche Hypothese Wahrheit würde, so sähe sich die Noth, sowohl die, welche aus der Trägheit, als auch die, welche aus den Fehlern der industriellen Organisation entspringt, sogleich beseitigt und das Problem unserer Bestimmung, das Problem der Bestimmung der Welt zeigte sich unter einer ganz anderen Gestalt.

Diese wichtige Prüfung haben wir in diesem Werke unternommen, dessen Nebentitel, Philosophie der Noth, hinreichend seinen Geist andeutet.

Die Arbeit, sagten wir, ist das Princip des Reichthums, die Kraft, welche die Werthe schafft, mißt und zu einander in Verhältniß setzt. Messen und in Verhältniß setzen ist ferner vertheilen; die Arbeit trägt also zu gleicher Zeit eine Kraft des Gleichgewichts und der Fruchtbarkeit in sich, welche den Menschen gegen alle Wahrscheinlichkeit der Entblößung sichern zu müssen scheint.

Aber um zu wirken, muß die Arbeit sich bestimmen und definiren, d. h. sich organisiren: denn, wie wir schon mehrmals bemerkt haben, es gibt für die Dinge nur eine Bedingung der Wirksamkeit und Dauer, wie es für die Gedanken nur eine Bedingung der Begreiflichkeit und Kundgebung gibt, sie müssen definirt werden. So

lange die Arbeit nicht definirt ist, so lange nicht die letzte Hand an ihre Organisation gelegt worden ist, bleibt sie eine unbestimmte, unfruchtbare Kraft, eine unbegreifliche Idee.

Welches sind also die Organe der Arbeit? Mit anderen Worten: welches sind die Formen, durch welche die menschliche Arbeit den Werth hervorbringt und feststellt, und die Noth vertreibt? Denn heutzutage ist es hinreichend klar, daß die Arbeit und die Noth einander entgegengesetzt sind wie Ordnung und Unordnung, Gerechtigkeit und Beraubung, Dasein und Nichts.

Diese Formen oder Kategorien der Arbeit haben wir aufgezählt und die Kritik derselben gegeben, sie sind: die Theilung der Arbeit, die Maschinen, die Konkurrenz, das Monopol, der Staat oder die Centralisation, der freie Tausch, der Kredit, das Eigenthum und die Gemeinschaft. Aus unserer Analyse ging hervor, daß, wenn die Arbeit in sich selbst die Mittel besitzt, den Reichthum zu schaffen, diese Mittel durch den Antagonismus, der ihnen eigenthümlich ist, ebenso viel neue Ursachen der Noth werden können; und da die Staatsökonomie nichts Anderes als die Bestätigung dieses Antagonismus ist, so ist es hierdurch selbst bewiesen, daß die Staatsökonomie die Bestätigung und Organisation des Pauperismus ist. Die Frage ist also nicht mehr, wie die Arbeit die ursprüngliche Noth vertreiben soll, sie ist schon lange verschwunden; sondern, wie wir den Pauperismus beseitigen sollen, welcher aus dem der Arbeit eigenthümlichen Fehler, oder besser gesagt, von der falschen Organisation der Arbeit, der Staatsökonomie herrührt.

Beim Beginnen der industriellen Entwickelung zeigt sich zuerst die Theilung oder Trennung der Industrien, die Erde hört auf, wüste und leer zu sein; sie bedeckt sich mit Arbeitern, und wird durch die Aneignung fruchtbar gemacht. Die Arbeit gewinnt durch die Theilung eine übernatürliche Fruchtbarkeit, aber zu gleicher Zeit sinkt durch die Art und Weise, wie diese Theilung ausgeführt wird, die Arbeit, welche den Arbeiter abstumpft, mit reißender Schnelligkeit unter sich selbst herab, und gibt nur einen ungenügenden Werth her. Nachdem sie durch den Ueberfluß an Produkten die Konsumtion herausgefordert hat, läßt sie dieselbe durch die Kleinheit des Lohnes im Stiche; anstatt die Noth zu vertreiben,

führt sie dieselbe wieder herbei. Die Theilung der Arbeit wirkt auf das Kollektivwesen wie ungesunde Industrien auf Die, welche sie betreiben; indem sie ihm Ueberfluß verschafft, vergiftet sie es, und nachdem sie es zum Leben eingeladen, taucht sie es in den Tod.

Hier ist also die Noth der eigenthümliche Fehler der Arbeit, es begeht weder die Natur, noch die Vorsehung einen Fehler, es ist wieder der ökonomische Schlendrian, welchem es an Gleichgewicht mangelt; diesen muß man anklagen, und mit um so mehr Recht, als Nichts beweist, daß der Widerspruch, welcher aus der zerstückelten Theilung entsteht, nicht durch eine höhere Kombination besiegt werden könne.

Die Staatsökonomie hat es selbst gemerkt, und deshalb beeilte sie sich, zu ihrer Unterstützung ein neues Organ herbeizurufen, die Maschinen. —

Mit Hilfe der Maschinen, welche sich zur Theilung der Arbeit gesellt, produciren hunderttausend Arbeiter, welche einen Kanton von fünfzig Quadratmeilen bewohnen, mehr als eine Milliarde Wilder, welche Nichts haben, als ihre Nägel, um die Erde aufzukratzen, ihre Hände, um eine Beute zu ergreifen, und ihre Füße, um sie einzuholen, und die, um leben zu können, eine Bodenfläche brauchten, die zehnmal so groß wäre, als die Oberfläche der Erdkugel. Und da die Grenze der industriellen Erfindungen nicht anzugeben ist, so ist es ferner gewiß, daß die Arbeit in dieser Hinsicht eine unbegrenzte Fruchtbarkeit besitzt, und folglich in einem bisher unbekannten Grade beschleunigt werden kann.

Es scheint also, als ob die Maschinen das von der Theilung verursachte Deficit decken und die Noth besiegen würden. Dem ist nicht so. Mit den Maschinen beginnt die Unterscheidung in Herren und Lohnarbeiter, in Kapitalisten und Arbeiter. Der Mensch, den die Mechanik aus der Verdumpfung ziehen sollte, in welche ihn die zerstückelte Arbeit gestürzt hatte, versinkt immer tiefer und tiefer. Er verliert mit dem Menschencharakter die Freiheit und ist nur noch ein Werkzeug. Der Wohlstand wächst für die Herren, das Uebel für die Untergebenen; die Unterscheidung der Kasten beginnt, und ein ungeheuerliches Streben zeigt sich, welches darin besteht, die Menschen zu vermehren, um die Menschen entbehren zu können. So

wird der allgemeine Druck immer schwerer: die Noth, von der Theilung der Arbeit bereits angekündigt, tritt officiell in die Welt ein, von jetzt an wird sie Seele und Nerv der Gesellschaft.

Ist es also die Ueberproduktion der Menschen, welche hier die Noth verursacht, oder ist sie nicht vielmehr das Resultat eines falschen Manövers? Die Arbeit fehlt nicht, weil sich überall das Bedürfniß zu leben, folglich zu arbeiten, äußert, und weil das Angebot der Arbeit von der Nachfrage übertroffen wird. Die Lebensmittel fehlen ebenso wenig, weil man sich von allen Seiten über Ueberfüllung mit Produkten beklagt, welche aus Mangel an Absatz, aus Mangel an Leuten, welche sie bezahlen, aus Mangel an Lohn im Preise fallen.

Folglich hat die Menschheit, indem sie ihre vagabondirende Barbarei mit den Formen der Civilisation bekleidete, die Noth ihrer Trägheit gegen die Noth ihrer Kombinationen vertauscht; der Mensch geht durch die Theilung der Arbeit, welche seine Kräfte verzehnfacht, und durch die Mechanik, welche sie verhundertfacht, zu Grunde, wie er früher durch den Schlaf und die Faulheit zu Grunde ging. Die erste Ursache seines Uebels liegt immer in ihm; diese Ursache muß besiegt werden, ehe man gegen das Geschick schreien kann.

Ihren aristokratischen Tendenzen setzt die Gesellschaft die Freiheit entgegen, die Konkurrenz. Was geschieht nun? Verlieren wir es nicht aus den Augen; Diejenigen, welche sich die Mühe geben, uns davon zu unterrichten, sind die Oekonomen, die Apostel der Noth. Die Konkurrenz emancipirt den Arbeiter, und bringt einen unberechenbaren Zuwachs an Reichthum hervor. Man hat gesehen, wie in Folge einer Revolution, welche die Freiheit der Arbeit zum Zwecke hatte, die Noth bei einem zahlreichen Volke für eine ganze Generation verdrängt wurde. Ein Beweis also, werde ich den Oekonomen erwidern, daß die in Folge der Maschinen, nach der Einführung des Kapitals und der Lohnarbeit entstandene Noth nicht von einer unbezwinglichen Ursache herrührte, ebenso wenig als die durch die zerstückelte Arbeit erzeugte und durch die Mechanik bis auf einen gewissen Punkt zurückgedrängte Noth etwas Nothwendiges hatte. Je weiter wir vorwärts schreiten, desto mehr scheint uns die Noth einen Charakter der Abhängigkeit und Anomalie zu haben, der von Unterbrechungen und Verdoppelungen begleitet ist, welche nicht

von der Unmenschlichkeit der Natur, sondern von unserer Ungeschicklichkeit zeugen.

Was ist in der That die Konkurrenz, von oben betrachtet, unter den Massen? sie ist eine gewissermaaßen ganz metaphysische Kraft, durch welche die Produkte der Arbeit fortwährend im Preise sinken, oder was auf dasselbe hinauskommt, unaufhörlich an Quantität zunehmen. Und da die Quellen der Konkurrenz ebenso gut wie die mechanischen Verbesserungen und die Kombinationen der Theilung unendlich sind, so kann man ferner sagen, daß die produktive Kraft der Konkurrenz an Intensität und Umfang ohne Grenzen ist.

Eine vorzüglich zu beachtende Sache ist die, daß durch die Konkurrenz die Produktion des Reichthums entschieden den Vorsprung vor der Erzeugung der Menschen gewinnt, was aus dem von Malthus aufgestellten Verhältniß zwischen der Steigerung der Lebensmittel und dem Zuwachs der Bevölkerung einen ökonomischen Widersinn, eine auf den Kopf gestellte Theorie macht.

Ich fordere für diesen Punkt die ganze Aufmerksamkeit des Lesers.

Durch die Konkurrenz wird jeder Producent gezwungen, immer wohlfeiler zu produciren, doch immer mehr, als der Konsument verlangt, folglich jeden Abend der Gesellschaft die Garantie für die Lebensmittel auf den folgenden Tag zu liefern. Wie ist es also in einem solchen Systeme möglich, daß die Summe der Lebensmittel unter die Bedürfnisse der Bevölkerung herabsinke? Ich nehme an, daß zwei isolirte Menschen ohne Instrumente, die ihre kärgliche Nahrung den Thieren streitig machen, einen Werth hervorbringen, der = 2 ist. Wenn diese zwei Armseligen ihr Verfahren ändern, und ihre Anstrengung durch die Theilung vereinigen, und durch die Mechanik, welche daraus entsteht, und durch den Wetteifer, der darauf folgt, so wird ihr Produkt nicht mehr = 2, sondern = 4 sein, weil Jeder nicht allein für sich, sondern auch für seine Genossen producirt. Wenn die Zahl der Arbeiter verdoppelt wird, so wird die Theilung im Verhältniß zu dieser Verdoppelung weiter getrieben, als früher, die Maschinen werden mächtiger und die Konkurrenz thätiger werden, und das Produkt wird = 16 sein; wenn ihre Zahl vervierfacht wird, = 64. Diese Vervielfältigung durch die

Theilung der Arbeit, die Maschinen, die Konkurrenz u. s. w. ist von den Oekonomen oft genug bewiesen worden; hier ist die positive Seite ihrer Theorie, der Punkt, über welchen sie Alle einmüthig sind, den aber die Praxis nicht so darstellen kann, als ihn die Theorie hoffen läßt, so lange als die Gesellschaft durch eine letzte Reform ihre Widersprüche nicht gelöst hat.

Also muß, wenn die Reproduktion des Menschengeschlechts durch die Zeugung sich durch die Progression 1, 2, 4, 8, 16, 32 u. s. w. ausdrückt, die Macht der industriellen Reproduktion sich durch die Reihe ausdrücken: 1, 4, 16, 64, 256, 1024, 4096. Mit anderen Worten, in einer organisirten Gesellschaft wächst die Produktion wie das Quadrat der Anzahl der Arbeiter. Die Staatsökonomie lehrt es uns selbst: alle ihre Bücher sind voll davon; und wenn Malthus, von einer firen Idee, von der Verdoppelung der Bevölkerung, eingenommen, es vergessen hatte, weshalb haben seine Kollegen sich nicht daran erinnert? Denn es ist augenscheinlich, daß das von Malthus bestimmte Wachsthumsverhältniß zwischen der Bevölkerung und den Nahrungsmitteln nur von einer unorganischen Gesellschaft verstanden werden kann, in der die Industrie, d. h. die Theilung, die Mechanik, die Konkurrenz, der Tausch u. s. w. absolut Nichts sind, in der die Kollektivkraft nicht eristirt, keineswegs von einer in einander greifenden, auf die Trennung der Industrie und auf den Tausch gegründeten Gesellschaft, in welcher jeder Mensch für Millionen von Konsumenten producirt und wiederum von Millionen von Producenten bedient wird.

So muß man es verstehen, wenn gewisse Oekonomen, und nach ihnen, als ihre Nachbeter, gewisse Socialisten von einem vierfachen Produkt sprechen wollten. Es ist nicht wahr, daß ein Volk, dessen Bevölkerung und Entwickelungsstufe gegeben sind, das Doppelte oder Dreifache oder Vierfache von Dem hervorbringen kann, was es producirt. Das Produkt steht nothwendig im Verhältniß zur Bevölkerung, welche ihrerseits den Grad der Theilung, die Kraft der Maschinen, die Thätigkeit der Cirkulation u. s. w. bestimmt. Aber das ist wahr, und die Wissenschaft erkennt es an und beweist es, daß, wenn die Zunahme der Bevölkerung eine doppelte, die Zunahme der Produktion eine vierfache ist, und zwar ins Unend-

liche, so lange die Gesellschaft den ökonomischen Gesetzen gehorchen wird, und so weit die Oberfläche der Erde diesen Zuwachs tragen kann.

Unglücklicher Weise duldet es der Antagonismus der ökonomischen Institutionen nicht, daß diese ihre Wirkung ohne Reibungen hervorbringen: daher die Verrechnungen der Arbeit, daher die Ueberraschungen durch die Noth. Also hat die Konkurrenz, von ihrer Seite positiv und social, zwar zum Zweck, fortwährend den Preis der Dinge zu verringern, folglich fortwährend die Summe der Werthe zu vermehren und die Produktion der Bevölkerung vorauskommen zu lassen; aber nach ihrer negativen und egoistischen Seite schlägt die Konkurrenz vom Reichthum in Armuth um, weil die Preisverminderung, die sie mit sich führt, auf der einen Seite nur den Siegern nützt, und auf der anderen die Besiegten ohne Arbeit und Hilfsquellen läßt. Die Konkurrenz, sagt die Theorie, soll Jedermann bereichern. Aber durch die Unvollkommenheit des socialen Organismus beweist die Praxis, daß da, wo die Konkurrenz allgemein geworden, es genau eben so viele Unglückliche als Reichgewordene gibt: nach der von uns gegebenen Kritik ist es unmöglich, hieran zu zweifeln.

Anzuklagen ist hier der der Institution eigenthümliche Mangel, die Unzulänglichkeit der Idee. Es ist fortan bewiesen, daß diese Nothwendigkeit der Noth, die uns noch eben in Bestürzung versetzte, keine unbedingte ist; sie ist, wie die Schule sagt, eine Nothwendigkeit aus Umständen. Die Gesellschaft leidet, gegen alle Wahrscheinlichkeit, durch Das, was ihr Heil ausmachen sollte. Die Noth ist immer vorzeitig, der Pauperismus greift immer voraus: im Gegensatz zu dem Wilden, bei dem der Mangel durch Trägheit kommt, tritt er bei uns durch die Thätigkeit ein, und unsere Arbeit vermehrt unsere Dürftigkeit. Die Oekonomen mögen, ehe sie die Nothwendigkeit anklagen, anfangen, ihren Schlendrian zu reformiren: Medice, cura te ipsum.

Wozu ist es nöthig, diese Uebersicht fortzusetzen, und in diesem Kapitel, wo ich mich mit einem allgemeinen Schlusse und einer Wiederholung meines ganzen Werks begnügen muß? Ich habe gezeigt, wie die Gesellschaft von Formel zu Formel, von Institution zu

Institution jenes Gleichgewicht sucht, das ihr entschlüpft, und bei jedem Versuche stets in gleichem Verhältniß ihren Luxus und ihre Noth wachsen läßt. Einmal bei der Gemeinschaft angelangt, findet sich die Gesellschaft wieder auf ihrem Ausgangspunkte: die ökonomische Entwickelung ist vollendet, das Feld der Forschungen erschöpft. Da das Gleichgewicht nicht hat erreicht werden können, so bleibt nur von einer vollständigen Lösung Etwas zu hoffen, welche die Theorien synthetisch verbindet, und der Arbeit ihre Wirksamkeit und jedem ihrer Organe seine Macht wiedergibt. Bis dahin knüpft sich der Pauperismus so unbezwinglich an die Arbeit, wie die Noth an den Müßiggang, und alle unsere Beschuldigungen der Vorsehung beweisen nur unsere Schwäche.

Eine sonderbare Oekonomie, unsere Oekonomie, in der That, wo der Mangel beständig aus dem Ueberfluß entspringt, wo das Verbot der Arbeit eine immerwährende Folge des Bedürfnisses der Arbeit ist! Wenn nach einem Beschluß des Souveräns fünfmalhunderttausend Schmarotzer, plötzlich von der Liste der Unproduktiven gestrichen, in die Werkstätten und an den Pflug geschickt würden, so hätten wir statt einer Vermehrung des Wohlstandes eine Vermehrung der Dürftigkeit. Für die Klasse der Unproduktiven wären fünfmalhunderttausend Personen ohne Amt und Einkommen; für die Klasse der Unternehmer, Eigenthümer und Industriechefs fünfmalhunderttausend Kunden weniger zu bedienen; für die schon so sehr vermehrte Klasse der Arbeiter fünfmalhunderttausend Konkurrenten mehr. Sinken des Preises für die Handarbeit, Vermehrung der Produktenmasse, Beschränkung des Marktes: für das Proletariat eine Vermehrung der Entsagung und Knechtschaft; für das Eigenthum Vermehrung des Luxus und Hochmuthes, das wären die Konsequenzen einer Reform, welche die Vernunft uns als eine Maaßregel für das öffentliche Wohl bezeichnet. Wir wären eben deshalb ärmer, weil wir reicher geworden wären; und man würde die Oekonomen, die von ihrem Kauderwelsch Nichts verstehen, die Unvorsichtigkeit im Heirathen, die Unschicklichkeit der Liebschaften, was weiß ich? die Munterkeit der Gatten anklagen sehen.

Vergebens drängen, häufen sich die Thatsachen und erheben von allen Seiten ihre Stimme gegen die Staatsökonomie: es scheint, als

ob die Schriftsteller, welche dieselben berichten, nur Augen haben, um nicht zu sehen, Ohren, um nicht zu hören, Verstand, um die Wahrheit zu verheimlichen. Das Eigenthum, der Wucher, die Steuer, die Konkurrenz, die Maschinen, die zerstückelte Arbeit drängen die Bevölkerung zurück, ehe sie übermäßig wächst: der Oekonom, allein damit beschäftigt, was aus einer Million Menschen werden würde, die zur Subsistenz nur die Ration für fünfmalhunderttausend hätte, fragt sich nicht, weshalb fünfmalhunderttausend nicht mit Dem leben können, was für eine Million ausreichen würde. Unter Johann dem Guten zählte Frankreich zwölf Millionen Einwohner; unter Ludwig XIV. sechszehn Millionen; unter Ludwig XVI. fünfundzwanzig Millionen; heutzutage vierunddreißig Millionen. Es steht fest, daß es in allen Epochen Arme, eine ungeheure Menge Armer gab; die grausamen wider die Armen erlassenen Gesetze bezeugen es. In welcher von diesen Epochen kann man aber sagen, daß Frankreich seine Mittel erschöpft hätte? Frankreich konnte vor zehn Jahrhunderten seine Produktion verzwanzigfachen; der dritte Stand war nicht der Faulheit verdächtig: woher ist der Pauperismus gekommen?

Amerika hat den Oekonomen die schlagendsten Beispiele von der Verdoppelung, selbst Verdreifachung der Bevölkerung in sechsundzwanzig Jahren gegeben. Wenn nun seit einem oder seit anderthalb Jahrhunderten sich in den Vereinigten Staaten die Bevölkerung alle sechsundzwanzig Jahre verdoppelt und verdreifacht hat, ist es klar, daß sich die Produktion in derselben Periode verdoppelt und verdreifacht hat; und man kann sagen, daß in diesem Zeitraum die Bevölkerung nur der Produktion gefolgt ist. Weshalb hat Malthus, der den Fortschritt der amerikanischen Bevölkerung so gut aus einander gesetzt hat, nicht die Ursachen studirt, die, bei anderen Umständen, den parallelen Fortschritt der Lebensmittel hindern oder aufheben?

O! antwortet der Oekonom, der Fall mit den Vereinigten Staaten ist eine Ausnahme: Amerika war ein jungfräuliches Land.

Jungfräuliches Land! aber das Land war von den Irokesen und Huronen benutzt worden, die schon vor der Entdeckung, wie wir

heutzutage, in der Zeugung schnelleren Schrittes gingen, als im Reichthum, und die, als einfache Jäger, dort schon lange armselig waren, wo die betriebsamen Europäer troß ihrer Vermehrung noch nicht aufgehört haben, sich zu bereichern. — Jungfräuliches Land! sagt vielmehr, daß durch das Fehlen einer industriellen Hierarchie, durch die Gleichheit der amerikanischen Kolonisten, durch dazwischen liegende Wälder geschützt, die schon unter der Wirkung eurer ökonomischen Verfahrungsarten zu verschwinden beginnt, der Arbeiter überall sein ganzes Produkt genoß, stets ein nützliches Werk verrichtete und reich werden und seinen Reichthum erhalten konnte, troß der Verdoppelung in achtzehn Jahren. Das Beispiel von Amerika beweist nicht allein, wessen die Menschheit in Anbetracht der Bevölkerung fähig ist; sondern es beweist auch, bis wie weit die Kraft des Menschen in Bezug auf Produktion gehen kann: weshalb konnte dieser Parallelismus, hier so klar, so beglaubigt, anderswo sich nicht halten? Denn es handelt sich hier nicht sowohl um den schnellen Fortschritt, als vielmehr um den parallelen Fortschritt. — Jungfräuliches Land! gewiß, nicht durch den Brand jener Urwälder hat der englische, schweizerische, deutsche Ansiedler gelebt, durch die Arbeit, durch die Arbeit sage ich, welche erst passend getheilt wurde, sich nach und nach mit Kapitalien und Maschinen versah, durch die Cirkulation an Werth wuchs und noch nicht durch Parasitismus und Monopol unfruchtbar geworden war. Ein Beweis hiervon ist, daß, als die aus Europa eingeführte Staatsökonomie sich ein wenig zu früh in diesem Lande zu schaffen machte, wo, da Boden und Raum Niemandem fehlte, die Arbeit sich selbst bezahlte, ohne sich der Knechtschaft des Kapitals, der Einmischung des Bankiers und der Ueberwachung der Polizei zu unterwerfen, das Volk die Staatsökonomie laufen lassen und seine Maschinen allein drehen mußte. Der Kredit ging zu Grunde, die Banken flogen auf, das ausbeutende Kapital wurde verschlungen, und der Amerikaner verfolgte durch Arbeit und Gleichheit sein Glück. Ohne Zweifel wird ein Tag kommen, wo dieser wunderbare Fortschritt mit weniger eiligem Fuße gehen wird: aber ohne Zweifel wird dann auch die Bevölkerung ohne Zwang und Noth freiwillig ihren Drang mäßigen,

es sei denn, daß die Staatsökonomie, die Theorie der Unbeständigkeit und des Diebstahls, diese Uebereinstimmung störe.

Seit funfzig Jahren, bemerkt E. Buret und nach ihm Herr Fix, hat sich der Nationalreichthum in Frankreich verfünffacht, während die Bevölkerung noch nicht um die Hälfte gewachsen ist. Nach dieser Rechnung wäre der Reichthum zehnmal schneller vorwärts gegangen, als die Bevölkerung: woher kommt es, daß die Noth, statt sich verhältnißmäßig zu verringern, gewachsen ist?

Verwechselt, sagt uns der Oekonom, den Reichthum nicht mit den Lebensmitteln. Der Reichthum besteht aus Dem, was, als ein Produkt der Arbeit, für den Menschen irgend einen Werth hat, eben so gut zu seinem Vergnügen, als zu seiner Nahrung. Die Nahrungsmittel sind derjenige Theil dieses Reichthums, der besonders zur Erhaltung des Lebens dient. Und von diesem Theil des Reichthums ist die arithmetische Progression von Malthus zu verstehen.

Lächerliche Unterscheidung, die im voraus durch die Theorie von der Verhältnißmäßigkeit der Werthe widerlegt ist. Die Lebensmittel stehen nothwendig in Verhältniß zu den anderen Theilen des Reichthums, und es ist streng wahr, daß, wenn sich in Frankreich das Einkommen seit fünfzig Jahren verfünffacht hat, Frankreich fünfmal mehr konsumirt. In der Gesellschaft messen sich alle Werthe, d. h. bezahlen sich, stützen sich gegenseitig. Die Produktion der Luxusgegenstände beweist eben, daß die Lebensmittel in hinreichender Anzahl vorhanden, weil zuletzt dieser Luxus mit Lebensmitteln bezahlt wurde, wie diese Lebensmittel ihrerseits mit Geld oder anderen Werthen bezahlt wurden. Hat man bemerkt, daß der Preis der nothwendigsten Bedürfnisse relativ gestiegen ist? Ganz im Gegentheil, der relative Preis hat vielmehr fallen müssen: und wenn es dem Volke an Lebensmitteln gebricht, wie z. B. an Wein, so ist nicht der Weinberg, noch der Winzer schuld, weil er sich beklagt, nicht verkaufen zu können, die Schuld davon liegt an der Staatsökonomie.

Wer sieht übrigens nicht, daß, da der Wohlstand des Menschen aus Ueberfluß und Mannichfaltigkeit besteht, Das, was wir Luxus nennen, nur eine wahrhafte Ersparniß ist? Der Wilde, der von

rohem Fleisch und von einigen abscheulichen Getränken lebt, wird in einem Monat die Hilfsquellen einer Quadratmeile Landes erschöpfen; der Civilisirte, dessen Unterhalt eine Million von Dingen erfordert, die der Mensch der Wälder nicht kennt, lebt auf vier Hektaren. Sein Luxus kann sich auf einem drei oder viertausendmal kleineren Raume halten, als die Nacktheit des Wilden braucht. Der Luxus läßt sich physiologisch erklären als die Kunst, durch die Haut, die Augen, Ohren, Nasenlöcher, durch die Phantasie, durch das Gedächtniß zu leben: die Dürftigkeit dagegen ist das auf eine einzige Funktion, die des Magens, beschränkte Leben. Was sage ich? Selbst die Kochkunst, welche Seneka in seiner abgeschmackten Hyperbel die Kunst des Rachens nannte, welche unsere Nahrung in tausenderlei Formen gestaltet und uns besser zu essen lehrt, ist in der That für uns eine Quelle von Ersparnissen. Die Küche ist, nächst der Arbeit, unsere kostbarste Bundesgenossin gegen den Mangel; und gerade weil der Proletarier nicht genug konsumirt, ißt er zu viel, und macht sich so der großen Familie zur Last.

Ich habe also das Recht, bei meiner Frage stehen zu bleiben: Weshalb gibt es, während unser Reichthum sich verfünffacht hat und die Bevölkerung nur um 50 Procent gestiegen ist, noch Arme unter uns? Man antworte mir, ehe man sich um die Nachwelt beunruhigt und berechnet, wie viel Einwohner sich auf der Erdkugel halten können.

Die Armentaxe in England war

Im Jahre	1801	4,078,891	Pfd. Sterl.	auf	8,872,950	Einw.
„	„ 1818	7,870,801	„	„	11,978,875	„
„	„ 1833	8,000,000	„	„	14,000,000	„

Ist es nun wahr, daß der Pauperismus vorgreift, ja oder nein? Und der Beweis, daß diese übrigens officiellen Ziffern allerdings den Sinn haben, den ich ihnen beilege, ist das, daß man seit 1833 in England versucht hat, die Theorie von Malthus anzuwenden, d. h. Diejenigen umkommen zu lassen, welche weder Einkünfte noch Lohn haben; daß eine erste Folge dieser Idee die Errichtung von Zwangsanstalten war, und zuletzt die Reform der Getreidegesetze, d. h. die willkürliche Herabsetzung des Brodpreises. Man hat sich eingebildet, daß die gewaltsame Aufhebung eines Monopols einen

großen Einfluß auf die Linderung der Noth haben könnte: die Zukunft wird es lehren, was diese blendende Reform Rationelles und Nützliches in sich barg. Aber die Oekonomen, zum größten Theile Gönner der Ligue, haben Nichts desto weniger implicite anerkannt, daß das Elend andere Ursachen hätte, als die Ueberproduktion an Kindern: weil sie angefangen haben, mögen sie fortfahren, das Verzeichniß der vom Monopol verübten Räubereien aufzustellen!

Ich lese in einem Artikel des Journal des Economistes (Januar 1846) über den Fortschritt der Verbrechen in Frankreich, daß die Zahl der Verbrechen und Vergehen jeder Art gewesen ist

für den Zeitraum von	1826—1828	88,751
" " " "	1829—1831	96,083
" " " "	1832—1834	106,149
" " " "	1835—1837	121,221
" " " "	1838—1840	145,062
" " " "	1841—1843	151,624

Der Verfasser dieser interessanten Statistik schließt mit diesen Worten:

„Die Zahl der Verbrechen und Vergehen nimmt also mit immer reißenderer Schnelligkeit zu, so daß, während der mittlere jährliche Zuwachs der Bevölkerung kaum 5 auf 1000 beträgt und immer schwächer wird, der mittlere jährliche Zuwachs an Verbrechen beträgt auf 1000:

5,7 von Verbrechen und Vergehen gegen den Staat;
7,8 " " " " " die Sitten;
3,0 " " " " " die Personen;
5,6 " " " " " das Eigenthum;
5,4 von anderen Uebertretungen, wie Forstvergehen, deren Zahl unberechenbar ist.
3,7 von Selbstmorden.

„Während die Zunahme der Bevölkerung schwächer wird, steigt die Zahl der Vergehen und Verbrechen; und dieses Steigen findet nicht allein in Frankreich statt; es ist in Frankreich sogar geringer, als in mehreren benachbarten Ländern.“

Die Vergehen und Verbrechen, der Selbstmord, die Krankheiten und die Abstumpfung sind die Pforten, durch welche die Noth abfließt. Da nach den officiellen Angaben der mittlere Zuwachs der Bevölkerung 5 auf 1000 beträgt, der der Verbrechen im Ganzen aber 31,2; so folgt, daß der Pauperismus sechs und ein viertelmal schneller über uns kommt, als man nach der Theorie von Malthus erwarten durfte: woran liegt die Schuld dieses Mißverhältnisses?

Dasselbe läßt sich auch auf eine andere Art beweisen. Im Allgemeinen nehmen die Nationen auf der Stufenleiter des Pauperismus denselben Rang ein, als auf der Stufenleiter des Reichthums. In England zählt man einen Armen auf fünf Personen; in Belgien und im Departement du Nord einen auf sechs; in Frankreich einen auf neun; in Spanien und Italien einen auf dreißig; in der Türkei einen auf vierzig; in Rußland einen auf hundert. Irland und Nordamerika, beide in ganz entgegengesetzten und eine Ausnahme bildenden Lagen, bieten, das erste das erschreckende Verhältniß von einem und noch mehr auf zwei, das zweite von einem und vielleicht noch weniger auf tausend dar. So entsteht in allen Ländern von angehäufter Bevölkerung, wo die Staatsökonomie regelmäßig fungirt, die Noth ausschließlich aus dem Deficit, welches die arbeitende Klasse durch das Eigenthum erleidet.

Vor 1789 war die Zahl der in den Hospitälern erhaltenen

Findelkinder . .	40,000
1800 stieg sie auf	51,000
1815 „ „ „	67,966
1819 „ „ „	99,346
1834 „ „ „	129,699

Ich kenne die Ziffer von 1846 nicht. Das Journal des Economistes von diesem Jahre setzt die jährliche Durchschnittssumme der illegitimen Geburten auf 75,870 fest, woraus man schließen darf, daß nach dieser Progression die Zahl der natürlichen Kinder, die in den Hospitälern unterhalten werden, nicht unter 160,000 beträgt. Von 1789 bis 1846 ist die Bevölkerung nicht um die Hälfte gewachsen; dagegen hat sich der Reichthum verfünffacht, die Sitten sind sogar besser geworden: und die Zahl der natürlichen Kinder ist eine **vierfache!** Was bedeutet das? daß es 320,000 Burschen

und Mädchen gibt, denen jährlich das Recht zur Familie, jus connubii, entzogen wird, und daß das Umsichgreifen des Eigenthums, während die Bevölkerung stehen bleibt, das Proletariat sichtbarlich wachsen läßt.

Ich habe anderswo (im vierten Kapitel) der Abnahme der mittleren Größe, welche die Oekonomen bemerkt haben, Erwähnung gethan. Diese Thatsache, welche man unmöglich in Zweifel ziehen kann, zeugt nicht von einer zufälligen Noth, wie sie plötzlich in Folge einer schlechten Ernte entsteht, welche die Arbeit hemmt und die Lebensmittel verschwinden läßt; sondern von einer in der Konstitution begründeten und chronischen Noth, welche die ganze Gattung trifft und alle Theile des socialen Körpers schwer befällt. Gewiß, hier ist Etwas, das die Neugier lebhaft reizt, und das sich durch das Malthus'sche Princip durchaus nicht erklärt. Es würde nämlich folgen, daß die Noth, nicht damit zufrieden, die unbemittelten Personen zu treffen und die Armen aus der Zahl der Lebenden zu streichen, die Gattung in ihrer Gesammtheit und in ihrem Leben mit einem solidarischen Leiden heimsuchte; wiederum ein Beweis, daß die Menschheit an einem unbekannten Uebel stirbt, an einem Uebel, das höher herabkommt, als der Mangel an Lebensmitteln. Wird man uns einmal sagen, welches dieses Uebel ist?

Man setzt dieser Thatsache die Verlängerung der mittleren Lebensdauer entgegen, welche gewandte Statistiker ebenfalls konstatirt zu haben behaupten. Ich habe gezeigt, was diese Verlängerung in Bezug auf das Volk Illusorisches hatte: ich werde nur ein Wort hinzufügen, welches die beiden Beobachtungen vereinbart und erklärt. Wenn es, wie ich behaupte, wahr ist, daß in unserer Eigenthumsorganisation der Pauperismus fortwährend der Arbeit vorgreift, so kommt wenig darauf an, ob dieses Vorgreifen sich durch plötzliche und vorzeitige Todesfälle, oder blos durch jähe und lange ertragene Schmerzen kund gibt. Es wäre hiernach also möglich, daß die Ziffer der mittleren Lebensdauer sich hielte, oder selbst stiege, und die Noth doch immer größer würde; denn es handelt sich hier weniger um das Alter der Gestorbenen, als um die Zeit, die sie ohne Krankheit verlebt haben. Müssen wir die Oekonomen noch lehren, ihre Statistiken zu verstehen?

Es ist überflüssig, mehr Beweise aufzuhäufen. Die Thatsachen sind Jedermann bekannt: Jeder kann sie befragen und die Konsequenzen daraus herleiten. Das **Vorgreifen der Noth**, das ist der bezeichnende Zug der Eigenthumswelt, wie des Zustandes der Wildheit, die Hauptthatsache, welche ich Malthus entgegensetze, und welche seine Theorie vernichtet.

Nach den Ergebnissen der Wissenschaft, die durch eine imposante Masse von Thatsachen bestätigt sind, steigt, während die Bevölkerung in einer geometrischen Progression mit dem Exponenten 2 wächst, die Produktion des Reichthums, welche das Werk dieser Bevölkerung ist, in einer geometrischen Progression, deren Exponent 4 ist. In der Praxis dagegen ist dieses Verhältniß umgekehrt: während die Kraft des Wachsthums der Bevölkerung sich unveränderlich durch die geometrische Progression 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64 .... ausdrückt, drückt sich die Kraft des Wachsthums der Produktion nur durch die arithmetische Reihe 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7 ...... aus.

Was! Oekonomen, Ihr wagt es noch, uns von Noth zu reden! und wenn man Euch mit Hilfe Eurer eigenen Theorien beweist, daß, wenn die Bevölkerung sich verdoppelt, die Produktion sich vervierfacht; daß folglich der Pauperismus nur durch Störung der socialen Oekonomie kommen kann: so beschuldigt Ihr, statt Euch zu verantworten, Das, was in die Sache zu ziehen abgeschmackt ist, das Uebermaaß der Bevölkerung!

Ihr redet uns von Noth! und wenn man, mit Euren Statistiken in der Hand, Euch zeigt, daß der Pauperismus in viel schnellerer Progression wächst, als die Bevölkerung, deren Uebermaaß, nach Euch, ihn ausmacht; daß es hier folglich eine verborgene Ursache gibt, die Ihr nicht bemerkt: so heuchelt Ihr und hört nicht auf, die Malthus'sche Theorie vorzuschieben!

Ihr macht Euch aus dieser Kraft des Wachsthums der Bevölkerung einen Schild gegen den Socialismus! und wenn wir, Männer von gestern, die schwierige und von Euch aufgegebene Arbeit eines A. Smith, Ricardo, J. B. Say, selbst eines Malthus wieder aufnehmen und vor Euren Blicken das Princip der Beraubung enthüllen; wenn wir Euch beweisen, daß die Menschheit immer geschlagen ist,

ehe es ihr an Brod und Boden fehlt; wenn wir Euch gegenüber den Mechanismus der Eigenthümsusurpation, der Fiktion des Kapitals und des Handelsdiebstahls entwickeln, so schließt Ihr die Augen, um nicht zu sehen, die Ohren, um nicht zu hören, das Herz, um nicht der Ueberzeugung zu weichen! Die Ungerechtigkeit des Jahrhunderts ist Euch theurer, als das Recht des Armen, und die Interessen Eurer Koterie gehen denen der Wissenschaft vor!

Nun gut: so lange Ihr über Unvorsichtigkeit und Bevölkerung schreit, werden wir unsrerseits über die Heuchelei und Räuberei unsere Stimme erheben; wir werden Euch dem Mißtrauen der Arbeiter bezeichnen, und Ihr seid es allein, die wir verantwortlich machen für die Ausbeutung, die uns mordet, und für die Schmach, die uns besudelt. Wir werden überall mit Donnerschall wiederholen: Die Staatsökonomie ist die Organisation der Noth, und die Apostel des Diebstahls, die Lieferanten des Todes sind die Oekonomen.

Wer behauptet heutzutage, gegen und wider Alle, trotz der Logik und trotz der Erfahrung, die Unstätigkeit des Werthes, die Unmeßbarkeit der Produkte durch einander, das Ungleichgewicht der industriellen Kräfte? die Oekonomen. Wer vertheidigt die Ungleichheit der Vertheilung, die Willkür im Tausche, die Verrätherei der Konkurrenz, den Druck der zerstückelten Arbeit, die plötzlichen Uebergänge durch die Maschinen? die Oekonomen. Wer unterstützt das Uebergewicht der unproduktiven Klasse, die Lüge der Handelsfreiheit, die Mystifikation des Kredites, die Mißbräuche des Eigenthums? die Oekonomen. Wer bildet auf Anstiften Englands eine Ligue, um auf die ganze Welt dieses System der Anarchie, der Gaunerei und der Plünderung anzuwenden? immer die Oekonomen.

Und Ihr seid es, die mit der Sprache der Mäßigung und des Friedens zu schreiben wagen:

„Sollte man nicht sagen, daß sich die entgegengesetztesten Schulen verschwören, um die Arbeiter irre zu führen? Die Einen reizen sie auf, indem sie ihnen jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft nehmen; die Anderen verleiten sie zur Unordnung durch verlockende und perfide Theorien. Endlich gibt es Leute, die, zugleich humaner und weiser, den Arbeitern weder von chimärischen Rechten, noch von einer

unabänderlichen Nothwendigkeit Etwas vorreden: diese Leute wagen, oder verstehen es nicht, ihnen die ganze Wahrheit zu sagen!"

Sagt sie doch einmal, diese Wahrheit: sie möge rein und ganz aus Eurem Munde kommen.

„Ja, die Löhne können über das durchaus Nothwendige hinausgehen; ja, Ersparnisse sind dem Arbeiter möglich. Wenn er in einigen Fabrikdistrikten leidet, so gibt es andere, wo er in einem anständigen Wohlbefinden lebt .... Woher kommt der Unterschied? von zwei wesentlichen Haupturfachen, Ursachen, welche stärker sind, als alle Klagen der Neu-Oekonomen und der sogenannten Philanthropen. Der Unterschied kommt her von der Aufführung der Arbeiter und von dem Verhältniß des cirkulirenden Kapitals zu der Bevölkerung."

Herr Rossi, ich sage es Ihnen in Wahrheit, es fehlt Ihnen an Muth: Sie sind weder verständiger, noch kühner, als die Anderen; sie verschweigen die wahrhafte Ursache.

Man führt die Arbeiter irre! Das gleicht den Faktionen des Herrn Guizot. Belehrt uns, Ihr Männer der Wissenschaft, und wir werden uns nicht irre führen lassen; aber seht Euch vor, daß Ihr nur Wahres sagt, denn Eure Verheimlichungen würden auf Euer Haupt zurückfallen.

Die Aufführung des Arbeiters ist schlecht! Das ist möglich, und das rührt vielleicht daher, daß man ihm keine Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und wahrhaftig, es handelt sich um das Maaß seines Lohnes, und man redet uns von seiner Aufführung! Sagen Sie doch endlich, Meister, was vierzehn Stunden täglicher Arbeit werth sind? Und wenn Sie fürchten, Sich über die Arbeit des Arbeiters zu irren, so sagen Sie, die Hand auf's Herz, wie hoch Sie die Ihrige schätzen? Wir wollen Ihre Ziffer zum Maaßstab nehmen.

Das cirkulirende Kapital steht nicht im Verhältniß zur Bevölkerung! Das ist wahr; das Eigenthum hindert das Kapital am Cirkuliren. Wie sollte es in der That cirkuliren, wenn der Konsument genöthigt ist, fünf für das zu zahlen, was er selbst für vier geliefert hat? ....

„Der Arbeiter ohne Ordnung, Sparsamkeit, Sittlichkeit wird

niemals die Lumpen der Noth ablegen. Man füge hinzu, daß die Bevölkerung .....". Folgen die Rathschläge der Altweiberklugheit.

Immer Vorwürfe, immer die Aufführung dieses armen Arbeiters! Tartüffe lebt also noch! Weil wir Banditen sind, Unfähige und Unwürdige, nehmen unsere Kuratoren uns unser Gut; um den Arbeiter leben zu lehren, ißt ihm der Müßigänger das Brod weg. Beginnt doch, durch Beispiele zu predigen, Ihr Missionäre der Barmherzigkeit und Mäßigkeit. Die Söhne sollen ihre Maitressen, die Väter ihre Haushälterinnen aufgeben; das Alter für die Ehe und für die Prostitution soll für Jedermann bei schweren Strafen hinausgeschoben werden; man stelle einen Tarif auf für alle Arten von Diensten vom König bis zum Laufburschen; der Geldzins werde auf die rechtmäßige Taxe zurückgeführt und die Bodenrente unter Alle vertheilt! Dann wollen wir an das Genie und an die Aufrichtigkeit der Oekonomen glauben.

Malthus war ehrlich, als er auf die kommunistischen Hypothesen von Wallace, Condorcet, Godwin, Owen antwortete, in denen er Nichts fand, das ihn über die unmittelbare Ursache der Noth hätte aufklären können, und stets wieder auf seine geometrische Progression zurückkam; er rief in seiner ehrlichen Ungeduld aus: Aber wie soll sich in der Gemeinschaft die Produktion mit der Bevölkerung auf gleichem Niveau erhalten? wie soll die Menschheit ohne ein Hinderniß, das ihr verwehrt, geboren zu werden, nicht Hungers sterben?

Heute ist es etwas ganz Anderes, denn wir haben eben bewiesen, was Malthus nicht ahnte, nämlich, daß in einer organisirten Gesellschaft die Produktion des Reichthums und der Lebensmittel in schnellerer Progression wächst, als die Bevölkerung selbst. Man muß von der Noth Rechenschaft geben, nicht mehr wie Malthus durch eine Tautologie, die nur auf eine unverständliche Formel, auf einen Mythus hinausläuft; sondern indem man Rechenschaft vom Eigenthumsschlendrian ablegt, der, nach uns, die unmittelbare und systematische Ursache des Pauperismus ist. Glaubt man uns mit jener Malthus'schen Albernheit der arithmetischen Progression zum Schweigen zu bringen, weil es seit fünfzig Jahren allen unseren

Oekonomen, Engländern, Franzosen, Christen, Materialisten, Eklektikern gefallen hat, sich zu ihren Herolden und Herumträgern zu machen?

Aber wir haben noch den letzten Grund unserer Gegner nicht gehört. Seien wir nicht zu voreilig mit unserm Triumphgesang.

„Was redet man uns, sagt Herr Rossi, sich brüstend, von den Fehlern unserer Institution, von der übermäßigen Ungleichheit der Lebenslagen, von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit des Bodens, von den ungeheuren Einöden auf der Oberfläche der Erde, welche die Auswanderungen anfüllen können? Es ist offenbar, daß dies Alles den Grund der Frage nicht berührt; denn wenn wir in allen diesen Punkten die weitesten Koncessionen machten, was folgte daraus? einzig dieses, daß in mehr als einem Lande noch andere Ursachen des Bodens und des Unglücks zu der strafbaren Unvorsichtigkeit der Familienväter hinzukommen, und daß die übermäßigen Bevölkerungen häufig unter einer besseren Regierung, in einer gerechteren socialen Organisation, in einem lebhafteren und freieren Handel oder durch ein weites Auswanderungssystem eine zeitweilige Linderung hätte finden können. Ist es deshalb weniger wahr, daß, wenn der Fortpflanzungstrieb niemals durch die Vorsicht und durch eine hohe und ängstliche Sittlichkeit gezügelt würde, alle diese Hilfsquellen endlich erschöpft werden würden, und daß das Uebel dann um so fühlbarer sein würde, weil es weder ein zeitweiliges Linderungsmittel, noch ein Palliativ zur Abwehr gäbe?“

Alle Oekonomen vereinigen sich in diesem Gedanken des Herrn Rossi. „Wir betrachten, sagt der letzte Herausgeber des Malthus, diese Bemerkung als eine höchst wichtige. Mögen sich die Socialisten aller Schattirungen es merken. Je mehr man den socialen Zustand vervollkommnet, um so mehr ist das Uebermaaß der Bevölkerung zu fürchten, es sei denn, daß man die Behauptung von Malthus umstoße.“

Aber Ihr, die Ihr uns den Beistand des Himmels versprecht, sobald wir artig sind, beginnt doch Eure Maximen in Ausführung zu bringen. Die Gesellschaft ist unharmonisch, die Koncession, die Ihr eben gemacht habt, setzt es voraus. Gebt ihr zuerst das Gleichgewicht wieder, und ohne zu fürchten, ein unnützes Werk zu thun, wartet ab, was geschehen wird. Ihr seid nur mit einer durchaus

hypothetischen Konjunktur beschäftigt, von der Niemand behaupten kann, daß sie je stattfinden werde, nämlich daß die Bevölkerung zu groß wäre für die Erdkugel; und wendet stets die Augen von dem Uebel ab, das Euch decimirt. Beginnt damit, sage ich Euch, die Gegenwart zu heilen, und wenn Euer Glaube an die Vorsehung kein Spott ist, so kümmert Euch etwas weniger um die Zukunft. Die Menschheit, sagt Ihr, gewinnt dadurch nur eine zeitweilige Linderung. Wer versichert Euch das? Woher wißt Ihr, daß, wenn in der Arbeit das Gleichgewicht hergestellt ist, die Bedingungen der Entwickelung der Menschheit an Bevölkerung und an Reichthum nicht anders geworden sind?

Man hat Euch schon gezeigt, wie nach der providentiellen Einrichtung die Produktion schneller vorwärts schreitet, als die Bevölkerung: es ist zu verwundern, daß Ihr, statt über Hungersnoth zu klagen, nicht daran gedacht habt, aus diesem Gesetz Nutzen für Eure These zu ziehen. In der That, da in einem Reich der Gleichheit die Arbeit schneller vorwärts schreitet, als die Liebe, so hättet Ihr fragen können, wie soll nach einigen Generationen die Erde ausreichen, alle Produkte zu beherbergen und alle Welt zu logiren? Vielleicht hätten wir uns damit begnügt, zu antworten: Gott ist groß, und die Vorsehung reich an Kombinationen. Ohne Zweifel gibt es da etwas, das uns im Augenblick entgeht; es wäre sonderbar, wenn der Kreis unserer Thätigkeit nicht im Verhältniß zu unserer Macht stände! .... Müssen wir denn, nachdem wir Eure Statistiken korrigirt haben, auch noch Eure Beweisgründe verbessern?

Also geräth der Oekonom, der eben den Brodmangel für die Bevölkerung fürchtete, von dieser Seite beruhigt, in Unruhe wegen der Wohnung. Ja doch, wird er sagen, man muß der Bevölkerung ein Ziel setzen, weil die Welt ein Ziel hat. Bei der Verdoppelung in allemal fünfundzwanzig Jahren würde es in weniger als fünfhundert Jahren eine Million Milliarden von Menschen auf der Erdkugel geben, d. h. gerade so viel, als nöthig sind, um, wenn alle aufrecht stehen und sich nicht berühren, die Erde auszufüllen. Wäre das nicht immer eine Noth, eine unerträglichere Noth vielleicht, als die Nacktheit und Hungersnoth? ....

Oekonom, ich halte Dich fest. Die Frage, die Du eben auf-

gestellt, und die sicherlich des Nachdenkens des Philosophen höchst würdig ist, gilt nicht mehr von der Bevölkerung und der Produktion, sondern von der Bevölkerung und der Welt. Ich nehme Deine Verzichtleistung zu Protokoll. Verständigen wir uns also, ehe wir weiter gehen:

Daß die Arbeit, wenn sie alle ihre Organe auf synthetische Weise ordnet, in sich selbst die Fähigkeit besitzt, unsere Existenzmittel in einer unsere Bedürfnisse übersteigenden Quantität zu vermehren, und folglich fortwährend unsern Wohlstand zu erhöhen, wie auch übrigens das Wachsthum der Bevölkerung sich verhalten möge;

daß die Noth im Zustande der Civilisation ausschließlich aus dem ökonomischen Widerstreit entspringt, eben so wie im Zustand der Wildheit aus der Trägheit;

daß also der Pauperismus in einer regelmäßigen Gesellschaft nicht mehr zu fürchten, und die einzige zu lösende Frage folgende ist: Welches ist das Gesetz des Gleichgewichts zwischen der Bevölkerung und der Erdkugel?

Diese Schlüsse und das Problem, welches an ihrem Ende steht, sind die Absetzungsurkunde der Staatsökonomie.

§. 3.

Princip des Gleichgewichts der Bevölkerung.

I.

Das Problem der Bevölkerung würde für sich allein zwei Bände erfordern; es fehlt mir an Raum, und ich kann, ohne die Leser zu täuschen, die Lösung nicht weiter hinausschieben. Man möge mich also entschuldigen, wenn ich statt eines Buches hier nur ein Programm vorbringen kann; und möge dieser schwache Versuch zu einem mehr beredten anfeuern! Als aufrichtiger Reformator denke ich nicht daran, mir die Wahrheit anzueignen: ich suche keine Schüler, sondern Bundesgenossen.

Da das Problem der Bevölkerung von den Oekonomen als zwischen den Menschen und den Lebensmitteln liegend gestellt wurde, konnte die Lösung nicht zweifelhaft sein: es war der Tod. **Tödten,**

oder an der Geburt verhindern, per fas et nefas, darauf mußte die Theorie von Malthus hinauskommen, sie mochte wollen oder nicht; das mußte die Praxis bei allen Nationen, das allgemein angenommene und gepriesene Gegengift wider die Noth werden. Ihrem Princip des Eigenthums und der Willkür getreu, mußte die Staatsökonomie wie jede auf das Eigenthum und die Autorität gegründete Gesetzgebung endigen: nachdem sie ihre Charte gegeben, ihr Gesetzbuch entrollt, ihre Maximen, ihre Formeln aufgestellt, blieb ihr noch übrig, ihre Sanktion zu suchen, und diese Sanktion hat sie von der Gewalt verlangt. Die Theorie des Malthus ist das Strafgesetzbuch der Staatsökonomie.

Was sagt dagegen die sociale Oekonomie, die wahrhaft ökonomische Wissenschaft? Daß jeder Organismus sein Gleichgewicht in sich selbst finden muß und gegen die Anarchie seiner Elemente weder Vorkehrungs- noch Unterdrückungsmaaßregeln nöthig hat. Löst Eure Widersprüche, ruft sie uns zu, stellt das Verhältniß der Werthe her, sucht das Gesetz des Tausches auf, jenes Gesetz, welches die Gerechtigkeit selbst ist: und Ihr werdet dann den Wohlstand finden, und in Folge dieses Wohlstandes ein höheres Gesetz, die Harmonie zwischen der Erdkugel und der Menschheit ....

Zuerst wollen wir zeigen, wie aus der ökonomischen Willkür im Problem der Bevölkerung die Verderbtheit der Moral hervorgegangen ist.

Von der Hypothese ausgehend, daß es weder ein Gesetz des Verhältnisses unter den Werthen, noch eine Organisation der Arbeit, noch ein Princip der Vertheilung gibt; gezwungen zu sagen, daß die Gerechtigkeit nur ein Wort, die Gleichheit eine Chimäre, der Wohlstand Aller nur ein paradiesischer Traum ist, dessen Wirklichkeit hier auf Erden sich nirgends findet; von diesen falschen Annahmen endlich zu der Behauptung geführt, daß der Fortschritt des Reichthums stets hinter dem Fortschritt der Bevölkerung zurückbleibt, war die Staatsökonomie gezwungen, mit der Vorsichtigkeit in der Liebe, der Hinausschiebung der Ehe und allen dahin einschlagenden Präventivmitteln den Schluß zu machen, weil man sonst, fügte sie hinzu, die Natur selbst durch eine schreckliche Hemmung die Unvorsichtigkeit des Menschen gut machen sehen würde.

Welches waren nun, nach der Aussage der Staatsökonomie, die Regressionsmittel, mit denen uns die Natur bedrohte?

In der ersten Reihe figuriren, in der Eigenthumsgesellschaft und in Malthus, ihrem Dolmetscher, die Hungersnoth, die Pest und der Krieg, die Henker des Eigenthums. Wie viele Leute, Christen und Atheisten, Oekonomen und Philanthropen, sind noch heute überzeugt, daß dies in der That die natürlichen Abführungswege der Bevölkerung sind! Sie nehmen mit Ergebung die summarische Justiz des Geschickes hin, und beten schweigend die Hand an, welche sie schlägt. Es ist der Quietismus der Vernunft, der die Gründe des Egoismus durch seine Trägheit unterstützt.

Indessen ist es handgreiflich, daß ein durch solche Ursachen geschaffenes Gleichgewicht eine tiefe Anomalie in der Gesellschaft anzeigt. Aber das ist gerade der Punkt, der uns interessirt. Warum, weshalb, wie so können Hungersnoth, Krieg und Pest von der Vernunft nicht als normale, natürliche und providentielle Ursachen des Gleichgewichts angenommen werden? Man lasse sich herab, eine Minúte mit uns über scheinbar so klare Dinge nachzudenken: die Gewißheit der Theorie, welche wir unsererseits vorzubringen haben, hängt davon ab.

Wenn es wahr ist, daß die Gesellschaft ein organisirtes Wesen ist, in dem das Leben aus dem freien und harmonischen Spiel der Organe entspringt, ohne die Mitwirkung eines äußeren Impulses oder Repulses, so folgt, daß Hungersnoth, Epidemien und Morde, welche von einer Zeit zur anderen die Bevölkerung deciwiren, weit davon entfernt, Mittel des Gleichgewichts zu sein, im Gegentheil die Symptome einer inneren Disharmonie, eine Störung der Oekonomie sind. Die Hungersnoth und die Ueberfüllung sind für die Gesellschaft das, was die Auszehrung und Vollblütigkeit für den menschlichen Körper, und der Ausdruck Hindernisse, dessen sich Malthus bedient hat, um diese Phänomene zu bezeichnen, beweist, welchen falschen Begriff er sich von dem machte, was Organismus, Oekonomie und System ist.

Was wir von der Hungersnoth und den anderen vorgeblichen Repressionsmitteln der Natur sagen, läßt sich auf alle analogen Mittel anwenden, durch welche der Mensch sich bemüht, der Vorsehung

in diesem Werke der Vernichtung zu Hilfe zu kommen: die Aussetzung der Kinder, im Gebrauch bei allen Völkern des Alterthums, und von mehreren Philosophen empfohlen; der Abortus und die Entmannung, früher durch die Religion und die Sitten geheiligt, und noch im Orient und bei allen Barbaren herrschend. Diese Gewohnheiten sowohl, als die Plagen, die ihnen zum Muster gedient zu haben scheinen, sind nur Zeugnisse von der ökonomischen Anarchie: der gemeine Verstand und die Logik sträuben sich, darin Mittel der ewigen Polizei des Gleichgewichts zu sehen.

Wenn diese Principien festgestellt sind, ist es leicht, die verschiedenen Sicherheitssysteme zu schätzen, welche man in dieser letzten Zeit gegen das Uebermaaß der Bevölkerung und den Mangel an Lebensmitteln ausgedacht hat, und dadurch auf eine noch genauere Weise den specifischen Charakter des Gesetzes zu bestimmen, das wir suchen.

Ich beginne mit Malthus.

Nachdem Malthus die natürlichen Ursachen analysirt hat, welche, seiner Meinung nach, das Uebermaaß der Bevölkerung hindern oder unterdrücken, nachdem er gefunden, daß alle diese Ursachen, von denen die eine grausam, die andere unmoralisch war, weder der Vorsehung zugeschrieben noch von der Vernunft angenommen werden konnten, appellirte er von dieser Unfähigkeit oder unbegreiflichen Gewaltthätigkeit der Natur an den freien Willen des Menschen. Er behauptete, daß es der Würde und Bestimmung unserer Gattung zukäme, sich selbst zur Vorsehung zu dienen, daß der Mensch seine Fortpflanzung in die richtigen Schranken einschließen müßte. Die Hinausschiebung der Ehe bis zum dreißigsten oder vierzigsten Jahre, das stellte sich Malthus in der Einfalt seines Herzens als das Nützlichste, Philosophischste und Moralischste wider die Bevölkerung und ihr Ueberhandnehmen vor. Die Unterdrückung der Liebe, die Hungersnoth des Herzens, wurde von ihm der Hungersnoth des Magens entgegengestellt. Das nannte er in seiner keuschen Sprache moralischen Zwang, im Gegensatz gegen alle menschenmörderischen oder schmutzigen Formen physischen Zwanges, welche er verwarf.

Die Malthus'schen Ideen sind von den berühmtesten Oekonomen, J. B. Say, Rossi, Droz und Allen angenommen worden,

welche keinen Ausweg aus dieser Schwierigkeit entdeckten, und doch den Heroismus der Enthaltsamkeit über die Entzückungen der Wollust setzten. Im Grunde kann man nicht leugnen, daß die Theorie von Malthus etwas Großes und Erhabenes hat, das sie Allem überlegen macht, was man seitdem vorgeschlagen, wie wir weiter unten zeigen werden. Für jetzt haben wir hauptsächlich zu bestimmen, worin der Fehler dieser Theorie liegt.

Zuerst liegt ihr großer und Hauptfehler darin, ein Zwang zu sein: dieser Name allein läßt den Widerspruch erkennen. Die Natur fordert den Menschen zu Etwas auf, die Gesellschaft befiehlt ihm etwas Anderes: wenn ich der Liebe nachgebe, werde ich von der Noth bedroht; wenn ich der Liebe widerstehe, bin ich nicht weniger elend: der ganze Unterschied liegt im Physischen und Moralischen; nach welcher Seite hin ich auch blicke, ich entdecke nur Trostlosigkeit und Angst. Ist das ein Gleichgewicht?

Ferner ist das Mittel, welches Malthus vorschlägt, nichts Geringeres, als eine Anklage wider die Vorsehung, ein Akt des Mißtrauens gegen die Natur; ich erstaune darüber, daß die christlichen Oekonomen das nicht bemerkt haben. Denn es handelt sich hier nicht allein um unerlaubte Lust, welche die Religion und die Gesellschaft verwerfen: es handelt sich sogar um die erlaubten Verbindungen, was sage ich? um eine Sache, welche alle Moralisten als die sicherste Garantie der guten Sitten betrachten, um die Ehe der jungen Leute. Nach der Theorie von Malthus besteht die Ehe nur noch für hochbejahrte Jungfern und alte Satyrn: was nützt es bei diesen unfreundlichen Hochzeitfesten, daß man mit zwanzig Jahren den süßen Stachel der Liebe empfunden, da man seiner Neigung nur Gehör geben darf, wenn sie nahe am Erlöschen ist? Und was ist das für eine Theorie, die um eines so kläglichen Resultates willen die Nothwendigkeit, die Werke Gottes durch die Vorsicht des Menschen zu verbessern, als Princip aufstellt.

Endlich ist das Mittel von Malthus unausführbar und ohnmächtig. Unausführbar, thatsächlich und rechtlich, einmal, weil man nicht ernstlich hoffen kann, die Perioden des menschlichen Lebens zu versetzen, zu machen, daß die Jugend welke und das Alter wieder grüne; ferner, weil unter der Herrschaft des Eigenthums die Theo-

rie von Malthus geradezu dahin führt, aus der Ehe ein Privilegium des Eigenthums zu machen .... Ohnmächtig, weil, wenn die Noth zur unmittelbaren Ursache, nicht, wie man sich einbildet, den Ueberfluß an Bevölkerung, sondern die Vorwegnahmen des Monopols hat, die Noth in einer Ordnung wie die unsrige nie ermangeln wird, sich immer wieder zu erzeugen, möge die Bevölkerung vorwärts oder rückwärts gehen. Der Beweis für diese Behauptung findet sich auf jeder Seite dieses Buches: es ist unnöthig, darauf zurückzukommen.

Die Widersprüche der Theorie des Malthus, unklar bemerkt, aber lebhaft gefühlt, haben ein allgemeines Toben hervorgerufen. Die Gründe der Widersacher waren nicht immer scharfsinnig und noch weniger lauter, wie man sehen wird. Aber die Staatsökonomie konnte sich nur über sich selbst beklagen, um so mehr, als sie zuletzt die Verbindlichkeit für die Schändlichkeiten auf sich nahm, welche das Princip der Bevölkerung abschaffen sollte, und deren Wiederaufleben es im Gegentheil hervorrief.

Durch einen unvermeidlichen Uebergang, und den jeder Andere als Malthus vorhergesehen hatte, wurde der moralische Zwang unter der Feder und nach den Intentionen der entschiedensten Malthusianer gar bald ein rein physischer Zwang, für die Lust sehr wenig beschwerlich, und für die Schamhaftigkeit höchstens ein Aergerniß. „Es ist nicht bewiesen, sagt in diesem Betracht der letzte Herausgeber des Malthus, daß diese verschiedenartige Enthaltung, welche der **Noth** (lies Bevölkerung) zuvorkommt, ohne die Gesetze der **Physiologie** (lies der Lust) zu verkennen, unmoralisch sei.

In diesem Sinne hat das Publikum, welches in Sachen der Liebe nicht subtil ist, die Malthus'sche Theorie verstanden, obgleich der ehrenwerthe Schriftsteller fortwährend gegen diese Auslegung protestirt hat.

In der That, konnte man ihm sagen, was ist die Moral? was ist die Unmoralität? Wie wäre das, was in der Einsamkeit moralisch ist, im Küssen unmoralisch? Der Mensch ist Eins, obgleich die

Sprache der Philosophen aus ihm eine doppelte Abstraktion, Leib und Seele, gemacht hat. Er enthalte sich also geistig oder physisch der Fortpflanzung, was liegt daran, wenn nur überhaupt die Enthaltsamkeit da ist, wenn sie nur zur rechten Zeit stattfindet? Was Ihr auch immer thun mögt, das Moralische liegt immer im Physischen, das Physische immer im Moralischen: Ein Ding ist nur bei diesem Allen das Wesentliche, keine Kinder zu zeugen. Turbaris erga plurima; porro unum est necessarium!

Moralischer Zwang, physischer Zwang; das ist also Alles, was uns über die Ursachen des Pauperismus und über die Mittel zu seiner Abhilfe im 19. Jahrhundert sowohl die Wissenschaft der Oekonomen, als die Moral der Eklektiker und die Philosophie jener züchtigen Universitätsmänner, bei denen der bloße Name Loyola das Gewissen zum Murren und die Tugend zum Erröthen bringt, zu sagen vermocht haben! Nachdem diese Heuchler das Cölibat der Priester und die christliche Jungfräulichkeit verdammt und der Beleidigung der Natur und der Moral angeklagt hatten, besaßen sie weder den Muth, zum Heirathen aufzumuntern, noch den, die Enthaltsamkeit zu empfehlen, und predigen den Liebenden, den Gatten den ..... moralischen Zwang! Und dann deklamiren sie gegen die Jesuiten! Verbergt euch Sanchez, Lemos, Escobar, Busenbaum und Du, heilig gesprochener Liguori, die Ihr das Laster nur kanntet, um es zu unterdrücken und zu bestrafen: die Staatsökonomie verdunkelt Euch Alle! Ehemals legten unsere christlichen Väter in ihren Wohnungen geweihte Zweige nieder, riefen vor den Heiligenbildern die Barmherzigkeit des Allerhöchsten wider Feuersbrunst, Hagel, Theuerung und Tod an. Ich habe in meiner Kindheit diese Familiengebete hergesagt; ich habe überall bei den Bauern das Christusbild über dem Bette der Gatten hängen sehen: es war die einzige Zuflucht eines unwissenden und fanatischen Volkes gegen die Plagen des Himmels und der Erde. Die Zeit ist vorgeschritten; die Vernunft hat sich befreit; wir haben gelernt, daß die Ursache der Noth die übermäßige Kinderzeugung ist: statt jener Spielzeuge des Aberglaubens, welche die junge Gattin am hellen Tage umgaben, worauf ihre Augen fallen mußten, und womit ihr Herz ihr ganzes übriges Leben hindurch erfüllt bleiben mußte, wird ihr künftig der Gemeindevorsteher als

Symbol der ehelichen Pflicht das Verhütungsinstrument überreichen, das nur in der Staatsökonomie und in dem Rothwelsch gewisser Häuser einen Namen hat! . . . . . O Schmach!

Aber bleiben wir beim Denken, immer beim Denken, und sollte die Unsauberkeit bis zu unsern Haaren steigen. Als der berühmte Lavoisier ein Mittel gegen den Scheintod suchte, der in den Abtrittsgruben der großen Städte den armen Abtrittsfeger befällt, unterzog er sich den scheußlichsten Ekelhaftigkeiten.

Wenn es wahr ist, daß der moralische Zwang, der plötzlich zum physischen geworden ist, und auf seine Weise das Problem der Bevölkerung löst, für die verheiratheten Leute mit Nutzen angewandt wird, so ist dieser Nutzen für die ledigen Personen nicht geringer. Wenn aber (das ist die unmoralische Seite der Sache, welche die Oekonomen nicht vorgesehen haben) die Lust um ihrer selbst willen, ohne die Folge der Zeugung, gesucht und gewollt wird, so wird die Ehe eine überflüssige Einrichtung; das Leben der jungen Leute vergeht in einer unfruchtbaren Hurerei; die Familie erlischt, und mit der Familie das Eigenthum; die ökonomische Bewegung bleibt ohne Lösung, und die Gesellschaft kehrt in den Zustand der Barbarei zurück. Malthus und die moralischen Oekonomen machten die Ehe unmöglich; die Oekonomen als Physiker machen sie unnütz: beide fügen zum Brodmangel den Mangel an Neigungen hinzu, beschleunigen die Auflösung des socialen Bandes: und das nennt man dem Pauperismus zuvorkommen, das versteht man unter der Unterdrückung der Noth. Tiefe Moralisten! tiefe Politiker! tiefe Philosophen.

Bei dieser unerwarteten Enthüllung, bei diesem merkwürdigen Kommentar der Malthus'schen Theorie empörte sich die öffentliche Meinung mit noch größerer Energie, als vorher. Die Moralisten sprachen sich mit Abscheu über die ihrer Ehrlichkeit gestellte Falle aus; die Socialisten fanden, daß die in Bezug auf das Malthus'sche Princip vorgeschlagene Milderung illusorisch sei. Alles oder Nichts, riefen sie. Der physische Zwang ist nur eine klägliche Täuschung, ein Vertrag ohne Sicherheit, ein Vergehen gegen die Physiologie, eine Beleidigung der Liebe. Und im Gegensatz zum ökonomischen Juste-Milieu begann der Socialismus, seine Nirgendheims vorzubringen.

1) System Fourier's. Künstliche Unfruchtbarkeit, durch die Mast.

Dieses System, welches die Wissenschaft keines ihrer Blicke gewürdigt hat, bietet von vorn herein eine so auffallende petitio principii dar, daß sie Einen glauben machen könnte, der Verfasser habe Scherz treiben wollen, wenn man nicht wüßte, wie ernsthaft dieser Schriftsteller seine Einfälle nahm. Um was handelt es sich? die Lebensmittel zu vermehren, deren relative Unzulänglichkeit nach Fourier, der hierin ein Schüler von Malthus ist, die Noth erzeugt. Verdoppelt und vervierfacht die Konsumtion, erwidert Fourier: es ist das untrügliche Mittel, dem Uebermaaß der Fruchtbarkeit zu entgehen, und nicht Hungers zu sterben. Ihr könnt, sagt uns stolz dieser große Mann, mit zwei Mahlzeiten nicht leben; haltet deren sieben, und Ihr werdet zur Genüge haben.

Das ist genau, wie man sieht, das, was der Oekonom verlangt. Aber wie die Konsumtion verdoppeln und vervierfachen, wie Luxus schaffen, wenn es am Nothwendigsten fehlt? Hier bringt Fourier die Reihe seiner kontrastirten Gruppen vor, welche nach seiner Rechnung das Produkt vervierfachen muß. Aber es ist heutzutage bewiesen, daß Fourier nie ein Wort von den Dingen verstanden hat, über die zu schreiben er sich herausgenommen. Er hat keinen Begriff vom Werth; er besitzt weder die Theorie der Vertheilung, noch ein Gesetz des Tausches; er hat keinen der Widersprüche der Staatsökonomie gelöst; er hat nicht einmal den Sinn dieser Widersprüche geahnt; er hat nicht bemerkt, daß die Ursachen der Noth alle aus dem Uebergewicht des Kapitals und der Unterwerfung der Arbeit herstammen; weit davon entfernt, bestätigt er in seiner Formel: Kapital, Arbeit, Talent, dieses Uebergewicht und diese Unterwerfung; er und seine Schule haben immer nach dieser widerspruchsvollen Annahme gehandelt, indem sie, statt die Befreiung des Arbeiters in der Synthese der Antinomien, in einem über dem Kapital und dem Eigenthum stehenden Principe zu suchen, nicht aufhörten, die Unterstützung des Kapitals und die Gunst der Gewalt anzuflehen. Kurz, Fourier hat, wie Malthus, die Natur des Problems verkannt, das er zu lösen hatte, als er, statt es zwischen Menschheit und Erdkugel zu stellen, es zwischen Bevölkerung und Lebensmittel setzte.

Was das vierfache Produkt betrifft, so habe ich weiter oben durch die Theorie des Fortschritts des Reichthums gezeigt, daß dies eine der tausend Widersinnigkeiten ist, von denen die Schriften der phalansterischen Schule wimmeln, eine Albernheit, deren Widerlegung der Kritik zur Schande gereichte.

Aber es ist der Fourieristischen Lösung des Problems der Bevölkerung noch ein schwererer Vorwurf zu machen: das ist ihr offenbarer Geist der Unsittlichkeit, ihre höchst desorganisirende und antisociale Tendenz. Ich untersuche nicht, ob die Methode der Mästung, die nach meiner Meinung nichts Anderes ist, als die Verallgemeinerung eines pathologischen Falles, die Wirksamkeit haben würde, die man voraussetzt: die Physiologie gehört nicht in mein Fach, ich gebe die Hypothese zu.

Indem wir im elften Kapitel untersuchten, was die Rolle und Bestimmung des Eigenthums wäre, fanden wir als sein unterscheidendes und bezeichnendes Merkmal die Bildung der Familie. Der Fourierismus tritt als Vertheidiger des Eigenthums auf: aber der Fourierismus weiß weder Etwas von den Ursachen, noch von dem Gegenstand des Eigenthums; er leugnet die Ursachen, er will sie abschaffen. Der Fourierismus ist die Negation des Haushalts, des organischen Elementes des Eigenthums; die Negation der Familie, der Seele des Eigenthums; die Negation der Ehe, des Bildes des verklärten Eigenthums. Und weshalb schafft der Fourierismus alle diese Sachen ab? Weil der Fourierismus nur die negative Seite des Eigenthums zugiebt; weil der Fourierismus an der Stelle des rechtmäßigen und heiligen Besitzes, kundgegeben durch die Ehe und Familie, von ganzer Seele und aus allen Kräften nach der **allgemeinen Prostitution** trachtet. Das ist das ganze Geheimniß der Fourieristischen Lösung des Problems der Bevölkerung. Es ist bewiesen, daß die öffentlichen Mädchen in Millionen Fällen nicht einmal Mutter werden: dagegen das Leben im Hause, die häusliche Pflege, die eheliche Keuschheit begünstigen die Fortpflanzung ausnehmend. Also ist das Gleichgewicht der Bevölkerung gefunden, wenn wir, statt uns in abgeschlossenen Paaren, welche die Fruchtbarkeit begünstigen, zu vereinzeln, Alle Prostituirte werden. Freie Liebe, unfruchtbare Liebe, das ist ganz eins. . . . Wozu dann noch Haus-

halt, Monogamie, Familie? Aus der Arbeit eine Intrigue, aus der Liebe eine Gymnastik zu machen, welcher Traum! und das ist der Traum des Phalanstères! . . . .

Der Socialismus, sowie die Staatsökonomie, hat über dem Problem der Bevölkerung den Tod und die Schande gefunden. Die Arbeit und die Scham sind Worte, welche den Heuchlern des Nirgendheims auf den Lippen brennen und nur dazu dienen, vor den Augen der Einfältigen die Verworfenheit der Lehren zu verdecken. Ich weiß nicht, bis zu welchem Punkte die Apostel dieser Sekten ein Bewußtsein über ihre Schändlichkeit haben: aber ich werde nie darein willigen, daß man einen Menschen der Verbindlichkeit für seine Worte enthebe, eben so wenig wie der Verantwortlichkeit für seine Handlungen . . . .

2) System des Doktor G . . . . Extraktion des Fötus oder Ausrottung des Samens.

Dieses Verfahren besteht darin, aus der Gebärmutter mittelst eines besondern Apparates den Samen und den Embryo, die hier gegen den Willen der Eltern zu wachsen beginnen, herauszuziehen. In einer detaillirten Schrift, von der ich das Manuskript gelesen, und welches der Verfasser dem Publikum nicht lange mehr vorenthalten kann, beweist der Doktor G . . . . sowohl mit philosophischen als mit staatsökonomischen Gründen, daß der Mensch das Recht und die Pflicht hat, seine Fortpflanzung zu beschränken, und daß, wenn über diesen Gegenstand noch ein Zweifel zurückbleiben kann, dieser nicht das Princip, sondern nur den Modus trifft.

Wenn ich das Recht habe, sagt der Doktor G. . . . , wegen ungenügenden Einkommens im Zustand der Ehelosigkeit zu verharren, wie Malthus behauptet, so habe ich aus demselben Grunde, wenn ich verheirathet bin, das Recht, zum Cölibat zurückzukehren, und mich jeden Umgangs mit meiner Frau zu enthalten, wie die Kirche es gut heißt, und worin nach Malthus alle Oekonomen überein=

Wenn diese Enthaltsamkeit an sich kein Verdienst weiter hat, als daß sie die Fortpflanzung und die Noth verhütet, so kann ich, ohne daß ich aufhöre die eheliche Pflicht gegen meine Gattin zu erfüllen, nur zurückziehen und so die Empfängniß vereiteln, wie es die Anhänger des physischen Zwanges zugeben und die Logik es beweist.

Aber was ist die Empfängniß an sich selbst? Der Uebergang eines Samenthierchens aus dem männlichen Organ, wo es gebildet ist, in das weibliche Organ, wo es sich nur entwickelt. Ob ich die Entwickelung dieses Thierchens nach oder vor seinem Eintritt in die Gebärmutter unterbreche, es ist immer dasselbe Verbrechen, wenn das Cölibat ein Verbrechen ist; dieselbe gleichgültige unschuldige Handlung, wenn das Cölibat unschuldig ist. Ich habe also das Recht, ich habe die Pflicht, die Empfängniß zu unterdrücken, wie zu vereiteln, wenn sie mir schädlich ist.

Wenn dem so ist, so bewahre ich die Macht, welche mir über meine Fortpflanzung im Augenblick der Empfängniß gegeben ist, auch in dem folgenden Augenblicke, ich bewahre sie mir den Tag darauf, die nächste Woche, einen Monat nachher. Denn ich habe keine Kenntniß von der Thatsache in dem Augenblicke haben können, wo das Phänomen vor sich ging und ich konnte, trotzdem daß ich wollte, es nicht hindern: Mein Recht kann durch die Verspätung der Unterdrückung zu Gunsten eines Embryo nicht verjähren . . . .

Ich überlasse es dem Leser, diese Ansicht weiter zu verfolgen.

Das System des Doktor G. . . . , der übrigens ein sehr rechtschaffener Mann und ein eben so guter Logiker als irgend wer in der Welt ist, wird in Paris heimlich von Chirurgen befolgt, welche daraus ein besonderes Gewerbe machen, und damit schnell Reichthümer erwerben. Der Dolch, dieser Mörder, sucht den Fötus im Grunde der Gebärmutter auf; wenn das Kind getödtet, oder von seinem Stengel getrennt ist, wirft die Natur eine todte Frucht von selbst von sich: und dies heißt in der Sprache der Oekonomen, dem Uebermaaß der Bevölkerung zuvorkommen, und im Style der Journale, einen Fehltritt verbergen. In den Provinzialstädten ahmen Aerzte und alte Weiber dieses Gewerbe nach, und handeln mit fruchtabtreibenden Mitteln, nach dem Principe hoher Oekonomie, daß es ein Verbrechen ist, Unglücklichen das Leben zu geben, und eine Gewissenspflicht, die Zahl seiner Kinder zu beschränken. Und die Polizei malthusischer als Malthus, die Polizei, welche eine Verbindung von zwanzig Arbeitern zu entdecken weiß, die eine Frage über den Lohn verhandeln, schließt die Augen bei diesen

Kindesmorden, an denen die Jury, ebenso wenig über das Princip der Bevölkerung unterrichtet, als die Polizei, eine Menge von mildernden Umständen entdeckt.

Das System des Doktor G. . . . ist die nothwendige Ergänzung des moralischen und physischen Zwanges der Oekonomen, so wie der erotisch-bacchischen Unfruchtbarkeit des Phalanstères. Alle diese Lehren, die letzte Anstrengung eines verzweifelten Sensualismus, hangen nothwendig zusammen; sie gehen von demselben Vorurtheil aus, von dem schnellern Wachsthum der Bevölkerung in einer regelmäßigen Gesellschaft, mit denen das Wachsthum der Subsistenzmittel keinen Schritt hält. Was die Resultate betrifft, so bleiben sie unveränderlich dieselben: Vermehrung der Noth, des Lasters und des Verbrechens; Auflösung der Familienbande; Rückschritt der ökonomischen Bewegung; gezwungene Aechtung der Armen, der Waisen, der Greise, kurz aller unnützen Esser; Rechtfertigung des Mordes, Fluch der Bruderschaft und der Gerechtigkeit.

3) System der Unterbrechungen. Ich verstehe hierunter eine sehr einfache Vorsichtsmaaßregel, über deren Erfolg man durchaus nicht einverstanden ist, welche darin besteht, sich des Liebesumgangs während der acht oder vierzehn Tage zu enthalten, welche der monatlichen Reinigung vorausgehen oder ihr folgen: das Weib, sagt man, sei außer der Zeit der Regeln von Natur unfruchtbar.

Diese Art von Enthaltsamkeit fällt durchaus in den Geschmack des physischen Zwanges. Ich weiß nicht, bis zu welchem Punkte die Physiologie und die Erfahrung die Nützlichkeit dieser Methode bestätigen, womit ich mich übrigens nur vom ökonomischen Gesichtspunkte aus zu beschäftigen brauche.

Ich sage also, daß die Wirkungen einer derartigen Praxis in Bezug auf die Gesellschaft ebenso beklagenswerth wären, als sie in Bezug auf die Noth ebenso unwirksam sein würden, als die der vorhergehenden. Mit diesem leichten Mittel, zu genießen ohne zu bezahlen, und zu sündigen, ohne ertappt zu werden, ist die Schamhaftigkeit nur noch ein thörichtes und unbequemes Vorurtheil, die Ehe eine beengende und unnütze Uebereinkunft. Die Achtung vor der Familie wird unter die Füße getreten werden, Burschen und Mädchen, schon in der Kindheit in das süße Geheimniß eingeweiht,

werden bald die Kraft der Seele und die Würde des Charakters verlieren; unerhörte Sitten, schlimmer als die der Bewohner von Otahaiti, werden sich in der civilisirten Gesellschaft festsetzen; die Arbeit wird sich vor der Spekulation demüthigen; und die Noth, gegen welche Jeder eine Zuflucht in einem schwelgerischen Cölibat zu finden glaubte, die durch das Monopol, den Wucher, die zerstückelte Arbeit, die Ungleichheit der Vermögen und der Fähigkeiten unterhaltene Noth wird von Neuem die Natur durch die Entvölkerung des Bodens, durch die Unfruchtbarkeit der Kapitalien und durch den Verfall der Geschlechter rächen. Die sociale Wahrheit ist hierin nicht zu finden, was sollen wir hier noch weiter forschen?

4) System der dreijährigen Säugung*). Der Urheber dieses Systems beginnt damit, die abgeschmackten, unmoralischen und barbarischen Theorien der Polygamie, der Polyandrie, der Liebe zum gleichen Geschlecht, des Abortus u. s. w. zu verwerfen. Er brandmarkt mit dem römischen Gesetze: Accipere aut tueri conceptum est maximum ac praecipuum munus feminarum, jede Verhinderung der Empfängniß und Geburt, und huldigt ohne Rückhalt dem Gebot der Genesis, seid fruchtbar und vermehret Euch und erfüllet die Erde.

Dann stellt er als Princip auf, daß der mögliche Zuwachs der Bevölkerung nicht der natürliche Zuwachs ist; bemerkt außerdem, daß Gott nur einen einzigen Mann für eine Frau, und umgekehrt eine einzige Frau für einen Mann bestimmt habe, was in seinen Augen schon eine erste und große Beschränkung bildet, und sucht durch eine Masse von Autoritäten und Thatsachen zu beweisen, 1) daß das menschliche Leben in eine gewisse Anzahl bestimmter Perioden zerfällt, in die Periode der Tragung, der Säugung, des Wachsens, der Fruchtbarkeit, des Alters; 2) daß unter diesen Perioden die der Säugung drei Jahre umfassen muß, während welcher bei der säugenden Frau durch den Antagonismus der Brüste und des Uterus eine natürliche Unfruchtbarkeit stattfindet. Endlich schließt und behauptet er, daß, wenn jede Frau nach vollendetem einund-

*) Lösung der Frage über die Bevölkerung und die Lebensmittel, von Ch. Loudon. Paris 1842.

zwanzigsten Jahre verheirathet, jedes ihrer Kinder drei Jahr lang säugte, die Bevölkerung, statt sich zu vermehren, sich vielmehr verringern und zuletzt aufhören würde.

Dieses mit großer Gelehrsamkeit geschriebene nnd von Pierre Leroux mit gerechtem Lobe in der Revue sociale erwähnte Werk athmet eine reine Moral, eine erhabene Philosophie, eine tiefe Liebe zum Volk. Was aber nach unserer Meinung das Verdienst desselben ausmacht, ist die Idee, welche der Autor gehabt hat, die Grenzen der Zeugung in der Zeugung selbst zu suchen, wie sie nach ihren Gesetzen und in ihren natürlichen Perioden geschieht.

Es ist in der That Nichts leichter als die Reproduktion der Menschen zu beschleunigen, sei es, daß man das zur Ehe erforderliche moralische Alter sehr früh annimmt, sei es, indem man die Mühe der Säugung abkürzt; so wie Nichts leichter ist, als sie zu beschränken, sei es durch Mord, durch Kindesmord oder Abortus, sei es durch Kastration oder Ausschweifung. Aber es handelt sich hier nicht darum, die Fruchtbarkeit zu überreizen, noch zu beschränken: wir untersuchen nur, ob die Natur, nicht mehr durch unsere Widersprüche behindert, für das Wohl unseres Geschlechts gesorgt und sich mit ihr selbst in Uebereinstimmung gesetzt hat. Wenn, sagt der Doktor Loudon, auf der einen Seite bewiesen wäre, daß die natürliche Periode der Säugung drei Jahre beträgt, und auf der anderen, daß zwischen den Funktionen der Brüste und des Uterus eine solche Antipathie stattfindet, daß dieselbe Frau in ihrem ganzen Leben nach den Bestimmungen der Natur nur drei oder höchstens vier Kindern das Leben geben könnte, so würde daraus folgen, daß die Bevölkerung nach Abzug der vor der Verheirathung und während der Periode der Fruchtbarkeit Gestorbenen still stehen und selbst nach Willkür zurückgehen könnte. Das ist die Meinung des Doktor Loudon.

Hier findet sich also keine Vereitelung, keine Unterdrückung, keine Verhinderung. Das Gleichgewicht entspringt aus der Natur der Dinge, ohne eine Bequemlichkeit für die Sitten und die Oekonomie der Gesellschaft.

Unglücklicherweise hat diese in ihrem Princip so vernünftige Theorie den unverbesserlichen Fehler, daß sie ausschließlich physiologisch ist, und durchaus außerhalb der socialen Oekonomie liegt. Da-

her rühren, ohne die Vorwürfe zu rechnen, welche seine Kollegen dem Doktor Loudon machen könnten, und worüber wir nicht entscheiden können, daher rühren, sage ich, die Mängel, die wir an seinem Systeme zeigen wollen.

Zuerst zeigt dieses System einen deutlich ausgesprochenen Charakter der Unbeweglichkeit und selbst der Willkür, darin daß, wenn das Gesetz der Säugung jemals beobachtet worden wäre, man nach den Schlüssen des Verfassers selbst nicht erräth, wie das Menschengeschlecht hätte wachsen können. Da die Bevölkerung ihr Gleichgewicht sofort gefunden hätte, wäre für sie kein Fortschritt vorhanden gewesen. Wenn aber kein Fortschritt für die Bevölkerung vorhanden gewesen wäre, so wäre kein Fortschritt mehr für die Produktion vorhanden gewesen; da stehen die Industrie, die Wissenschaft, die Kunst, die Sitten, da steht die Menschheit still. Die in ihrer Bahn aufgehaltene Menschheit ist nicht mehr das progressive und providentielle Wesen: sie bleibt Gott, sie ist Thier. Setzt die Praxis des Doktor Loudon in eine beliebige Epoche der Menschheit, so steht die Civilisation kraft der dreijährigen Säugung still, und wir werden unbeweglich wie Grenzpfähle. Wird man sagen, daß dem leicht abzuhelfen sei, indem man sich früher verheirathet und die Säugung um achtzehn Monate verringert? Ich erwidere, daß das Spaß treiben heißt. Der sociale Fortschritt kann nicht so der Willkür des Menschen überlassen werden: unsere Freiheit muß sich in den Grenzen der Nothwendigkeit halten, die wir nach unserer Natur zu erweitern, nicht aber zu überschreiten oder umzugestalten haben. Ueberdies könnt ihr, wenn dem Säugling die drei Jahre unentbehrlich sind, ihn nicht entwöhnen, ohne ihm Unrecht zu thun; wenn dagegen diese drei Jahre nicht unentbehrlich sind, was wird dann aus der Theorie?

Also finden wir schon nicht mehr jenes Naturgesetz, welches das System des Doktor Loudon uns beim ersten Anblick hoffen ließ, ein Gesetz, welches allein und ohne die Hilfe des Menschen in allen Augenblicken des socialen und individuellen Lebens ohne Unterbrechungen oder Sprünge thätig sein muß. In diesem System, wie in allen anderen, hat die Natur Nichts vorgesehen, und wenn der Mensch nicht plötzlich in den Fortschritt seiner Geschlechter entweder durch Enthaltsamkeit oder durch Ausrottung, entweder durch Unterbrechung

oder durch Prostitution, oder endlich durch eine Verlängerung des Dienstes des Säugungsorgans auf Kosten des Zeugungsorgans eingreift, so fluthet die Bevölkerung über, so fehlen die Lebensmittel, so geräth die Gesellschaft in Unordnung und stirbt! Ist das nicht immer derselbe Sophismus?

Und wie soll man den Frauen, deren sociale Rolle immer mehr und mehr an Bedeutung gewinnt, diese unendliche Arbeit der Säugung aufladen, welche für eine Mutter von vier Kindern eine sechszehnjährige Sklaverei ausmacht und noch dazu eine Sklaverei, die zum großen Theile für die Lebenskraft der Kinder unnütz ist? Wenn der Geist dem Menschen verliehen worden ist, damit er sich vom Druck der Thierheit befreie, ist dann nicht für ihn hier der Platz, die Gesetze seines Organismus zu erklären und die Anwendung derselben nach den höchsten Gesetzen der Gesellschaft zu modificiren? Ich begreife die Verlängerung der Periode der Säugung bei einer armen und entblößten Horde; hier hat das Kind, da es eine zu rohe Nahrung noch nicht zu sich nehmen kann, keine andere Nahrungsquelle, als die Brust seiner Mutter. Aber mit dem Wohlstand, den uns die Arbeit gibt, und mit der Herrschaft, welche der Mensch über die Thiere ausübt, deren Weibchen für ihn so kostbare Ammen sind, verändert sich die Lage der Frau, und es heißt, sie wirklich bis zum Thiere erniedrigen, will man sie Gesetzen unterwerfen, welche durch sechszig Jahrhunderte der Civilisation abgeschafft sind. Die dreijährige Säugung ist stets ein an die Stelle eines anderen Elends gesetztes Elend. In dieser Beziehung hat das System des Doktor Loudon ebenfalls seine Immoralität.

Bemerken wir ferner, daß diese Theorie, wie alle anderen, aus der falschen Voraussetzung von Malthus entsprungen, der Schwierigkeit, welche sie sich zu lösen vorgenommen, um Nichts näher kommt. Wir wollen für einen Augenblick annehmen, daß die Sitte der dreijährigen Säugung überall eingeführt sei. Die Bevölkerung steht still, das ist herrlich; aber die Noth geht fortwährend ihren Gang, weil sie zum Princip nicht die Bevölkerung, sondern das Monopol hat, und weil sie unaufhörlich der Produktion und der Arbeit vorgreift. Indem die Noth fortführe, die Welt zu entvölkern, würde man bald gezwungen sein, um die Verluste in der arbeitenden

Klasse wieder gut zu machen, die Bevölkerung durch Frühzeitigkeit der Heirathen und durch Abkürzung der Säugungsperiode zu begünstigen: was uns beständig in den größten Wirrwarr versetzt. Endlich ist es sichtbar, daß das System der dreijährigen Säugung das Problem der Bevölkerung in ihren Beziehungen noch unentschiedener läßt. Denn von zwei Dingen eins: entweder würden die Frauen trotz der dreijährigen Säugung fortwährend Kinder genug gebären, damit die Bevölkerung wüchse, und wo wäre in diesem Fall die Grenze dieses Zuwachses? oder die Bevölkerung stände still und ginge sogar zurück; aber dann steht in der Menschheit Alles still und geht Alles zurück, und durch diesen Stillstand, durch diesen Rückschritt werden die Beziehungen der Menschheit zu dem Planeten, den sie bewohnt, vernichtet, der Mensch bleibt der Erde fremd, und das ist abgeschmackt.

Kurz die für das Problem der Bevölkerung vorgeschlagenen Lösungen, mögen sie nun von den Socialisten oder von den Oekonomen kommen, sind, weil sie von einer falschen Hypothese ausgehen und sich auf Nichts stützen, was in der Natur begründet und der ökonomischen Ordnung wesentlich wäre, alle diese Lösungen, sage ich, sind falsch, widerspruchsvoll, unausführbar, ohnmächtig, unmoralisch. Wenn der Mensch in der Sphäre seiner Liebesthätigkeit, wie er es in der Sphäre der industriellen Thätigkeit gefunden zu haben meint, das Geheimniß entdeckt, zu genießen ohne zu produciren, so werden wir in der Liebe, in der Ehe, in der Familie das sehen, was wir in der Arbeit, in der Konkurrenz, im Kredit und im Eigenthum beobachtet haben: wir werden sehen, daß sich die Liebe in einen krampfhaften Nervenreiz verwandelt, daß die intriguenvolle Vermischung auf die eheliche Treue, wie die Agiotage auf den Tausch, folgt; daß die Gesellschaft durch die Weiber verderbt wird, wie sie durch das Monopol verderbt wurde; daß der politische Körper endlich in Fäulniß verfällt: es wäre um die Menschheit geschehen.

II.

Das Problem besteht also noch vollständig: jetzt ist es an uns, eine neue Nachforschung zu versuchen.

Es ist bewiesen, daß die Menschheit in Bezug auf die Bevölke-

rung nach einer unendlichen geometrischen Progression 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64 . . . . . zu wachsen strebt.

Andrerseits ist bewiesen, daß die Entwickelung dieser selben Menschheit in Bezug auf Kapital und Reichthum eine noch schnellere Reihe verfolgt, von der jedes Glied als das Quadrat der entsprechenden Zahl der ersten Reihe angesehen werden kann, 1, 4, 16, 64, 256, 1024, 4096. . . . .

Diese beiden Progressionen, parallel und zusammenhängend, durch ein unlösbares Band verbunden und in gegenseitiger Wechselwirkung stehend, übrigens vielmehr ein Streben als eine strenge Wahrheit ausdrückend, sind in jedem ihrer Glieder derselben Zeitperiode unterworfen.

Wenn dieser erste Punkt konstatirt ist, so bleibt zu wissen übrig, wie dieses Streben der Menschheit sowohl an Bevölkerung als an Produkten zu wachsen sich selbst beschränkt, weil es geometrisch unmöglich ist, daß die Vermehrung während der ganzen Dauer der Welt mit derselben Intensität aushalte, und dann zwei oder drei Jahrhunderte hinreichten, um die ganze Oberfläche der Erdkugel mit Menschen und Produkten zu überfüllen. Wenn uns Gott nun befohlen hat zu wachsen und uns zu vermehren und die Erde zu **erfüllen**, so hat er uns nicht gesagt, daß wir die Grenzen überschreiten sollen. Der Wortlaut des Gebotes sagt es schon allein.

Welches ist nun die natürliche Grenze des Wachsthums der Menschheit an Bevölkerung und an Reichthum?

Bemerken wir zuerst, daß die Periode, in welcher die Verdoppelung der Bevölkerung und die entsprechende Vervierfachung des Reichthums geschieht, wesentlich veränderlich ist, und daß sie unter der Einwirkung verschiedener Ursachen, deren Berechtigung oder Nichtberechtigung wir noch nicht zu untersuchen haben, bald 14, bald 18, bald 20, 25, 50, 100, 500, 1000 Jahre und darüber betragen hat.

Es leuchtet nun schon ein, daß diese Beweglichkeit der Vervielfältigungsperiode die Lösung des Problems enthält, weil, wenn diese Periode fähig ist, sich bis ins Unendliche zu verlängern, ein Augenblick eintreten muß, wo die Bevölkerung und die Produktion, immer zunehmend, einmal stille stehen. Das einzig Wichtige ist

hier, daß die Ursache, welche die Verlängerung der Periode und folglich die numerische Unbeweglichkeit der Menschheit bestimmt, im Innern der von allem Zwang, aller Unterdrückung und aller Willkür befreiten socialen Organisation begründet ist, und daß sie aus der vollständigen und freien Ausübung unserer Fähigkeiten entspringt. Wichtig ist, daß das Gleichgewicht, welches daraus hervorgehen muß, sich nicht allein in der Menschheit, sondern auch in jedem Theile der Menschheit, in der Nation, im Staat, in der Familie, im Individuum bemerkbar macht; nicht nur in einer mehr oder weniger entfernten Epoche der Zukunft, sondern in allen Epochen der Geschichte, in jedem Jahrhundert, an jedem Tage, in jeder Minute des socialen und individuellen Lebens.

Diese noch unbekannte Ursache, welche allem Anschein nach das der Menschheit Gegenwärtigste, das am Tiefsten in der Gesellschaft und im Menschen Begründete sein muß, diese Ursache hätten wir unfehlbar entdeckt, wenn es bewiesen wäre, daß die Summe der Arbeit, statt abzunehmen, fortwährend wächst, nicht allein im Verhältniß zur Zahl der Arbeiter, sondern auch noch im Verhältniß des in der Industrie der Wissenschaft und Kunst vollbrachten Fortschrittes selbst: so daß die Vermehrung des Wohlstandes für den Menschen in der That nur der Ausdruck für die Vergrößerung seiner Arbeitsaufgabe wäre. Es würde in der That aus dieser Vermehrung der Arbeit folgen, daß die Periode der Vermehrung der Produkte unaufhörlich länger wird und dann ein Augenblick kommen muß, wo die Menschheit, fortwährend arbeitend, Nichts aufhäuft, nicht mehr kapitalisirt .... Die menschliche Produktion hätte dann ihr Maximum erreicht: und es bliebe nur übrig, zu untersuchen, wie die Bevölkerung, denselben Schritt haltend, bei diesem Maximum stehen bliebe, weil die beiden Glieder, Bevölkerung und Produktion, nothwendig zusammenhängen und einander bedingen.

Beschäftigen wir uns zuerst mit der Arbeit.

Die Arbeit ist das erste Attribut, der wesentliche Charakter des Menschen.

Der Mensch ist Arbeiter, d. h. Schöpfer und Poet: er gibt Ideen und Zeichen von sich; obgleich er die Natur umgestaltet, pro-

ducirt er doch aus sich heraus, er lebt von seiner Substanz; dies bedeutet der Volksausdruck: Von seiner Arbeit leben.

Der Mensch arbeitet also allein von allen Thieren, er gibt Dingen ein Dasein, welche die Natur nicht producirt, welche zu erschaffen Gott unfähig ist, weil ihm die Fähigkeiten dazu fehlen; ebenso wie der Mensch durch die Besonderheit seiner Fähigkeiten Nichts von dem thun kann, was die göttliche Macht vollbringt. Der Mensch, der Nebenbuhler Gottes, arbeitet ebenso gut als Gott, aber auf andere Weise als Gott; er redet, singt, schreibt, erzählt, berechnet, macht Pläne und führt sie aus, schnitzt und malt sich Bilder, feiert die merkwürdigen Thaten seines Lebens, setzt Jahrestage fest, beunruhigt sich durch den Krieg, fordert seine Gedanken durch die Religion, durch die Philosophie und die Kunst heraus. Er setzt, um zu leben, die ganze Natur in Bewegung; er eignet sie sich an und verarbeitet sie in sich. In Alles, was er thut, legt er Plan, Bewußtsein, Geschmack. Aber am Merkwürdigsten ist dies, daß durch die Theilung der Arbeit und den Tausch die ganze Menschheit wie ein einziger Mann thätig ist, und dennoch jedes Individuum sich in dieser Gemeinschaft der Thätigkeit frei und unabhängig findet. Endlich verwandelt der Mensch durch die Gegenseitigkeit der Verpflichtung seinen Instinkt der Sociabilität in Gerechtigkeit, und legt sich zum Pfande seines gegebenen Wortes Strafen auf. Alle diese Dinge, welche den Menschen ausschließlich auszeichnen, sind die Formen, die Attribute und die Gesetze der Arbeit, und können als eine Ausströmung unseres Lebens, als ein Ausfluß unserer Seele angesehen werden.

Die Thiere bewegen sich unter der Herrschaft einer Vernunft, welche ihr Bewußtsein übersteigt; der Mensch allein arbeitet, weil er allein seine Arbeit begreift und mittelst seines Bewußtseins seine Vernunft bildet. Die Thiere, welche wir bildlich arbeitende nennen, sind nur Maschinen in der Hand eines der beiden sich gegenüberstehenden Schöpfer, Gottes und des Menschen. Sie begreifen Nichts, folglich produciren sie nicht. Die äußerlichen Handlungen, welche sie uns bisweilen näher zu bringen scheinen, das einigen angeborene Talent, sich Wohnungen zu bauen, Vorräthe zu sammeln, sich zu kleiden, unterscheiden sich, was die Moral betrifft,

bei den Thieren nicht von den Bewegungen des organischen Lebens: sie sind gleich fertig und ohne mögliche Vervollkommnung. Welchen Unterschied können wir in Bezug auf das Bewußtsein unter der Verdauung der Seidenraupe und zwischen ihrem Gewebe entdecken? Worin ist die brütende Schwalbe der bauenden Schwalbe untergeordnet? . . . .

Was ist also die Arbeit? Niemand hat sie noch definirt. Die Arbeit ist die Ausströmung des Geistes. Arbeiten heißt sein Leben ausgeben; arbeiten heißt mit einem Worte sich opfern, sterben. Die Utopisten mögen uns nicht länger von der Aufopferung vorreden: die Aufopferung ist die Arbeit, ausgedrückt und gemessen durch ihre Werke . . . .

Der Mensch stirbt von der Arbeit und der Aufopferung, mag er nun seine Seele wie der Krieger von Marathon in der Gewalt des Enthusiasmus erschöpfen, oder mag er sein Leben durch eine fünfzig- oder sechszigjährige Arbeit verbrauchen, wie der Arbeiter in unsern Fabriken, wie der Bauer auf unserm Lande. Er stirbt, weil er arbeitet, oder vielmehr, er ist sterblich, weil er zum Arbeiten geboren ist: die irdische Bestimmung des Menschen verträgt sich nicht mit der Unsterblichkeit . . . .

Die Thiere haben, genau genommen, nur eine Art, ihr Leben auszugeben, die ihnen übrigens mit den Menschen gemeinsam ist: es ist die Zeugung. Bei einigen Gattungen dauert das Leben bis zum Augenblick der Fortpflanzung: ist dieser höchste Akt erfüllt, so stirbt das Individuum; es hat sein Leben erschöpft, es hat keinen Daseinsgrund mehr. Bei den Arten, welche man arbeitende nennt, wie die Bienen und Ameisen, haben nur die Individuen ein Geschlecht, welche nicht arbeiten: die Arbeiterinnen haben kein Geschlecht. Unter den Thieren, welche der Mensch unterworfen hat, verlieren die, welche er mit sich arbeiten läßt, bald ihren Muth; sie werden matt und schlaff; die Arbeit ist für sie gewissermaaßen ein vorzeitiges Alter . . . .

Kurz die Arbeit ist nicht die Bestimmung der Thiere; und deshalb tritt, wenn der Mensch unterdrückt wird, eine Auflösung des Zusammenhanges in der Natur, eine Verstümmelung, ein Verfall und folglich eine Neigung zum Tode ein.

In der Natur stellt sich das Gleichgewicht durch die Vernichtung her. Die Grasfresser, die Nagethiere u. s. w. leben vom Pflanzenreiche, das sie bald aufzehren würden, wenn sie nicht den fleischfressenden zur Nahrung dienten, welche, nachdem sie Alles verschlungen hätten, zuletzt untergehen müßten, indem sie einander verschlängen. Die Vernichtung erscheint also in der Natur als Gesetz der Cirkulation und des Lebens. Der Mensch, soweit er Thier ist, ist derselben Nothwendigkeit unterworfen; er streitet um sein Leben mit Wallfischen und Haien, mit Wölfen, Tigern, Löwen, Ratten, Adlern, Insekten, die er alle verfolgt und tödtet. Und zuletzt bekriegt er sich selbst und verzehrt sich.

Aber der Kreislauf des allgemeinen Lebens soll sich nicht so schließen, und Alles, was die moderne Chemie uns in diesem Betracht offenbart, ist eine Beleidigung der menschlichen Würde. Der Mensch soll sich nicht unter der Form von Blut und Fleisch von seiner eignen Substanz nähren: sondern unter der Form des Brodes, vom Produkt seiner Arbeit, hoc est corpus meum. Die Arbeit, welche das Vorgreifen des Elends aufhält, macht der Menschenfresserei ein Ende; auf den grausamen und göttlichen Mythus folgt die menschliche und providentielle Wahrheit; die Verbindung zwischen dem Menschen und der Natur ist durch die Arbeit geschlossen und die ewige Dauer derselben durch das freiwillige Opfer des Menschen gesichert: Sanguis foederis quod pepigit Dominus. So stirbt die religiöse Tradition in der ökonomischen Wahrheit: was das Abendmahlsopfer Jesu Christi und Melchisedechs verkündigte, was früher das blutige Opfer Aarons und Noahs ausdrückte, was noch früher das Menschenopfer in Tauris zur Bedeutung hatte, das verkündet und erklärt von Neuem die moderne Institution der Arbeit: nämlich daß die Welt auf das Princip der Speisung des Menschen durch den Menschen gegründet ist, d. h. mit anderen Worten, daß die Menschheit von sich selbst lebt.

Aber wenn die von ihrer Arbeit lebende Menschheit gewissermaaßen von ihrem eignen Leben lebt, so steht die Subsistenz der Menschheit, folglich ihre Lebenskraft, nothwendigerweise im Verhältniß zu ihrer industriellen Ausströmung: welches ist aber die Macht dieser Ausströmung?

Wir berühren die bedeutendste Thatsache der ganzen Staatsökonomie, welche am Meisten das Nachdenken des Philosophen zu erwecken verdient: ich will von der Vermehrung, oder um es besser zu sagen, von der Erschwerung der Arbeit reden.

Im Zustande der Ungetheiltheit, wo der Handel Nichts ist, wo Jeder Alles für sich allein producirt, findet sich die Arbeit im geringsten Stadium der Fruchtbarkeit. Der Reichthum wächst wie die Zahl der Individuen. Dann kann die Erde nur eine kleine Anzahl von Bewohnern erhalten, sie scheint sich vor den Barbaren in sich zurückzuziehen; die Bevölkerung strebt unaufhörlich, in dem von Malthus angegebenen Verhältnisse die Produktion zu überholen; und bald von allen Seiten ihre Grenzen verengernd, verzehrt sie sich und stirbt.

Mit der Theilung der Arbeit, den Maschinen, dem Handel, dem Kredit und dem ganzen ökonomischen Rüstzeug bietet die Erde dem Menschen unendliche Hilfsquellen dar. Sie erweitert sich vor dem, der sie ausbeutet; der Wohlstand gewinnt einen Vorsprung über die Bevölkerung. Der Reichthum wächst, wie das Quadrat der Zahl der Arbeiter.

Aber neben dieser doppelten Bewegung der Bevölkerung und der Produktion zeigt sich noch eine andere, welche bis jetzt von den Oekonomen verkannt worden ist, und auf welche der Socialismus noch viel weniger geachtet hat: es ist, wie ich eben sagte, die Erschwerung der Arbeit.

In einer organisirten Gesellschaft scheint die Summe der Arbeit durch die Theilung, die Maschinen u. s. w. zwar beständig geringer zu werden, aber sie nimmt vielmehr für den Gesammtarbeiter und für jedes Individuum fortwährend zu, und zwar durch das Faktum der ökonomischen Entwickelung selbst, und im Verhältniß derselben. So daß, je mehr sich die Industrie durch die Wissenschaft, Kunst und Organisation vervollkommnet, die Arbeit für Jedermann an Intensität und Dauer (Qualität und Quantität) zunimmt, und folglich die relative Produktion sich vermindert. Und man gelangt zu dem Schlusse: in der Gesellschaft ist die Vielfältigkeit der Produkte gleichbedeutend mit Vervielfachung der Arbeit.

Dies will ich deutlich zu machen suchen.

6 5 4 3
12 . 10 . 8 6

Kommen wir zum letztenmal auf die Theorie Ricardos zurück. Es seien vier Qualitäten von Land A. B. C. D., welche bei gleichen Kosten und auf derselben Fläche hervorbringen A. 120. B. 100. C. 80. D. 60. Es ist klar, daß, wenn man die Besitzer dieser vier verschiedenen Landarten unter einander vergleicht, der erste reich, der zweite wohlhabend ist, der dritte gerade durchkommt und der vierte arm ist. Aber was bedeutet in Bezug auf den Gesammtmenschen diese Ungleichheit an Vermögen? Einerseits, daß die Gesellschaft wirklich in dem Maaße verarmt ist, als sie von der Bebauung der Ländereien erster Qualität zur Bebauung von Ländereien geringerer Qualitäten hat übergehen müssen; ferner daß sie, um den Wohlstand zu erhalten, den sie Anfangs durch die Ausbeutung der besten Art von Länderei angetroffen hatte, Mittel hat erfinden müssen, welche erlaubten, auf derselben Fläche Landes, wie auch sonst die Beschaffenheit des Bodens sei, das Produkt zu vermehren. Die Gesellschaft hat nun nicht allein die Noth überwunden, welche ihr die ungleiche Beschaffenheit der Ländereien verursachte, sie hat auch noch ihr Kapital und ihren ursprünglichen Wohlstand vermehrt; sie hat diesen Wohlstand nicht allein für die Arbeiter vermehrt, welche die erste Urbarmachung bewerkstelligten, sondern auch für alle Die, welche später kamen. Also muß der Mensch die Trägheit des Bodens, je nachdem sie eine größere oder geringere war, ergänzt haben; er muß eine immer größere Menge seiner Substanz in die Materie haben übergehen lassen; er muß mit einem Worte immer mehr Arbeit geleistet haben. Von welcher Seite man auch die Sache betrachte, da trotz der zunehmenden Unfruchtbarkeit der Erde und der Vervielfältigung der Konsumenten der Wohlstand gewachsen ist, so ist nothwendigerweise auch die Summe der Arbeit für die Gesellschaft und für jedes Individuum gewachsen, mit Ausnahme der Privilegien und Störungen, welche abzuziehen sind.

Was uns in dieser Beziehung eine Täuschung bereitet, sind die durch die Einführung der Maschinen verursachten Schwankungen des Werthes, Schwankungen, welche, indem sie nach einer augenblicklichen Störung uns stets einen Zuwachs an Wohlstand bringen, uns ebenso viel Schritte zur Ruhe zu sein scheinen, während sie in Wirklichkeit nur eine Vermehrung unserer Arbeit ausdrücken.

Was ist in der That eine Maschine? ein abgekürztes Arbeitsverfahren. Allemal also, wenn eine Maschine erfunden wurde, war ein Uebermaaß von Bedürfniß, ein Herandrohen der Noth vorhanden. Die Arbeit lieferte Nichts mehr; da kommt die Maschine, stellt das Gleichgewicht wieder her und verschafft häufig sogar eine Zeit der Erholung. Schon aus diesem Gesichtspunkte beweist die Maschine die Erschwerung der Arbeit.

Aber noch einmal, was ist eine Maschine? (Ich beanspruche hier die ganze Aufmerksamkeit des Lesers.) Ein besonderes Centrum von Thätigkeit, welches seine Polizei, sein Budget, sein Personal, seine Kosten u. s. w. hat, und welchem sich alle anderen Centra der Produktion unmittelbar oder mittelbar unterordnen, welches aber jedem von diesen gegenüber in untergeordneter Beziehung steht. Also ist eine Maschine in derselben Zeit, wo sie eine Quelle des Gewinns ist, ein Herd von Ausgaben, ein Princip der Knechtschaft. Denn welche Maschine die Industrie auch in Bewegung setze, der Mensch ist immer der Beweger: die Hebel, welche er konstruirt, haben nur die Macht, welche er ihnen mittheilt, und die er fortwährend erneuern muß; und je mehr er sich mit Instrumenten umgibt, um so mehr Aufsicht und Mühe schafft er sich. Wenn der Kondukteur und der Heizer einen Augenblick die Lokomotive außer Acht lassen, so bleibt dieses wunderbare Fuhrwerk, dessen Räder, wie der Prophet sagt, ein Geist zu beleben scheint, spiritus erat in rotis, augenblicklich stehen. Wenn der Mechanikus einen einzigen Tag aufhört, die Stücke derselben zu untersuchen, so wird sie nicht sechs Wochen dauern; wenn der Bergmann aufhört, ihr Heizungsmaterial zu liefern, wird sie sich nimmer rühren.

Wohinaus wollen zuletzt diese unerhörten Anstrengungen? wozu all diese Entfaltung von Genie, wozu diese Riesenarbeit? Um von der Erde die Reichthümer zu erlangen, welche sie uns verweigert, um früher unfruchtbare Regionen fruchtbar zu machen und Aeckern von der sechsunddreißigsten und zweiundsiebenzigsten Qualität Werth zu geben. Ein industrielles Etablissement ist ein Pacht um die Hälfte zur Ausbeutung einer Wüste. . . .

Wollen wir also bei jeder neuen Erfindung, bei jeder Urbarmachung uns auf der Stufe des vorher erworbenen Wohlstandes

erhalten; streben wir sogar diesen Wohlstand zu erhöhen, so muß auf alle Fälle jeder von uns seinen Antheil an den Kosten auf sich nehmen, welche die Ausbeutung der letzten Bodenarten erfordert; ohne dies würde Der, welcher Anfangs der reichste war, der Eigenthümer des Landes A., bald der ärmste geworden sein. Je mehr Fortschritte wir an Bevölkerung und Reichthum machen, desto schwerer wird unsere Arbeit. Es thut mir leid, einem so wahren Satze keine elegantere Formel geben zu können.

Ich habe (im vierten Kapitel) als Beweis der Zunahme der Arbeit das Beispiel der Eisenbahnen angeführt, wo man die sklavische Arbeit sich auf furchtbare Weise vermehren sieht. Ich will ein Wort von dem sagen, was in den Bergwerken geschieht.

Was ist dem Anschein nach einfacher, weniger kostspielig, als die Steinkohle aus jenen ungeheuren Lagern zu Tage zu fördern, welche die Natur uns als einen Uebergang vorbereitet zu haben scheint von dem vegetabilischen Brennstoff zu jener allgemeinen Kraft der Wärme und des Lichtes, welche die Wissenschaft noch nicht hat erfassen können und zu der wir bald unsere Zuflucht werden nehmen müssen, wenn wir nicht sehen wollen, wie die Zukunft sich vor uns verschließt. . . . Kaum hat die Arbeit das erste zu Tag Streichende angegriffen, so entspringt sogleich hieraus eine Industrie, eine in ungeheuren Verhältnissen organisirte Wissenschaft. Ich kann nicht in die Einzelnheiten der ungeheuren und verwickelten Operationen eingehen, welche eine bergmännische Ausbeutung umfaßt: eine bloße Nomenklatur genügt meinem Zweck.

Man zählt in dem Personal einer Grube: den Direktor, den Ingenieur, die Kommis, den Aufseher, Häuer, Schlepper, Treiber, Göpeltreiber, Auflader, Ausbesserer, Wegewärter, Schuttfahrer, Kettenleger, Pferdeknechte, Minirer, Sortirer, Kohlenempfänger, Wasserempfänger, Maschinisten, Heizer, Gipsarbeiter, Steinausleser, Handlanger, Kärrner, Schmiede, Wagenbelader, Maurer und Laufjungen. Ich vergesse welche, ohne Zweifel, ich habe diese Liste einfach aus den Ertragsregistern einer Grube der Loire genommen.

Fügt nun die Industrien hinzu, welche zur Bohrung der Brunnen, zur Anfertigung der Werkzeuge, zum Transport der bei der Gewinnung der Kohle und bei der gewonnenen Kohle gebrauchten

Materialien, ihre Dienste leisten; bedenkt, daß zur Unterhaltung aller dieser Leute, welche durch den Mangel an Brennmaterial nothwendig geworden sind, und zur Bestreitung aller dieser Ausgaben und zur Bewahrung des vorher erworbenen Wohlstandes der Ertrag des Ackerbaues, der Industrie und des Handels in demselben Verhältnisse hat vermehrt werden müssen; daß man neue Industrien hat schaffen, überall die größten Anstrengungen und neue Ausgaben hat hervorrufen müssen, und sagt, wenn es möglich ist: um welche ungeheure Quantität die ursprüngliche Arbeit hat wachsen müssen? . . .

Es verhält sich mit jeder industriellen Unternehmung und den Maschinen, welche sie darstellen, wie mit der Erde. Um sie gedeihen zu lassen, sind fortwährend wachsende Kapitalien nöthig, was darauf hinauskommt, daß man fortwährend die Last des Arbeiters vergrößern muß, weil sonst der Reichthum erlöschen und der Wohlstand verschwinden würde. Sich einbilden, mit Hilfe der Maschinen könnten wir, reich werdend, unsere Arbeit aufgeben oder verringern, heißt die ewige Bewegung da suchen, wo sie nicht sein kann, in trägen und einer fortwährenden Verschlechterung ausgesetzten Dingen; das heißt Wirkungen voraussetzen, die größer sind, als ihre Ursachen. Eben so wie in der Natur Nichts aus Nichts geschaffen wird, producirt in der ökonomischen Ordnung der Mensch nur Das, was er aus seinem eigenen Busen zieht; die Grenzen seines Lebens sind auch die Grenzen seiner Fruchtbarkeit*).

Wir wollen dies in einer faßlicheren Weise wiedergeben. Der jährliche Ertrag Frankreichs werde auf zehn Milliarden Franken ge-

---

*) Man hat so eben der wissenschaftlichen Welt die Versuche eines englischen Agronomen angekündigt, aus denen hervorgeht, daß man die Quantität des Düngers auf einem Acker verdoppeln kann, ohne eine merklich stärkere Ernte zu erlangen. Man mußte im neunzehnten Jahrhundert leben, um einen solchen Beweis nöthig zu haben. Man fabricirt keinen Menschen mit Brei; man muß ein Subjekt, ein Kind haben, das ihn verzehrt und verdaut, und noch dazu in einem gewissen Maaße; eben so wäre man, wenn man bewiese, daß ein Mensch Exkremente genug liefere, um seine Subsistenz wieder hervorzubringen, um Nichts weiter: es ist Land nöthig. Säet Getreide in Mist, Ihr werdet weniger davon ernten, als wenn Ihr es in ein zubereitetes Land säetet; auch wird es weniger taugen. Man muß also, um das Produkt zu vermehren, die bebaubare Fläche vermehren, man muß die Arbeit vermehren. Der Dünger, natürlicher oder künstlicher, wird niemals fehlen.

schätzt. Wenn man den Franken als Maaßeinheit zur Vergleichung der Werthe annimmt, so beträgt die Arbeitssumme auf den Kopf 394. Da nun die Produktion in Frankreich seit fünfzig Jahren mehr als verdoppelt ist, während die Bevölkerung sich nicht einmal um die Hälfte vermehrt hat, so folgt, daß Frankreich, viermal reicher geworden, viermal mehr arbeitet, als es vor fünfzig Jahren that. Nicht als ob diese Vervierfachung der Arbeit von einer vierfachen Zahl der Arbeitstage zu verstehen wäre, denn man muß die Fortschritte der Industrie und Mechanik berücksichtigen. Ich sage, die Arbeit ist vervierfacht worden, sowohl an **Intensität** als an Dauer, die Vermehrung hat sich zugleich auf Geist und Körper geworfen, was an der Summe Nichts ändert. Die Maschinen thun Nichts als daß sie für uns gewisse Handverrichtungen abkürzen oder ersetzen: sie vermindern die Arbeit nicht, sie setzen sie an eine andere Stelle; was wir früher von unseren Muskeln verlangten, ist auf das Gehirn übertragen. Es ist an der Arbeit Nichts geändert, es sei denn die Verfahrungsart, welche vom Physischen auf das Geistige übergeht. Wenn also bewiesen ist, daß der Mensch durch die ihm eigenthümliche Kraft fortwährend sowohl über die wachsende Trägheit der Natur, als auch über die Zunahme seiner Bedürfnisse triumphirt, so ist mit demselben Schlag bewiesen, daß die Summe seiner Arbeit fortwährend zunimmt.

Die Thatsachen, welche diese fortwährende Zunahme der Arbeit bezeugen, sind in Ueberfluß vorhanden; und die Sorglosigkeit, mit welcher wir an ihnen vorübergehen, ohne sie zu sehen, ist immer Das, was mir die größte Verwunderung verursacht. In den Mittelpunkten der Industrie, wie Paris, Lyon, Lille, Rouen, ist, was die Dauer betrifft, der Durchschnitt der Arbeitszeit dreizehn bis vierzehn Stunden. Die Herren so gut wie die Angestellten und die Dienerschaft müssen an dieser Sklavenarbeit Theil nehmen. Im Handel vorzüglich ist es nicht selten, daß das Sitzen bis zu achtzehn Stunden dauert. Die Kindheit und das weibliche Geschlecht werden nicht geschont. Der Gesetzgeber ist in diesen letzten Jahren von den erschrecklichen Frohndiensten getroffen worden, womit die Industrie die Kinder und Weiber belastet; die Presse sah in den den Gerichten angezeigten Mißbräuchen nur die Habgier und Barbarei der Aus-

beuter: Niemand suchte sich Rechenschaft zu geben von der ökonomischen Nothwendigkeit, deren Bevollmächtigte jene Ausbeuter eigentlich nur sind. Man hat nicht gesehen, daß in unserer Gesellschaft mit einem in einander greifenden Räderwerk die Arbeit eben so wenig stille steht als das Kapital; daß, wie dieses durch den Zins auf Zins wächst, diese eben so durch die Theilung und die Maschinen ins Unendliche erschwert wird. Die Arbeit und das Kapital sind, wie die Schöpfung und die Zeit, Dinge, die einander immer verfolgen, ohne sich erreichen zu können: aber es kommt eine Stunde, wo weder das Kapital durch den Wucher wachsen kann, weil die Produktion zu langsam geht, und das ist die erste Ursache zum progressiven Sinken des Zinsfußes; noch die Arbeit durch die Theilung produktiver werden kann wegen der stets wachsenden Kraft der Trägheit der Natur: — eine Stunde, wo das Jünglingsalter in der Menschheit der Mannheit Platz macht; wo die erschöpfte Gesellschaft statt jener unermeßlichen Schwankungen, welche das Monopol und die Konkurrenz sie früher beschreiben ließ, nur noch ein unmerkliches Zittern empfindet; wo die Gleichheit in der Ungleichheit selbst braust und zum Leben zu sagen scheint: weiter sollst du nicht gehen! Usque huc venies, et non procedes amplius, et hic confringes tumentes fluctus tuos. . . . .

Was die Erschwerung der Arbeit noch fühlbarer macht und sie nur unter einem anderen Gesichtspunkte wieder vorbringt, sind die vermehrten Anforderungen der Erziehung. Eben so wie Produktion und Konsumtion zwei identische und adäquate Ausdrücke sind, eben so kann die Erziehung als die Lehrzeit der Arbeit und als die Lehrzeit des Wohlstandes betrachtet werden. Die Fähigkeit, zu genießen, braucht, wie die, zu produciren, Wissenschaft und Uebung; sie ist sogar, wenn man es genau betrachtet, nichts Anderes, als die Fähigkeit, zu produciren; und man kann das Talent eines Menschen und die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse durch die Zahl und Beschaffenheit seiner Bedürfnisse beurtheilen. Um in der modernen Wissenschaft auf der Höhe des Lebens zu stehen, ist eine ungemeine wissenschaftliche, ästhetische und industrielle Entwickelung nothwendig; so daß der Unproduktive, um zu genießen, fast eben so viel arbeiten muß, als der Producent, um zu produciren. Fünfundzwanzig

Jahre reichen nicht mehr zur Erziehung des Privilegirten hin: was wird das werden, wenn dieser Privilegirte wieder Arbeiter geworden ist? . . . .

Von allen Klassen der Producenten arbeitet heutzutage die ackerbauende Klasse am Wenigsten. Sie wird auch zuletzt zur Gleichheit gelangen. Ueberall anderswo, im Handel und in der Industrie, ist die Arbeit bis zu dem Punkt gekommen, daß sie nicht die mindeste Erschwerung mehr ertragen kann; aber ich wage hier dagegen zu behaupten, daß die Gleichheit hereinzubrechen droht, weil sie bis auf einige Zehntel unter den Arbeitern existirt, und weil die einzigen Individuen, die eine Ausnahme machen, die Herren, Kapitalisten, Unternehmer, mit einem Wort, die aristokratische Partei, nicht über fünf Procent beträgt. Die Herabsetzung dieser hohen Köpfe möchte für Niemanden eine Schwierigkeit sein.

Von allen Seiten erhebt sich eine ungeheure düstere Klage gegen das Uebermaaß der Arbeit; überall beginnt der Arbeiter die Arbeit einzustellen, um einen höheren Lohn und eine Verminderung der Arbeitsstunden zu erlangen: eine für den Arbeiter verzeihliche Sache, der hier keine These behauptet, sondern nur durch die Kraft der Trägheit gegen die Verdumpfung und die Noth protestirt; aber eine Sache, die bei den philanthropischen Oekonomen zu beklagen ist, die beständig die Nothwendigkeit der Arbeit predigen, und doch durch ihre einfältigen Beileidsbezeugungen den Widerwillen gegen die Arbeit unterhalten und zum Arbeiter, den sie vorwärts treiben müßten, zu sagen scheinen: **Genug!**

Nun! wie dem Uebel abhelfen, wenn wir nicht mehr produciren können? Wie dieses mühevolle Werk der Civilisation verfolgen ohne einen Zuwachs des Reichthums, d. h. ohne eine fortwährende Vermehrung der physischen und geistigen Arbeit? Wie den Pauperismus zurückdrängen durch eine Verminderung der Produktion und eine Erhöhung des Preises der Dinge? Wenn der Proletarier von den Leitern, deren Unwissenheit ein Anspruch mehr auf die Popularität zu sein scheint, aufgeregt, durch sein Feiern die Theuerheit und den Mangel herbeigeführt hat, wer bezahlt dann für ihn? . . . . Wenn in der äußersten Lage, in welcher wir uns befinden, jede Erhöhung des Lohnes und folglich jede Verringerung

des Preises der Dinge unmöglich geworden, ist das nicht ein Zeichen, daß die Revolution nahe und der Rückzug uns abgeschnitten ist?

Ich hätte gewünscht, mich über diese großartige und wahrhaft prophetische Thatsache der unaufhörlichen Erschwerung der Arbeit verbreiten zu können, aber die Zeit drängt mich, nnd wenn ich nicht irre, verlangt der Leser von mir vielmehr eine Lösung, als einen Formbeweis. Den Beweis, er wird es selbst auf sich nehmen, ihn zu liefern. . . . Wenn es also ein Gesetz der socialen Oekonomie ist, daß die Arbeit gerade durch das Faktum ihrer Theilung und durch die Unterstützung, die sie von den Maschinen erhält, statt sich für den Menschen zu verringern, fortwährend erschwert wird, und wenn unser Leben begrenzt ist, unsere Jahre und Tage gezählt sind, so folgt, daß von uns immer mehr Zeit verlangt wird für eine gleiche Vermehrung des Werthes, daß die für die Vervierfachung des Reichthums und für die Verdoppelung der Bevölkerung nothwendige Periode sich ins Unendliche verlängert, und daß eine Stunde kommt, wo die Gesellschaft, immer fortschreitend, stehen bleibt.

Aber wie überträgt sich die Abnahme der Produktion, welche durch die Vermehrung der Arbeit herbeigeführt worden ist, auf die Bevölkerung? Das bleibt uns zu prüfen übrig.

Eine erste Thatsache scheint festzustehen: dieselbe Kraft, dasselbe Lebensprincip, welches die Schöpfung der Werthe leitet, leitet auch die Fortpflanzung der Gattung. Die Ursprache bezeugt in dieser Hinsicht die Anschauung der Menschheit: in der Bibel dient *ein* und dasselbe Wort dazu, die Produkte der Arbeit und der Zeugung zu bezeichnen: Istae sunt generationes coeli et terrae, das sind die Schöpfungen des Himmels und der Erde; Hae sunt generationes Jacob, das sind die Lebensakte Jakobs u. s. w. Die französische Sprache hat dieses Bild in der doppelten Bedeutung des Plurals Oeuvres, den man wie das lateinische generatio und hebräische ילד für die Arbeit und die Liebe gebraucht. Das alte Wort besogner, im obscönen Sinne genommen, stammt aus derselben Idee. Die Verwandtschaft der Arbeit und der Liebe zeigt sich noch tiefer in jener volksthümlichen Redeweise, die man von einem stumpfen, dummen, geschmack- und kraftlosen Wesen gebraucht, er arbeitet ohne Liebe. Und dieses Bild ist bis zu den mechanischen Arbeitsinstru-

menten gedrungen: das Volk sagt, eine lebendige Kante, eine lebendige Schneide, es sagt von einer Säge, welche schneidet, und von einer Linie, welche einschneidet, sie hat Liebe. . . .*)

Die Konsequenz dieser ganz auf Anschauung und Gefühl beruhenden Idee ist der natürliche Antagonismus zwischen Arbeit und Liebe. Das Leben des Menschen entschwindet nach dem unmittelbaren Urtheil des Volkes durch zwei Ausgänge, von denen der eine sich schließt, während der andere sich öffnet: hier bestätigt die Erfahrung die Offenbarung des Instinktes. Die industrielle Thätigkeit wird nur auf Kosten der Zeugungsthätigkeit ausgeübt: dies kann sowohl für einen physiologischen als auch für einen moralischen Lehrsatz gelten. Die Arbeit ist für die Liebe eine thätige Ursache der Erkältung; sie ist das mächtigste Antiaphrodisiakum, um so mächtiger, vorzüglich, als sie zugleich den Geist und den Körper afficirt.

Ich habe mich nicht lange über eine Thatsache von so gemeiner Wahrheit, die man wenig beobachtet hat, weil man ihre Wichtigkeit in der Oekonomie der Welt nicht einzusehen vermochte, zu verbreiten. So hatte Malthus bemerkt, daß die Wilden Amerika's, welche ein Leben voller Mühseligkeit und Angst führen, nur sehr mäßig zur Liebe geneigt sind; aber er fügt hinzu, diese Kälte nehme reißend mit dem Ueberfluß und der Ruhe ab, und doch denkt Malthus, der Erfinder des moralischen Zwanges, der vierzig Jahre eines arbeitsamen Lebens dem Studium des Problems der Bevölkerung widmete, nicht daran, eine Thatsache zu verallgemeinern, die ihn zur wahren Lösung geführt hätte. Wie hätte Malthus übrigens alle Folgerungen aus dieser Thatsache ziehen können, die darin verschlossen waren, sobald er das Gesetz der Zunahme der Arbeit und obenein jenes Gesetz, das Gesetz des Fortschritts, und seinen innigen Zusammenhang mit dem Fortschritt der Bevölkerung nicht zu erkennen vermochte?

So haben die Oekonomen ferner die auffallende Fruchtbarkeit der dürftigen Klasse hervorgehoben; ein Mann von ungeheurem Wissen, Herr Auguste Comte, hat diese Erscheinung sogar als eins der bemerkenswerthesten Gesetze der Staatsökonomie bezeichnet. Man hatte vergessen, zugleich zu bemerken, daß die Dürftigkeit ihrer Natur

*) Vive arête, tranchant vif.

nach wenig arbeitsam ist, und daß der Arme, einer mechanischen Arbeit ohne irgend einen geistigen Aufwand unterworfen, stets, mag seine Subsistenz noch so ärmlich sein, mehr Kraft behält, als er braucht, um sich einer kläglichen Nachkommenschaft zu versichern.

Die Keuschheit ist die Begleiterin der Arbeit; die Lüsternheit ist das Attribut der Trägheit, die Männer des Gedankens, die kraftvollen Denker, alle diese großen Arbeiter sind von mittelmäßiger Fähigkeit zum Dienst der Liebe. Paskal, Newton, Leibnitz, Kant und so viele Andere vergaßen in ihren tiefen Betrachtungen, daß sie Menschen waren. Das andere Geschlecht erräth sie; die Genies aus diesem Gusse üben wenig Reiz auf dasselbe. Laß die Frauen, sagte jene hübsche Venetianerin zu Jean Jacques, und studire Mathematik. Wie der Athlet sich zu den Spielen des Cirkus durch Uebung und Enthaltsamkeit vorbereitete, so flieht der Mann der Arbeit das Vergnügen, abstinuit venere et baccho. Mirabeau ging trotz seiner starken Konstitution zu Grunde, weil er die Heldenthaten der Gardine mit den Triumphen der Tribüne verbinden wollte.

Wenn es nun ein Gesetz der Nothwendigkeit ist, daß wir immer besser zur Arbeit werden, als unsere Väter, so ist es eine gleiche Nothwendigkeit, daß wir in dem Spiel der Liebe immer weniger Tapferkeit besitzen: wie sollte die Bevölkerung mit der Zeit diese unvermeidliche Erkältung nicht empfinden? . . . .

Aber, wird man nicht ermangeln zu sagen, das ist noch Zwang, noch Unterdrückung, noch Verstümmelung. Was! Ihr entnervt die Natur und nennt das, das Gleichgewicht in der Menschheit schaffen! Ihr verdammt die physiologischen Mittel bei Anderen, und kommt auf die Physiologie zurück! . . . . Nein, der Mensch wird es nicht dulden, daß man ihn wie den Stier und den Eber mit einem eisernen Ringe führe; er will durch Vernunft und Freiheit geführt sein. Durch die Arbeit erschöpft, würde er, wenn er die Fähigkeit zu lieben verlöre, nur mit dem Elend wechseln. Die Vorsehung wäre gegen ihn stets schuldig, die Natur stets eine Stiefmutter. Wer verbürgt Euch übrigens die Wirksamkeit des Receptes? Nicht der Luxus in der Liebe vervielfältigt die Bevölkerung; das würde vielmehr die Enthaltsamkeit thun. Einige Stunden Erholung geben der Natur ihre ganze Kraft wieder; die zu lange zurückgedrängte

Leidenschaft bricht mit um so mehr Wuth hervor, und der Liebe genügt ein Funke, um einen Menschen zu Stande zu bringen. Es hat einem Bernhard, einem Hieronymus, einem Origenes zu Nichts geholfen, daß sie ihr Fleisch durch Arbeit, Fasten, Wachen, Einsamkeit bändigen wollten: diese falsche Zucht hat mehr Unzüchtige gemacht, als die Ruhe, das Wohlleben und das Verkehren mit dem anderen Geschlecht. Rief Paulus, dieses auserwählte Gefäß, nicht mitten in seinen unendlichen Drangsalen aus: ich trage einen Dämon in mir, der mich quält? . . . .

Bei dieser leidenschaftlichen Gegenbeschuldigung glaube ich das Murren der Hebräer zu hören, welche in der Noth der Wüste zu Moses schrien: gib uns das Fleisch und die Fische Aegyptens wieder und seine Gurken und seine Melonen! Unsere Seele ist vertrocknet: wir wollen dieses Manna nicht länger!

Tröstet Euch, sinnliche Seelen, die Vorsehung hat Mitleid mit Euch gehabt. Ihr wollt Fleisch! Ihr sollt Fleisch bis zum Ueberdruß haben.

Der Leser ist uns ohne Zweifel vorausgekommen: nicht mittelst eines physiologischen und nothwendigen Einflusses, sondern durch den Eindruck der Tugend und Freiheit soll die Arbeit auf die Liebe einwirken. Noch einige Augenblicke, und meine These ist vollständig.

In der Arbeit, wie in der Liebe, wird das Herz durch den Besitz gefesselt, die Sinne dagegen werden zurückgestoßen. Dieser Antagonismus zwischen dem Physischen und dem Moralischen im Menschen, in der Ausübung seiner industriellen und Fortpflanzungsfähigkeit, ist der Pendel der socialen Maschine. Der Mensch geht in seiner Entwickelung unaufhörlich von der Nothwendigkeit zur Freiheit, vom Instinkt zur Vernunft, von der Materie zum Geiste. Kraft dieses Fortschrittes befreit er sich nach und nach von der Sklaverei der Sinne, wie von der Unterdrückung der mühseligen und abstoßenden Arbeiten. Der Socialismus, welcher den Menschen, statt ihn zum Himmel zu erheben, fortwährend zum Koth herabzieht, hat in dem über das Fleisch errungenen Siege nur eine neue Ursache der Noth erblickt: wie er sich geschmeichelt hatte, das Widerstreben gegen die Arbeit durch Zerstreuung und Flatterhaftigkeit zu besiegen, so hat er die Eintönigkeit der Ehe nicht durch den Kultus der Neigungen, son-

dern durch die Intrigue und den Wechsel zu bekämpfen gesucht. Welchen Ekel ich auch empfinde, diese Unfläthigkeiten aufzurühren, der Leser muß sich darein ergeben: ist es meine Schuld, der ich keine Seelsorge habe, wenn ich, um einige Wahrheiten des gemeinen Verstandes festzustellen, das ganze Rüstzeug der Logik entfalten muß?

Eben dadurch, daß die Arbeit getheilt ist, specialisirt und bestimmt sie sich in jedem Arbeiter. Aber diese Specialität oder Bestimmung darf in Beziehung auf die Kollektivarbeit nicht als der Ausdruck eines Bruches betrachtet werden: das hieße, sich auf den Gesichtspunkt der Sklaverei stellen, das Princip annehmen, mittelst dessen das Nirgendheim die Wiederherrstellung der Kasten aus allen Kräften betreibt. Wer Specialität sagt, sagt Spitze oder Gipfel, die Etymologie beweist es: spiculum, spica, speculum, species, aspicio u. s. w. Derselbe Wortstamm dient auch dazu, die Handlung des Zielens und des Betrachtens zu bezeichnen. Jede Specialität in der Arbeit ist ein Hügel, von dessen Höhe jeder Arbeiter die Gesammtheit der socialen Oekonomie beherrscht und übersieht, sich zum Centrum und Aufseher derselben macht. Jede Specialität in der Arbeit ist also durch die Menge und Mannichfaltigkeiten der Beziehungen unendlich. Hieraus folgt, daß jeder Arbeiter durch ein System centralisirter und koordinirter Uebergänge in die Industrie, die Wissenschaft und die Kunst den Abscheu und den Widerwillen gegen die Arbeit zu besiegen lernen muß, aber keineswegs durch eine Mannichfaltigkeit von Uebungen ohne Regel und Ziel.

Eben so bestimmt und verpersönlicht sich die Liebe durch die Ehe: und der Mensch muß ebenfalls durch ein System durchaus moralischer Uebergänge, durch die Läuterung der Gefühle, durch die Verehrung des Gegenstandes, dem er seine Existenz geweiht hat, über den Materialismus und die Eintönigkeit der Liebe triumphiren.

Die Kunst, d. h. das Suchen nach dem Schönen, die Vollkommenheit der Wahrheit in seiner Person, in seiner Frau, in seinen Kindern, in seinen Gedanken, seinen Reden, seinen Handlungen, seinen Produkten: das ist die letzte Entwickelung des Arbeiters, die Phase, welche bestimmt ist, den Kreis der Natur glorreich zu schließen. Die A e s t h e t i k, und über der Aesthetik die M o r a l, das ist der Schlußstein des ökonomischen Gebäudes.

Die Gesammtheit der menschlichen Praxis, der Fortschritt der Civilisation, die Neigungen der Gesellschaft zeugen für dieses Gesetz. Alles, was der Mensch thut, Alles, was er liebt und haßt, Alles, was ihn afficirt und interessirt, wird für ihn Kunststoff. Er setzt es zusammen, glättet es, bringt Harmonie hinein, bis er durch das Wunder der Arbeit gewissermaaßen die Materie daraus hat verschwinden lassen. Der Mensch macht Nichts nach der Natur, er ist, wenn ich mich so auszudrücken wagen darf, ein bildendes Thier. Nichts gefällt ihm, wenn er es nicht zubereitet: Alles, was er berührt, muß er anordnen, verbessern, läutern, umschaffen. Zur Lust seiner Augen erfindet er die Malerei, die Architektur, die plastischen Künste, Verzierungen, eine ganze Welt von Nebenwerk, wovon er den Grund und den Nutzen nicht anzugeben vermag, außer daß es für ihn ein Bedürfniß der Vorstellung ist, und daß es ihm gefällt. Für seine Ohren feilt er seine Sprache, zählt seine Silben und mißt die Zeit seiner Stimme. Dann erfindet er die Melodie und den Akkord, er setzt Orchester mit starken und klangreichen Stimmen zusammen, und in den Konzerten, die er sie halten läßt, glaubt er die Musik der himmlischen Sphären und den Gesang unsichtbarer Geister zu vernehmen. Was hilft es ihm, blos zu essen, um zu leben? Seine Verfeinerung braucht Täuschungen, Phantasie, Geschmack. Er findet es fast anstößig, Nahrung zu sich zu nehmen: er gibt dem Hunger nicht nach, er unterhandelt mit seinem Magen. Ehe er seine Nahrung abweidete, würde er lieber vor Hunger sterben. Der reine Quell des Felsens ist Nichts für ihn; er erfindet Nektar und Ambrosia. Die Verrichtungen seines Lebens, über welche er nicht Herr werden kann, nennt er schmachvoll, unanständig, unedel. Er lernt gehen und laufen, er hat eine Methode, sich niederzulegen, aufzustehen, sich zu setzen, sich zu kleiden, sich zu schlagen, sich zu regieren, sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Er hat sogar die Vollkommenheit des Schrecklichen, die Erhabenheit des Lächerlichen, das Ideal der Häßlichkeit gefunden. Endlich grüßt er sich, bezeigt sich Achtung, hat einen umständlichen Kultus seiner Person, betet sich wie eine Gottheit an! . . . .

Alle Handlungen, Bewegungen, Reden, Gedanken, Produkte und Neigungen des Menschen tragen diesen künstlerischen Charakter.

Aber eben diese Kunst ist die Praxis der Dinge, welche sie offenbart, ist die Arbeit, welche sie entwickelt, so daß, je mehr die Industrie des Menschen sich ihrem Ideale nähert, er selbst sich um so mehr über die Sinnlichkeit erhebt. Das, was den Reiz und die Würde der Arbeit ausmacht, ist dies, daß man durch den Gedanken schafft, daß man sich von allem Mechanismus befreit, daß man die Materie aus sich herausschafft. Dieses Streben, noch schwach beim Kinde, welches ganz im Sinnenleben schwimmt; deutlicher ausgesprochen beim Jüngling, der stolz auf seine Kraft und Geschmeidigkeit, aber auch schon empfänglich für das Verdienst des Geistes ist, gibt sich beim gereiften Manne immer mehr und mehr kund. Wer ist nicht schon Arbeitern begegnet, welche eine lange anhaltende Beschäftigung unwillkürlich zu Künstlern gemacht hat, für welche die Vollkommenheit der Arbeit ein eben so gebieterisches Bedürfniß geworden ist, als der Lebensunterhalt, und die in einer dem Anschein nach geringfügigen Specialität plötzlich die glänzendsten Aussichten entdeckten? . . . .

Eben so nun wie der Mensch durch seine künstlerische Natur seine Arbeit zu idealisiren strebt, ist es für ihn ein Bedürfniß, seine Liebe ebenfalls zu idealisiren. Diese Fähigkeit seines Wesens tränkt er mit Allem, was seine Einbildungskraft Feines, Mächtiges, Bezauberndes, Poetisches besitzt. Die Kunst, zu lieben, eine allen Menschen bekannte Kunst, die am Meisten kultivirte, am Besten empfundene Kunst, eben so mannichfaltig in ihrem Ausdruck, als reich in ihren Formen, hatte ihren größten Aufschwung zur Zeit der Blüthe des Katholicismus genommen: sie hat das ganze Mittelalter erfüllt; sie allein beschäftigt die moderne Gesellschaft im Theater, in den Romanen, in den Künsten des Luxus, welche alle nur da sind, um ihr als Bundesgenossinnen zu dienen. Kurz die Liebe, als Kunststoff, ist die große, die ernste, fast hätte ich gesagt, einzige Beschäftigung der Menschheit.

Die Liebe also, welche sich durch die Ehe bestimmt und fixirt hat, strebt darnach, sich von der Tyrannei der Organe zu befreien: dieses gebieterische Bestreben, welches der Mensch vom ersten Tage ab an der Lauheit seiner Sinne wahrnahm, und über welches so viele Menschen sich eine so klägliche Täuschung bereiten, hat das Sprichwort ausdrücken wollen: Die Ehe ist das Grab, d. h. die

Emancipation der Liebe. Das Volk, dessen Sprache stets konkret ist, hat hier unter Liebe die Rohheit der Brunst, das Feuer des Blutes verstanden: diese ganz und gar physische Liebe ist es, welche dem Sprichwort nach in der Ehe erlischt. Das Volk hat in seiner angeborenen Keuschheit und in seinem unendlichen Zartgefühl das Geheimniß des ehelichen Lagers nicht enthüllen wollen: es hat der Weisheit eines Jeden die Sorge überlassen, das Geheimniß zu durchdringen und aus der Lehre Nutzen zu ziehen. . . .

Es wußte jedoch, daß die wahrhafte Liebe für den Menschen mit diesem Tode beginnt; daß es eine nothwendige Wirkung der Ehe ist, daß sich die Galanterie in Verehrung verwandele; daß jeder Ehemann, welche Miene er auch dazu mache, ein Götzendieher ist; daß, wenn sich unter den Männern eine Konspiration zur Abschüttelung des Jochs des anderen Geschlechtes äußerlich kund gibt, sie stillschweigend übereinkommen, es anzubeten; daß allein die Schwachheit der Frau den Mann von Zeit zu Zeit nöthigt, die Herrschaft wieder zu ergreifen; daß bis auf diese seltenen Ausnahmen die Frau die Herrin ist, und daß darin das Princip der ehelichen Zärtlichkeit und Harmonie liegt. . . .

Es ist ein unwiderstehliches Bedürfniß für den Mann, ein Bedürfniß, das in ihm unmittelbar aus dem Fortschritt seiner Industrie, aus der Entwickelung seiner Ideen, aus der Verfeinerung seiner Sinne, aus der Zartheit seiner Neigungen entspringt, seine Frau, ebenso wie seine Arbeit, mit einer geistigen Liebe zu lieben; sie zu bilden, sie zu schmücken, sie zu verschönern. Je mehr er sie liebt, desto mehr wünscht er, daß sie glänze, tugendhaft und verständig sei; er strebt darnach, aus ihr ein Meisterwerk, eine Göttin zu machen. Neben ihr vergißt er seine Sinne, und folgt nur noch seiner Phantasie; dieses Ideal, das er in sich empfangen hat, und das er zu ergreifen glaubt, fürchtet er mit seinen Händen zu besudeln; er sieht das, was ihm früher in der Hitze seines Verlangens als Alles erschien, für Nichts an. Das Volk hat einen instinktiven, ausgesuchten Abscheu vor Allem, was an Fleisch und Blut erinnert: der Gebrauch der bacchischen und aphrodisischen Reizmittel bei den Orientalen, welche die Aufstachelung des Reizes für die Liebe nehmen, empört die civilisirten Volksstämme: es ist eine Beleidigung der

Schönheit, ein Widerspruch gegen die Kunst. Solche Sitten entstehen nur im Schatten des Despotismus durch die Unterscheidung der Kasten und mit Hilfe der Ungleichheit: sie vertragen sich nicht mit der Gerechtigkeit. . . .

Das, was die Kunst ausmacht, ist die Reinheit der Linien, die Gefälligkeit der Bewegungen, die Harmonie der Töne, der Glanz des Kolorits, die Uebereinstimmung der Formen. Alle diese Qualitäten der Kunst sind ebenfalls die Attribute der Liebe, in der sie die mystischen Namen **Keuschheit**, Schamhaftigkeit, Sittsamkeit u. s. w. annehmen. Die Keuschheit ist das Ideal der Liebe: dieser Satz braucht fernerhin nur ausgesprochen zu werden, um auch sogleich anerkannt zu werden.

In dem Maaße, als die Arbeit sich vermehrt, verliert sie, da fortwährend die Kunst aus dem Handwerk hervorsteigt, das, was sie Abstoßendes und Mühevolles hatte: eben so verliert die Liebe in dem Maaße, als sie sich kräftigt, ihre unkeuschen und schlüpfrigen Formen. Während der Wilde als Thier genießt, sich in der Dummheit und im Schlafe ergötzt, sucht der Civilisirte immer mehr und mehr die Thätigkeit, den Reichthum, die Schönheit auf; er ist zu gleicher Zeit ein Industrieller, Künstler und keusch. Trägheit und Schwelgerei sind verbundene, wenn nicht ganz und gar identische Laster.

Aber die Kunst, von der Arbeit geboren, gründet sich nothwendiger Weise auf einen Nutzen und entspricht einem Bedürfnisse; an sich selbst betrachtet ist die Kunst nur die mehr oder weniger ausgesuchte Art und Weise, diesem Bedürfniß Genüge zu leisten. Es ist also der Werth, welcher die Sittlichkeit der Kunst ausmacht, welcher der Arbeit ihren Reiz erhält, welcher den Eifer für sie erweckt, die Begeisterung für sie erregt und ihren Ruhm sichert. Eben so sind es die Kinder, welche die Sittlichkeit der Liebe ausmachen und ihre Lust vervollständigen. Die Vaterschaft ist die Stütze der Liebe, ihre Heiligung, ihr Zweck. Ist sie erreicht, so hat die Liebe ihre Laufbahn vollendet: sie verschwindet, oder besser gesagt, sie verwandelt sich. . . .

Jeder Arbeiter soll in der Specialität, die er gewählt hat, und nach Maaßgabe dieser Specialität Künstler werden. Auf gleiche Weise soll jedes vom Weibe geborene, ernährte und zu ihren Füßen

erzogene Wesen, der Sohn, der Geliebte, der Gatte und Vater in sich das Ideal der Liebe verwirklichen, nach und nach alle Formen derselben ausdrücken.

Aus der Idealisirung der Arbeit und aus der Heiligkeit der Liebe entsteht das, was die allgemeine Stimme **Tugend** genannt hat, oder als wenn man sagte, die eigenthümliche Kraft (Werth) des Menschen, im Gegensatz zur **Leidenschaft** der Kraft des nothwendigen, des göttlichen Wesens.

Die Sprache bestätigt diese Beziehung: **Vertu**, latein. virtus, von vir, der Mann; gr. *ἀρετη*, oder *ἀνδρεια*, von *ἀρης*, oder *ἀνηρ*, der Mann. Die Antonymen sind: lat. fortitudo, von fero, tragen, fortis, Träger, robur, Eiche und Kraft; gr. *ῥωμη*, gewaltsame Kraft, natürlicher Lebensdrang. Hebr. גברה von גבר, Mensch; im Gegensatz ארל, Lebenskraft; איל, Männchen der wiederkäuenden Thiere; אלהים, Gott.

Die Tugend des Menschen im Gegensatz zur göttlichen Kraft ist also seine Befreiung von der Natur durch das Ideal: es ist die Freiheit, es ist die Liebe in allen Sphären der Thätigkeit und des Wissens. Das Gegentheil der Tugend ist das Häßliche, das Unreine, der Mißklang, die Unanständigkeit, die Feigheit, der Zwang.

Durch die Tugend (von nun an haben wir eine Idee unter diesem Worte) befreit sich der Mensch von der Nothwendigkeit, und gelangt stufenweise zu dem vollständigen Besitze seiner selbst; und wie in der Arbeit der Reiz natürlich auf den Widerwillen folgt, eben so tritt in der Liebe die Keuschheit von selbst an die Stelle der Unzüchtigkeit. Von diesem Augenblick an gebietet der Mensch, geheiligt in allen seinen Vermögen, gebändigt von der Arbeit, geadelt durch die Kunst, vergeistigt durch die Liebe, über Alles, was in seinem Wesen das Produkt der Natur ist, so wie über Alles, was von der Vernunft und dem freien Willen herrührt. Der Mensch siegt immer mehr und mehr über den Gott; die Vernunft herrscht in der Festung der Leidenschaft, und im Gefolge der Vernunft zeigt sich das Gleichgewicht, d. h. die Heiterkeit, die Freude.

Der Mensch ist jetzt nicht mehr jener entwürdigte Sklave, welcher das Weib betrachtet und vor Wuth weint: er ist ein Engel, in dem die Keuschheit, die Verachtung der Materie, sich zu derselben

Zeit entwickelt, als die Männlichkeit. Wie die Sklavenarbeit beim Menschen nur eine trostlose und verwünschte Ohnmacht hervorbringt, ebenso zeugt die freie Arbeit, durch die Wissenschaft, die Kunst und die Gerechtigkeit anziehend gemacht, die anziehende Keuschheit, die Liebe; und bald bringt die Vervollkommnung der Liebe mit Hilfe dieses Ideals, indem der Geist fortwährend über das Fleisch siegt, die Abneigung gegen das andere Geschlecht hervor . . . .

Die Liebe hat also, was das Zeugungswerk betrifft, ihre eigenthümliche Grenze; die eheliche Wollust hat im menschlichen Leben ihre Perioden, wie die Fruchtbarkeit und die Säugung. Und der Mensch macht in dieser neuen Entwickelungsstufe, eben so wie in allen anderen, als Diener der Natur und Verkündiger ihrer Bestimmungen, nicht das Gesetz, sondern er entdeckt es und führt es aus.

Ich theile nun in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Meinung das Leben des Menschen in fünf Hauptperioden: Kindheit, Knabenalter, Jünglingsalter, Männlichkeit oder Periode der Zeugung und zuletzt Reife oder Greisenalter.

In der ersten Periode liebt der Mensch die Frau als Mutter, in der zweiten als Schwester, in der dritten als Geliebte, in der vierten als Gattin, in der fünften und letzten als Tochter.

Diese Perioden der Liebe entsprechen ähnlichen Perioden des ökonomischen Lebens: in der Kindheit existirt der Mensch gewissermaaßen nur als Schößling, oder wie die seit langer Zeit zur Vollendung und Unterhaltung der Maschinen vorbereiteten Materialien. Er ist die Hoffnung, das Pfand, pignus, der Gesellschaft. Im Knabenalter ist er Lehrling; im Jünglingsalter Geselle; im Mannesalter Meister; im hohen Alter Veteran. Es ist unnütz zu bemerken, daß diese doppelte Entwickelung eben so gut von der Frau wie vom Manne zu verstehen ist.

Die Formen der Liebe sind ebenso, wie die Grade in der Industrie, ausschließlich und unverträglich, d. h. sie können weder zugleich in demselben Individuum existiren, noch sich unabänderlich an dasselbe Ding, an dieselbe Person knüpfen. Wie der Industrielle

nach und nach alle Elemente der Arbeit, alle Theile der Specialität, die er sich wählt, durchläuft; ebenso kann er auch nur auf einmal seine Mutter, seine Schwester, seine Geliebte, seine Frau oder seine Tochter mit einer charakteristischen Liebe lieben; und die Person, welche er unter einem von diesen Titeln liebt, wird er nie unter einem anderen lieben. Die Natur selbst hat dieses Gesetz aufgestellt, indem sie uns einen gewissen Widerwillen gegen die doppelte Liebe einflößte, welcher dieser den Namen von Blutschande, d. h. Unreinheit, falsche Bestimmung der Liebe beigelegt hat.

Jede von einer anderen verdrängte Liebe kehrt in die allgemeine Kategorie der Freundschaft zurück, und verliert sich im Strome der Neigungen.

Der Mann, welcher seine Geliebte heirathet (der gewöhnlichste Fall) macht bis auf einen gewissen Punkt eine Ausnahme von der Regel, insofern er zweimal hinter einander mit einer verschieden charakteristischen Liebe dieselbe Person liebt; aber nicht insofern als er mit seiner Geliebten, wie mit seiner Gattin hätte leben können, was die Art von Blutschande ausmacht, welche man Konkubinat oder einfache Hurerei nennt, und welche die größte Entweihung des Weibes ist, noch insofern als es seinem Belieben überlassen ist, an zwei verschiedenen Orten zu lieben, was den Ehebruch ausmacht. Uebrigens hat die freie Liebe, jene Liebe, welche der Vereinigung natürlich vorausgeht, die Ehe nicht zur nothwendigen Folge: es ist sogar für die Gesellschaft und für die Personen besser, daß die, welche sich verheirathen, verschiedene Mal Liebe gefühlt haben; und dies genügt, um die freie Liebe von der ehelichen Liebe zu unterscheiden, und beide als unverträglich mit einander zu erkennen.

Eine Liebe kann alle anderen ersetzen und sich über die von der Natur festgesetzte Grenze hinaus verlängern: so der Junggeselle, welcher seine Kindesliebe bis ins hohe Alter bewahrt; so ferner der Vater, welcher, vor der Zeit verwittwet, alle seine Neigungen auf das Haupt seines Kindes sammelt.

Der Mann, der diese Formen der Liebe nicht gekannt hat, der ihre Nüancen nicht zu unterscheiden weiß, der ihre Feinheiten nicht

begreift, dieser Mann kennt gar Nichts von der Liebe; er kennt nur ihren Namen, er redet darüber, wie die Romanschreiber.

Auf diese Art entfalten sich die Arbeit und die Liebe im menschlichen Leben, in parallelen Perioden. Im frühesten Alter, wo er noch ganz der Sinnlichkeit und dem Instinkt angehört, ist der Mensch noch nicht als Arbeiter eingetreten; er empfängt und gibt Nichts, er konsumirt und producirt Nichts. Einzig für die Liebe seiner Mutter empfänglich, kennt er kein anderes Gefühl. Selbst die Freundschaft ist ihm unbekannt.

Bald beginnt er über seine Neigungen nachzudenken; er lernt die Formen der Artigkeit und die Elemente des Wissens und Könnens; er wird Lehrling und Student; er hat Kameraden: und aus seiner frisch erblühten Seele strömt der süße Duft der brüderlichen Liebe.

Auf diese reizende Periode des Knabenalters folgt das Jünglingsalter, die poetische Zeit des Wetteifers und der gymnastischen Kämpfe, wie der reinen und schüchternen Liebe. Welche Erinnerung für das Herz eines Mannes, der im Spätjahre des Lebens steht, in seiner kräftigen Jugend der Hüter, der Genosse, der Theilnehmer der Jungfräulichkeit eines Mädchens gewesen zu sein! Das Jahrhundert belächelt mitleidig diese wahre Wollust; der Socialismus und die romantische Literatur haben unsere Generation in Brunst versetzt; die Philosophie gibt das Beispiel und die weiblichen Schöngeister dienen als Matronen. Aber das Uebermaaß der Frechheit ist selbst ein Beweis des Bedürfnisses nach dem Ideal, außerhalb dessen für den Menschen weder Glück noch Würde ist. Die Gesellschaft träumt von ihrer Umwandlung in dieser Masse von erotischen Beschreibungen, von denen die einen durch ihre Reinheit entzücken, die anderen wie die Leidenschaft dahinreißen, aber stets von einem wunderbaren Raffinement durchdrungen, und folglich weniger derb, weniger materiell sind. Seht George Sand, nach ihrer Art eine Märtyrerin der Schamhaftigkeit, welche sie unter die Füße getreten. Eine Buhlerin, wie Aspasia, und eine Lobrednerin der Tugend wie Lukretia, schreibt George Sand ihre *Johanna* und protestirt durch diese Reaktion

ihres Genies gegen die niedrigen Leidenschaften ihrer unreinen Anbeter . . . .

Aber es schlägt die Stunde, wo die Gattin dem Gatten gegeben werden soll . . . . Es ist die große Periode der Arbeit, welche beginnt; es ist der Augenblick, wo der Mensch die ganze Fülle seiner Fähigkeiten genießt, wo die Liebe alle Saiten seiner Seele in Schwingungen versetzt, wo die Gegenwärtigkeit der Erinnerungen ihm alle Wonnen seines Herzens fühlbar macht. Sohn, Bruder, Geliebter, Gatte, bald auch Vater, liebt er bis zur Sättigung, sein Leben ist erfüllt. Er steht in der Blüthe des Geistes und der Schönheit, er kann nur noch abnehmen. Kaum auf den Gipfel seiner Wünsche gelangt, scheint ihm die Liebe von ihrer Hingebung und Reinheit zu verlieren, und alle seine Bestrebungen werden sich von jetzt an darauf richten, jenes Ideal zurückzuhalten, welches ihm schon entschlüpft! . . . .

Die Periode der Fruchtbarkeit umfaßt zehn bis funfzehn Jahre. Zehn Jahre ehelicher Praxis müssen genügen, um einem Manne Ueberdruß zu bereiten, dafern sein Verstand nicht abnimmt oder sein Herz ausartet. In diesem Falle erhebt sich die Leidenschaft statt zu ersterben nach der Befriedigung stets wieder, und sucht neue Gegenstände; die Geschlechtswuth zeigt sich von Neuem verzehrend; und auf diese Weise brechen die Stürme aus, welche Bitterkeit und Schande in die Familien bringen. Keine Liebe mehr: das Vergnügen um des Vergnügens willen, wie die Kunst um der Kunst willen. Der Ehemann macht aus seiner Frau eine Genußmaschine; Kirke bietet dem Odysseus den Kelch, welcher ihm zugleich die Lebenskraft wiedergibt und ihn in ein Thier verwandelt: genießen, noch einmal genießen, unaufhörlich genießen, affer, affer, das ist die erbärmliche Lage Derer, die nicht mehr lieben . . . .

Endlich kommt die Epoche des Verfalls, wo sich das Gefühl in umgekehrtem Sinne bestimmt. Auf die eheliche Liebe folgt im Herzen des Familienvaters seiner heranwachsenden Tochter gegenüber ein Gefühl unaussprechlicher Zärtlichkeit, welches aus dem Herzen dieses Vaters die letzten Rauchwolken der Lust vertreibt. Ganz und gar der Familie eigen, begehrt die Mutter ihrem Gatten gegenüber

nur den Titel einer Freundin: durch eine neue Treulosigkeit verläßt sie den, welchen sie früher ihrem Bruder, ihrem Vater, ihrer zärtlichen Mutter vorzog, um ihres heranwachsenden Sohnes willen. Die furchtbare Neugier der Kinder ist hier eine Offenbarung: Maxima debetur puero reverentia! .... Ihrer jungen Familie gegenüber fordert eine geheime Stimme die Gatten zur Enthaltsamkeit auf: Väter und Mütter, entwöhnt Euch von einander, die Sittsamkeit gebietet es Euch! ....

„Der Mann kann vor zurückgelegtem achtzehnten Jahre, die Frau vor zurückgelegtem fünfzehnten Jahre keine Ehe eingehen.“ (Civilgesetzbuch, Art. 144.)

Der Gesetzgeber hat sich nur mit der physischen Fähigkeit beschäftigt; er hat nicht als Herrscher, sondern als Naturforscher gesprochen, und als ob er gefürchtet hätte, noch im Rückstand zu bleiben, fügt er Art. 145 hinzu:

„Es steht dem König frei, Dispense zu bewilligen.“

Glücklicherweise machen in diesem Punkte die öffentliche Vernunft und die Gewalt der Dinge die Verirrung des Gesetzes wieder gut. Man verheirathet sich, wenn man Mann ist und Etwas verdient, wovon man leben kann: es fällt Niemandem ein, daß eine Aufschiebung, die zur Vervollständigung der Erziehung nothwendig ist, und die während des Suchens eine Menge Reize darbietet, eine Entbehrung sei. Wenn nun in Bezug auf die Zeit der Verheirathung der gemeine Verstand nicht geglaubt hat, daß eine von der Natur gegebene Freistellung ein Befehl sei, kann man dann sagen, daß dieselbe Freistellung, in umgekehrtem Sinne genommen, ein Gesetz sei, und daß es für den Mann Pflicht sei, seine Zeugungsfähigkeit, wenn er einmal verheirathet ist, bis zum Erlöschen der Lebenswärme zu üben? ....

Der mögliche Zuwachs der Bevölkerung, sagt sehr gut der Doktor Loudon, ist nicht dasselbe als ihr natürlicher Zuwachs: ebenso ist die Dauer der Zeugungskraft nicht nothwendig das Maaß ihrer Thätigkeit. Bei den Thieren fliehen sich die Geschlechter während der Trächtigkeit und der Säugung: der Mensch hat ein Gesetz, das ihm eigenthümlich ist, ein Gesetz, das mehr zu seiner Würde im Ver-

hältniß steht, es ist das Heranwachsen seiner Kinder. Ich habe eben gesagt, daß die Achtung vor den Kindern den Eltern eine Pflicht aus der Enthaltsamkeit mache; noch wichtigere Rücksichten bestätigen dieses Gesetz.

Und zuerst den Kindern gegenüber die Gerechtigkeit.

Der Mensch kann schon vor der Mannbarkeit sich nützlich machen; die Erziehung ist eigentlich nur ein Tausch der Lehren des Meisters gegen die Dienste des Lehrlings, Dienste, die stets wachsen, und zugleich zur Belohnung der Sorgfalt des Meisters und zur Deckung der Auslagen der Eltern dienen. So will es die Volksvernunft, welche uns im Lehrkontrakt die wahren Principien des Unterrichts enthüllt. So lange das Kind Nichts producirt, so lange seine ganze Subsistenz dem Vater aufgebürdet ist, hat es ihm gegenüber kein Recht; es kann sich nicht beklagen, daß man ihm noch Mittheilhaber erzeuge. Aber sobald es arbeitsfähig wird, heißt, ihm Brüder geben, zu deren Unterhaltung es beiträgt, von ihm mehr verlangen, als es erhalten hat, es zum Vater Derer zu machen, die es nicht erzeugt hat, es aus der Familie vertreiben. Es ist also eine natürliche, von der Gerechtigkeit angedeutete Grenze für die Kinderzeugung: dieser aus der Theorie der Lehre abgeleitete Grund ist gebieterisch.

Von Seiten der Gatten wird die Keuschheit eine gebieterische Pflicht der Sittsamkeit und des Anstandes. Hier muß man vorzüglich das durch die Konvention Erlaubte von dem durch die Vernunft Erlaubten unterscheiden. Wenn der Mensch gegen das vierzigste Jahr die Wärme und Lebhaftigkeit des Gefühles, die Zartheit, die Grazie und Reinheit der Formen zu verlieren beginnt, die ihn in der Jugend auszeichneten, so befiehlt ihm die in seinem ganzen Wesen vorgegangene Veränderung, auf die Liebe zu verzichten. Da die Schönheit, welche ihm Alles keusch machte, verschwunden ist, entwürdigt sich die Wollust und artet in Gemeinheit aus. Weshalb ist die Liebe der Greise lächerlich und ekelhaft? Weil sie der Bedingungen entbehrt, welche sie ästhetisch berechtigen: von verwelkten Sinnen geübt, ist sie nicht mehr Liebe, sondern ihr Zerrbild. Wenn uns Homer Paris und Helena zeigt, wie sie auf ihrem schwebenden Lager schlafen, sind sie trotz ihres Ehebruches schön: wenn sie auch

der Ungerechtigkeit schuldig sind, so scheinen doch die Jugend, die Anmuth, der Geist sie mit einem Schleier des Anstandes zu bedecken. Aber Saturn und Rhea, Deukalion und Pyrrha, David und Abisag empören mich, der Name Gatte thut Nichts dazu, sie sind schmuzig ....

Der Mann verliert seine Rechte als Ehemann, sobald die Liebe in ihm ein Widerspruch wird. Seine Frau soll ihm heilig sein, sie sollen einander als reine Geister betrachten, denn in der That, sie haben keine Leiber mehr. Wenn der Mann fortfährt Lüste zu genießen, die ihm die Abnahme seiner Sinne untersagt, so wird er den Rest seiner Tage mit einer unzüchtigen Flamme verzehren; seine nachträglichen Liebschaften werden ihn seiner Frau verhaßt machen, werden seine Kinder erröthen lassen, und gegen ihn die Verachtung Aller erwecken. Sein ausschweifendes Greisenalter wird schmachvoll sein. Seine Frau, durch seine schändlichen Forderungen anmaßend geworden, wird ihn als Sklaven behandeln, seine Vernunft wird in der Schmach erlöschen.

Gerechtigkeit, Schamhaftigkeit, Würde, Alles macht hier dem Familienvater ein Gesetz aus der Enthaltsamkeit. Was aber die Vernunft vorausgesehen, die Arbeit erfüllt es, ohne die Erschöpfung der Natur zu erwarten. Der Mensch, bei dem die lange Arbeit die Tugend entwickelt hat, der Mensch, indem die von der Tyrannei der Leidenschaften befreite Liebe sich mit dem Schönen identificirt, entsagt von selbst ohne Mühe und Kummer mit demselben Reiz, der sie ihm früher so theuer machte, den Freuden, welche sein Zartgefühl beleidigen würden, und die für ihn nur als ein seinen Kindern vorbehaltenes Gut Interesse haben ....

Wenn nach diesen Grundsätzen für den Mann die Ehe nach zurückgelegtem achtundzwanzigsten Jahre, für die Frau nach zurückgelegtem einundzwanzigsten Jahre stattfindet; der Gebrauch von Ammen in der Gleichheit verschwindet, die Dauer der Säugung auf funfzehn oder achtzehn Monate beschränkt wird; die Periode der Fruchtbarkeit zehn bis fünfzehn Jahre dauert, so wird die Zahl der aus einer und derselben Ehe entsprossenen Kinder sich schwerlich über fünf belaufen.

Wenn man von dieser Zahl abzieht:

Fälle der Unfruchtbarkeit, Wittwenschaften, späte Verheirathung, Unglücksfälle, Unterbrechungen	1,5.
Todesfälle vor dem heirathsfähigen Alter (die Summe übersteigt heutzutage fünfzig Procent um Vieles)	2,5.
Unverheirathete	0,5.
	4,5.

Wenn die Bevölkerung auf diese Art in jeder Periode von ungefähr dreißig Jahren nur um ein Zehntel wüchse, so fände die Verdoppelung in drei Jahrhunderten statt.

Aber die Zahl der Geburten wird fortwährend geringer, und die Periode der Verdoppelung aus zwei Gründen immer länger: 1) durch die Abkürzung der Periode der Fruchtbarkeit, durch die fortwährende Vermehrung der Arbeit und durch die Entwickelung neuer Sitten; 2) durch die zunehmende Anzahl der Ehelosen.

Es ist in der Ordnung der Gesellschaft nicht wahr, daß alle Menschen zur Ehe und Vaterschaft bestimmt sind, obgleich sie es für die Liebe sind. Es ist ein Privilegium des Menschen, durch die bloße Entwickelung der Tugend und ohne Verlust für die Liebe in einer vollkommenen Jüngfräulichkeit leben zu können. Auch wird, wenn die verliebte Tollheit, welche unsere Generation plagt, einmal vorüber ist, die Anzahl der Jungfrauen und Derer, sagt das Evangelium, qui se castraverunt propter regnum coelorum, täglich wachsen; und wenn man mich fragt, wer Die sind, welche mit der Befähigung zur Ehe in die Opfer des Cölibates willigen, so antworte ich, ohne mich zu besinnen: eben Die, welche heute in der Zügellosigkeit leben. Das Cölibat, lasterhaft in seinen Gründen und Ursachen, wird wieder ehrenvoll und rein werden: das ist das Gesetz der Gegensätze, ein Gesetz, welches für uns das Wort des Geschicks selbst ist.

Das Christenthum hat eine Ahnung von dieser Zukunft gehabt, als es die Jungfräulichkeit über alle Tugenden erhob und sie zu einer Pflicht ihrer Priester machte. Hierin, wie in so vielen anderen Dingen, ist das Christenthum prophetisch gewesen: es war die sociale Unmittelbarkeit, welche auf das Drängen des Volkes sich durch den Mund der Päpste aussprach, bis die Reflexion in den Schriften der

Philosophen selbst redete. Das Christenthum hat die Idee der keuschen Liebe, der wahrhaften Liebe hervorgebracht; es hat das Weib begriffen, nicht als Genossin oder als die Gleiche des Mannes, sondern als ungetheilten Theil der menschlichen Person, os ex ossibus meis et caro ex carne mea. Es hat die eheliche Liebe von jeder anderen Liebe unterschieden, während der Indier sie mit der brüderlichen Liebe verwechselte, während der Araber sie durch Polygamie und Knechtschaft unter das Konkubinat herabzog, während der Römer sie der väterlichen Liebe näherte in dem Gesetze, welches der Mutter in der Erbschaft einen gleichen Theil wie jedem ihrer Kinder zusichert. Das Christenthum hat endlich in der freiwilligen Jungfräulichkeit der Welt die geläutertste Form der Liebe gezeigt, welche nach der Kirchenlehre nichts Anderes ist, als die mystische Vereinigung der Seele mit Christo, d. h. ein ewiger Brautstand.

Was betet in der That der Mensch in seiner Mutter, in seiner Schwester, in seiner Geliebten, in seiner Gattin, in seiner Tochter an? Sich selbst, das Ideal der Menschheit, welches ihm unter den lockendsten und zartesten Formen erscheint. Die Mythologie und die Sprache offenbaren es uns. Der Mensch hat alle seine Tugenden weiblich gemacht, er hat ihnen einen Kultus, nicht wie Göttern, sondern wie Göttinnen geweiht. Themis, Venus, Hygiea, Pallas, Minerva, Hebe, Ceres, Juno, Cybele, die Musen, d. h. die Gerechtigkeit, die Schönheit, die Gesundheit, die Weisheit, die Beredtsamkeit, die Tugend, der Ackerbau (die Staatsökonomie der Alten), die eheliche Treue, die Mutterschaft, die Wissenschaften und die Künste! Das Geschlecht dieser Namen und dieser Gottheiten zeigt besser als irgend eine Analyse, als irgend ein Zeugniß, was zu allen Zeiten das Weib für den Mann gewesen ist.

Es gibt nun Seelen, in denen der ästhetische Sinn und die Liebe, welche dieser erzeugt, so lebendig und so rein sind, daß sie gewissermaaßen kein Bild, keine Realität brauchen, um das menschliche Ideal zu erfassen, welches sie anbeten: oder vielmehr, dieses Ideal enthüllt sich ihren Augen überall gleichmäßig; so wie der berühmte David von sich selbst sagte, die Häßlichkeit existirt für sie nicht; ihre Seele ist zu erhaben, ihr Geist zu rein, als daß sie dieselbe bemerken ollten. Fenelon, Vincenz de Paula, die heilige Therese, so viele

Jungfrauen und so viele Heilige! Für diese auserwählten Herzen sind ein Gatte, eine Gattin, Kinder, überflüssige Dinge; die sichtbaren Formen der Liebe sind unter ihrer Würde, es sind Bilder, welche sie mehr quälen, als ihnen die Liebe erleichtern; sie genießen die Liebe ohne Gegenwirkung. Das ganze Menschengeschlecht vertritt ihnen die Stelle der Väter, Mütter, Brüder und Schwestern, der Gatten und Gattinnen und der Söhne und Töchter. Jede andere Verbindung wäre für sie eine Herabwürdigung, eine Strafe.

Wenn man behauptet, daß ich zu subtil werde, so kehre ich um. Ich knüpfe mich an jenes furchtbare Gesetz der Erschwerung, der Arbeit, und flehe, daß man mir sagen möge, was aus diesem unwiderstehlichen Fortschritt werden soll, der uns mit siegreicher Kraft zwingt, fortwährend unser Kapital und unseren Wohlstand zu vermehren, und fortwährend unserer Arbeitszeit einige Augenblicke und unserer Last einige Körner hinzufügt. Von zwei Dingen eins: entweder muß die Menschheit durch die Arbeit eine Gesellschaft von Heiligen werden, oder die Civilisation wird durch das Monopol und die Noth eine ungeheure Hurenwirthschaft. So wie die Dinge gehen, und wenn nicht eine Reform die Bedingungen der Arbeit und des Lohnes gänzlich verändert, wird uns jede Vermehrung der Arbeit, folglich jeder Zuwachs des Reichthums bald unmöglich werden. Lange bevor uns der Boden mangelt, wird unsere Produktion stille stehen: der Pauperismus und das Verbrechen werden stets wachsen.

In den meisten civilisirten Ländern beträgt der Durchschnitt der Arbeitszeit schon zwölf Stunden. Damit sich nun die Bevölkerung verdoppele, braucht die Gesellschaft eine vierfache Produktion, folglich einen ebenfalls vierfachen Aufwand an Kraft. Ist es möglich, daß diese Vervierfachung in unserer ungleichen Gesellschaft mit den Beraubungen des Monopols und der Tyrannei des Eigenthums stattfindet? Wenn diese Vermehrung der Arbeit und des Reichthums unter den gegenwärtigen Bedingungen der socialen Oekonomie unmöglich ist, so ist es eine unbedingte Nothwendigkeit, daß der Arbeiter, wenn er mehr leisten soll, aus der Sklaverei heraustrete. Um aber den Arbeiter von dem Druck zu befreien, in welchem ihn die Rohheit seiner Fähigkeiten zurückhält, muß man ihn durch die Erziehung in Zucht halten, ihn durch den Wohlstand veredeln, ihn durch

die Tugend erheben. Was ist aber die Tugend? was ist das Schöne? was ist die Zucht? was ist die Arbeit? . . . .

Wir drehen uns in einem Kreise, aber dieser Kreis ist der der Menschheit, es ist der der Vorsehung. Die Menschheit erreicht ihr Gleichgewicht durch das Nützliche, Schöne, Gerechte und Heilige; die von der Akademie aufgestellte Frage, welchen Einfluß üben der Fortschritt des materiellen Wohlstandes und der Geschmack daran auf die Moralität der Völker, ist nebst den anderen gelöst: es findet zwischen dem Wohlstand und der Tugend Identität statt.

Vierzehntes Kapitel.

Zusammenfassung und Schluß.

Man hat von Newton gesagt, um die Unermeßlichkeit seiner Entdeckungen zu bezeichnen, daß er den Abgrund der menschlichen Unwissenheit enthüllt habe.

Hier gibt es keinen Newton, und in der ökonomischen Wissenschaft kann Niemand einen gleichen Ruhm beanspruchen, wie ihn die Nachwelt jenem großen Manne in der Wissenschaft des Weltalls zollt. Aber ich wage auch zu sagen, daß hier mehr ist, als Newton jemals geahnt hat. Die Tiefe der Himmel gleicht nicht der Tiefe unseres Geistes, in dessen Schoße sich wunderbare Systeme bewegen. Man meint eine neue unbekannte Region zu sehen, welche außerhalb des Raumes und der Zeit existirt, wie die himmlischen Reiche und die höllischen Wohnsitze, in welche sich unser Auge mit stummer Verwunderung, wie in einen bodenlosen Abgrund versenkt.

Non secus ac si qua penitus vi terra dehiscens
Infernas reseret sedes et regna recludat
Pallida, Dis invisa, superque immane barathrum
Cernatur, trepidentque immisso lumine Manes.

Virgil. Aeneid. lib. VIII.

Da drängen, stoßen und schaukeln sich ewige Kräfte; da entschleiern sich die Mysterien der Vorsehung und die Geheimnisse der Nothwendigkeit liegen offen da. Das Unsichtbare wird sichtbar, das

Ungreifbare wird körperlich, die Idee wird zur Realität und zwar zu einer tausendmal wunderbareren, großartigeren Realität, als die phantastischsten Nirgendheims. Bis jetzt sehen wir die Einheit dieser ungeheuren Maschine noch nicht in ihrer einfachsten Formel; die Synthese dieses riesenhaften Räderwerkes, in welchem das Glück, das Elend der Generationen zermalmt werden, und die eine neue Schöpfung bilden, entgeht uns noch. Aber wir wissen schon, daß Nichts von dem, was in der socialen Oekonomie vorgeht, sein Ebenbild in der Natur hat; wir sind gezwungen, für Thatsachen ohne Analogien unaufhörlich besondere Namen zu erfinden, eine neue Sprache zu schaffen. Es ist eine transcendente Welt, deren Principien über die Geometrie und Algebra hinausgehen, deren Potenzen weder die Attraktion, noch einige andere physikalische Kräfte berücksichtigen, sondern die sich der Geometrie und der Algebra als untergeordneter Werkzeuge bedient, und die Naturkräfte selbst als Materialien verwendet; kurz eine Welt, frei von den Kategorien der Zeit, des Raumes, der Zeugung, des Lebens und des Todes, wo Alles zugleich ewig und erscheinend, gleichzeitig und auf einander folgend, begrenzt und unbegrenzt, wägbar und unwägbar erscheint .... Was soll ich weiter sagen? es ist die gewissermaaßen auf der That ertappte Schöpfung selbst!

Und diese Welt, welche uns als eine Fabel erscheint, welche die Gewohnheit unseres Urtheils umstürzt und nicht aufhört, unsere Vernunft Lügen zu strafen; diese Welt, welche uns umgibt, durchdringt, in Bewegung setzt, ohne daß wir sie anders als mit den Augen des Geistes sehen und nur in ihren Zeichen berühren können, diese sonderbare Welt ist die Gesellschaft, sind wir!

Wer hat das Monopol und die Konkurrenz gesehen, wenn nicht in ihren Wirkungen, d. h. in ihren Zeichen? Wer hat den Kredit und das Eigenthum mit Händen gegriffen? Was ist die Gesammtkraft, die Theilung der Arbeit und der Werth? Und doch, was gibt es Stärkeres, Gewisseres, Verständlicheres, Wirklicheres als Alles dies? Seht dort den Wagen, von acht Pferden auf ebenem Wege gezogen, und geführt von einem Manne in einem alten Kittel: es ist nur eine Masse von Materie, welche auf vier Rädern von einer thierischen Kraft fortbewegt wird. Ihr entdeckt hierin dem Scheine

nach nur eine mechanische Erscheinung, bestimmt von einer physiologischen Erscheinung, außer diesem bemerkt Ihr Nichts weiter. Geht weiter auf den Grund: fragt diesen Mann, was er thut, was er will, wohin er geht? kraft welches Gedankens, welches Rechtes er diesen Wagen rollen läßt? Und sogleich wird er Euch einen Brief zeigen, seine Autorität, seine Vorsehung, wie er selbst die Vorsehung seines Fuhrwerks ist. Ihr werdet in dem Briefe lesen, daß er Fuhrmann ist; daß er in dieser Eigenschaft den Transport einer gewissen Quantität Waaren für einen bestimmten Preis, je nach dem Gewicht und der Entfernung, ausführt; daß er seine Fahrt auf dem und dem Wege und bis zu der und der Frist bei Strafe eines Abzugs vom Preise seines Dienstes bewerkstelligen muß; daß dieser Dienst von Seiten des Fuhrmanns Verantwortlichkeit für Verluste und Schaden in sich schließt, welche aus anderen Ursachen als von überlegener Gewalt und von einem den Gegenständen eigenthümlichen Fehler herrühren; daß im Preise der Fuhre die Versicherung gegen unvorhergesene Zufälle mit einbegriffen oder nicht mit einbegriffen ist, und tausend andere Einzelnheiten, welche die Klippe des Rechts und die Qual der Rechtsgelehrten sind. Dieser Mann, sage ich, wird Euch auf einem Stück Papier, so groß als eine Hand, eine unendliche Ordnung enthüllen, ein unbegreifliches Gemisch von Empirismus und reiner Vernunft, was alles Genie des Menschen, von der Erfahrung des Weltalls unterstützt, nicht im Stande gewesen wäre zu entdecken, wenn der Mensch nicht die individuelle Existenz verlassen hätte, um in das Gesammtleben einzutreten.

In der That, wo sind die Urbilder jener Ideen von Arbeit, Werth, Tausch, Cirkulation, Konsumtion, Verantwortlichkeit, Eigenthum, Sammtverbindlichkeit u. s. w.? Wer hat ihre Muster geliefert? Was ist diese halbmaterielle, halb geistige Welt? halb Nothwendigkeit, halb Fiktion? Was ist jene Kraft, welche man Arbeit nennt, und welche uns mit um so größerer Gewißheit hinreißt, je freier wir uns von ihr glauben? Was ist jenes Gesammtleben, welches uns mit unauslöschlicher Flamme verzehrt, die Ursache unserer Freuden und unserer Qualen? Wir Alle sind, so lange wir leben, ohne es gewahr zu

werden, nach dem Maaße unserer Fähigkeiten und der Besonderheit unserer Beschäftigung denkende Federn, denkende Räder, denkende Gewinde, denkende Gewichte u. s. w. einer unermeßlichen Maschine, welche ebenfalls denkt und von selbst geht. Die Wissenschaft, sagten wir, hat zum Princip die Uebereinstimmung der Vernunft und der Erfahrung; aber sie schafft weder die eine noch die andere. Und hier haben wir im Gegentheil eine Wissenschaft, in welcher uns Nichts a priori gegeben ist, weder durch die Erfahrung, noch durch die Vernunft; eine Wissenschaft, in welcher die Menschheit Alles aus sich selbst hervorzieht, Noumena und Phänomena, Allgemeines und Kategorien, Thatsachen und Ideen; eine Wissenschaft endlich, welche, statt einfach wie jede andere Wissenschaft in einer kritischen Beschreibung der Wirklichkeit zu bestehen, die Schöpfung der Wirklichkeit und der Vernunft selbst ist!

Also der Urheber der ökonomischen Vernunft ist der Mensch; der Schöpfer der ökonomischen Materie ist der Mensch; der Baumeister des ökonomischen Systems ist wiederum der Mensch. Nach der Hervorbringung der socialen Vernunft und Erfahrung verfährt die Menschheit bei der Konstruktion der socialen Wissenschaft eben so wie bei der Konstruktion der Naturwissenschaften; sie bringt die Vernunft und die Erfahrung, welche sie sich selbst gegeben hat, in Uebereinstimmung, und durch das unbegreiflichste Wunder gelangt sie, da in ihr Alles, Principien und Handlungen, mit dem Nirgendheim behaftet ist, nur zur Selbsterkenntniß, indem sie das Nirgendheim ausschließt.

Der Socialismus hat Recht, gegen die Staatsökonomie zu protestiren und zu ihr zu sagen: Du bist nur ein Schlendrian, der sich selbst nicht versteht. Und die Staatsökonomie hat Recht, zum Socialismus zu sagen: Du bist nur ein Nirgendheim ohne Wirklichkeit und Möglichkeit. Aber indem Beide wechselsweise, der Socialismus die Erfahrung der Menschheit, die Staatsökonomie die Vernunft der Menschheit negiren, bleiben alle Beide hinter den wesentlichen Bedingungen der menschlichen Wahrheit zurück.

Die sociale Wissenschaft ist die Uebereinstimmung der socialen Vernunft und der socialen Praxis. Und diese Wissenschaft, von der unsere Meister nur seltene Funken bemerkt haben, wird unserm Jahr-

hundert in ihrem erhabenen Glanze und ihrer erhabenen Harmonie zu schauen vergönnt sein! . . . .

Aber was thue ich? ach! In diesem Augenblick, wo der Charlatanismus und das Vorurtheil sich in die Welt theilen, ist es wohl nöthig, unsere Hoffnungen aufzurichten! Wir haben nicht den Unglauben, sondern den Dünkel zu bekämpfen. Wir wollen damit beginnen, zu zeigen, daß die sociale Wissenschaft noch nicht da ist, daß sie sich noch in einem Zustand unbestimmter Ahnung befindet.

,,Malthus, sagt sein ausgezeichneter Biograph, Herr Charles Comte, hatte die feste Ueberzeugung, daß es in der Staatsökonomie Principien gebe, die nur dann wahr sind, sobald sie in gewisse Grenzen eingeschlossen sind; er erblickte die vorzüglichsten Schwierigkeiten der Wissenschaft in der häufigen Kombination komplicirter Ursachen, in der Wirkung und Rückwirkung von Folgen und Ursachen auf einander, und in der Nothwendigkeit einer großen Anzahl wichtiger Sätze, ihnen Grenzen zu ziehen oder Ausnahmen von ihnen zu machen.''

So dachte Malthus von der Staatsökonomie, und das Werk, welches wir in diesem Augenblick veröffentlichen, ist nur der Beweis seiner Idee. Zu diesem Zeugniß fügen wir ein anderes von nicht geringerer Glaubwürdigkeit. In einer der letzten Sitzungen der moralischen Wissenschaften that Herr Dunoyer als wirklich ausgezeichneter Mann, der sich weder vom Interesse einer Koterie, noch von der Verachtung, welche unwissende Gegner einflößen, blenden läßt, mit eben so viel Aufrichtigkeit als Geistesgröße dasselbe Geständniß wie Malthus.

,,Die Staatsökonomie, welche eine gewisse Anzahl fester Principien besitzt, und auf einer beträchtlichen Menge richtiger Thatsachen und wohl begründeter Beobachtungen ruht, scheint Nichts desto weniger noch weit davon entfernt, eine ausgemachte Wissenschaft zu sein. Man ist weder über die Ausdehnung des Feldes, auf welchem ihre Untersuchungen stattfinden sollen, noch über den Hauptzweck, den sie sich vornehmen sollen, in vollständiger Uebereinstimmung. Man ist weder über die Gesammtheit der Arbeiten, welche sie umfaßt, noch über die Gesammtheit der Mittel, an welche sich die Bedeutung ihrer Arbeiten knüpft, noch über den genauen Sinn der Worte, aus denen

ihr Wörterbuch besteht, einig. Die Wissenschaft, reich an einzelnen Wahrheiten, läßt in ihrer Gesammtheit noch viel zu wünschen übrig, und als Wissenschaft scheint sie noch fern davon, festgestellt zu sein.“

Herr Rossi geht weiter als Herr Dunoyer: er faßt sein Urtheil in einem Tadel gegen die modernen Repräsentanten der Wissenschaft zusammen.

Jeder Gedanke an eine Methode scheint heutzutage in der ökonomischen Wissenschaft aufgegeben zu sein, ruft er aus, und doch gibt es ohne Methode keine Wissenschaft.“ (Bericht des Herrn Rossi über die Vorlesungen des Herrn Whateley.)

Die Herrn Blanqui, Wolowski, Chevalier, alle, welche einen noch so oberflächlichen Blick auf die Oekonomie der Gesellschaften geworfen haben, reden ebenso. Und der Schriftsteller, welcher am Besten den Werth der modernen Nirgendheims erkannt hatte, Pierre Leroux, schrieb auf jeder Seite der Revue sociale: „Suchen wir die Lösung des Problems des Proletariats; suchen wir sie unaufhörlich, bis wir sie gefunden haben. Es ist die ganze Aufgabe unserer Zeit! . . .“ Das Problem des Proletariats ist aber die Konstitution der socialen Wissenschaft. Es sind nur noch die kurzsichtigen Oekonomen und die fanatischen Socialisten, für welche sich die ganze Wissenschaft in eine Formel zusammenfaßt: Laßt machen, laßt geschehen, oder: Jedem nach seinen Bedürfnissen, nach dem Maaße der gesellschaftlichen Hilfsquellen, die sich rühmen, die ökonomische Wissenschaft zu besitzen.

Woran liegt nun diese Verzögerung der socialen Wahrheit, welche allein die ökonomische Täuschung unterhält und den Ausbeutungen der vorgeblichen Reformatoren Kredit verschafft? Nach unserer Meinung liegt die Ursache derselben in der schon sehr alten Trennung der Staatsökonomie von der Philosophie.

Die Philosophie, d. h. die Metaphysik, oder wenn man lieber will, die Logik ist die Algebra der Gesellschaft; die Staatsökonomie ist die Verwirklichung dieser Algebra. Dies bemerkten weder J. B. Say, noch Bentham, noch alle Diejenigen, welche unter dem Namen von Oekonomen und Utilitariern eine Spaltung in der Moral hervorbrachten, und sich fast zu gleicher Zeit gegen die Politik und die Philosophie auflehnten. Und doch, welche sicherere Kon=

trole konnte sich die Philosophie, die Theorie der Vernunft wünschen, als die Arbeit, d. h. die Praxis der Vernunft? Und umgekehrt, welche sicherere Kontrole konnte sich die ökonomische Wissenschaft wünschen, als die Formeln der Philosophie? Die Zeit ist nicht mehr fern, und das ist meine theuerste Hoffnung, wo die Meister in den politischen und moralischen Wissenschaften in den Werkstätten und Komptoirs sein werden, so wie heutzutage unsere geschicktesten Baumeister lauter Männer sind, welche durch eine lange und mühevolle Lehrzeit gebildet wurden . . . .

Aber unter welcher Bedingung kann eine Wissenschaft bestehen?

Unter der Bedingung, ihr Feld der Beobachtungen und seine Grenzen zu kennen, ihren Gegenstand zu bestimmen, ihre Methode zu organisiren. Ueber diesen Punkt drückt sich der Oekonom wie der Philosoph aus: die eben angeführten Worte des Herrn Dunoyer scheinen buchstäblich aus der Vorrede Jouffroys zu der Uebersetzung Reids entnommen zu sein.

Das Feld der Beobachtungen der Philosophie ist das Ich; das Feld der Beobachtungen der ökonomischen Wissenschaft ist die Gesellschaft, d. h. wiederum das Ich. Willst Du den Menschen kennen lernen, so studire die Gesellschaft; willst Du die Gesellschaft kennen lernen, so studire den Menschen. Der Mensch und die Gesellschaft dienen sich wechselseitig zum Subjekt und zum Objekt; der Parallelismus, die Synonymie der beiden Wissenschaften ist vollständig.

Aber was ist das kollektive und individuelle Ich? Welches ist jenes Feld der Beobachtungen, auf dem so sonderbare Erscheinungen vor sich gehen? Betrachten wir, um es zu entdecken, die Analogie.

Alle Dinge, welche wir denken, scheinen uns zu existiren, aufeinander zu folgen oder sich hervor zu rufen in drei transcendenten Formen, außer denen wir uns durchaus Nichts vorstellen und durchaus Nichts begreifen können: diese **Formen** sind der R a u m, die Z e i t und der G e i s t.

Ebenso wie jeder materielle Gegenstand von uns nothwendig im Raume gedacht wird, ferner ebenso wie die Erscheinungen, durch ein Verhältniß der Kausalität verknüpft, uns in der Zeit auf einander zu folgen scheinen, ebenso werden unsere rein abstrakten Vorstellungen

von uns auf einen besonderen Boden versetzt, den wir Verstand oder Geist nennen.

Der Geist ist in seiner Art eine unendliche Form, wie der Raum und die Ewigkeit. Da bewegen sich Welten, unzählige Organismen mit komplicirten Gesetzen, mit mannigfaltigen und auffallenden Wirkungen, welche an Pracht und Harmonie den vom Schöpfer durch den Raum gesäeten Welten und den Organismen, welche in der Zeit glänzen und verschwinden, gleich stehen. Politik und Staatsökonomie, Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Poesie, Sprachen, Sitten, Literatur, Künste: das Beobachtungsfeld des Ich ist weiter, fruchtbarer und reicher für sich allein als das zweifache Beobachtungsfeld der Natur, der Raum und die Zeit.

Das Ich ist also unendlich, ebenso wie die Zeit und der Raum. Der Mensch und das, was das Produkt des Menschen ist, bildet mit den Wesen, welche durch den Raum verstreut sind und den Erscheinungen, welche sich in der Zeit folgen, die dreifache Manifestation Gottes. Diese drei Unendlichen, unendliche Ausdrücke des Unendlichen, durchdringen und halten einander untrennbar und unlösbar: der Raum oder die Ausdehnung wird nicht ohne Bewegung begriffen, diese setzt eine Idee der Kraft, d. h. eine Selbstbestimmung, ein Ich voraus.

Die Ideen der Dinge, welche sich uns im Raume zeigen, bilden für unsere Vorstellung B i l d e r; die Ideen, deren Objekte wir in die Zeit setzen, rollen sich als G e s c h i c h t e n ab; die Ideen oder Verhältnisse endlich, welche weder unter die Kategorie der Zeit noch des Raumes fallen und dem Verstande angehören, fügen sich zu S y s t e m e n zusammen.

Bild, Geschichte, System sind also drei analoge oder vielmehr homologe Ausdrücke, durch welche wir zu verstehen geben, daß eine gewisse Zahl von Ideen sich unserm Geiste als ein symmetrisches und vollkommenes Ganze darstellt. Deshalb können in gewissen Fällen diese Ausdrücke einer für den anderen genommen werden, sowie wir im Anfang dieses Werkes gethan haben, indem wir es als eine Geschichte der Staatsökonomie, nicht sowohl nach dem Datum der Entdeckungen, sondern nach der Reihenfolge der Theorien hinstellten. Wir begreifen also, und wir können nicht anders, eine Form für die

Dinge des reinen Gedankens, oder, wie Kant sagt, für die Noumena, so wie wir zwei andere für die sinnlichen Dinge oder Phänomena begreifen.

Aber der Raum und die Zeit sind nichts Wirkliches: es sind zwei dem Ich durch die äußere Wahrnehmung eingeprägte Formen; ebenso ist der Geist auch nichts Wirkliches: er ist eine Form, welche sich das Ich selbst aus Analogie bei Gelegenheit der ihm von der Erfahrung zugeführten Ideen auferlegt.

Was die Reihenfolge der Aneignung, der Ideen, Anschauungen oder Bilder betrifft, so scheint es uns, daß wir mit denen beginnen, deren Urbilder oder Wirklichkeiten im Raume begriffen sind; daß wir später gewissermaaßen die Ideen im Fluge festhalten, welche die Zeit entführt, und daß wir zuletzt plötzlich vermittelst der sinnlichen Wahrnehmungen die Ideen oder Begriffe ohne äußeres Musterbild entdecken, welche uns in jener gespenstischen Form erscheinen, die wir unsern Geist nennen. Das ist der Fortschritt unseres Wissens: wir gehen vom Sinnlichen aus, um uns zum Abstrakten zu erheben; die Leiter unserer Vernunft steht mit dem Fuß auf der Erde, geht durch den Himmel hindurch, und verliert sich in den Tiefen des Geistes.

Kehren wir nun diese Reihe um und stellen wir uns die Schöpfung vor als einen Sturz der Ideen, der höheren Sphäre des Geistes, in die niederen Sphären der Zeit und des Raumes, als einen Sturz, während dessen die ursprünglich reinen Ideen einen Körper oder ein Substrat angenommen haben, welches sie verwirklicht und ausdrückt. Von diesem Gesichtspunkte aus werden uns alle erschaffenen Dinge, die Naturerscheinungen und die Manifestationen der Menschheit als eine Ausströmung des Immateriellen und unbeweglichen Geistes, bald auf eine feststehende und gerade Ebene, den Raum, bald auf eine geneigte und bewegliche, die Zeit, erscheinen.

Daraus folgt, daß die Ideen, unter sich gleich, gleichzeitig und koordinirt, im Geiste, bunt durcheinander, zerstreut, lokalisirt, untergeordnet und auseinander folgend in die Menschheit und die Natur hineingeworfen scheinen, wo sie Bilder und Geschichten bilden, welche keine Aehnlichkeit mehr mit dem ursprünglichen Entwurfe haben: und die ganze menschliche Wissenschaft besteht darin, aus dieser Verwirrung das abstrakte System des ewigen Gedankens herauszufinden.

Durch eine Wiederherstellung dieser Art haben die Naturforscher die Systeme der organischen und unorganischen Wesen wieder aufgefunden; durch dasselbe Verfahren haben wir versucht, die Reihe der Phasen der socialen Oekonomie wieder herzustellen, welche die Gesellschaft uns vereinzelt, unzusammenhängend und anarchisch zeigt. Das Werk, welches wir unternommen haben, ist in Wahrheit die Naturgeschichte der Arbeit nach den von den Oekonomen gesammelten Fragmenten; und das System, welches aus unserer Analyse hervorgegangen, ist mit demselben Rechte wahr, wie die von Linné und Jussieu entdeckten botanischen Systeme und das zoologische System Cuviers.

Das durch die Arbeit kundgegebene menschliche Ich ist also das Untersuchungsfeld der Staatsökonomie, die konkrete Form der Philosophie. Die Identität dieser beiden Wissenschaften, oder besser gesagt, dieser beiden Skepticismen, ist uns im ganzen Verlauf dieses Buches offenbart worden. So ist uns die Bildung der Ideen in der Theilung der Arbeit als eine Theilung der Elementarkategorien erschienen; ferner haben wir die Freiheit aus der gegen die Natur gerichteten Thätigkeit des Menschen entspringen, und in Folge der Freiheit alle Beziehungen des Menschen zur Gesellschaft und zu sich selbst entstehen sehen. Kurz, die ökonomische Wissenschaft ist für uns zugleich eine Ontologie, eine Logik, eine Psychologie, eine Theologie, eine Politik, eine Aesthetik, eine Symbolik und eine Moral gewesen ....

Nachdem das Feld der Wissenschaft erkannt und seine Grenzen bestimmt waren, hatten wir noch ihre M e t h o d e zu erkennen. Die Methode der ökonomischen Wissenschaft ist ebenfalls dieselbe als die der Philosophie: die Organisation der Arbeit ist unserer Meinung nach nichts Anderes, als die Organisation des gemeinen Verstandes ....

Unter den Gesetzen, welche diese Organisation ausmachen, haben wir die Antinomie bemerkt.

Jeder wahre Gedanke, sagten wir, setzt sich der Zeit nach einmal und fällt in zwei Momente aus einander. Indem jedes dieser Momente die Negation des anderen ist, und beide nur in einer höheren Idee verschwinden können, so folgt, daß die Antinomie das Gesetz

des Lebens und des Fortschrittes, das Princip der ewigen Bewegung selbst ist. In der That, wenn ein Ding kraft der in ihm liegenden Entwickelungsfähigkeit sich gerade alles Das ersetzt, was es verliert, so folgt daraus, daß dieses Ding unverwüstlich, und die Bewegung, welche es erhält, ewig ist. In der socialen Oekonomie ist das Monopol fortwährend bedacht, das zu vernichten, was die Konkurrenz fortwährend herzustellen bedacht ist; was die Arbeit producirt, verschlingt die Konsumtion, was sich das Eigenthum beilegt, dessen bemächtigt sich die Gesellschaft: und daraus entspringt die ewige Bewegung, das nie stillstehende Leben der Menschheit. Wenn eine der beiden widerstrebenden Kräfte gefesselt wird, wenn z. B. die individuelle Thätigkeit der socialen Autorität unterliegt, so artet die Organisation in Kommunismus aus und geht zu nichte. Wenn dagegen der individuellen Initiative ein Gegengewicht fehlt, so verdirbt der Gesammtorganismus, und die Civilisation schleppt sich in einer Welt der Kasten, der Ungerechtigkeit und der Noth hin.

Die Antinomie ist das Princip der Anziehung und der Bewegung, der Grund des Gleichgewichts: sie bringt die Leidenschaft hervor, und hebt jede Harmonie und Uebereinstimmung auf . . . .

Hierauf folgt das Gesetz des Fortschrittes und der Reihe, die Melodie der Wesen, das Gesetz des Schönen und Erhabenen. Nehmt die Antinomie hinweg, und der Fortschritt der Wesen ist unerklärlich: denn wo ist die Kraft, welche diesen Fortschritt erzeugen sollte? Nehmt die Reihe hinweg und die Welt ist nur noch ein Wirrwarr von unfruchtbaren Gegensätzen, ein allgemeines Aufwallen ohne Zweck und ohne Idee . . . .

Sollten selbst diese Spekulationen, welche für uns reine Wahrheit sind, zweifelhaft erscheinen, so würde die Anwendung, welche wir davon gemacht haben, immer noch von unendlichem Nutzen sein. Man möge darüber nachdenken: es gibt keinen einzigen Augenblick des Lebens, wo derselbe Mensch nicht zugleich dieselben Principien und Theorien behaupte und verneine, ohne Zweifel mit mehr oder weniger Ehrlichkeit, ebenfalls aber mit stets plausibeln Gründen, welche, ohne das Gewissen gänzlich zu beruhigen, hinreichen, um der Leidenschaft den Sieg zu verschaffen und den Zweifel im Geiste zu verbreiten. Lassen wir also, wenn man will, die Logik: ist es

aber Nichts, wenn wir die doppelten Seiten der Dinge beleuchtet und gelernt haben, gegen unsere Schlüsse mißtrauisch zu sein, zu wissen, daß, je richtiger die Ideen und je gerader das Herz eines Mannes sind, er um so mehr Gefahr läuft, angeführt zu werden? Alle unsere politischen, religiösen, ökonomischen u. s. w. Mißverständnisse entspringen aus dem den Dingen inhärirenden Widerspruche; und das ist noch immer die Quelle, aus welcher die Verderbniß der Principien, die Käuflichkeit der Gewissen, die Charlatanerie der Glaubensbekenntnisse, die Heuchelei der Meinungen auf die Gesellschaft herabfließt.

Was ist nun der Gegenstand der ökonomischen Wissenschaft?

Die Methode deutet es uns selbst an. Die Antinomie ist das Princip der Anziehungen, des Gleichgewichts in der Natur; die Antinomie ist also das Princip des Fortschritts und des Gleichgewichts in der Menschheit, und der Gegenstand der ökonomischen Wissenschaft ist die **Gerechtigkeit.**

In ihren reinen objektiven Beziehungen betrachtet, womit sich die sociale Oekonomie allein beschäftigt, hat die Gerechtigkeit zum Ausdruck den Werth. Was ist der Werth? Er ist die realisirte Arbeit.

„Der wirkliche Preis jeden Dinges, sagt A. Smith, das was jedes Ding Dem wirklich kostet, der es sich verschaffen will, ist die Arbeit und die Mühe, welche man sich auferlegen muß, um es zu erhalten .... Was man mit Geld oder Waaren kauft, ist ebenso gut durch Arbeit erkauft, als das, was wir im Schweiße unseres Angesichts erwerben. Dieses Geld, diese Waaren enthalten den Werth einer gewissen Quantität Arbeit, welche wir gegen das austauschen, was als eine gleiche Quantität von Arbeit enthaltend vorausgesetzt wird. Die Arbeit war der erste Preis, die für den ursprünglichen Ankauf aller Dinge bezahlte Münze. Weder mit Gold, noch mit Silber, sondern mit Arbeit sind anfänglich alle Reichthümer der Welt gekauft worden; und ihr Werth ist für Die, welche sie besitzen und sie gegen neue Produkte auszutauschen suchen, gerade der Quantität Arbeit gleich, welche sie in den Stand setzen, sie zu kaufen oder machen zu lassen.“

Wenn aber der Werth die Realisation der Arbeit ist, so ist er

zu gleicher Zeit das Princip der Vergleichung der Produkte mit einander: da er die Theorie der Verhältnißmäßigkeit, welche die ganze ökonomische Wissenschaft beherrscht, und zu welcher A. Smith sich erhoben haben würde, wenn es im Geiste seiner Zeit gelegen hätte, mit Hilfe der Philosophie ein System der Erfahrungen zu verfolgen.

Aber wie äußert sich die Gerechtigkeit in der Gesellschaft, mit anderen Worten, wie entsteht die Verhältnißmäßigkeit der Werthe? J. B. Say hat es gesagt, durch eine schwankende Bewegung zwischen dem Nutzwerth und dem Tauschwerth.

Hier erscheint in der Staatsökonomie der Arbeit gegenüber ihr Herr, und nur zu oft ihr Henker, das Princip der Willkür.

Beim Beginn der Wissenschaft wendet sich die Arbeit ohne Methode, ohne Kenntniß des Werthes, kaum ihre ersten Versuche stotternd an den freien Willen, um den Reichthum zu schaffen und den Preis der Dinge festzustellen. Von diesem Augenblick an treten die beiden Mächte in Kampf, und das große Werk der socialen Organisation ist eingeleitet. Denn Arbeit und freier Wille ist das, was wir später Arbeit und Kapital, Lohnarbeit und Privilegium, Konkurrenz und Monopol, Gemeinschaft und Eigenthum, Plebs und Adel, Staat und Bürger, Association und Individualismus nennen. Für Jeden, der nur die ersten Begriffe der Logik empfangen hat, ist es dennoch klar, daß alle diese Gegensätze, indem sie ewig wieder neu erstehen, ewig gelöst werden müssen: dies wollen nun die Oekonomen nicht einsehen, denen das dem Werthe inhärirende Princip der Willkür jeder Bestimmung sich zu widersetzen scheint; und dies ist nebst der Angst der Philosophie Dasjenige, was die für die Gesellschaft so unheilbringende Verzögerung der ökonomischen Wissenschaft verursacht.

„Es wäre ebenso absurd, sagt Mac Culloch, von einer absoluten Höhe und Tiefe zu reden, wie von einem absoluten Werthe."

Die Oekonomen sagen alle dasselbe, und man kann nach diesem Beispiele beurtheilen, wie weit sie davon entfernt sind, sich sowohl über die Natur des Werthes als auch über den Sinn der Worte zu verständigen, deren sie sich bedienen. Das Wort absolut drückt die Idee der Integralität, der Vollkommenheit oder Fülle, und folglich der Bestimmtheit und Richtigkeit aus. Eine absolute Majorität ist

eine richtige Majorität (die Hälfte plus eins), es ist keine unbestimmte Majorität. Ebenso ist der absolute Werth der genaue Werth, hergeleitet aus der sorgfältigen Vergleichung der Produkte unter einander: es gibt Nichts auf der Welt, was ebenso einfach wäre. Aber es entspringt daraus diese Hauptfolgerung, daß, da die Werthe einander messen, sie nicht nach dem Zufall schwanken dürfen: das ist der höchste Wunsch der Gesellschaft, das ist die Bedeutung der Staatsökonomie selbst, welche in ihrer Gesammtheit nichts Anderes ist, als das Gemälde der Widersprüche, deren Synthese unfehlbar den wahren Werth hervorbringt.

So bildet sich die Gesellschaft nach und nach durch eine Art von Schaukeln zwischen der Nothwendigkeit und Willkür, und die Gerechtigkeit erzeugt sich durch den Diebstahl. Die Gleichheit erzeugt sich in der Gesellschaft nicht wie ein unveränderliches Niveau; sie ist wie alle großen Naturgesetze ein abstrakter Punkt, über und unter welchem die Thatsachen unaufhörlich schwanken, größere oder kleinere, mehr oder minder regelmäßige Bogen beschreiben. Die Gleichheit ist das höchste Gesetz der Gesellschaft: aber sie ist keine bestimmte Formel, sie ist das Mittel aus einer unendlichen Zahl von Gleichungen. So erschien uns die Gleichheit von der ersten ökonomischen Entwickelungsstufe, von der Theilung der Arbeit an, und so hat sich seitdem die Gesetzgebung der Vorsehung geäußert.

Adam Smith, welcher fast über alle großen Probleme der socialen Oekonomie eine gewisse Anschauung besaß, bemerkt, nachdem er die Arbeit als das Princip des Werthes erkannt, und die wunderbaren Wirkungen des Gesetzes der Theilung beschrieben hat, daß ungeachtet der Vermehrung des Produkts, welche aus dieser Theilung entsteht, der Lohn des Arbeiters nicht wächst; daß er im Gegentheil oft abnimmt, indem der Nutzen der Gesammtkraft nicht dem Arbeiter, sondern dem Herrn zu Gute kommt.

„Die Gewinnste, wird man vielleicht sagen, sind nichts Anderes, als ein verschiedener Name, den man dem Lohn für eine besondere Art von Arbeiten gibt, die Arbeit der Aufsicht und der Leitung . . . . Aber diese Gewinnste sind ihrer Natur nach vom Lohn verschieden, regeln sich nach verschiedenen Principien, und stehen durchaus nicht im Verhältniß zu der Quantität und Beschaffenheit dieser

vorgeblichen Arbeit der Aufsicht und Leitung. Sie regeln sich im Ganzen nach dem Werth des verwendeten Kapitals und sind stärker oder schwächer im Verhältniß des Umfangs dieses Kapitals . . . . Also gehört das Produkt der Arbeit nicht ganz und gar dem Arbeiter: er muß es mit dem Eigenthümer theilen.''

So, sagt uns A. Smith ganz kalt, gehen die Dinge zu: Alles für den Herrn, Nichts für den Arbeiter. Man nenne das Ungerechtigkeit, Beraubung, Diebstahl, es rührt den Oekonomen nicht. Der raubende Eigenthümer erscheint ihm in diesem Allen ebenso als Automat, wie der beraubte Arbeiter. Und der Beweis, daß sie Beide, der Eine weder Neid, noch der Andere Mitleid verdienen, ist der, daß die Arbeiter sich nicht eher beschweren, als bis sie vor Hunger sterben; weil kein Kapitalist, Unternehmer oder Eigenthümer weder während seines Lebens, noch im Augenblick seines Todes, jemals die geringsten Gewissensbisse gefühlt hat. Man beschuldige das öffentliche Bewußtsein der Unwissenheit und Verfälschung, vielleicht hat man Recht, vielleicht hat man Unrecht. A. Smith beschränkt sich, und das ist uns viel mehr werth als Deklamationen, darauf, Rechenschaft von den Thatsachen zu geben.

Indem die sociale Vernunft auf diese Art unter den Arbeitern einen Privilegirten bezeichnete, nazaraeum inter fratres tuos, hat sie die Kollektivkraft personificirt, die Gesellschaft schreitet in Mythen und Allegorien vorwärts: die Geschichte der Civilisation ist ein ungeheurer Symbolismus. Homer begreift das heroische Griechenland in sich; Jesus Christus ist die leidende Menschheit, welche in einem langen und schmerzlichen Kampfe mächtig zur Freiheit, Gerechtigkeit und Tugend hinstrebt. Karl der Große ist der feudale Typus; Roland das Ritterthum; Peter der Einsiedler der Kreuzzug; Gregor VII. das Papstthum; Napoleon die französische Revolution. Ebenso ist ein Industrieunternehmer, welcher durch eine Gruppe von Arbeitern ein Kapital ausbeutet, die Personifikation der Gesammtkraft, wovon er den Gewinn absorbirt, sowie der Flügel einer Maschine die Kraft aufspeichert. Er ist in der That der heroische Mann, der König der Arbeit. Die Staatsökonomie ist ganz eine Symbolik, das Eigenthum ist eine Religion.

Folgen wir A. Smith, dessen leuchtende Ideen, durch einen

dunkeln Wust verstreut, eine Wiederholung der ursprünglichen Offenbarung zu sein scheint.

„In dem Maaße, als der Boden eines Landes Privateigenthum wird, ernten die Eigenthümer wie alle anderen Menschen gern da, wo sie nicht gesäet haben, und verlangen einen Pacht, selbst für das natürliche Produkt der Erde. Er setzt sich einen Zusatzpreis für das Holz der Wälder, das Gras der Felder und für alle natürlichen Früchte der Erde fest, welche, als diese noch gemeinsam besessen wurde, dem Arbeiter nur die Mühe kosteten, sie zu pflücken, und ihm jetzt mehr kosten. Er muß bezahlen, damit er nur die Erlaubniß bekommt, sie zu pflücken, d. h. er muß an den Eigenthümer einen Theil von dem bezahlen, was er ohne ihn durch seine Arbeit erntet oder producirt.“

Das ist das Monopol, das sind die Zinsen der Kapitalien, das ist die Rente! A. Smith, wie alle Erleuchteten, sieht und begreift nicht; er erzählt und versteht nicht. Er spricht unter der Eingebung Gottes ohne Verwunderung und ohne Mitleid, und der Sinn seiner Worte bleibt für ihn ein verschlossener Brief. Mit welcher Kaltblütigkeit erzählt er die Usurpation des Eigenthums! So lange die Erde zu Nichts gut scheint, so lange die Arbeit sie nicht ausgestattet, befruchtet, nutzbar und zu einem **Werthe** gemacht hat, so ist der Besitz derselben von keiner Bedeutung. Die Hornisse setzt sich nicht auf die Blumen, sie fällt in die Bienenstöcke. Was der Arbeiter producirt, wird ihm sogleich genommen; der Arbeiter ist wie ein Jagdhund in der Hand seines Herrn.

Ein von der Arbeit erschöpfter Sklave erfindet den Pflug; mit einem harten, krummen Holze, das von einem Pferde gezogen wird, öffnet er den Boden und macht ihn fähig, zehn, hundertmal so viel zu tragen. Der Herr bemerkt mit einem Blick die Wichtigkeit der Entdeckung; er bemächtigt sich der Erde, er eignet sich das Einkommen zu, er legt sich sogar die Idee bei, und läßt sich von den Sterblichen für dieses herrliche Geschenk anbeten. Er geht gleich einem Gott einher: seine Frau ist eine Nymphe; das ist Ceres, und er ist Triptolemus. Die Noth erfindet, und das Eigenthum zieht den Nutzen davon, denn das Genie muß arm bleiben; Ueberfluß würde

es ersticken. Der größte Dienst, welchen das Eigenthum der Welt gethan hat, ist diese ewige Heimsuchung der Arbeit und des Genies.

Was soll man aber mit diesem Haufen Getreide machen? Welch armer Reichthum, den der Herr mit seinen Pferden, seinen Ochsen und seinen Sklaven theilt! Es ist wohl der Mühe werth, reich zu sein, wenn der ganze Vortheil darin besteht, einige Hände voll Reis oder Gerste mehr verzehren zu können! . . . .

Eine Greisin, welche für ihren zahnlosen Mund Getreide zerstampft hat, bemerkt, daß der Teig säuert, gährt und in der Asche gebacken eine unvergleichlich bessere Nahrung gibt, als der rohe oder geröstete Weizen. Wunder! das tägliche Brod ist entdeckt. — Eine Andere, welche eine Masse liegen gelassener Trauben in einem Topf zusammendrückt, hört den Most brausen wie auf dem Feuer; die Flüssigkeit wirft ihre Unreinheiten aus, sie glänzt röthlich, edel, unsterblich. Evoe! Es ist der junge Bachus, der geliebte Sohn des Eigenthümers, ein Lieblingskind der Götter, der sie entdeckt hat. Was der Herr in einigen Wochen nicht hätte verschlingen können, dazu wird ein Jahr hinreichen, um es zu trinken. Der Weinstock wird wie die Ernte, wie die Erde angeeignet.

Was soll man mit jenen unzähligen Fellen machen, von denen jedes Jahr einen so reichen Tribut bringt? Wenn der Eigenthümer sein Lager bis zur Höhe seines Zeltes aufrichtete, wenn er dreißigmal sein prachtvolles Zelt verdoppelte, dieser unnütze Luxus würde nur seine Ohnmacht bezeigen. Er erstickt in seinen Gütern und kann nicht genießen, welcher Hohn!

Eine Hirtin, welche durch die Habsucht des Herrn nackt gelassen wurde, sammelt von den Büschen einige Flocken Wolle. Sie windet diese Wolle, verlängert sie zu gleichen und feinen Fäden, sammelt sie auf einem Stabe, kreuzt sie dann und macht sich ein geschmeidigeres und leichteres Gewand, als die zusammengeflickten Felle, welche ihre hochmüthige Herrin bedecken. Es ist Arachne, die Weberin, welche dieses Wunder gemacht hat! Sogleich beginnt der Herr alle seine Schafe, Kameele und Ziegen zu scheeren; er gibt seiner Frau eine Truppe Sklavinnen, welche unter Aufsicht spinnen und weben. Es ist nicht mehr Arachne, die demüthige Magd, es ist Pallas, die Tochter des Eigenthümers, welche die Götter begeistert

haben, und deren Eifersucht Rache an der Arachne nimmt, indem sie diese vor Hunger sterben läßt.

Welches Schauspiel ist dieser unaufhörliche Kampf der Arbeit und des Privilegiums, von denen die erste fortwährend Alles aus Nichts erzeugt und das andere immer nur herankommt, um das zu verschlingen, was es nicht producirt hat! — Die Bestimmung des Menschen ist ein anhaltender Fortschritt, er muß arbeiten, schaffen, vervielfältigen, fortwährend vervollkommnen. Laßt dem Arbeiter seine Entdeckung genießen und er schläft auf seiner Idee ein, sein Geist schreitet nicht weiter. Das ist das Geheimniß jener Ungerechtigkeit, welche A. Smith auffiel, und gegen welche der phlegmatische Historiker nicht ein Wort des Tadels gefunden hat. Er fühlte wohl, obgleich er sich keine Rechenschaft darüber geben konnte, daß hier der Finger Gottes sei; daß bis zu dem Tage, wo die Arbeit die Erde erfüllt, die Civilisation die unproduktive Konsumtion zum Motor hat, und daß durch den Raub in der Menschheit unmerklich die Bruderschaft sich einführt.

Der Mensch muß arbeiten! Deshalb ist im Rath der Vorsehung der Diebstahl eingesetzt, organisirt, geheiligt worden! Wenn der Eigenthümer müde geworden wäre zu leben, so wäre der Proletarier bald müde geworden zu produciren, und die Wildheit, das scheußliche Elend wäre vor der Thür. Der Polynesier, in dem das Eigenthum einen Abortus macht, und der in einer völligen Gemeinschaft den Reichthum und die Liebe genießt, wozu sollte er arbeiten? Das Land, die Schönheit gehören Allen, die Kinder Niemandem: was wollt ihr ihm von Moral, von Würde, von Persönlichkeit, von Philosophie, von Fortschritt sagen? Und ohne so weit zu gehen, wozu soll der Korse, welcher unter seinen Kastanienbäumen sechs Monate Lebensunterhalt und Wohnung findet, arbeiten? Was kümmern ihn Eure Konskriptionen, Eisenbahnen, Tribünen, Eure Presse? Was braucht er noch, als zu schlafen, nachdem er seine Kastanien gegessen? Ein Präfekt von Korsika sagte, daß man, um diese Insel zu civilisiren, ihre Kastanienbäume abhauen müsse. Ein viel sichereres Mittel ist das, sie zu Eigenthum zu machen.

Aber schon ist der Eigenthümer nicht mehr stark genug, das Produkt des Arbeiters zu verzehren; er ruft seine Günstlinge, seine

Spaßmacher, seine Stellvertreter, seine Genossen herbei. Es ist wiederum Smith, welcher uns diese furchtbare Verschwörung enthüllt.

„Bei jeder neuen Umgestaltung eines Produktes wächst nicht allein die Zahl der Gewinne, sondern jeder nächstfolgende Gewinn ist größer als der vorhergehende, weil das Kapital, aus dem er hervorgeht, nothwendigerweise immer größer ist. In der That, während das Steigen des Lohnes auf den Preis einer Waare nur eine Wirkung ausübt, wie der einfache Zins bei der Anhäufung einer Schuld, wirkt das Steigen der Gewinne wie der Zins auf Zins. Wenn zum Beispiel in der Leinwandfabrik die Löhne der Arbeiter als Flachshechler, Spinnerinnen, Weber u. s. w. täglich um zwei Pfennige stiege, so wäre es nothwendig, den Preis eines Stückes Leinwand nur so viel Mal um zwei Pfennige zu erhöhen, als bei seiner Verfertigung Arbeiter beschäftigt gewesen, und die Zahl der Arbeiter durch die Zahl der Arbeitstage zu multipliciren. In jedem der verschiedenen Grade von Handarbeit, welcher die Waare unterworfen ist, könnte der Theil ihres Preises, der in Lohn besteht, nur in arithmetischem Verhältniß der Erhöhung dieses Lohnes steigen. Wenn aber die Gewinne aller verschiedenen Herren, welche diese Arbeiter beschäftigen, um fünf Procent stiegen, so würde der Theil des Preises, welcher in Gewinnen besteht, in jedem der verschiedenen Grade von Handarbeit in progressivem Verhältnisse der Erhöhung der Gewinne oder in geometrischer Progression steigen. Der Herr der Flachshechler würde beim Verkauf seines Flachses einen Zuwachs von fünf Procent über den Gesammtwerth des Rohstoffes und die von ihm den Arbeitern ausgezahlten Werthe verlangen. Der Herr der Spinnerinnen würde einen Zusatzgewinn von fünf Procent sowohl über den Preis des gehechelten Flachses, den er bezahlt hat, als über den Betrag des Lohnes der Spinnerinnen hinaus verlangen. Endlich wird der Herr der Weber ebenfalls fünf Procent sowohl über den Preis des von ihm bezahlten Garnes, als auch über den Betrag des Lohnes der Weber hinaus beanspruchen ....“

Das ist die Beschreibung der ökonomischen Hierarchie nach dem Leben, welche beim Jupiter-Eigenthümer beginnt und beim Sklaven endigt. Aus der Arbeit, aus ihrer Theilung, aus der Unterscheidung

in Herren und Lohnarbeiter, aus dem Monopol der Kapitale erhebt sich eine Kaste von Grund- und Finanzherren, von Unternehmern, von Bourgeois, von Meistern und Aufsehern, welche sich damit beschäftigen, Renten zu verzehren, Wucher zu treiben, den Arbeiter zu bedrücken und vorzüglich Polizei auszuüben, die schrecklichste Form der Ausbeutung und der Noth. Die Erfindung der Politik und der Gesetze verdanken wir ausschließlich dem Eigenthum. Numa und Egeria, Tarquin und Tanaquil, so gut als Napoleon und Karl der Große waren adelig. Regum timendorum in proprios greges, reges in ipsos imperium est Jovis, sagt Horaz. Man sollte meinen, eine Legion höllischer Geister zu sehen, welche aus allen Winkeln der Hölle herbeigelaufen wären, um eine arme Seele zu quälen. Schleppt sie an ihrer Kette, raubt ihr den Schlaf und die Nahrung; schlagt, brennt, zwickt sie ohne Aufhören, ohne Erbarmen! Denn wenn der Arbeiter geschont würde, wenn wir ihm Gerechtigkeit widerfahren ließen, so würde Nichts für uns übrig bleiben, wir würden zu Grunde gehen.

O Gott! welches Verbrechen hat denn dieser Unglückliche begangen, daß Du ihn Wächtern überlässest, welche ihm die Schläge mit so freigebiger und die Nahrung mit so geiziger Hand zutheilen? .... Und Ihr Eigenthümer, auserwählte Zuchtruthen der Vorsehung, überschreitet das vorgeschriebene Maaß nicht, weil die Wuth bis zum Herzen Eures Knechtes gestiegen ist und seine Augen roth sind von Blut.

Eine Empörung der Arbeiter entreißt dem unbarmherzigen Herrn eine Koncession. Glücklicher Tag, lebhafte Freude! Die Arbeit ist frei. Aber welche Freiheit, gerechter Himmel! Die Freiheit für den Proletarier ist die Erlaubniß, zu arbeiten, d. h. sich noch einmal berauben zu lassen, oder nicht zu arbeiten, d. h. vor Hunger zu sterben! Die Freiheit nützt nur der Gewalt: das Kapital zermalmt durch die Konkurrenz überall die Arbeit, und verwandelt die Industrie in eine ungeheure Koalition von Monopolen. Die arbeitende Plebs liegt zum zweitenmal zu den Füßen der Aristokratie; sie hat weder die Möglichkeit noch selbst das Recht, ihren Lohn zur Sprache zu bringen.

„Die Herren, sagt das Orakel, sind überall und zu jeder Zeit in einer stillschweigenden, aber beständigen und gleichmäßigen Verbündung, um den Lohn nicht über die bestehende Taxe zu erheben. Diese Regel zu verletzen wäre die That eines Verräthers, und durch eine abscheuliche Gesetzgebung wird dieser Bund geduldet, während die Verbindungen der Arbeiter streng bestraft werden.“

Und weshalb diese neue Ungerechtigkeit, welche selbst die unerschütterliche Ruhe Smith's als abscheulich erklären mußte? Wäre eine so schreiende Ungerechtigkeit wiederum nothwendig gewesen, und wäre ohne dieses Ansehen der Person die Nothwendigkeit im Irrthum und die Vorsehung im Schach gewesen? Werden wir ein Mittel finden, diese parteiische Polizei des Menschengeschlechts nebst dem Monopol zu rechtfertigen?

Weshalb nicht, wenn wir uns über die socialistische Sentimentalität erheben und von oben die Thatsachen, die Gewalt der Dinge, das innerste Gesetz der Civilisation betrachten wollen?

Was ist die Arbeit, was ist das Privilegium?

Die Arbeit, analog der schaffenden Thätigkeit, ohne Bewußtsein ihrer selbst, unbestimmt, unfruchtbar, so lange die Idee, das Gesetz sie nicht durchdringt, die Arbeit ist der Schmelztiegel, in welchem der Werth, die große Gebärmutter der Civilisation, das passive oder weibliche Princip der Gesellschaft, bereitet wird. — Das Privilegium aus dem freien Willen entsprungen, ist der elektrische Funke, welcher die Individualisirung, die Freiheit, welche verwirklicht, die Autorität, welche befiehlt, das Gehirn, welches berathet, das Ich, welches regiert, hervorbringt.

Das Verhältniß der Arbeit und des Privilegiums ist also ein Verhältniß des Weiblichen zum Männlichen, der Gattin zum Gatten. Der Ehebruch der Frau hat bei allen Völkern stets für strafwürdiger gegolten, als der des Mannes. Er hat folglich strengeren Strafen unterlegen; Diejenigen, welche bei der Schroffheit der Formen stehen bleiben, das Princip vergessen und nur die gegen das andere Geschlecht verübte Barbarei erblicken, sind Romanpolitiker, welche verdienen, in den Erzählungen der Verfasserin der Lelia zu figuriren. Jeder Verstoß gegen die Disciplin der Arbeiter ist mit

dem Ehebruch der Frau zu vergleichen. Ist es nicht offenbar, daß, wenn die Klage des Arbeiters und des Herrn von den Tribunalen mit gleicher Gunst aufgenommen würde, das hierarchische Band, außerhalb dessen die Menschheit nicht leben kann, zerrissen sein und alle Oekonomie der Gesellschaft zu Grunde gerichtet würde?

Man urtheile übrigens durch die Thatsachen. Man vergleiche das Ansehen einer Arbeitseinstellung durch die Arbeiter mit dem Gange einer Verbindung von Unternehmern. Dort Mißtrauen auf das gute Recht, Unruhe, Lärm, Geschrei und Zischen nach Außen, im Innern Schreck, Unterwürfigkeit und Sehnsucht nach dem Frieden. Hier dagegen berechnete Entschlossenheit, Gefühl der Kraft, Gewißheit des Erfolges, Kaltblütigkeit in der Ausführung. Wo befindet sich nun nach Eurer Meinung die Macht? oder das organische Princip, oder das Leben? Ohne Zweifel ist die Gesellschaft Allen Beistand und Schutz schuldig: ich rede hier nicht für die Unterdrücker der Menschheit; möge die Rache des Himmels sie zermalmen! — Aber die Erziehung des Proletariers muß vollendet werden. Der Proletarier ist Herkules, welcher durch die Arbeit und Tugend die Unsterblichkeit errang: was würde aber Herkules ohne die Verfolgung des Eurytheus thun?

Wer bist Du, fragte der Papst Leo den Attila, als dieser Verwüster der Nationen sein Lager vor Rom aufschlug? — Ich bin die Geißel Gottes, antwortete der Barbar. — Wir nehmen, versetzte der Papst, Alles, was von Gott kommt, mit Dankbarkeit an: aber Du, hüte Dich, Etwas zu thun, was Dir nicht befohlen wäre!

Eigenthümer, wer seid Ihr? . . . .

Sonderbares Ding, das Eigenthum, von allen Seiten im Namen der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit, der socialen Oekonomie angegriffen, hat zu seiner Rechtfertigung stets nur die Worte erwidern können: ich bin, weil ich bin. Ich bin die Negation der Gesellschaft, die Beraubung des Arbeiters, das Recht des Unproduktiven, die Vernunft des Stärkeren, und Nichts kann leben, wenn ich es nicht verschlinge.

Dieses schreckliche Räthsel hat die scharfsinnigsten Geister in Verzweiflung gebracht.

„Vor der Aneignung der Ländereien und der Anhäufung der Kapitalien gehörte das ganze Produkt dem Arbeiter. Es war weder ein Eigenthümer noch ein Herr da, mit dem er hätte theilen müssen. Wenn dieser Zustand fortgedauert hätte, so wäre der Lohn der Arbeit mit dem Zuwachs der Produktivkraft, welchen die Theilung hervorruft, gestiegen. Durch geringere Arbeitsmassen hervorgebracht, wären sie durch immer kleinere Arbeitsmassen erworben worden.“

So spricht A. Smith und sein Erklärer fügt hinzu:

„Ich kann wohl begreifen, wie das Recht, sich unter dem Namen Zins, Gewinn oder Pacht das Produkt anderer Individuen anzueignen, die Habgier nähren kann; aber ich kann mir nicht vorstellen, daß man durch die Verminderung des Lohnes des Arbeiters, um den Ueberfluß des Müßiggängers zu vergrößern, die Industrie heben oder die Zunahme der Gesellschaft an Reichthum beschleunigen kann.“

Der Grund dieser Vorwegnahme, welche weder Smith noch sein Erklärer bemerkt haben, wir wollen ihn noch einmal sagen, damit das unerbittliche Gesetz, welches die menschliche Gesellschaft regiert, von Neuem und zum letztenmal ins Licht gesetzt werde.

Die Arbeit theilen heißt nur Stücke produciren; soll der Werth entstehen, ist eine Zusammensetzung nöthig. Vor der Einführung des Eigenthums hat Jeder das Recht, aus dem Ocean das Wasser zu schöpfen, aus dem er das Salz zu seinen Speisen zieht, die Olive zu pflücken, aus der er sein Oel preßt, das Erz zu sammeln, welches Eisen und Gold enthält. Jeder hat noch die Freiheit, einen Theil von Dem, was er gesammelt, gegen eine gleichwerthige Quantität der von dem Anderen gesammelten Vorräthe auszutauschen: bis dahin verlassen wir das geheiligte Recht der Arbeit und der Gemeinschaft der Erde nicht. Wenn ich nun aber das Recht habe, sei es durch eine persönliche Arbeit, sei es durch den Tausch, alle Produkte der Natur zu gebrauchen, und wenn der so erlangte Besitz durchaus gesetzlich ist, so habe ich auf gleiche Weise das Recht, mir aus den verschiedenen Elementen, die ich mir durch die Arbeit und den Tausch verschaffe, ein neues Produkt zusammenzusetzen, welches mein Eigen-

thum ist, und das ich, mit Ausschließung jedes Anderen, zu genießen das Recht habe. Ich kann z. B. mittelst des Salzes, aus dem ich die Soda ziehe, und des Oeles, welches ich aus der Olive und dem Sesam presse, eine Zusammensetzung machen, welche sich zur Reinigung der Wäsche eignet und mir vom Gesichtspunkt der Reinlichkeit und Gesundheit aus sehr werthvoll und nützlich sein wird. Ich kann sogar das Geheimniß dieser Zusammensetzung für mich behalten, und folglich mittelst des Tausches einen gesetzlichen Gewinn daraus ziehen. Welcher Unterschied ist nun dem Rechte nach zwischen der Fabrikation einer Unze Seife und der einer Million Kilogramme? Aendert die größere oder kleinere Quantität Etwas an der Moralität des Geschäfts? Also ist das Eigenthum, eben so wie der Handel, eben so wie die Arbeit, ein natürliches Recht, dessen Ausübung mir Niemand entreißen kann.

Aber gerade daraus, daß ich ein Produkt zusammensetze, welches mein ausschließliches Eigenthum ist, eben so wie die Stoffe, die es bilden, folgt, daß von mir eine Werkstatt, eine Ausbeutung der Menschen organisirt ist, daß sich in meinen Händen Gewinne zum Nachtheil aller Derer anhäufen, welche mit mir in Geschäftsbeziehung treten, und daß, wenn Ihr an meine Stelle in meine Unternehmung treten wollt, ich mir ganz natürlich eine Rente ausbedingen würde. Ihr sollt mein Geheimniß besitzen, Ihr sollt an meiner Statt fabriciren, Ihr sollt meine Mühle gehen lassen, Ihr sollt mein Feld abmähen, meinen Weinberg ablesen, aber zum vierten, dritten Theile oder zur Hälfte für mich.

Diese ganze Kette ist nothwendig und unauflöslich, es ist darunter weder eine Schlange noch der Teufel verborgen, es ist das Gesetz der Dinge selbst, das dictamen des gemeinen Verstandes. Im Handel ist die Beraubung gleichbedeutend mit Tausch; und das, was wirklich Staunen hervorrufen muß, ist, daß eine Ordnung wie diese nicht nur durch die ehrliche Meinung der Parteien entschuldigt, sondern auch von der Gerechtigkeit geboten wird. Ein Mann kauft von seinem Nachbar, dem Köhler, einen Sack Kohlen, vom Krämer eine Quantität Schwefel, der vom Aetna kommt. Er macht eine Mischung, wozu er einen Theil Salpeter hinzuthut, den der Droguist verkauft. Aus diesem Allen entsteht ein explodirendes Pulver,

von dem hundert Pfund hinreichen würden, um eine Citadelle einzustürzen. Ich frage nun, sind der Kohlenbrenner, welcher das Holz zur Kohle gemacht, der sicilianische Hirt, welcher den Schwefel gesammelt, der Seemann, der den Transport ausgeführt, der Kommissionär, der die Weiterbeförderung von Marseille bewerkstelligt, und der Kaufmann, der ihn verkauft hat, Mitschuldige der Katastrophe? Besteht zwischen ihnen die geringste Sammtverbindlichkeit nicht nur in Bezug auf die Verwendung, sondern auch in Bezug auf die Fabrikation dieses Pulvers?

Wenn es nun unmöglich ist, den geringsten Zusammenhang in der Thätigkeit zwischen den verschiedenen Individuen zu entdecken, die, Jeder ohne sein Wissen, zur Produktion des Pulvers mitgewirkt haben, so ist aus demselben Grunde offenbar, daß in Bezug auf den Gewinn des Verkaufs unter ihnen kein Zusammenhang und keine Sammtverbindlichkeit besteht, und daß der Vortheil, welcher aus seinem Gebrauche entstehen kann, eben so ausschließlich dem Erfinder angehört, als die Strafe, welche ihn in Folge eines Verbrechens oder einer Unvorsichtigkeit treffen konnte, ihm persönlich ist. Das Eigenthum ist identisch mit der Verantwortlichkeit. Man kann diese nicht aufstellen, ohne zugleich jenes zuzugeben.

Aber bewundert die Unvernunft der Vernunft! Dieses selbe Eigenthum, gesetzlich untadelhaft in seinem Ursprung, bildet in seiner Anwendung eine schreiende Ungerechtigkeit; und zwar ohne daß ein Element hinzukäme, das es modificirte, sondern durch die bloße Entwickelung des Princips.

Betrachten wir die Produkte, welche die Industrie und der Ackerbau auf den Markt bringt, in ihrer Gesammtheit. Diese Produkte sind, wie das Pulver und die Seife, alle in einem gewissen Grade das Resultat einer Kombination, deren Materialien aus dem allgemeinen Magazin entnommen sind. Der Preis dieser Produkte setzt sich unveränderlich erstens aus dem den verschiedenen Arten von Arbeitern bezahlten Lohne und zweitens aus dem von den Unternehmern und Kapitalisten verlangten Gewinne zusammen. Auf diese Art sieht sich die Gesellschaft in zwei Klassen von Personen getheilt 1) die Unternehmer, Kapitalisten und Eigenthümer, welche

das Monopol aller Gegenstände der Konsumtion besitzen; 2) in Lohndiener oder Arbeiter, welche für diese Dinge nur die Hälfte von Dem geben können, was sie werth sind, wodurch bei ihnen die Konsumtion, die Cirkulation und die Reproduktion unmöglich werden.

Vergebens sagt uns Adam Smith:

„Die einfache Billigkeit erfordert, daß Diejenigen, welche den ganzen Körper der Nation kleiden, ernähren und logiren, von dem Produkt ihrer eigenen Arbeit einen hinreichenden Theil erhalten, um selbst leidlich genährt, gekleidet und logirt zu sein."

Wie sollte dies geschehen, man müßte denn die Monopolinhaber aus ihrem Besitz vertreiben? Und wie das Monopol verhindern, wenn es eine nothwendige Wirkung der freien Ausübung unserer industriellen Fähigkeit ist? Die Gerechtigkeit, welche Adam Smith einführen möchte, ist im Reich des Eigenthums unausführbar. Wenn aber die Gerechtigkeit unausführbar ist, wenn sie sogar zur Ungerechtigkeit wird, und wenn dieser Widerspruch in der Natur der Dinge begründet ist, was hilft es dann noch, von Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu reden? Kennt die Vorsehung die Gerechtigkeit, oder ist die Nothwendigkeit philanthropisch? Wir dürfen eben so wenig darnach streben, das Monopol zu vernichten, als die Arbeit, sondern durch eine Synthese, welche der Widerspruch des Monopols unvermeidlich macht, es zu zwingen, im Interesse Aller die Güter hervorzubringen, welche sie Einigen vorbehält. Ohne diese Lösung bleibt die Vorsehung ungerührt bei unsern Thränen, die Nothwendigkeit verfolgt unerbittlich ihre Bahn, und während wir mit allem Ernst über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit streiten, antwortet uns der Gott, welcher uns in unsern Gedanken, in unsern Reden, in unsern Handlungen widerspruchsvoll gemacht, wie er, mit lautem Gelächter.

Dieser wesentliche Widerspruch unserer Ideen, der sich in der Arbeit realisirt und sich in der Gesellschaft mit riesenhafter Macht kund gibt, läßt alle Dinge in den umgekehrten Sinn von dem verfallen, was sie sein sollen, und gewährt der Gesellschaft den Anblick einer auf der Rückseite gesehenen Stickerei oder eines umgewendeten Thieres. Der Mensch sollte durch die Theilung der Arbeit und die

durch die Theilung der Arbeit, durch die Maschine stumpft er sich ab und wird Sklave. Die Steuer, sagt die Theorie, soll im Verhältniß zum Vermögen stehen; und ganz entgegengesetzt steht die Steuer im Verhältniß zum Elend. Der Unproduktive soll gehorchen, und durch einen bittern Hohn befiehlt der Unproduktive. Der Kredit ist nach der Etymologie seines Namens und nach seiner theoretischen Definition der Lieferant der Arbeit; in der Praxis bedrückt und tödtet er sie. Das Eigenthum ist dem Geiste seiner schönsten Prärogative nach die Erweiterung des Bodens; und in der Ausübung eben dieser Prärogative ist das Eigenthum das Verbot des Bodens. Die Staatsökonomie bringt in ihren sämmtlichen Kategorien den Widerspruch der religiösen Idee wieder hervor. Das Leben des Menschen, behauptet die Philosophie, ist eine fortwährende Befreiung von der Thierheit und der Natur, ein Kampf gegen Gott. In der religiösen Praxis ist das Leben der Kampf des Menschen gegen sich selbst, die unbedingte Unterwerfung der Gesellschaft unter ein höheres Wesen. Liebe Gott von ganzem Herzen, sagt uns das Evangelium, und hasse Deine Seele um des ewigen Lebens willen: genau das Gegentheil von dem, was uns die Vernunft befiehlt . . . .

Ich werde diese Wiederholung nicht weiter treiben; am Ende meiner Laufbahn angelangt, drängen sich meine Ideen in solcher Menge und mit solcher Macht, daß ich schon wieder ein neues Buch bedürfte, um das zu erzählen, was ich entdecke, und daß ich dem rednerischen Herkommen zum Trotz kein anderes Mittel sehe zu Ende zu kommen, als plötzlich abzubrechen.

Wenn ich mich nicht täusche, so muß der Leser wenigstens von einer Sache überzeugt sein, davon nämlich, daß die sociale Wahrheit weder im Nirgendheim noch im Schlendrian zu finden ist; daß die Staatsökonomie nicht die Wissenschaft der Gesellschaft ist, sondern nur die Materialien zu dieser Wissenschaft enthält, eben so wie das Chaos vor der Schöpfung die Elemente des Weltalls enthielt; daß, um zur endlichen Organisation, welche die Bestimmung unseres Geschlechts auf Erden zu sein scheint, Nichts weiter zu thun ist, als die allgemeine Ausgleichung aller unserer Widersprüche zu vollziehen.

Welches wird aber die Formel dieser Ausgleichung sein?

Es ist uns bereits erlaubt, sie von Weitem zu sehen: sie muß ein Gesetz des Tausches, eine Theorie der **Mutualität**, ein System von Garantien sein, welches die alten Formen unserer bürgerlichen und kommerziellen Gesellschaften auflöse und allen Bedingungen der Wirksamkeit des Fortschritts und der Gerechtigkeit, welche die Kritik bezeichnet hat, Genüge leiste; eine nicht mehr blos konventionelle, sondern wirkliche Gesellschaft, welche die Trennung und Zerstückelung in ein Werkzeug der Wissenschaft verwandele; welche die Sklaverei der Maschinen abschaffe und den Krisen vor ihrem Erscheinen zuvorkomme; welche aus der Konkurrenz einen Vortheil und aus dem Monopol ein Pfand der Sicherheit für Alle mache; welche durch die Macht ihres Principes statt vom Kapital Kredit und vom Staate Schutz zu verlangen, das Kapital und den Staat der Arbeit unterwerfe; welche durch die Ehrlichkeit im Tausche eine wahrhafte Sammtverbindlichkeit unter den Völkern schaffe; welche ohne die persönliche Initiative zu verbieten, ohne die häusliche Ersparniß zu verhindern, unaufhörlich die Reichthümer in die Gesellschaft zurückführe, welche die Aneignung daraus entfernt; welche durch diese Bewegung des Ausgehens und Zurückgehens der Kapitale die politische und industrielle Gleichheit der Bürger sichere, und durch ein großartiges System öffentlicher Erziehung die Gleichheit der Verrichtungen und die Gleichwerthigkeit der Befähigungen herbeiführe, indem sie dieselben stets höher erhebt; welche durch Gerechtigkeit, Wohlstand und Tugend das menschliche Bewußtsein erneuere, und so die Harmonie und das Gleichgewicht der Generationen sichere; eine Gesellschaft mit einem Worte, die, zugleich Organisation und Uebergang, dem Provisorischen entgehe, Alles garantire und Nichts aufs Spiel setze ....

Die Theorie der Mutualität oder des Mutuums, d. h. des Tausches in Natur, dessen einfachste Form das Darlehn der Konsumtion ist, ist vom Gesichtspunkte des Gesammtwesens die Synthese der zwei Ideen, Eigenthum und Gemeinschaft; eine Synthese, die eben so alt ist als die Elemente, welche sie bilden, weil sie nichts Anderes ist, als die Rückkehr der Gesellschaft zu ihrer ursprünglichen Praxis durch ein Labyrinth von Erfindungen und Systemen hin-

durch. Das Resultat eines sechstausendjährigen Nachdenkens über folgenden Grundsatz: A = A.

Alles bereitet sich heute auf diese feierliche Wiederherstellung vor; Alles zeigt an, daß das Reich der Fiktion vorüber ist, und daß die Gesellschaft in die Aufrichtigkeit ihres Wesens zurückkehren wird. Das Monopol ist so aufgeschwollen, daß es so groß ist als die Welt: ein Monopol aber, welches die Welt umfaßt, kann nicht ausschließlich bleiben; es muß sich republikanisiren oder platzen. Die Heuchelei, die Käuflichkeit, die Prostitution, der Diebstahl bilden den Inhalt des öffentlichen Bewußtseins: sollte nun die Menschheit nicht lernen von dem zu leben, was sie tödtet, so muß man glauben, daß die Gerechtigkeit und Sühne nahen . . . .

Schon fühlt der Socialismus, wie seine Nirgendheims vergehen, und hält sich an die Wirklichkeiten und Thatsachen: er lacht über sich selbst zu Paris; er diskutirt in Berlin, in Cöln, in Leipzig, in Breslau; er knirscht mit den Zähnen in England; er donnert auf der anderen Seite des Oceans; er läßt sich tödten in Polen; er versucht sich an der Regierung in Bern und Lausanne. Der Socialismus ist, wenn er die Massen durchdrungen, ein ganz anderer geworden: das Volk kümmert sich wenig um die Ehre der Schulen; es verlangt Arbeit, Wissenschaft, Wohlstand, Gleichheit. Das System macht ihm wenig aus, wenn es nur die Sache findet. Wenn das Volk aber Etwas will, und es sich für dasselbe nur noch darum handelt, wie es dasselbe erlangen soll, so läßt die Entdeckung nicht auf sich warten: macht Euch bereit, die große Maskerade kommen zu sehen . . . .

Der Priester möge es sich klar machen, daß die Sünde die Noth ist, und daß die wahrhafte Tugend, welche uns des ewigen Lebens würdig macht, die ist, gegen die Religion und gegen Gott zu kämpfen; — der Philosoph lege seinen Hochmuth ab, supercilium philosophicum, und lerne seinerseits, daß die Vernunft die Gesellschaft ist, und daß Philosophiren mit seinen Händen arbeiten heißt; — der Künstler erinnere sich, daß er ehedem aus dem Olymp in den Stall Christi herabstieg, und daß er sich aus diesem Stalle plötzlich zu ungekanntem Glanz erhob; daß also das Christenthum, die Arbeit, ihn

regeneriren muß; — der Kapitalist bedenke, daß Gold und Silber nur stellvertretende Werthe sind; daß, wenn sich alle Produkte durch die Ehrlichkeit des Tausches zu demselben Ansehen erheben, jeder Producent in seinem Hause eine Münze hat, und folglich die organisirte Arbeit das Kapital resorbiren wird, so wie die Fiktion der Produktivität des Kapitals die Beraubung des Arbeiters zu Wege gebracht hat; — der Eigenthümer erfahre, daß er nur der Sammler der Renten der Gesellschaft ist, und daß, wenn er bisher, vom Krieg begünstigt, den Boden mit Beschlag belegen konnte, der Proletarier ebenfalls durch die Association seine Ernten mit Beschlag belegen, und das Eigenthum in der Einöde sterben lassen kann; — der Fürst und sein stolzes Gefolge, seine Militärs, seine Richter, seine Räthe, seine Pairs und das ganze Heer der Unproduktiven mögen bald Gnade! vor dem Ackerbauer und dem Industriellen rufen, weil die Organisation der Arbeit gleichbedeutend mit der Unterwerfung der Gewalt ist, weil es vom Arbeiter abhängt, den Unproduktiven seiner Dürftigkeit zu überlassen, und die Gewalt in der Schande und Hungersnoth umkommen zu lassen ....

Alle diese Dinge werden geschehen, nicht als unvorgesehene, unverhoffte Neuigkeiten, als die plötzliche Wirkung der Leidenschaften des Volks oder der Gewandtheit einiger Männer, sondern durch die Rückkehr der Gesellschaft zu einer unvordenklichen Praxis, welche augenblicklich und mit Grund aufgegeben war ....

Die Menschheit wendet sich in ihrem schwankenden Gange unaufhörlich wieder zu sich selbst, ihre Fortschritte sind nur die Verjüngung ihrer Tradition; ihre scheinbar so entgegengesetzten Systeme zeigen stets denselben Inhalt, von verschiedenen Seiten gesehen. Die Wahrheit bleibt in der Bewegung der Civilisation stets identisch, immer alt, immer neu: die Religion, die Philosophie, die Wissenschaft übersetzen einander nur. Und gerade dieses macht die Vorsehung und Unfehlbarkeit der menschlichen Vernunft aus; dies sichert selbst im Schoße des Fortschrittes die Unveränderlichkeit unseres Wesens, das macht die Gesellschaft zugleich unveränderlich in ihrem Wesen und unwiderstehlich in ihren Revolutionen, und begründet, fortwährend dem Gesichtskreis erweiternd, stets in der Ferne die letzte Lösung zeigend, die Autorität unserer geheimnißvollen Ahnungen.

Maschinen sich stufenweis zur Wissenschaft und Freiheit erheben, und Indem ich über diese Kämpfe der Menschheit nachdenke, erinnere ich mich unwillkürlich, daß in der christlichen Symbolik auf die kämpfende Kirche am jüngsten Tage eine triumphirende Kirche folgen soll, das System der socialen Widersprüche erscheint mir wie eine magische Brücke, welche über den Strom der Vergessenheit geschlagen ist. . . . .

. . . .

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß. Theil II

Cap IX. Neunte Frage. Das Gleichgewicht des Handels

5 §I Nothwendigkeit des freien Handels —

18 §II Nothwendigkeit des Schutzzolles. —

78 §III Theorie des Gleichgewichtes des Handels.

97 Cap X Zehnte Frage der Credit

101. §I Ursprung & Abstammung der Credit- Wechselfälle Verwirrungen in Bezug auf diese Ideen

119 §II Entwickelung der Creditanstalten.

150 §III Lüge & Widerspruch des Credits. Deren zerstörende Wirkungen

186 Cap XI Elfte Frage: das Eigenthum

§I Das Eigenthum ist unerklärlich außerhalb der constituirten Werthbestimmung ... den der Organisation der gemeinen Zustände oder bringt uns der Gemeinschaft

214. §II Ursachen der Gründung des Eigenthums.

249 §III Wie das Eigenthum entartet.

280 §IV Beweis der Gottesexistenz durch das Eigenthum.

303 Cap XII Zwölfte Frage – die Gemeinschaft.

306 §I Die Gemeinschaft geht aus der Noth ökonomischer Fragen

307 §II Erklärung dessen was Eigen-, und dessen was Gemeinschaftlichkeit.

315 §III Stellung der Communistischen Frage.

317 §IV Die Gemeinschaft endet da wo ihr Anfang.

322 §V Die Gemeinschaft verträgt sich nicht mit der Familie, der Liebe und Arbeit der Gemeinschaft.

330 §VI Die Gemeinschaft ist ohne ein Gesetz der Vertheilung unmöglich und geht durch die Vertheilung zu Grunde.

334. §VII Die Gemeinschaft ist ohne ein Gesetz der Organisation unmöglich, und durch die Organisation geht sie zu Grunde.

339 §VIII. Die Gemeinschaft ist unmöglich ohne die Gerechtigkeit und geht durch die Gerechtigkeit zu Grunde

344 §IX. Die Gemeinschaft ist stattlich, unverständig & ungeschicklich

354 §X Die Gemeinschaft ist die Religion des Elends

365 Cap XIII Dreizehnte Frage – die Bevölkerung.

§I Verneinung der Gesellschaft durch die Rückwärtsgänge in der Arbeit

382 §II Die Noth ist das Ziel der Staatsökonomie

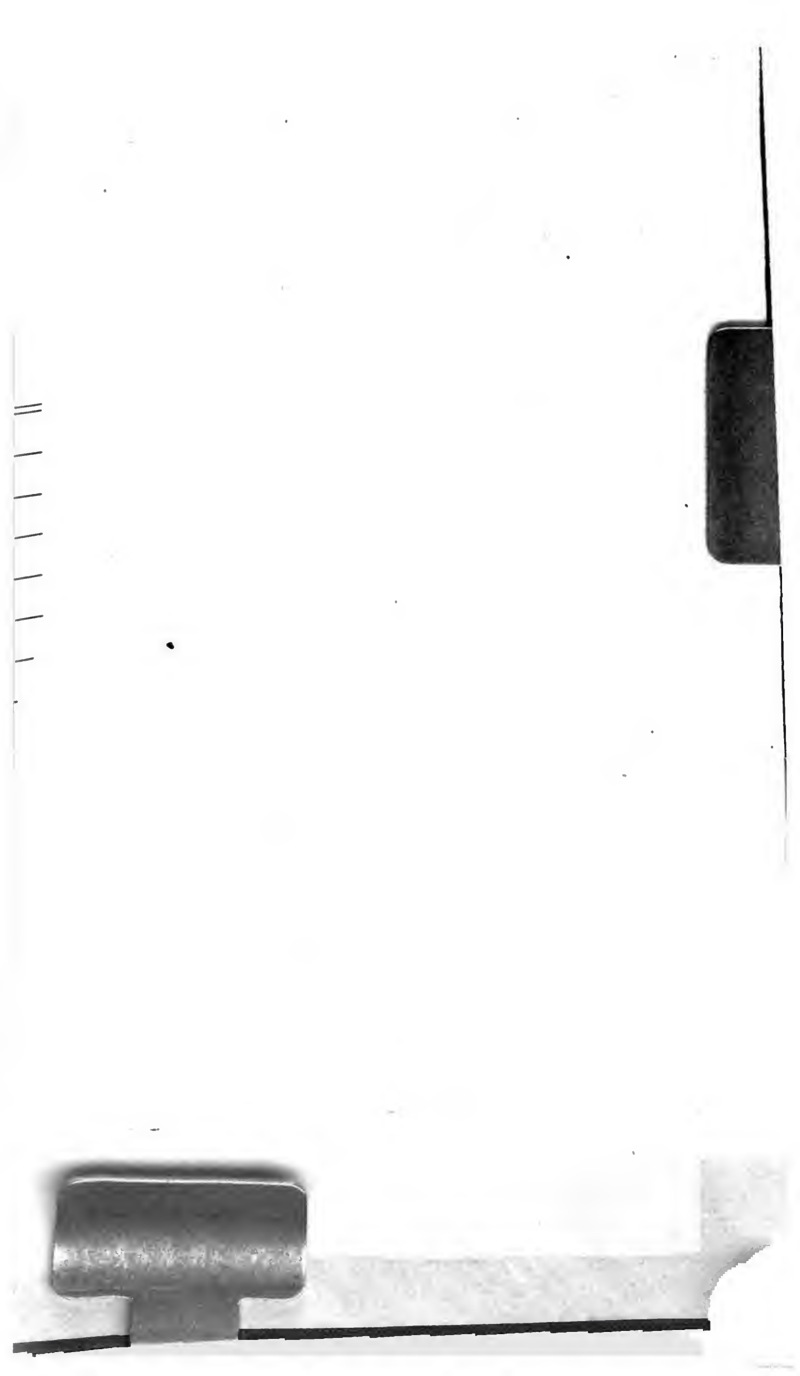
405 §III Beweis des Gleichgewichtes der Bevölkerung

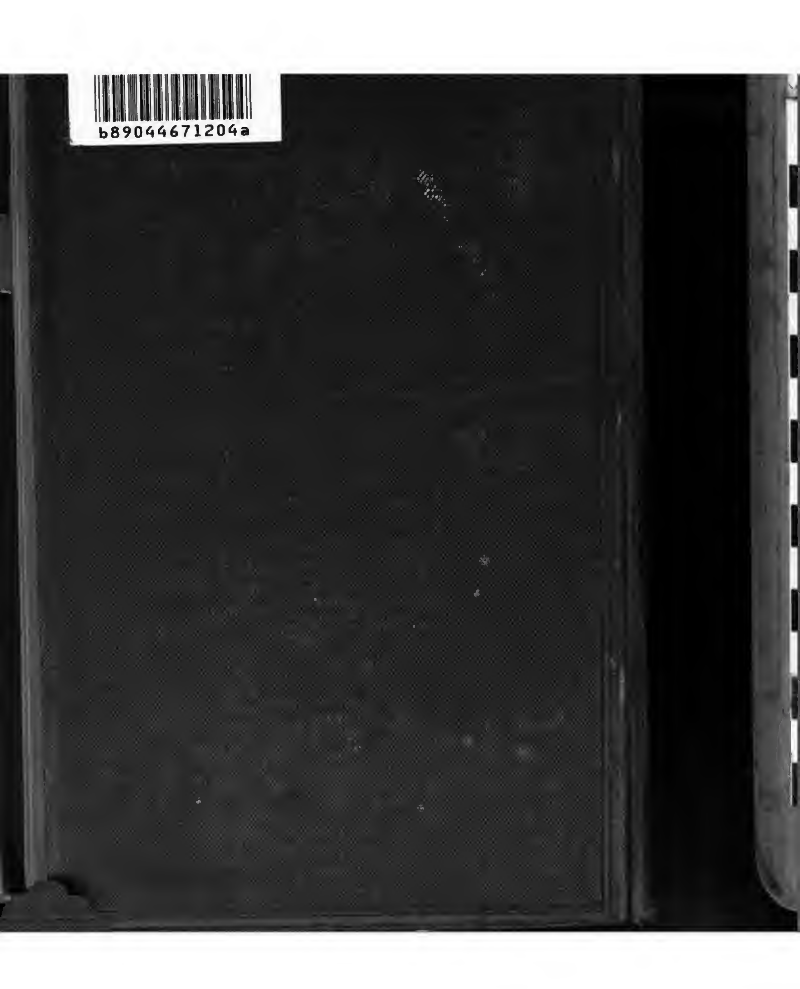
Cap XIV Zusammenfassung & Schluß. —

DATE DUE

DEC 10 1976		
wumil 2260		
Widd 2118		

DEMCO 38-297




b89044671204a

b89044671204a

89044671204

b89044671204a